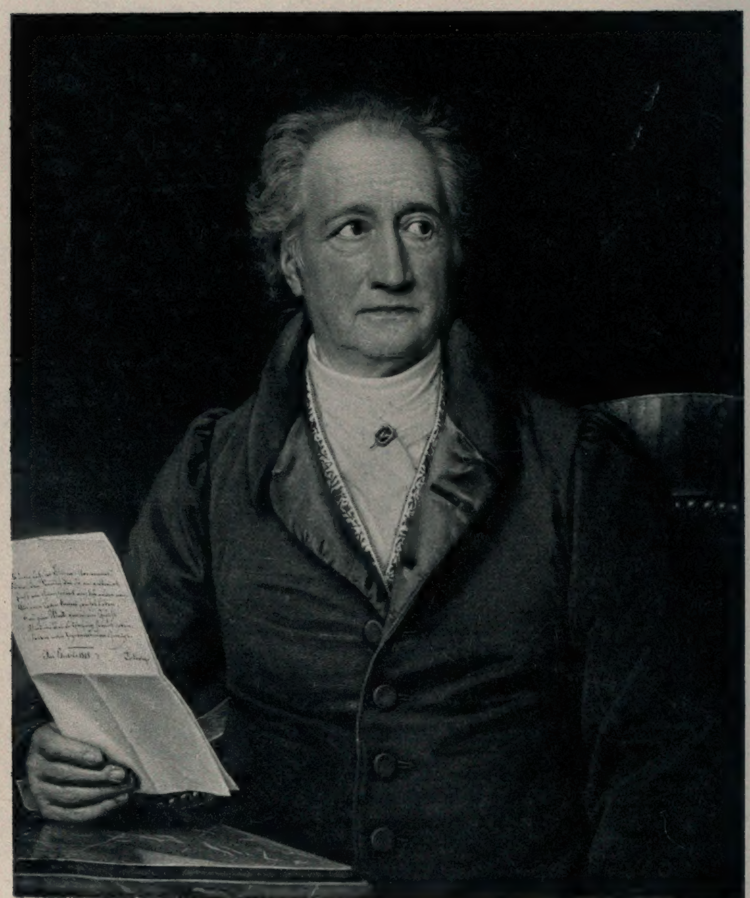



A



Jos. Stieler pinx. 1828. Photogravure Bruckmann.

GOETHE IM 79. LEBENSJAHRE.

C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oscar Beck in München.

Goethe

Sein Leben und seine Werke

von

Dr. Albert Bielschowsky

In zwei Bänden

Zweiter Band

mit einer Photogravüre

(Goethe im 79. Lebensjahre von Jos. Stieler)

Erste bis dritte Auflage



München 1904
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

Vorbemerkung des Verlegers.

Es ist dem Verfasser dieses Werkes nicht beschieden gewesen, dessen Vollendung zu erleben. Albert Bielschowsky ist am 21. Oktober 1902 aus der Zeitlichkeit abberufen worden. Bis zum Juli 1902 hatte er seine Goethe-Biographie unablässig gefördert. So war das Manuskript des zweiten Bandes bis zu Seite 591 des Druckes vorgerückt, als ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm. Die Entstehungsgeschichte des Faust ist seine letzte Arbeit gewesen.

Es ist wahrscheinlich, daß der Verfasser, der sich nur schwer genug tun konnte, auch die vollendeten Partien noch einer glättenden und ergänzenden Durchsicht unterzogen hätte. Was ihm verwehrt war, haben die Herren Professor Imelmann und Professor Roethe in Berlin, beide schon vom ersten Bande her mit der Arbeitsweise und Auffassung des Geschiedenen vertraut, vorsichtig nachzuholen gesucht. Professor S. Kalischer in Berlin erfüllte einen lang gehegten Wunsch Bielschowskys, indem er das Kapitel „Goethe als Naturforscher" beisteuerte. Wenn das Werk kein Torso geblieben ist, so dankt es das aber in erster Linie Professor Theobald Ziegler in Straßburg, der das Faustkapitel (von Seite 591 an) vollendete, den Schlußabschnitt hinzufügte, in das sechzehnte Kapitel eine Darstellung von Goethes Verhältnis zur Romantik (Seite 469 bis 475) einschob und im vierten die Stellung zu Fichte, Schelling, Hegel kurz beleuchtete. In den Anmerkungen hat Professor Max Friedländer (Berlin) über die Kompositionen Goethischer Gedichte berichtet, das alphabetische Register hat Professor F. J. Wershoven (Breslau) die Güte ge-

habt herzustellen; mancherlei sonstige Beihilfe leistete Dr. phil. Franz Leppmann (Berlin).

Allen den Genannten sei für ihre selbstlose Mitarbeit an dem Werke des zu früh vollendeten Verfassers, zugleich auch im Namen und Auftrag seiner Familie, der wärmste Dank ausgesprochen! —

Mit wehmütigem Gedenken an den abgeschiedenen edlen Freund übergeben wir nun den zweiten Band seiner Goethe-Biographie der Öffentlichkeit. Sein Andenken wird fortleben in dem Denkmal, das er dem unsterblichen Dichter aufgerichtet hat.

München, Anfang Oktober 1903.

V

Inhalt.

1. Nach der Rückkehr aus Italien.

Goethe war wieder in Weimar. In sein altes Beamtendasein wieder einzutreten, war von ihm in Italien als eine Unmöglichkeit erkannt worden. Alle Gründe für diese Amtstätigkeit waren fortgefallen. Selbst als Gegengewicht gegen sein Phantasieleben bedurfte er ihrer nicht mehr, seitdem er die Naturwissenschaften in so breitem Maße zu pflegen begonnen. Er hatte deshalb schon von Rom aus den Herzog gebeten, den Urlaub, den er dem Abwesenden gewährt, auch dem Gegenwärtigen zu gönnen. „Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen, so wird meine Kraft wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein."

Worin er dem Herzog und dem Lande noch dienen wollte und konnte, das sollte ein freier Dienst sein, dessen Begrenzung er dem zarten Verständnis des Herzogs für seine Lebensbedürfnisse überließ. Und diese Begrenzung vollzog der Herzog in einer Weise, wie er es nur konnte. Alle lästigen Ämter und Arbeiten nahm er dem Freunde und beließ ihm die Ehren. Goethe blieb Mitglied des Conseils und der Kammer, dieses mit der Bestimmung, daß, wenn er den Sitzungen beiwohnen wolle, er berechtigt sei, seinen Sitz auf dem für den Herzog selbst bestimmten Stuhle zu nehmen. Seine regelmäßigen Amtsgeschäfte beschränkten sich aber

fortan auf die Oberaufsicht über die Anstalten für Kunst und Wissenschaften, Geschäfte, die nicht bloß seinen Neigungen entsprachen, sondern auch seinen persönlichen Zwecken sehr häufig förderlich waren. All das hatte der Herzog geordnet, noch bevor Goethe heimkehrte. Dieser fand daher bei seiner Ankunft die günstigste Sachlage: seine Stellung im Herzogtum so hoch gehoben als möglich, seine Machtbefugnisse, wenn er sie gebrauchen wollte, so groß wie nur je zuvor, und bei einem reichlichen Gehalt eine genügende Muße, um seinen dichterischen und wissenschaftlichen Aufgaben leben zu können. Er selbst hatte von Italien aus nicht mehr begehrt, und so lieb ihm auch der Aufenthalt in Rom war, so hoffte er doch, daß durch die größere Ruhe in der Heimat und durch die Nähe der Universität Jena seine Arbeiten noch rascher und leichter als an der Tiber von statten gehen würden.

Trotzdem sehen wir ihn, den jeder deutsche Dichter und Gelehrte um seine Lage beneiden konnte, und so mancher tatsächlich beneidete, nach der Rückkehr in derselben tiefen Verstimmung, in der wir ihn beim Abschied aus Italien verlassen haben. Seine Tasso-Natur sah nur das, was er aufgegeben, nicht das, was er besaß und wiedergewonnen. Er kann seine Gedanken von Rom nicht losreißen und verstimmt seine Weimarischen Freunde durch die Seufzer über Himmel und Erde, Menschen und Dinge, über das Verlorene und über das Vorhandene, durch die deutlich verratene Absicht, baldmöglichst der Heimat wieder zu entfliehen. Mit Recht konnten sie gegenüber seinen Jeremiaden finden, daß die Sonne auch in Deutschland scheine und wärme, daß die Rosen auch hier blühten, daß im Schatten der Linde und Tanne sich so gut ruhen lasse wie in dem der Cypresse und Pinie, daß das, was Deutschland an Kunst entbehre, reichlich durch die Wissenschaft ersetzt werde, und daß sie selbst dem Zurückgekehrten soviel wert sein müßten wie die Römischen Freunde.

Über seine Klage hinaus erkältete sie aber die Veränderung, die sein gesamtes Wesen ergriffen hatte. Durch die tiefen Einsichten, die er während seiner zweijährigen Entfernung in die Menschen,

in die Natur, in die Geschichte, in die Kunst gewonnen, hatte der immer schon bestehende Abstand zwischen ihm und seiner Umgebung sich außerordentlich erweitert.

Dazu mangelte es an einer so engen und fröhlichen Studien- und Lebensgemeinschaft wie er sie mit seinen Römischen Freunden und einst auch mit seinen Weimarischen gehabt, die die Wirkungen eines solchen Abstandes nach beiden Seiten hin minder fühlbar gemacht hätte. Infolgedessen stand er den Freunden als der aus königlichem Reichtum und königlicher Freigebigkeit Spendende gegenüber, der in ungesuchter, aber von selbst ausschließender, geistiger Vornehmheit mit ihnen verkehrte. Jeder fühlte, daß diesem Manne sich nichts geben lasse, auch wenn er freundliche Aufmerksamkeit gewährte. Mit der Rolle begeistert sich anschmiegender Zuhörer wollten sie sich aber nicht begnügen. Und ähnlich wie im Geistigen war es im Materiellen. Jedem leistete er einen Dienst und von niemandem — außer etwa dem Herzog — nahm er einen an oder brauchte ihn anzunehmen.

Und ferner: mit der Einsicht in die Welt war bei ihm die Einsicht in sich selbst mächtig gewachsen. Er war deshalb fähig, sich selber zu lenken und zu leiten, und fähig, mit dem, was ihn drückte, selber fertig zu werden. Daher das Bedürfnis gänzlich fortfiel, sein Innerstes gegen andere zu eröffnen. Er konnte fortan ganz objektiv sein und wollte es sein. Er sah jetzt sogar lieber Menschen um sich und mischte sich lieber unter sie als in den letzten Weimarischen Jahren. Mochte er aber auch wie bisher für seine Freunde hilfsbereit, liebenswürdig teilnehmend alles tun, was er tun konnte, die subjektive Hingabe, die erst die Herzen kittet, fehlte.

Dieses neue Verhältnis zwischen Goethe und den alten Freunden hat am treffendsten Schiller, der von Goethe wenig beachtet den Winter 1788 zu 1789 in Weimar zubrachte, gekennzeichnet, wenn er im Februar 1789 an Körner schreibt: „Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich

1*

selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben."

Danach wird man es richtig auffassen, wenn Karoline Herder, obwohl Goethe nach der Abreise ihres Mannes, der seine Italienfahrt angetreten, sich ihrer und der Kinder in geradezu rührender Weise annahm, doch sagt: „Er will durchaus nichts mehr für seine Freunde sein . . . für Weimar taugt er nicht mehr," oder wenn sie nach einer Gesellschaft bei Goethe, in der er Zeichnungen vorzeigte, bemerkt: „Es war uns allen höchst unwohl." Auf der anderen Seite wird man es begreifen, wenn Goethe sich beklagte, daß er jede Teilnahme vermisse, daß niemand ihn verstehe.

Von einer solchen veränderten Sachlage mußte am tiefsten das Verhältnis zu Frau von Stein betroffen werden. Als Liebesbund war es schon in Italien gelöst, und es hätte als Freundschaft fortbestehen können, wenn eine liebende Frau so ohne weiteres sich mit einem geringeren Grade von Zuneigung abfinden ließe. Wäre Goethe der Umwandlung seiner Gefühle sich klarer bewußt gewesen, so hätte er sich nicht wundern dürfen, daß Frau von Stein ihn nicht mit offenen Armen empfing. Aber merkwürdig genug, während er der Freundin Klagelieder über das, was er mit Italien aufgegeben, vorsang, verlangte er von ihr, sie solle voller Freude ihn umfassen. Er spürte auch gar nicht, wie sehr ihre Verstimmung, ihre stillen und lauten Vorwürfe grade ihrer heißen Liebe zu ihm entsprangen. Da er aber seine üble Laune nicht noch durch die Empfindlichkeit der Freundin steigern lassen wollte, so hielt er sich unwillkürlich von ihr fern oder mied es, ihr allein zu begegnen. Dieses sonderbare Verhalten konnte Frau von Stein die Frage nahe legen, ob die Gefühle, die er für sie hege, auch nur noch Freundschaft zu nennen seien. Oder was sollte sie davon denken, wenn er auf ihre Bitte, sie in Kochberg zu besuchen, am 31. August schreibt, als ob es sich um eine Fahrt über einen hohen Alpenpaß handelte: „Ich fürchte mich dergestalt vor Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu Dir kommen kann.

Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht und es mag regnen wie es will." Und als er mehrere Tage später doch kommt, sich gleich mehrere Personen mitbringt! Oder wie sollte sie sich die rätselhaften Worte zurecht legen, die er ebenfalls an sie nach Kochberg richtet: „Erfreue Dich Deiner Einsamkeit! Es wird nicht lange währen, so hab' ich, will's Gott, sie auch wieder gewonnen, um sie nie zu verlassen." Klang das nicht so, als ob er wieder nach Italien flüchten wolle, um nie zurückzukehren? Oder wenn er ihr durch ihren Fritz auf Italienisch sagen läßt: „Meine Tugenden wachsen, aber meine Tugend mindert sich"? — Schon sechs Wochen nach Goethes Rückkehr, als sich Frau von Stein auf ihr Gut zurückzog, konnte sie klagen: „Goethe hat mich auf völlig fremdem Fuße entlassen."

Danach kam es gar nicht mehr darauf an, ob sie das Geheimnis der Verbindung Goethes mit Christiane Vulpius erfuhr oder nicht. Der Bruch war besiegelt; die Entdeckung, die anscheinend erst im Anfang des Jahres 1789 erfolgte, beschleunigte ihn nur. Als sie am 4. Mai nach Ems ins Bad reiste, hinterließ sie Goethe einen Brief, in dem sie alles, was sie gegen ihn auf dem Herzen hatte, zum Ausdruck brachte und zuletzt ihn vor die Wahl stellte, entweder auf sie oder auf Christiane zu verzichten. Goethe legte in zwei Briefen unter mancherlei Gegenbeschwerden seinen Standpunkt dar und betonte, welchen Wert er auf die Fortdauer ihrer Freundschaft lege, ihre Hauptforderung aber lehnte er ab, indem er seinen Beziehungen zu Christiane jeden tieferen Charakter absprach. Noch scheint er geglaubt zu haben, daß seine offenen und — zum ersten Male nach der Rückkehr — von einem innigeren Tone durchzogenen Erklärungen Erfolg haben würden. Er täuschte sich. Charlotte von Stein zerschnitt das rissig gewordene Band; mit einem Schmerze, von dessen Größe wenige eine Ahnung hatten. „Er ist mir nun wie ein schöner Stern, der mir vom Himmel gefallen." Diese Worte, die sie in Voraussicht des Unvermeidlichen schon Ende März an Lotte von Lengefeld ge-

schrieben hatte, blieben fortan für ihr Leben gültig. Und der Schmerz über das entrissene, entschwundene Glück war um so schärfer, als sie trotz seiner „Treulosigkeit“ nicht aufhören konnte, ihn von ganzer Seele zu lieben. Es half ihr auch nichts, daß sie den Geliebten gelegentlich sich recht schwarz malte. Es verminderte nicht ihre Liebe, sondern erhöhte nur ihre Trauer über seinen Abfall von der idealen Höhe, in der er einst vor ihr gestanden hatte und über seine seelische Vereinsamung neben Christiane. „Das Mitleid bemächtigt mich manchmal über ihn, daß ich weinen könnte“ (27. Mai 1791).

Goethe trug den Verlust leichter, weil dieser für ihn nach der großen Umwandlung seiner Natur viel geringer sein mußte. Außerdem halfen ihm die mannigfaltigen, weit ausgebreiteten Studien, die leidenschaftliche Hingabe an die Dichtung (zunächst den Tasso), sein reich bewegtes Leben und das hübsche Mädchen aus dem Volke, das er zu sich gesellt hatte. Aber ohne empfindliche Einrisse ist es auch bei ihm nicht gegangen. Mochten sie rasch zuheilen, es kamen Momente, wo die Narben brannten. In einem solchen hat er ein Jahr nach der Trennung die Verse gedichtet:

„Eine Liebe hatt' ich, sie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!“

Aber noch in späten Jahren spüren wir das Fiebern der wunden Stellen, wenn er der Erinnerung an die Glanzzeit seiner Liebe zu Frau von Stein selbst im Spiegel der Dichtung ausweicht. Und dies geschah, trotzdem längst zwischen den Grollenden eine Versöhnung erfolgt war. Es war eine innere Unmöglichkeit, daß zwei so vorzügliche, bei allen menschlichen Schwächen so durchaus edle Persönlichkeiten, die ihren beiderseitigen Wert so genau kannten, auf die Dauer feindselig nebeneinander hergingen. Nach fünf Jahren trat unter dem einigenden Einflusse des Schillerschen Ehepaares eine Annäherung ein, die allmählich zu mild-warmer Freundschaft sich erhob. Es kamen Zeiten, wo Goethe jeden

Morgen bei der Freundin vorsprach, wo diese ihn fast jede Woche besuchte, und Briefe und mancherlei Aufmerksamkeiten zwischen ihnen ausgetauscht wurden.

Da Frau von Stein trotz aller Kränklichkeit ein hohes Alter beschieden war, so konnte noch ein langer freundlicher Abend die beiden mild bescheinen.

„Du hast nur eine Nebenbuhlerin, einen Kolossalkopf der Juno," hatte Goethe von Rom aus im Januar 1787 der Frau von Stein zugerufen. Setzen wir an Stelle der Juno die Antike, so hätte er ihr ein Jahr später dasselbe nur in viel weiterem und für sie bedrohlicherem Sinne zurufen können: „Die Schule der Griechen blieb noch offen . . . lebe glücklich und so lebe die Vorzeit in Dir." Und glücklich leben im Sinne der Alten, so belehrt ihn Amor, heiße jung sein und lieben. „Munter! Begreife mich wohl!" Goethe begriff den Lehrer und folgte ihm. Er gab den Lockungen nach, die von den Reizen der Jugend und Schönheit in Frauengestalt ausgingen. Da er von der Hingabe an diese Reize ein wohltuendes Gleichgewicht zwischen Geist und Sinn verspürte, so schämte er sich auch daheim vor den alten Freunden und Freundinnen der sich „wieder belebenden Studentenader" nicht, sondern guckte den hübschen Mädchen in die Augen, küßte ihnen die Hände, tanzte mit ihnen und sagte ihnen tausend schöne Sachen. Es war daher nur im Zuge dieser Sinnesrichtung, daß, als vier Wochen nach seiner Rückkehr eine schöne Bittstellerin, der die braunen Locken auf den weißen Hals fielen und heitere Lebenslust aus dem guten frischen Gesichtchen blickte, im Park sich ihm nahte, er sie veranlaßte, öfter mit ihm zusammenzukommen. Auf diese Weise gelangte Christiane Vulpius, die sonst Blumen für die Bertuchsche Fabrik anfertigte, in sein Haus und blieb darin. Er nahm das Verhältnis zunächst ganz künstlerisch, römisch, antik. Es war ein holder Zeitvertreib nach des Tages Last und Mühe ohne ernsteren seelischen Gehalt. Und noch nach einem Jahre

wünschte er, wie wir aus einem Briefe an Frau von Stein sehen, daß es auf diesem Standpunkt stehen bleibe, „daß es nicht ausarte“. Sie solle ihm mit ihrer Liebe dazu helfen. Da sie dies nicht zu tun vermochte, so wandelte es sich in eine freie Ehe um, in der das Wohlgefallen an der hübschen Erscheinung Christianens und ihrer natürlichen, heiteren, kernigen Art, sowie die angenehme Gewohnheit und am meisten die Geburt Augusts (25. Dezember 1789) eine zärtliche Neigung erzeugten, die Goethe bisweilen für Liebe hielt. Von einer ihn beherrschenden wirklichen Liebesleidenschaft war aber nie und nimmer die Rede. Um sich davon zu überzeugen, braucht man bloß die an Christiane gerichteten Briefe und Dichtungen mit den früheren oder späteren Dokumenten aus Goethes Liebesleben zu vergleichen. Wenn er trotzdem aus Venedig am 28. Mai 1790 an Herder schreibt: „Ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe,“ so war das entweder die Überschätzung eines momentan stärkeren Sehnsuchtsgefühls, oder, was wahrscheinlicher ist, ein beabsichtigtes nachdrückliches Betonen seines Interesses für Christiane, um die Verlassene nebst dem kleinen Söhnchen möglichst stark dem Schutze der Herderschen Ehegatten zu empfehlen. Denn er wußte nur zu wohl, wie sehr Christiane dieses Schutzes bedurfte. Sein ganzer Verkehrskreis verfolgte sie mit Haß und Verachtung. Man sagte ihr das Allerschlimmste nach, und es war gerade die Frau Herders, die das böseste Gerede gläubig kolportierte. Und mochte man auch später eine günstigere Meinung gewinnen, sie blieb niedrig genug, um Goethes Frau und die Weimarer Gesellschaft auseinanderzuhalten.

Leider, muß man sagen, war die abgeneigte Haltung des Goetheschen Freundeskreises nicht ganz ungerechtfertigt. Denn obschon Christianens Charakter gewiß ein trefflicher war, zum geselligen Verkehr gehört mehr als dies. Er verlangt annähernd gleiche Bildung und gleiche Lebensgewohnheiten. In beiden hat sich Christiane über das ursprüngliche Niveau sehr wenig erhoben. Und das läßt ahnen, wie sehr Goethe zeitweise von dem Verhältnis gedrückt werden mußte, und erklärt es, warum er siebzehn Jahre lang zögerte,

ehe er die Ehe legitimierte, und daß er es auch dann nur unter dem Druck außerordentlicher Ereignisse tat, während doch schon das Heranwachsen seines August eine dringende Aufforderung zu einem solchen Schritt für ihn sein mußte. Wer den Briefwechsel zwischen Goethe und Christiane liest, kann sich eines schmerzlichen Mitgefühls mit dem großen Manne nicht erwehren. Kein freies Ausströmen der tausendfältigen Gedanken und Gefühle, die den Dichter, Forscher, Politiker beschäftigen, kein Wort von seiner Lektüre, keine Erörterung über den inneren Gehalt seines bedeutenden persönlichen Verkehrs, kein gehobenes Vermelden von glücklichen Dichterwürfen, — nichts als die gemeine irdische Alltäglichkeit beherrscht diesen Briefwechsel. „Sobald das Gedicht (Hermann und Dorothea) fertig ist, soll die Seife ankommen und noch etwas dazu, damit Du Dich auch auf Deine Art mit mir freuen kannst“ (10. März 1797). Goethe schweigt von allem Höheren, weil er weiß, daß die feineren Schwingungen seines Geistes sich in Christianens Seele nicht fortpflanzen. Diese Unempfänglichkeit und Unempfindlichkeit Christianens für das Beste, was seine Brust durchzog, raubt ihm bei unmittelbarer Nähe sichtlich nicht selten die Stimmung für die Arbeit, er flüchtet dann auf Wochen und Monate nach Jena, und zwar auch zu der Zeit, wo Schiller bereits in Weimar ansässig war, oder anderswohin; man merkt auch, wie er Christianen, um sie für seine Entfernung zu entschädigen, bereitwillig nach ihrem Gefallen leben läßt. Auf der anderen Seite dankt er ihr manch gesundes, freundliches Behagen, und es tut ihm wohl, daß sie ihm die Sorge für Leib, Haus, Hof, Küche und Keller abnimmt, daß sie auch ihm diejenige Lebensfreiheit gewährt, um derentwillen er bisher jedem festen Bande sich entzogen hatte. So hat er während seiner Ehe fortgelebt wie früher. Sein Herz ist frei und gibt sich jeder Neigung hin. Wir werden im folgenden daher kaum wahrnehmen, daß wir es mit einem verheirateten Manne zu tun haben. Diese Freiheit hat er freilich mit einer geistig armen, ihn oft genug drückenden und um seines Sohnes willen schmerzenden Häuslichkeit teuer erkauft.

Ob sein unbezwinglicher Lebensdrang die Folge oder die Ursache seines unbezwinglichen Dichterdranges war, ist schwer zu entscheiden. Soviel ist sicher: dichten im höchsten Sinne heißt erleben, lieben, genießen, kämpfen, leiden, bluten. Deshalb konnte Goethe im Tasso den Dichter und Märtyrer nebeneinander stellen und das elegische Wort sprechen:

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks."

Wir aber, die wir der Lebensfreiheit, die Goethe sich nahm, das ununterbrochene Forttönen seiner Leier durch die ganze Weite der Skala verdanken, sollen ihn in solchen Fällen, wo sie zu unerfreulichen Wendungen führt, nicht schelten, sondern ihn begreifen, sollen vor allem den großen Willen des Schicksals verstehen, das ihn für uns genießend sich freuen und büßend leiden ließ.

Über das Unbehagen nach der Rückkehr aus Italien half Goethe sich am besten durch die Arbeit fort. Von den acht Bänden seiner Schriften, die seit Anfang des Jahres 1787 im Erscheinen waren, harrten noch drei der Erledigung. Sie sollten den Tasso, Faust, einige kleinere Dramen und seine Gedichte enthalten. Der Band, der die Gedichte brachte, wurde noch im Herbst 1788 fertig. Es handelte sich hauptsächlich um die Sammlung und Redaktion fertiger Sachen. Schwieriger war es, den Tasso abzuschließen. Das gelang erst im Sommer des folgenden Jahres. Den Faust zu vollenden, wie der Dichter noch in Italien gehofft und dem Publikum in Aussicht gestellt hatte, gab er auf. Er begnügte sich, das Fragment, wie er es aus Frankfurt mitgebracht hatte, um ein Weniges zu erweitern und machte dann „einen Strich hinter das Stück". Neben dieser Tätigkeit für die Gesamtausgabe nahm ihn die Ausarbeitung einiger allgemeiner Kapitel seiner Italienischen Briefe und Tagebücher, die er in Wielands „Merkur" veröffentlichte, in Anspruch, darunter die bedeutenden Betrachtungen

über die drei Stufen künstlerischen Schaffens „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“. Einen dieser ausgewählten Abschnitte, die Beschreibung des römischen Karnevals, gab er unter Hinzufügung von Kupfern, die die Hauptmasken darstellten, gesondert heraus. Endlich machte er sich noch an eine wissenschaftliche Aufgabe, deren wesentliche Grundlage ihm schon vor Italien aufgegangen und dort ihm immer gewisser geworden war, an die Darstellung der Metamorphose der Pflanzen. Als er im Januar 1790 auch dieses ihm ungemein wichtige Werkchen zum Abschluß gebracht hatte und im Augenblick weder eine dringliche dichterische noch wissenschaftliche Arbeit ihn ernstlich beschäftigte, erwachte verstärkt seine Sehnsucht, dem unerquicklichen Weimar auf einige Zeit den Rücken zu kehren, am liebsten durch einen erneuten Aufenthalt in Italien. Dort weilte seit dem Herbst 1788 die Herzogin Amalie mit Einsiedel und der Göchhausen, die ihn mehr als einmal aufgefordert hatte, ihr Gesellschaft zu leisten. Er hatte auch schon im September 1789 daran gedacht, ihr nachzureisen, den Plan aber wohl hauptsächlich aus Rücksicht auf seine Arbeiten wieder fallen lassen. Jetzt nahm er ihn von neuem auf, obwohl die Herzogin bereits den Rückweg angetreten hatte. Christiane und sein kleiner August vermochten ihn nicht zurückzuhalten. Mitte März reiste er ab von Weimar, und am letzten Tage des Monats traf er in Venedig ein, das man zum Rendezvous bestimmt hatte.

Wie anders wirkte diesmal Italien auf ihn ein! Während vor vier Jahren die Begeisterung für Kunst und Natur, das erhebende Bewußtsein, zehn Jahre seiner Pflicht gelebt, seine Kräfte dem Wohle des Weimarischen Staatswesens geopfert zu haben, und der beglückende Glaube, daheim einen reichen, unverlierbaren Schatz von Freundschaft und Liebe zu besitzen, ihm alles Mangelhafte, Lästige, Widrige vergoldet hatte, tritt jetzt ihm, dem zum „völligen Erdensohne“ Gewordenen, das Irdische mit allen grellen Lichtern entgegen, während die Erinnerung an die Heimat sein Gemüt mit anderen Dissonanzen durchzieht. Dazu war es zeitiges Frühjahr,

die Poebene noch kahl, und in Venedig fiel des öftern Schnee. Er konnte sich überzeugen, daß der italienische Frühling unter Umständen dem Weimarischen verzweifelt ähnlich sei. Im Gefühl der ersten Enttäuschung schreibt er dem Herzog, daß seiner Liebe für Italien ein tödlicher Stoß versetzt sei. Herdern bemerkt er, er sei diesmal ein „wenig intoleranter gegen das Sauleben der Nation“, und in den Venezianischen Epigrammen nennt er grimmig die Lagunen einen Froschpfuhl und Venedig St. Markus im Kot. Auch andere Schatten, die das vorige Mal ihm das schöne Bild nicht störten, sind ihm diesmal sehr ärgerlich.

„Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
. . . .
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.“

Es war eine herbe Erfahrung, die er machte, aber sie war ihm und uns dienlich. Sie eroberte ihn endgültig für Deutschland zurück.

Im übrigen hatte Venedig doch zu viel Schönes und Angenehmes, als daß das Mißbehagen hätte die Oberhand gewinnen können. Da durch die verspätete Ankunft der Herzogin sich sein Aufenthalt auf fast acht Wochen ausdehnte, so hatte er reichlich Zeit, allen seinen Interessen nachzugehen; hauptsächlich war es wieder die Kunst, die ihn fesselte. Einer seiner ersten Gänge galt Palladios Carità, über deren Schönheit er seinem Diener — auch diese Begleitung unterscheidet ihn von dem idealistischen Reisenden von 1786 — einen Vortrag hält. Die Antiken werden ebenfalls wieder mit gebührender Sorgfalt besichtigt, aber das Hauptstudium wird den beim ersten Besuch etwas vernachlässigten Bildern gewidmet. In den Vordergrund treten Tizian, der ihm der „Einzige“ ist, Paolo Veronese, Tintoretto. Aber auch den älteren Meistern bis zur byzantinischen Zeit hinauf schenkt er seine Aufmerksamkeit und läßt sich von ihnen zu feinen Betrachtungen über die Ent-

wickelung der venezianischen Malerei anregen. Er unterscheidet vier Epochen: „Werke des trockenen Mönchsbigottismus, Werke der menschlichen reinen Frömmigkeit, Werke gesunder, aufgeweckter Sinne froher, starker Männlichkeit, Werke der Repräsentation mit oft leerer Pracht, wenn auch mit viel Kunst und technischer Fertigkeit.“ Dieser Charakteristik, die über die venezianische Malerei hinaus auf die italienische überhaupt bezogen werden kann, wird man kaum etwas Besseres entgegensetzen können. In die Technik dringt er auf verschiedenen Wegen ein, hauptsächlich aber dadurch, daß er den Arbeiten der Restauratoren zuschaut. Wenn er zu den Restauratoren wollte, die in San Giovanni e Paolo ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten, mußte er jedesmal an Verrocchios Reiterstatue des Colleoni vorbei, aber wie das erstemal — nicht mit einem Worte gedenkt er der großen Schöpfung. Die christliche Plastik bleibt für ihn tot. Die Naturforschung beschäftigt ihn am Strande des Lido. Während dort sein Auge auf die Seetiere und Strandpflanzen gerichtet ist, bringt ihm sein Diener einen geborstenen Schafschädel, den er auf dem jüdischen Kirchhof gefunden, und verschafft ihm damit eine bedeutende Aufklärung über eine Metamorphose des tierischen Körpers. Der Fund überzeugt ihn, daß sämtliche Schädelknochen aus der Umwandlung der Wirbelknochen hervorgegangen seien, und bestätigt ihm damit früher gehegte Vermutungen über den Übergang innerlich ungeformter organischer Massen zu fortschreitender Veredelung. „Von anderem Fleiß und Unfleiß, von Abenteuern, Launen und dergleichen muß das epigrammatische Büchlein dereinst des mehrern zeugen“ (an Karoline Herder 4. Mai). Das tut es. Wir erfahren aus ihm in stärkeren und unedleren Zügen als aus den römischen Elegien, daß der fromme Pilger der ersten Wallfahrt sich inzwischen zu einem sinnlichen Weltkinde umgewandelt hat, das auch die Genüsse der dunkelsten Kaffeeschenken nicht verschmäht.

Am 6. Mai traf die Herzogin in Venedig ein und brachte zur angenehmsten Überraschung Goethes zwei seiner römischen Freunde: Heinrich Meyer und Bury mit. Mit ihnen macht er

noch einmal einen Kurs durch die Sehenswürdigkeiten Venedigs durch, dann wird Padua, Vicenza, Verona, Mantua besucht. In Padua verzeichnet Goethes Tagebuch diesmal ausdrücklich die Kirche Madonna dell' Arena, mit dem dürren Zusatz „alte Gemälde, die obere Reihe wahrscheinlich von Mantegna". Die Vermutung, daß hier Arbeiten von Mantegna seien, interessierte ihn offenbar viel mehr als die Tatsache, daß die Hauptmasse der Fresken von Giotto herrührten.

Am 1. Juni verließ er mit der Herzogin Italien, während Bury in Mantua verblieb. Am 18. ist er wieder in Weimar. Wenn Goethe in Venedig sang:

„Weit und schön ist die Welt; doch, o, wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt."

Und: „Im Norden
Zieht ein großer Magnet unwiderstehlich zurück,"

so irrte er sich über sich selber gründlich. Der Magnet hielt ihn, obwohl er mehr als drei Monate fort gewesen war, kaum fünf Wochen fest, dann verließ der Gärtner wieder sein Gärtchen und zog in die weite schöne Welt. Es war eine Einladung des Herzogs gewesen, die ihn fortlockte. Der Herzog hatte, während Goethe in Italien war, seinen soldatischen Neigungen nachgegeben und war zum großen Verdruß seines Mentors in die preußische Armee als Generalmajor eingetreten. In dieser Eigenschaft ging er im Frühjahr nach Schlesien, da Preußen dort Truppen zusammengezogen hatte, um Österreich zum Verzicht auf die türkischen Eroberungen zu veranlassen. Durch die Mäßigung und Geschicklichkeit Leopolds II., der seinem Bruder Joseph im Februar gefolgt war, wurde jedoch ziemlich bald allen kriegerischen Verwickelungen vorgebeugt.

Goethe hatte früher in wichtigeren Fällen dringlichere Einladungen des Herzogs abgelehnt, und er hätte es diesmal um so leichter tun können, als die Aufforderung eigentlich erst durch eine gelegentliche Äußerung von ihm provoziert war. Aber die häus-

lichen Gesinnungen, von denen er in Venedig sprach, waren rasch verflogen, und er entfernte sich aus dem Bannbereich Weimars mit großem Vergnügen. Ja er plante schon weiter eine Reise mit dem Herzog zur Krönung nach Frankfurt. Als er nach Schlesien kam, war durch den am 27. Juli geschlossenen Vertrag von Reichenbach bereits der Friede gesichert. Er konnte sich deshalb recht ungestört dem Studium des Landes widmen, das er „zehnfach interessant" fand. Das Vorland des Riesen- und Eulengebirges, in dessen Ortschaften fleißig gesponnen und gewebt wurde, hatte er gleich beim Eintritt gemustert, dann zog er mit des Herzogs Brigade, die zwischen Freiburg und Schweidnitz kampiert hatte, nach Breslau, wo sich durch die Anwesenheit des Königs, des Adels und vieler hoher militärischer und bürgerlicher Würdenträger ein glänzendes Leben entfaltete. Bei einer großen Kur, die der König abhielt, fiel dem Ober-Bergrichter von Schuckmann, dem späteren preußischen Minister des Innern, ein bedeutendes Gesicht auf, das aus einem subalternen farbigen Rock herausguckte, — es war Goethe. Auch dieser wurde unter den zahlreichen Persönlichkeiten, die er kennen lernte, am meisten von Schuckmann angezogen, in dem sich wie bei ihm ästhetische mit praktischen Interessen in seltener Weise verbanden.

Schuckmann hat über die Eindrücke, die er von dem Dichter während des Breslauer Aufenthaltes empfangen, so fein geurteilt, daß wir seine Urteile zu unserer eigenen Aufklärung hier wiederholen wollen. Er schreibt an seinen und Goethes gemeinsamen Freund, den Kapellmeister Reichardt in Berlin: „Daß es schwer ist, ihm (Goethe) näher zu kommen, liegt nicht in seinem Willen, sondern in seiner Eigentümlichkeit, in der Sprachschwierigkeit, seine Gefühle und Ideen so, wie sie in ihm liegen, auszudrücken; in der Intention beider, und der Liebe, die diese ihm für sie abdringt. Bis er weiß, daß man ihn errät, fühlt, ihm durch jede Öffnung, die er giebt, hineinsieht, kann er nicht reden." Und in einem späteren Briefe: „Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt geworden und habe einen vortrefflichen Menschen

an ihm gefunden. Was ich Dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Konvention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden, und dazu will er sich mit Fremden zwingen, und das wohl aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem reichen Schatze die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen, und seine lebendige Darstellung ist nie Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen den Hörer ihm zu, nicht ab. Das ist jetzt, nachdem er acht Tage weg ist, mein reines Urteil über seine persönliche Art, ohne Einwirkung der Zuneigung, die ich zu ihm gewonnen habe. Freilich alle übrigen Menschen hier, von Garve bis Seydlitz, finden, daß er sich sonderbar ausdrücke, daß er nicht zu verstehen sei, und lästige Prätentionen mache; — und doch hat er sich von meiner guten (Schwieger=)Mutter recht vertraulich die Wundertaten des Enkels und ihre Wirtschaft erzählen lassen, die ihn auch recht lieb darum hat."

Wir empfangen an dieser Charakteristik eines Zeitgenossen einen schätzbaren Beleg dafür, wie sehr sich der Geist Goethes in den italienischen Jahren ausgeweitet hat, wie sehr die Schwierigkeit gewachsen war, einen andern in seine Gedankenwelt einzuführen, wie er daher bei kurzem Begegnen oder dort, wo ihm ein zu geringes Maß von Verständnis oder hingebender Aufmerksamkeit entgegengebracht wird, es vorzieht, sich auf konventionelle Gespräche oder karge, halbdunkle Andeutungen zu beschränken, und wie er auf diese Weise den Schein eines kalten, stolzen, gespreizten Menschen erregt. Dieser Schein mußte sich verstärken, je mehr die angeborene würdevolle Haltung, wegen deren er als Knabe schon berufen war, im Laufe der Jahre heraustrat.

Sechzehn Tage, vom 10. bis 26. August, hielt sich Goethe in Breslau auf, das ihm als Stadt wenig gefiel. Mitten in dem Gewühl verfolgte er die in Venedig angeregten Gedanken über die

Bildung der Tiere und begann sie niederzuschreiben. Da er nicht in Schlesien gewesen sein wollte, ohne alle bedeutenderen Teile des Landes gesehen zu haben, so brach er am 26. zu einer Reise nach der Grafschaft Glatz auf. Er besichtigte aber nicht bloß diese, sondern stieg von den Sandsteinlabyrinthen der Heuscheuer in die ähnlichen böhmischen von Weckelsdorf und Adersbach nieder und kehrte dann über Landshut nach Breslau zurück.

Kaum dort angekommen, machte er sich am 2. September in Gemeinschaft mit dem Herzog und dem Direktor der schlesischen Bergwerke, dem von ihm hochgeschätzten Grafen Reden, auf, um dem Bergbau und dem Hüttenwesen Oberschlesiens einen Besuch abzustatten. Er beobachtete mit regster Aufmerksamkeit, um für die kleinen Betriebe der Heimat möglichst viel Erfahrungen zu sammeln. In Tarnowitz tröstete er sich, daß sie dort noch weit mehr mit Wasser zu kämpfen hätten als in Ilmenau und doch auf guten Erfolg hofften. Das Bergwerksinteresse führte die Reisenden weiter nach dem galizischen Wieliczka. Dabei kam man auch in die alte polnische Krönungsstadt Krakau. Für der Mühe wert hielt man es auch, auf dem Rückwege durch einen mäßigen Umweg noch den berühmten polnischen Wallfahrtsort Czenstochau zu streifen. Am 10. September langte die Gesellschaft wieder in Breslau an. Goethe hatte auf der Reise zum erstenmale slavisches Gebiet betreten und damit seine Kenntnis der Hauptkulturstämme Europas abgerundet. Leider hat er über seine Beobachtungen auf dieser Tour sich weder jetzt noch später eingehender ausgesprochen. Er, der binnen sechs Monaten romanische, germanische, slavische Länder besucht hatte, hat gewiß die charakteristischen Unterschiede scharf erfaßt. Wenn wir sein Wort von der oberschlesisch-polnischen Reise: „Ich habe in diesen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meist negativ merkwürdig gewesen wäre, gesehen," richtig verstehen, so ist ihm vor allem der Mangel an Kultur: die Unwissenheit, der Stumpfsinn und die niedrige Lebenshaltung der Bewohner samt allem, was damit zusammenhängt, aufgefallen. Darauf weist auch der Eingang des Tarnowitzer Stammbuchverses „Fern

von gebildeten Menschen" hin, den ihm die Oberschlesier sehr übel genommen haben.

Goethe hatte es mit der Heimkehr nach Weimar nicht eilig. Er nahm noch einen zweiten Aufenthalt von neun Tagen in Breslau, und ging dann langsam denselben Weg zurück nach Sachsen, den er gekommen war. Jedoch vertiefte er sich jetzt weiter ins Gebirge hinein. Er bestieg den trümmerhaften granitischen Kegel der Schneekoppe und scheint von ihr aus den Kamm des Riesen- und Isergebirges entlang gewandert zu sein, bis er in Friedeberg wieder die Ebene erreichte. Nach etwa einer Woche traf er in dem „geliebten Dresden" ein, dem er, obwohl er bereits auf dem Hinwege sich dort aufgehalten, von neuem acht Tage widmete. Geselliger Verkehr, die reichen Kunstschätze, eine Sammlung von Tierskeletten ließen ihn nicht früher los. Am meisten verkehrte er im Hause des Appellationsrates Körner, der inzwischen der Gatte Minna Stocks, seiner jungen Freundin Leipziger Angedenkens, geworden war. Der edle, feingebildete Mann gewann ebenso seine Wertschätzung, wie er früher die Schillers gewonnen hatte. Fand er anfangs Goethe kalt, so überzeugte er sich bald, wie warm er werden könne, sobald er auf ein verständnisvolles Gemüt stoße. Für die spätere Annäherung Goethes an Schiller war dieses voraufgehende engere Verhältnis zu Körner von symptomatischer Bedeutung. Erst gegen den 6. Oktober sehen wir Goethe wieder in Weimar. Die Reise nach Frankfurt zur Krönung (30. September) hatte er aufgegeben, da der Herzog nicht zeitig genug von Schlesien sich losmachen konnte.

Es ist charakteristisch, daß Goethe auch im nächsten Jahre viel von Weimar fort sein wollte. „Ich werde diesen Sommer wenig zu Hause sein," schreibt er schon im März an Heinrich Meyer. Aber unversehens erhoben sich zwei neue Aufgaben für ihn, die ihn zurückhielten. Die eine war die Begründung des herzoglichen Hoftheaters.

Das Liebhabertheater, das früher den Hof und die gute Gesellschaft Weimars unterhalten hatte, war, nachdem Goethe es müde geworden, „Großmeister der Affen" zu sein, im März 1783 ent-

schlafen. An seine Stelle war im Januar 1784 die Bellomosche Truppe getreten, deren Leistungen den Hof allmählich immer weniger befriedigten. Als daher Bellomo am Anfang des Jahres 1791 einen Ruf nach Graz in Steiermark erhielt, löste der Herzog gern den Kontrakt mit ihm und beschloß unter lebhafter Befürwortung seiner Mutter, die in Italien eine gute Bühne doppelt schätzen gelernt hatte, ein eigenes Theater zu errichten. Daß für dieses kein anderer als Goethe der Leiter sein konnte, war natürlich. Goethe, dessen Amtslast eine sehr geringe war und der zudem die Aussicht hatte, an dem Hofkammerrat Kirms einen gewandten Helfer und, wenn erforderlich, auch Vertreter zu finden, entzog sich dem Wunsche des Herzogs nicht. Konnte er doch hoffen, durch die Leitung einer ständigen Bühne die deutsche dramatische Kunst an sich zu fördern und selber bei vertiefter Einsicht zu neuen dramatischen Schöpfungen angeregt zu werden. So übernahm er denn das Amt der „Oberdirektion“ des Theaters und führte es sechsundzwanzig Jahre lang.

Was er in dieser Stellung geschaffen, verdient die höchste Bewunderung. Ihm stand nur eine kleine, schlecht geschulte Truppe von zweiundzwanzig Mitgliedern zur Verfügung. Mit dieser hatte er den vielseitigsten Anforderungen zu genügen. Jede dramatische Gattung sollte und mußte gepflegt werden: Lustspiel, Schauspiel, Tragödie, die große und kleine Oper und daneben womöglich noch etwas Ballett. Dabei war der äußere Apparat sehr dürftig, und der Mangel eines „weißatlasnen“ Kleides konnte eine Aufführung in Frage stellen. Das Repertoire mußte nicht bloß vielseitig sein, sondern gemäß der beschränkten Zuhörerschaft häufig wechseln. Die Schauspieler und Sänger sollten trotzdem gut gelernt haben, gut spielen, gut singen. Und wenn es noch lauter talentvolle Leute gewesen wären. Aber wie konnte man bei einer Gage von fünf bis acht Talern die Woche hervorragende Kräfte gewinnen oder im Dienst erhalten? Es war deshalb immer mehr ein Zufall, wenn ein wirkliches Talent unter ihnen sich fand. Dazu kam für Goethe noch die besondere Schwierigkeit, die Rücksichten auf die Würde der Kunst

und seine künstlerischen Ziele mit den Ansprüchen der Kasse zu versöhnen. Trotzdem hat er sich durch alle Hindernisse hindurch gewunden und mit einer Zähigkeit und Geduld, die ihresgleichen sucht, die Bühne von Stufe zu Stufe gehoben, bis sie im Schauspiel den ersten Bühnen Deutschlands gleichkam, ja für das große Versdrama einzig und allein einen Stil besaß, der Goethe und Schiller und vielen anderen der besten Zeitgenossen dieser erhöhten Kunstform gemäß erschien. Der leitende Gedanke des Weimarischen Stiles, der naturwahre Charakteristik und idealisierende Formenschönheit (im Sinne der griechischen Plastik) zu vereinigen strebt, wird auch in Zukunft für das höhere rhythmisierte Drama maßgebend sein müssen, so sehr man bei den übrigen Gattungen einer größeren Natürlichkeit das Wort reden mag. Wer den Weimarischen Stil an sich verwirft, der muß auch das Jambendrama von der Bühne verweisen.

Goethe konnte nichts Geschäftliches ohne menschliche Anteilnahme erledigen. Das erleichterte und erschwerte ihm seine Tätigkeit. Bei der Leitung des Theaters war es ihm eine große Erleichterung, ein wichtiges Hilfsmittel. Ohne daß er an jedem Schauspieler ein rein menschliches Interesse nahm, hätte er sich für seine Individualität nicht so lebhaft interessieren, nicht aus dieser Individualität das Beste, was ihr zu erreichen möglich war, machen, nicht den einzelnen zu solcher Hingebung an ihn und an das Ganze befähigen können. Und wiederum, indem er die vorwärtsschreitende Entwickelung eines von ihm in die Schule genommenen Schauspielers sah, empfand er die tiefe Freude, die ihn über tausend Widerwärtigkeiten hinwegführte. Ein besonderes Wohlgefallen hatte er natürlich an denjenigen Persönlichkeiten, in denen er angeborenes Talent entdeckte, und noch höheres an denen, die mit dem Talent seelische und körperliche Reize verbanden. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese oberste Vereinigung von Vorzügen für ihn nur bei weiblichen Mitgliedern vorhanden war. Da konnte sich sein Interesse bis zur Leidenschaft steigern, und er mußte sich hüten, diese Leidenschaft gewähren zu lassen. Das hat er mit großer Tapferkeit gethan,

trotzdem ihm so manche talentvolle und anmutige Schauspielerin auf halbem Wege entgegenkam. „Ich faßte mich,“ äußerte er in späten Jahren einmal, „und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat.“

In eine solche starke Versuchung wurde er sogleich bei der Übernahme der Direktion geführt. Unter den fünf Mitgliedern, die das Weimarische Hoftheater von der Bellomoschen Truppe übernahm, befand sich die kaum dreizehnjährige, aber weit über ihre Jahre hinaus entwickelte Christiane Neumann, ein ungemein begabtes, reizendes Geschöpf, die schon seit ihrem zehnten Lebensjahre, wo sie das erstemal die Bühne betrat, ein Liebling des Publikums war. Goethe bemühte sich, sie zu den höchsten Leistungen zu befähigen, und sein Bemühen war von herrlichem Erfolge gekrönt. Leider welkte diese frühe Blüte rasch ab. Mit dem fünfzehnten Jahre verheiratet, starb sie neunzehnjährig im September 1797. Goethe legte ihr als unverwelklichen Lorbeer die Elegie „Euphrosyne“ aufs Grab. Er läßt sie darin schildern, wie er, „der Lehrer, Freund, Vater“, mit ihr die erste bedeutende Rolle, den „Arthur“ in Shakespeares König Johann (aufgeführt am 29. November 1791) einstudiert habe.

Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Brettergerüste,
    Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
    Und belebtest in mir britisches Dichtergebild,
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen, und wandtest
    Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
    Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen,
    Und ich heuchelte lang, dir an dem Busen, den Tod.

Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
O! so zeige mir an, wie mir das Bess're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.
Aber du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, so riefst du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre sie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Tränen herab.
Aber am tiefsten trafst du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
. . . .
Aber freudig seh ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus!

Man mag von dieser Schilderung des Verkehrs zwischen Theaterdirektor und Schauspieler für andere Mitglieder vieles abziehen, es bleibt genug übrig, um das Geheimnis seines Erfolges bei den dürftigsten innern und äußern Mitteln und das Ausharren in schwierigem und oft sehr unerquicklichem Amte durch mehr als ein Vierteljahrhundert zu erklären.

Das Theater wurde am 7. Mai mit Ifflands „Jägern" und einem Prologe von Goethe eröffnet, in dem er auf das nächste

Hauptziel hinwies, ein Ensemble herzustellen, in welchem der einzelne nicht danach strebt, „einen Kranz für sich hinwegzuhaschen," sondern dem Ganzen zu dienen. Nach einem Monat, in dem wegen der Kürze der Vorbereitung nur Stücke des Bellomoschen Repertoires gegeben werden konnten, wurde die kaum eröffnete Saison wieder geschlossen, damit die Bühne in das damals sehr beliebte Bad Lauchstädt bei Merseburg und von dort nach Erfurt übersiedeln konnte. Auch späterhin spielte die Weimarische Gesellschaft im Sommer immer auswärts, um die Kasse zu füllen und die Repertoirelast für den Schauspieler, der ohnehin keine Ferien genoß, zu erleichtern. Erst im Oktober pflegten die Vorstellungen wieder in Weimar zu beginnen. So wurde es auch im Jahre 1791 gehalten. Goethe hätte deshalb Zeit gehabt, seine Reisepläne, von denen er im März andeutungsweise sprach, zur Ausführung zu bringen. Aber schon hatte ihn ein anderes Unternehmen mit so großem Interesse erfüllt, daß er nicht eher von Weimar fortwollte, als bis dieses zu einem vorläufigen Abschluß gediehen war.

Es waren grundlegende Studien zu einer neuen Lehre vom Licht und den Farben. In frühen Jahren schon hatten Natur und Kunst seine Aufmerksamkeit auf Lichterscheinungen und Entstehung und wechselseitiges Verhältnis der Farben gelenkt. In Italien hatten die glänzenden Schöpfungen der Malerei, das Aus- und Eingehen in den Ateliers befreundeter Künstler, sowie eigene Übungen und noch mehr als dies alles die wunderbaren Farbenspiele der südlichen Landschaft dieses Interesse von neuem stark erregt, und er machte unter dem Vielerlei der dortigen Beschäftigungen auch allerhand „Spekulationen" über Farben. Daheim treibt ihn das einmal erwachte Interesse, seine Spekulationen an der Hand von Versuchen fortzusetzen, und er gelangt dabei nicht bloß zu der Überzeugung, daß die bisher allgemein anerkannte Newtonsche Lehre vom Licht irrig sei, sondern im Mai 1791 auch zu einer neuen (und wie er meinte richtigeren) Theorie des Lichtes. Seine eigene Lehre dem Publikum sogleich vorzutragen, dazu fühlte er sich noch nicht vorbereitet genug. Aber unter den Newtonschen

Irrtümern sollte es nicht einen Augenblick länger leiden als unbedingt notwendig. Er machte sich deshalb sofort daran, in seinen „Beiträgen zur Optik" durch eine Beschreibung einer Reihe von ihm angestellter Versuche das vermeintlich Unhaltbare der Newtonschen Lehrsätze darzutun. Auf siebenundzwanzig Tafeln, mit deren Zeichnung und Vervielfältigung er sich wacker abmühte, gab er die nötigen Hilfsmittel zur Veranschaulichung seiner Versuche. Diesem ersten Stück seiner optischen Beiträge, das im Oktober 1791 erschien, ließ er nächste Ostern noch ein kleines zweites folgen.

Auch bei dieser physikalischen Schrift verleugnet sich der Dichter nicht. Anstatt unmittelbar wie der zünftige Gelehrte die physikalischen Grundlagen seiner Versuche auseinanderzusetzen, nimmt er in gehobener Sprache seinen Ausgang vom ästhetischen Reiz der Farben. Er schildert den wohltuenden Eindruck der grünen Wiesen und Wälder, der sich steigere, wenn die Natur die entschiedeneren Farben ihres Hochzeitskleides anlege und sich mit Blumen und Blüten schmücke. Aber weit über diesen Schauspielen, die uns Nordländern die Natur gibt, stehe die herrliche Farbensymphonie, die die italienische Landschaft biete. Die Erinnerung daran sei dem, der dort eine Zeit lang gelebt, wie ein Märchen. Und nun malt er mit schwärmerischem Entzücken und vollendeter Kunst den Farbenzauber des Südens aus, um mit den charakteristischen Worten zu schließen: „Ich lasse einen Vorhang über dieses Gemälde fallen, damit es uns nicht an ruhiger Betrachtung störe, die wir nunmehr anzustellen gedenken."

Die „Beiträge" wurden von der wissenschaftlichen Welt sehr ungünstig aufgenommen. Man konnte keineswegs in ihnen eine Erschütterung der Newtonschen Theorie sehen, sondern nur eine mangelhafte Methodik und Schlußfolgerung des Autors. Aber Goethe, weit entfernt, sich von diesem Widerspruch der Fachmänner, den er als einen Ausfluß dünkelhafter Selbstgefälligkeit und Beschränktheit der gelehrten „Gilde" betrachtete, abschrecken zu lassen, wurde im Gegenteil durch ihn zu vertiefteren Studien und umfassenderen Versuchen, die ihm eine immer größere Gewißheit seiner

Anschauungen gaben, geführt. Ihre Ergebnisse hat er später in seiner großen „Farbenlehre“ niedergelegt.

So hatte das Jahr 1791 ihm zwei neue, sehr verschiedenartige Tätigkeitsgebiete eröffnet: die Leitung des Theaters und die Optik. Und es ist fraglich, welches von beiden ihn mehr und leidenschaftlicher beschäftigte.

Was er vor zehn Jahren so sehnsüchtig gewünscht hatte, war ihm gewährt; vom Streit der politischen Elemente abgesondert durfte er der Wissenschaft und Kunst seinen Geist zuwenden. Aber nicht lange dauerte dieses friedliche Dasein, und unerwartet war er in den Wirbel der großen Tagesereignisse wieder hineingerissen.

---

2. Im Felde.

Das absolute Königtum Frankreichs, das glänzendste, das die moderne Welt gesehen, hatte bankerott gemacht und Hilfe flehend seine Hände nach den Generalständen ausgestreckt, deren Befugnisse es hundertfünfundsiebzig Jahre aufs schmählichste mißachtet hatte. Am 5. Mai 1789 traten die Stände in Versailles zusammen, aber nach wenigen Wochen waren die beiden oberen Stände, Adel und Geistlichkeit, sowie die von der Krone gestellte Aufgabe, die Beschaffung von Geldmitteln, beiseite gedrückt. Die Vertreter des Bürgerstandes erklärten sich eigenmächtig zur Nationalversammlung und steckten sich selber ihre Aufgabe dahin, dem Lande eine neue Verfassung zu geben. Diesem friedlichen revolutionären Akte folgte bald der gewaltsame. Die Pariser Bürger bewaffnen sich und erstürmen am 14. Juli die alte Zwingburg der Stadt, das verhaßte Staatsgefängnis, die Bastille. Das Königtum fühlt sich wie gelähmt und wagt von der noch vorhandenen Macht keinen Gebrauch zu machen. Der Revolution ist die Bahn geöffnet. Alle Standesvorrechte werden abgeschafft und auf dem Grunde der Gleichheit aller Bürger ein neues Staatsgebäude errichtet. Am 14. Juli 1790, dem Jahrestage der Erstürmung der Bastille, beschwört der König inmitten einer großartigen Festversammlung auf dem Marsfelde unter dem allgemeinen Jauchzen die Grundzüge der neuen Verfassung. Freudentränen stehen in aller Augen. Eine neue Ära der Versöhnung, der Eintracht, der Brüderlichkeit, der Freiheit, der Menschenwürde schien

angebrochen, nicht bloß für Frankreich, sondern für ganz Europa, für die ganze Welt.

Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente? . . .
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die Sprache? . . .

. . Wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob? —

Mit solchen Worten gedachte Goethe wenige Jahre später jener denkwürdigen Tage. Ein Schauer der Begeisterung durchrieselte jeden, der ein höheres geistiges Dasein führte. Das Morgenrot, das über dem Himmel von Frankreich angebrochen, verhieß auch den Nachbarn das Nahen einer glücklicheren, ehrenvolleren Zeit. So stand es auch in Weimar, und Knebel hielt es sogar für angemessen, auch die Mitglieder des Herzogshauses über die Bedeutung der Revolution zu belehren. Nur Goethe vermochte die allgemeine Begeisterung nicht zu teilen. Wohl erblickte er in der ganzen Entwickelung, die er frühzeitig vorausgesehen, die gerechte Strafe für die Sünden des Königtums und der privilegierten Stände, aber er sah nicht, wie aus dem revolutionären Gegenstoß etwas Gutes, Heilbringendes hervorgehen könne. Über diese Sorge konnten ihn alle schönen Verfassungsartikel und Eintrachtsfeste nicht trösten und beruhigen. Er kannte die Menschen, wie schwer ihnen die Selbstzucht fällt, und wußte, daß sie sich von heute auf morgen nicht ändern. Rasch genug kam der Umschlag: Der Terrorismus der Jakobiner, die Septembermorde von 1792, die Hinrichtung des Königspaares, die blutige Anarchie, in der die Revolution ihre eigenen Kinder verschlang, bestätigten sein geheimes Grauen vor ihr. Noch aber hatte die Revolution ihre furchtbarsten Züge nicht enthüllt, als Goethe sie nicht mehr als widriges Schauspiel, sondern als Schicksal empfinden mußte, das ihn aus dem friedlichen Bezirk seines Dichtens und Studierens aufscheuchte und in die unruhige Welt hinaustrieb.

Die deutschen Fürsten konnten nicht gleichgültig den Vorgängen in dem Nachbarlande zusehen. Dynastische, politische, materielle Interessen verbanden sich, um sie zu Vorstellungen, Forderungen und Drohungen zu veranlassen. Andererseits erblickte die französische Nationalversammlung in den Kriegsvorbereitungen der deutschen Mächte, insbesondere Österreichs, und in denen der französischen Emigranten auf deutschem Boden eine solche Gefahr für die Sicherheit Frankreichs, daß sie, nachdem die verlangte Einstellung aller feindlichen Maßnahmen abgelehnt war, dem Gegner zuvorzukommen beschloß und am 20. April 1792 an Österreich den Krieg erklärte. Die Kriegserklärung an Österreich war gleichbedeutend mit der an Preußen, das sich für diesen Fall mit dem Kaiserstaat verbündet hatte. Damit war wiederum für den Weimarischen Herzog die Notwendigkeit eingetreten, an der Spitze seines preußischen Kürassier-Regiments ins Feld zu ziehen. Sehr bald scheint es ausgemachte Sache gewesen zu sein, daß Goethe seinem fürstlichen Freund auch diesmal auf den Kriegspfaden folgen solle. Er hatte im Augenblick an nichts weniger gedacht. Er arbeitete mit erneuter Leidenschaft an einer Fortsetzung seiner optischen Beiträge und „das Licht- und Farbenwesen verschlang seine Gedankensfähigkeit“. Aber dem Wunsche seines gütigen Herrn zu widerstreben, schien ihm nicht angängig. Zudem konnte er als Entschädigung für die Störung und Unruhe eine ungemein bedeutende Lebenserfahrung und Erweiterung seines Weltbildes erwarten: in das Herz eines hochentwickelten Kulturlandes einzudringen, das er bisher nur an der Peripherie kennen gelernt hatte, den Herd der Revolution in der Nähe zu sehen, Schlachten und Belagerungen mitzumachen, in die Taktik der Feldherren und Diplomaten einen Einblick zu tun, den für ganz Europa entscheidenden Aktionen beizuwohnen. Es gehörte zur Vollständigkeit seines wunderbaren Lebensganges, daß er, eine geborene Friedensnatur, mit einem Heere in den Krieg ziehen mußte.

Da die preußischen Truppen sich langsam am Rhein versammelten und noch langsamer vorrückten, so brauchte Goethe erst

am 8. August von Weimar aufzubrechen und konnte doch hoffen, den Herzog noch vor Eröffnung der Feindseligkeiten zu erreichen. Er ging zunächst nach Frankfurt, um seine Mutter zu besuchen.

Wir berühren damit den dunkelsten Punkt in Goethes Leben. Fast dreizehn Jahre waren verstrichen, seitdem er sie das letzte Mal gesehen hatte. Er war in der Zeit bis Wieliczka und Palermo gereist, war zweimal in Venedig gewesen, aber für die Mutter hatte er keine Zeit übrig behalten. Nicht einmal der 1782 erfolgte Tod des Vaters hatte ihm Anlaß gegeben, die ganz vereinsamte Mutter aufzusuchen. Ende 1784 lud ihn der Herzog ein, der in Süddeutschland sich aufhielt, ihm bis Frankfurt entgegenzukommen. Er lehnte ab. Später bei der Rückkehr aus Italien schien es so bequem und natürlich, den Besuch zu machen. Er hatte es bereits der Mutter von Rom aus fest versprochen, hatte sogar seine Bücher und Zeichnungen ihr zugeschickt, zog aber plötzlich sein Versprechen zurück. Warum? Ob er einige Tage später oder früher nach Weimar zurückkehrte, war gleichgültig. Der Herzog hatte ihm sogar anheimgestellt, noch einige Monate in Italien zu bleiben. Seine Rückreise erfolgte über den Splügen und Bodensee, und er hatte Zeit, einige Tage der Frau Schultheß in Konstanz zu widmen. Von dort konnte er ebenso gut über Stuttgart und Frankfurt, als über Augsburg und Nürnberg heimkehren. Er wußte auch, mit welcher Stärke das Mutterherz sich nach ihm sehne, und doch! weder jetzt noch in den vier nächsten Jahren raffte er sich auf, um das, wozu Pflicht und Anstand drängten, wenn es sein Gefühl nicht tat, zur Ausführung zu bringen. Sollen wir glauben, daß seine Liebe zur Mutter erloschen war und daß er die Erfüllung seiner Pflichten nach seiner Bequemlichkeit behandelte? War er wirklich der Egoist, als den ihn viele Zeitgenossen und noch mehr die Nachfahren hinstellten? Wir, die wir heute tiefere Einblicke in sein Seelenleben als unsere Vorgänger haben, werden nicht in jenes Gerede einstimmen, sondern, mit der Nächstbetroffenen, die nie ihm darüber den leisesten Vorwurf machte, Verständnis für sein rätselhaftes Verhalten zu gewinnen suchen.

Vergessen wir nicht, daß wir es mit einer ungewöhnlich leidenschaftlichen Natur zu tun haben, die bald sich unbedingt nachgeben, bald sich widerstehen mußte, wenn ihre Existenz nicht die schwersten Stöße erleiden sollte. Beides konnte sich wie eine dämonische Scheidewand zwischen ihn und die Mutter schieben. Vor 1786 — das hat er selbst bekannt — war es neben seinem Amte die Leidenschaft zu Frau von Stein, die ihn von Frankfurt fernhielt. Auf der Rückkehr von Italien mag es die Besorgnis gewesen sein, von Weimar losgelöst zu werden. Die Rückkehr dorthin war für ihn in vieler Hinsicht dornenreich. Der Rücktritt vom Amte, so ehrenvoll der Herzog diesen für ihn gestaltete, und so sehr damit seiner Sehnsucht nach Muße für seine dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten gedient war, mußte doch auch wiederum in ihm viel bittere Gedanken für die Zukunft erwecken. Er hatte nichts mehr zu befehlen und zu schaffen, die Menschen, die sich vor ihm, als er im Besitze der Macht war, beugten, mochten in Zukunft nichtachtend an ihm vorübergehen und den nach seinen Anordnungen oder Absichten geregelten oder eingeleiteten Dingen einen anderen, ihm wenig gefallenden Gang geben. Aus solchen Gründen verlegt jeder aus einem Amt Geschiedene gern seinen Wohnsitz. Andererseits konnte er von der Vorliebe und dem Vertrauen des Herzogs erwarten, — wie es denn auch tatsächlich in gewissem Umfange geschah — daß er, in die Geschäfte trotz allem und allem von neuem verwickelt, seine Muße einbüßen und — ohne die frühere Amtsstellung — nur doppelten Ärger und doppelte Schwierigkeiten haben würde. Dabei mußte er fürchten, dem Gerede ausgesetzt zu sein, welches schon während seines Aufenthaltes in Italien im Schwange war, daß er für sein hohes Gehalt nichts leiste. Auch konnte er schwerlich darüber im Zweifel sein, daß das Verhältnis zu Frau von Stein, ebensowohl, wenn es sich in der alten Innigkeit wieder herstellte, als wenn es auf einen kühleren Grad sänke, die Quelle vieler Verstimmungen sein müsse. Dazu seine Abneigung gegen das rauhe Klima und gegen die Kleinstädterei mit dem stillen, trägen Leben. Wie verlockend mußte ihm

unter solchen Vorstellungen, die ihn beim Scheiden aus Italien die „Bitterkeit des Todes“ vorschmecken ließen, eine Übersiedelung nach Frankfurt erscheinen. Was bot sich ihm nicht alles dort! Freiheit von allen Weimarischen Bedrückungen, ein großes, schönes Haus mit reichen Sammlungen, ein lebhaft pulsierender Verkehr, ein fruchtbares Land mit mildem Klima. „Wie freut es mich, daß Fritz einen Fluß mit Schiffen und Bäume gesehen hat, die sich vor der Last der Früchte zur Erde biegen!“ So schrieb er aus der eigenen Sehnsucht heraus, als Fritz von Stein 1785 Frankfurt besuchte. Und wie sehr hätte er mit seiner Übersiedelung die einsame Mutter beglückt!

Auf der anderen Seite mußte ihm aber wieder bei ruhiger Erwägung klar sein, welch verhängnisvollen Fehler er machen, welche unschätzbaren Vorteile er aufgeben würde, wenn er von Weimar wegginge. Aber konnte er bei seinem leidenschaftlichen Empfinden und bei der Weichheit seines Herzens sicher sein, daß er an der Seite der Mutter unter hundert schmeichelnden Einflüssen nicht den unheilbringenden Entschluß fassen würde? Galt doch noch im Jahre 1792, wo alles ungleich günstiger lag, diese Möglichkeit für ihn nicht als ausgeschlossen. Vergegenwärtigen wir uns diesen Seelenzustand des Dichters, so werden wir sein Meiden der Vaterstadt, sein förmliches Fliehen vor dem Westen in diesem und in den nächsten Jahren, wo er so viel umherreiste, begreiflich, ja gerechtfertigt finden. Wer freilich nur die Oberfläche sah und sieht, die nackte Tatsache, der muß ihn eines lieblosen Egoismus anklagen. Und je mehr er auch seine nächste Umgebung nur die Oberfläche seines Lebens sehen ließ, und je mehr er mit zunehmenden Jahren, wo die Schmiegsamkeit der Jugend fehlte, um Stöße zu verwinden, genötigt war, die anderen Menschen gewohnten Rücksichten um seiner Selbsterhaltung willen außer acht zu lassen, um so häufiger ertönte der Vorwurf. Als ob dieser Mann sich für sich selbst und nicht für die Welt erhalten, als ob er nicht das größte Unrecht an der Welt begangen, wenn er Rücksichten zuliebe sein Wirken gehemmt hätte!

Und allmählich wußte er, daß er für die Welt etwas bedeute. Jeder geniale Mensch, der in der Erfüllung einer Mission handelt, erhält den Schein des Egoismus, weil er, so wie Goethe, alles von sich abweist, was ihn in seiner Mission zu stören geeignet ist. Aber dasselbe egoistische Genie ist bereit, sich ohne Zaudern für andere hinzuopfern, wenn es glaubt, daß es seine Mission erfordere. So haben wir ihn während seiner Ministertätigkeit kennen gelernt, und er ist später kein anderer geworden. „Sein Herz hegt die reinste, wärmste Liebe“ sagt in späten Jahren ein feiner Menschenbeobachter wie Varnhagen von ihm, „Er war die Liebe selbst“ ein einfacher Mann wie der Bergrat Mahr in Ilmenau. Und so beurteilte ihn auch ohne Frage die Nächstbetroffene, die Mutter. Ihr klangen gewiß dauernd die Verse des Siebzehnjährigen in die Ohren:

. . . So wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht . . .
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt.

Aus diesem tiefen Verständnis für ihn hatte sie Anfang 1788, als aus Weimar die Klage kam, Goethe sei in Rom gegen die heimischen Freunde kalt geworden, dorthin geschrieben, sie glaube das nicht. Aber — „ein Hungriger wird an einer gutbesetzten Tafel bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte, denken, und niemand wird's ihm verargen können.“ Und so ist auch jetzt kein Wort der Klage über die scheinbare Vernachlässigung durch den Sohn aus ihrem Munde gekommen. Weil aber Goethe wußte, daß er bei der Mutter immer auf das innigste Verständnis und den festesten Glauben an seine Liebe zu rechnen habe, konnte er eher ihr als anderen gegenüber sich eine große Freiheit seines Tuns und Lassens gestatten.

Am 12. August kam er nach der Vaterstadt, von seiner Mutter und den alten Freunden aufs herzlichste empfangen. Er wollte bis Ende des Monats dort bleiben, der Mutter zuliebe,

aber auch zugleich, wie wir von ihm erfahren, um zu prüfen, ob eine dauernde Rückkehr in die Heimat für ihn möglich sei. Doch schon nach neun Tagen, auf die sich sein Aufenthalt infolge des rascheren Vorrückens der preußischen Truppen verkürzte, war er „aufs lebhafteste überzeugt worden, daß in seiner Vaterstadt für ihn kein Wohnens und Bleibens sei“. Zwei angenehme Tage verbringt er noch in Mainz mit Georg Forster, mit dem Anatomen Sömmering, dem Schriftsteller Huber und manchen Jugendfreunden und reist dann über Bingen die Nahe aufwärts nach Trier, von dort über Luxemburg die französische Grenze überschreitend nach Longwy, wo er am 27. August das Regiment des Herzogs erreicht. In und bei Trier hatten ihm die alten Römerbauten, die Porta Nigra und das Monument von Igel großes Gefallen eingeflößt und das freudige Bewußtsein gegeben, daß die deutsche Welt doch nicht völlig leer von allem „Echten“ sei.

Von Longwy ab mußte er seine Existenz ganz in die militärische einpassen. Und er tut dies mit ausgezeichnetem Erfolge. Seine Unerschrockenheit in der Gefahr, seine Standhaftigkeit bei Strapazen, sein Gleichmut und seine Heiterkeit in allen Lagen, seine vielseitigen Kenntnisse, seine Hilfsbereitschaft und Findigkeit erwarben ihm bei Offizieren und Mannschaften ebensoviel Respekt wie Beliebtheit. Von der schiefen Stellung, in die der müßige Zuschauer, auch wenn er die Gnade der Hohen genießt, ja selbst ein Hoher ist, unter Soldaten im Felde so leicht gerät, ist bei ihm nicht das Mindeste zu entdecken. Er ist auch hier der Ebenbürtige, ja der Überlegene. Goethe findet das Heer der Verbündeten in dem Lager bei Longwy voll der besten Hoffnungen, des Feindes bald Herr zu werden, sonst aber in sehr übler Laune über das schlechte Wetter. Man warf Jupiter Pluvius vor, daß auch er ein Jakobiner geworden. Bei den vielen Rasttagen und Stillständen hatte Goethe die beste Unterhaltung an seinen optischen Studien, die er auch im Felde, soweit es möglich war, mit Leidenschaft betrieb. Als vor Verdun, dem nächsten Zielpunkte des Heeres, die Batterien herüber und hinüber spielten, ging er während der Nacht mit dem Fürsten

Reuß auf und ab und setzte diesem bis zum Morgengrauen mit vieler Lebendigkeit die Grundzüge — nicht neuer Dramen und Romane, wie der Fürst erwartete, sondern — seiner neuen Farbenlehre auseinander. Verdun ergab sich ebenso wie Longwy bald, und Goethe begann die Überzeugung der Anderen zu teilen, der Feldzug werde einen kurzen, glorreichen Verlauf nehmen. „Es geht alles so geschwind, daß ich wahrscheinlich bald wieder bei Dir bin . . . aus Paris bringe ich Dir ein Krämchen mit," schreibt er am 2. September an Christiane. Aber unmittelbar darauf begann die Enttäuschung. Anstatt schleunig vorwärts zu gehen und die unfertigen Franzosen über den Haufen zu werfen, blieb das Heer acht Tage lang bei Verdun stehen, eine Zögerung, die das Regenwetter und die schlechte Verpflegung doppelt unleidlich machte. Die Verstimmung steigerte sich, als man danach nicht gradaus über die Argonnen in die Ebenen der Champagne niederstieg, sondern in weitem Bogen das Waldgebirge umzog und inzwischen es den Franzosen ermöglichte, sich in ihm festzusetzen. Endlich aber stand man doch auf der Westseite des Gebirges dem Feinde gegenüber, und man brannte vor Ungeduld, an ihn heran zu kommen. Doch der Höchstkommandierende, der Herzog von Braunschweig, befriedigte die Ungeduld nur wenig. Er operierte nach allen Regeln der Kunst und hielt es für nützlich, vor der offenen Schlacht die Stellung des Feindes durch eine heftige Kanonade zu erschüttern. Es war der berühmte Tag von Valmy, der 20. September 1792, an dem die Kanonade stattfand. Goethe, dem es hinten beim Regimente langweilig wurde, wünschte die Gelegenheit zu benutzen, um einmal das Kanonenfieber kennen zu lernen. Er ritt auf einem Gelände, in das die Kugeln zahlreich einschlugen. Unterwegs trafen ihn Offiziere vom Generalstab, die ihn baten, mit ihnen zurückzugehen. Als ihre Bitten nichts fruchteten, überließen sie ihn, wie er sich ausdrückt, seinem bekannten wunderlichen Eigensinn. Er vollführt seine Absicht und nachdem er, wie ein Arzt den Kranken, seinen Zustand im Geschützfeuer beobachtet, reitet er gelassen zu den Seinen zurück. Der Abend kam heran, und die

Franzosen standen so ungebrochen wie am Morgen da. Diese Resultatlosigkeit des ersten großen Zusammenstoßes mit dem Feinde verbreitete eine außerordentliche Bestürzung in der Armee. Der Glaube an die Trefflichkeit der deutschen Heeresleitung und an die Verächtlichkeit des Feindes wurde in gleichem Maße wankend. Aber bei allen Besorgnissen ahnte doch nur einer die ungeheure Tragweite des Tages. Als man am Abend im Kreise der Offiziere über den Tag sprach, wurde auch Goethe aufgerufen, seine Meinung zu äußern. Da sagte er: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“ Er fühlte, daß das alte Europa vor dem neuen heute die Waffen gesenkt habe.

Die nächsten neun Tage war die Armee, da man sich in trügerische Verhandlungen mit dem Feinde eingelassen hatte, wieder zur Untätigkeit verdammt. Man überließ ihr, mit Not, Regen und Krankheit zu kämpfen. Auch unser Dichter empfing seinen Anteil an den allgemeinen Plagen, zu denen sich eine drückende Langeweile gesellte, da an Studien und dergleichen hier nicht zu denken war. Aber der Humor ging ihm trotzdem nicht aus. Der Herzogin Amalie schrieb er, tiefer sehende Leute schöben alle Schuld auf Wieland, weil er den König der Könige zum Demokraten gemacht und ihn von der Sache seiner Oheime, Vettern und Gevattern wenigstens auf einige Zeit abgezogen, und sich selbst tat er das Gelübde, daß er, wenn er glücklich nach Hause komme, niemals mehr über den seine Aussicht beschränkenden Nachbargiebel, sowie über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater klagen wolle, da man dort immer noch unter Dach sei. Als aber dann mit geknickten Hoffnungen der trostlose Rückzug bei fortdauernd abscheulichem Wetter angetreten wurde, und alle Widerwärtigkeiten und Entbehrungen sich bis in Unerträgliche steigerten, da floh eines Tages auch ihn der gute Mut. Seine Gefährten meinten, dies sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe. Langsam schleppte sich der trübselige Heeres-

zug weiter der deutschen Grenze zu. Als man an die Maas kam, um auch sie rückwärts zu überschreiten, ritt der Herzog von Braunschweig an Goethe heran und bemerkte: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden.“ Das Heer hatte über die Maas gesetzt, und das Wetter wurde, was man kaum für möglich gehalten, furchtbarer denn je. „Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil stiegen aufs höchste . . . ich entbehrte das Notwendigste . . . wie sehnte man sich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettstück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als sich auf den kalten, feuchten Boden niederzulegen.“ Der Herzog sah ungern, daß Goethe ohne Not sich länger diesen aufreibenden Verhältnissen preisgab. Er drang in ihn, sich vom Regiment zu trennen und in einem Wagen, der Kranke nach Verdun führen sollte, unter besseres Obdach zu begeben. Goethe folgte der Mahnung seines fürstlichen Freundes und langte nach sechstägiger Fahrt und nach mannigfachen merkwürdigen Erlebnissen über Verdun, Etain, Spincourt, Longuyon, Longwy und Arlon in Luxemburg am 14. Oktober an. Dort erst erfuhr er im vollen Umfange, welchen kläglichen Ausgang der Feldzug genommen hatte. Nicht bloß war man aus Frankreich ruhm- und tatlos gewichen, sondern man hatte auch die eroberten Festungen den verachteten Sansculottes, die man auf dem Herwege mit Haut und Haaren hatte verspeisen wollen, wieder herausgegeben. Bei aller Resignation, in die er sich hineingefunden, ergriff ihn bei dieser Nachricht doch „eine Art Furienwut“. „Europa braucht einen dreißigjährigen Krieg, um einzusehen, was 1792 vernünftig gewesen wäre,“ so schrieb er aus Luxemburg einen Tag nach der Ankunft. Hier gönnte er seiner Erholung sechs Tage; sie war ihm um so nötiger, als auch er von der allgemeinen Ruhrepidemie nicht freigeblieben war. Dann suchte er Trier auf. Unterwegs glänzt dem Verstimmten und Leidenden das Monument von Igel wie der Leuchtturm einem

nächtlich Schiffenden entgegen. „Vielleicht war die Macht des Altertums nie so gefühlt worden als an diesem Kontrast — ein Monument zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend . . . Es hielt mich lange fest; ich notierte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.“

In Trier, wo Goethe wieder mit seinem Herzog zusammentraf, blieb er, um sich vollständig auszukurieren, neun Tage. Der nach vielen Richtungen ihm wohltuende Aufenthalt wurde durch neue Hiobsposten schmerzlich getrübt. Die Franzosen waren unter Custine von Landau aus vorgedrungen und hatten Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt besetzt. Auch Koblenz war nahe daran in ihre Hände zu fallen. Es wurde durch die zurückkehrenden hessischen und preußischen Truppen davor bewahrt. Goethe ging ebenfalls nach Koblenz, das so schön wie je dalag, aber nur wehmütige Gedanken über die Veränderung der Zeiten in ihm wachrufen konnte. Wie sonnig waren die Tage, wo er in den schwarzen Augen der reizenden Maximiliane La Roche Balsam für die Wetzlarer Wunden gesucht, und zwei Jahre später, wo er im fröhlichsten Jugendübermut mit Lavater und Basedow hier getafelt hatte! —

Der Herzog und sein Regiment rüsteten sich, auf das rechte Rheinufer überzugehen. Auch Goethe hatte daran gedacht überzusetzen, um durch das Lahntal möglichst rasch die Heimat zu erreichen. Und mehr als einmal hatte er an Christiane geschrieben, wie sehr es ihn freue, bald wieder bei ihr zu sein. Aber wie er so dastand, den majestätischen Strom sanft und still zu den Freunden in Düsseldorf hinabgleiten sah, da ergriff ihn „eine Sehnsucht ins Weite statt ins Enge“. Wer diese Worte erwägt, wird verstehen, wie Goethe zwei Monate lang sich nicht entschließen konnte, auf einen ihm in Trier zugegangenen Antrag, in Frankfurt Ratsherr zu werden, eine bestimmte Antwort zu geben — trotz der im August ihm von neuem aufgegangenen Erkenntnis, daß in seiner Vaterstadt für ihn kein Wohnen sei. Er mietete eilig einen Kahn und fuhr abwärts nach

Düsseldorf, wo er von Fritz Jacobi und dessen Familie in dem benachbarten Pempelfort aufs freudigste empfangen wurde. Da auch Heinse zufällig anwesend war, so sah Goethe fast denselben Kreis um sich wie im Jahre 1774. Aber er mußte hier dieselbe Wahrnehmung machen, die sich ihm in Weimar nach der Rückkehr aus Italien aufgedrängt hatte, daß er in seinem Geistesleben sich von seinen Freunden weit entfernt habe, daß man seinen jüngsten Produkten keinen Geschmack abgewinnen konnte und seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Ideen zu folgen nicht bereit sei. Nichtsdestoweniger gab es noch genug Gemeinsames, und wenn Goethe von Italien sprach, die südlichen Landschaften mit beredter Gewalt den Hörern vor die Augen zauberte, da hing alles an seinem Munde, wie in den schönsten Jugendzeiten. Ja Goethe fand seine Freunde italienischer, klassizistischer, als er es selbst unter den Nachwirkungen seiner Verbindung mit Christiane, seiner naturwissenschaftlichen Arbeiten und vor allem des harten Feldzuges im Augenblicke war. Seine Freunde schätzten nach wie vor Sophokles, ihm war er jetzt unerträglich; sie liebten seine Iphigenie, dem Dichter war sie entfremdet; sie schwärmten für die Italiener und verabscheuten die Niederländer, während Goethe von diesen gerade in Düsseldorf stärker als seit langen Jahren angezogen wurde. Er war, wie es Lenchen Jacobi ausdrückte, verwildert. Aber immerhin ließ er sich die Abweichungen nach der idealen Schönheit hin gern gefallen. Er fühlte, daß er diesen Bezirken nur vorübergehend entrückt sei. Auch hob ihn über alle Meinungs- und Geschmacksverschiedenheiten leicht die innige Liebe hinweg, die ihm alle Glieder des Hauses, der alte treue Freund, seine nun schon gereiften Stiefschwestern Lottchen und Lenchen, seine Tochter, die an die verstorbene herrliche Mutter erinnerte, und der hoffnungsvolle jüngste Sohn entgegenbrachten. Solche Wohltat hatte er lange nicht empfangen. Er genoß diese Liebe in einem behäbigen, anmutig gelegenen Hause, das neben Heinse noch andere, mehr denn zuvor durch die Zeitläufe dorthin verschlagene geistig angeregte Gäste in seinen schönen Räumen versammelte: die schöne und geistreiche Frau von Coudenhoven, die

Egeria des Kurfürsten von Mainz, Baron Grimm, den berühmten Verfasser der Correspondance littéraire, den preußischen Gesandten von Dohm mit seiner Gattin. Dazu gesellte sich aus Stadt und Umgegend manche wertvolle Persönlichkeit. In einem solchen Kreise kann die Sorge vor der Zukunft nicht die Stimmung beherrschen, und so belebte trotz der bänglichen Gegenwart eine große Heiterkeit die Gesellschaft. Es gab Abende, an denen man nicht aus dem Lachen kam. Goethe weilte mit Behagen in dieser warmen Atmosphäre, und er verschob seine Abreise von Tag zu Tage. Schon waren vier Wochen um, und noch wäre er geraume Zeit geblieben, wenn nicht das rasche Vorrücken Dumouriez', das bereits Düsseldorf zu bedrohen schien, ihn aufgescheucht hätte. Der Aufbruch wurde ihm einigermaßen dadurch erleichtert, daß es nicht direkt nach Weimar zurückging, sondern auf dem Umwege, den er einschlug, eine neue anziehende Station winkte: das Haus der Fürstin Gallitzin in Münster.

Die Fürstin, die er 1785 bei ihrem Besuche in Weimar kennen gelernt hatte, war eine merkwürdige Erscheinung. Tochter eines preußischen Generals, Gattin eines russischen Fürsten, hatte sie sich allmählich von Unglaube und Zweifel sowie von den Genüssen eitler Weltlichkeit losgerungen und sich vom Haag, wo ihr Mann Gesandter war, in die Stille Münsters zurückgezogen, wo sie ihre Befriedigung in Religion, Philosophie und Kunst suchte. In Münster erst der Gefühlsphilosophie Hamanns hingegeben, der zuletzt ihr Gast gewesen und den sie in ihrem Garten begraben, × hatte sie schließlich das Glück ihrer Seele im Katholizismus gefunden, dem sie nunmehr mit voller Kraft anhing. Sanft, zart, wohltätig und gegen jeden, bei dem sie ein höheres Streben erkannte, tolerant, war sie eine ähnliche Erscheinung wie die Klettenbergin. Gegenüber solchen Naturen öffneten sich auch bei Goethe die linden, weichen, anempfindenden Seiten, und er konnte mit ihnen bei aller Gegensätzlichkeit die bedeutenden Fragen des Lebens besprechen, ohne heiligere Gefühle zu verletzen. Zudem gab es bei der Fürstin in der Betrachtung der Kunstwerke, die sie besaß, und in

der Erörterung ästhetischer Grundbegriffe immer einen gemeinsamen Boden, auf dem die Gegensätze schwiegen, und wo die Fürstin gern seine gläubige Hörerin und Schülerin war. Auch für den weiteren Kreis, der sich bei ihr versammelte und in dem vor allem der treffliche Generalvikar des Bistums Freiherr von Fürstenberg glänzte, wußte Goethe gefällige Töne anzuschlagen. Er trug aus seinen römischen Beobachtungen dasjenige vor, was einen jeden Katholiken ansprechen mußte, und tat es mit solcher Wärme, daß die geistliche Corona mit Erbauung zuhörte, ja einer sich erkundigte, ob er nicht wirklich katholisch sei. Auch die Fürstin war von seinem Auftreten überrascht, und sie verhehlte ihm nicht, daß man ihr vor seiner Ankunft geschrieben habe, sie solle sich in acht nehmen, er wisse sich so fromm zu stellen, daß man ihn für religiös, ja katholisch halten könne. Goethe erwiderte: er stelle sich nicht fromm, sondern er sei es, indem er die Dinge mit klarem, unschuldigem Sinne betrachte und sie ebenso wiedergebe. Dabei empfange er Verständnis für anderer Sein und respektiere es. Mehr als diese Darlegungen aber mußte auf die Fürstin die tiefe Harmonie Eindruck machen, die sie an ihm wahrnahm, und die nur aus einem ihn durchdringenden göttlichen Glauben erwachsen sein konnte. Diese Art flößte ihr nach Goethes eigenem Worte unbegrenztes Vertrauen ein, und sie schied nicht ohne die Hoffnung von ihm, daß sie ihn, wenn nicht in dieser, so doch in jener Welt an ihrer Seite sehen werde. Auch hier riß sich Goethe ungern los. Er hatte sich in dem Hause so glücklich gefühlt, wie einst in der Engelsstille des Lavaterschen, und er bedauerte lebhaft, daß er an längerem Verweilen durch seine übereilte Anmeldung zu Hause verhindert sei.

„Meine übereilte Anmeldung zu Hause“ — nach viermonatlicher Abwesenheit und vierzehn Tage vor Weihnachten! Wieviel lassen diese Worte nicht erraten! Zum mindesten sollten sie davor schützen, daß man Wendungen überschätze, in denen Goethe von seiner Liebe zu Christiane, von seiner Sehnsucht nach ihr u. s. w. spricht. Nach langwieriger, mühseliger Fahrt langte Goethe am 16. Dezember in Weimar an.

Die nächsten Monate waren angesichts der revolutionären Ausschreitungen in Frankreich wenig erquicklich. In seiner Jugend hatte der Dichter sich vor der Hinrichtung Karls des Ersten entsetzt und gehofft, daß dergleichen Akte der Volkswut nicht abermals sich ereignen könnten. Nun wiederholte sich nicht bloß dasselbe, sondern in noch schrecklicherer Gestalt. Ludwig der Sechzehnte wurde am 21. Januar 1793 hingerichtet. Goethe hatte bei dieser für ihn furchtbaren Nachricht noch das niederdrückende Gefühl, wie leicht der opferreiche Feldzug, an dem er teilgenommen, den König hätte retten können, wenn die Führung entschlossener gewesen wäre. Um sich von der Betrachtung der greulichen Welthändel abzuziehen, vertiefte er sich in die Fortführung seiner optischen Studien und in eine heiter-satirische Dichtung, in den Reineke Fuchs. Kaum hat er diesen vollendet, als er sich von neuem auf das Kriegstheater begeben muß. Die Truppen der Verbündeten hatten im Winter den Winkel zwischen der Nahe und dem Rhein von den Franzosen gesäubert, dabei auch Frankfurt wieder in ihre Gewalt gebracht und bereiteten zum Frühjahr die Belagerung von Mainz vor. Der Herzog hatte Goethe mehrmals den Wunsch nahe gelegt, er möge wieder zu ihm kommen, er könne von seiner Vaterstadt aus ganz bequem einem so merkwürdigen Vorgang, wie die Belagerung von Mainz sein werde, beiwohnen. Goethe reiste denn am 12. Mai von Hause ab, blieb bei der Mutter zehn Tage, ging aber dann direkt ins Lager zu seinem Fürsten, da er es nicht liebte, nur von ferne und ab und zu in die Dinge hineinzusehen. Viel interessanter war es ihm, in den Trancheen und auf den vorgeschobensten Posten neben den Kombattanten zu stehen, mochten auch Kugeln und Granaten rings um ihn einschlagen. Hie und da lieferten nächtliche Überfälle, Feuersbrünste, Explosionen manche Abwechselung, aber es kamen auch viele langweilige Stunden, über die er sich nur notdürftig hinweghalf. Endlich am 23. Juli ergab sich die Festung, und Goethe konnte in die verwüstete Stadt, in der er vor einem Jahre so schöne Stunden verlebt, einziehen. Mit ihm kam Sömmering, der vor den Franzosen nach Frankfurt ge-

flüchtet war, während Georg Forster, der sich der Revolution angeschlossen und für sie in Mainz und Umgegend gewirkt hatte, nach Paris gegangen war, um dort inmitten von „herzlosen Teufeln“ das furchtbarste Erwachen aus einem Traum von Freiheit und Völkerverbrüderung zu erleben. So wenig sympathisch Goethe die Mainzer Klubbisten waren, die mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, so sträubte sich doch seine Menschlichkeit und Ritterlichkeit dagegen, sie der Rache der rückkehrenden emigrierten Mainzer zu überlassen. Er widersetzte sich, als vor seinen Fenstern flüchtige Klubbisten bedroht wurden, der Volkswut und rettete durch sein entschiedenes Auftreten den Angegriffenen das Leben.

Von Mainz machte er noch Ausflüge nach Wiesbaden und Schwalbach und ging dann über Mannheim und Heidelberg, wo er mehrere Tage mit seinem Schwager Schlosser zusammen war, nach Frankfurt, wo er bei der Mutter bis zum 19. August weilte. Damit war seine diesmalige Campagne und überhaupt seine Teilnahme an dem Kriege abgeschlossen. Der Herzog, dessen fortdauernde Abwesenheit ein empfindlicher Schaden für das Land war, nahm zum Winter seinen Abschied, und damit hörten die Anlässe zu weiteren Fahrten für Goethe auf.

Äußerlich werden demnach die folgenden Jahre ruhiger. Innerlich steigern sich zunächst noch die Beängstigungen. Insbesondere bringt das Jahr 1794 schwere Sorgen. Die Franzosen haben neue Erfolge, so daß sie die Verbündeten bis nach Köln hinunter fast ganz vom linken Rheinufer verdrängen, und schon sieht man sie mit unwiderstehlicher Kraft das rechte überschwemmen. Wer etwas zu verlieren hat, bringt sich oder seine wertvolle Habe in Sicherheit. Fritz Jacobi flüchtet nach Holstein, Schlosser nach Bayreuth, Goethes Mutter läßt sich von dem Sohne bestimmen, wenigstens die besten Besitzstücke nach Langensalza zu schaffen, während sie selbst in ihrem Gottvertrauen es ablehnt, von Frankfurt zu weichen. Sie lacht über die Hasenfüße, die Reißaus nehmen; ihr können die Ohnehosen keine einzige schlaflose Nacht machen. Viele Bekannte und Freunde schickten Goethe

ihre Spartaler und Kostbarkeiten, andere blickten für ihre Person nach Weimar als einer Zufluchtsstätte aus.

Während die Revolution von dieser Seite her den Dichter fortgesetzt beunruhigt, bewirkt sie das Gleiche auch von anderer Seite. Die kriegerischen Erfolge machen für ihre Ideen verstärkte Propaganda; jetzt weniger bei den Gebildeten und Besitzenden, die durch die Pariser Greueltaten und durch eigene Gefährdung abgekühlt waren, als bei den niederen Volksschichten, denen sich immerhin noch genug geistig hervorragendere Elemente anschlossen. Goethe ist über diese Elemente, die auch in seiner nächsten Umgebung sich finden, ganz außer sich. „Einige Freunde betragen sich auf eine Art, die nah an den Wahnsinn grenzt,“ so schreibt er an Heinrich Meyer und beglückwünscht ihn, daß er nicht das Spuken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, vernehme. Zur selben Zeit (August 1794) rief der Freiherr von Gagern die besten Köpfe, an erster Stelle Goethe, auf, ihre Feder der guten Sache zu widmen, um die elende Schar der Aufwiegler zum Schweigen zu bringen. Sie sollten Organe eines neuen deutschen Fürstenbundes werden, der das Vaterland vor der Anarchie rette. Goethe dankt für das gezeigte Vertrauen, hält es aber für unmöglich, Fürsten und Schriftsteller zu gemeinsamem Wirken zu vereinigen. Im übrigen habe er, „um den Parteigeist wenigstens in einem kleinen Zirkel zu mindern und ins Gleichgewicht zu bringen, als Schriftsteller wenig, als Privatmann das Mögliche getan“.

Sehen wir, was Goethe als Schriftsteller tat, um dem allgemeinen Aufruhr entgegen zu wirken.

3. Revolutionsdichtungen.

Auch der reichste Geist hat dürre Jahre.

Die Dichtungen, in denen sich Goethe mit der französischen Revolution befaßt, sind in der Mehrzahl Erzeugnisse einer dürren Zeit. Wir müssen uns mit ihnen beschäftigen, ausführlicher, als es die meisten an sich verdienen, weil sie für den Menschen und Politiker sehr bezeichnend sind.

Der „Großkophta" (1792) gehört mehr der Absicht als der Ausführung nach zu den Revolutionsdichtungen. Goethe hat in ihm die Halsbandgeschichte, in der er sogleich das Vorzeichen einer nahen Revolution sah, dramatisiert, aber er hat verabsäumt, ihr in der Dichtung den historischen Hintergrund zu geben, den sie in der Wirklichkeit hatte. So entbehrt das Stück von vornherein eines höheren Interesses. Es ist ein gewöhnliches, ja durch die Einführung des Zauberers plumpes Intriguenstück. Die Gesellschaft ist so gut und so schlecht, so klug und so einfältig wie zu allen Zeiten, der Hof bleibt in reiner Entfernung, das Militär brav, treu, blind gehorchend, ritterlich. Die Tugend siegt rasch und leicht, das Laster wird beschämt und bestraft. Keine Ahnung kann uns beschleichen, daß der Vorfall, der die Fabel des Stückes bildet, auf einem unterwühlten Boden sich abspielt, in den Thron und Reich bald versinken werden. Dieser Mangel ist um so auffallender, als Goethe schon im Jahre 1781, also vier Jahre vor dem Halsbandprozeß, in den erfolgreichen Schwindeleien Cagliostros, die sich auch in diesen Prozeß hineinschlangen, das Symptom einer

niedergehenden Gesellschaft erkannte. Am 22. Juni 1781 schrieb er an Lavater: „Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten . . . Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht . . . Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken minieret."

Aber der Mangel erklärt sich, wenn wir uns die Geschichte des Stückes vergegenwärtigen. Als Goethe an die Dramatisierung des Stoffes ging, war er schon in Italien. Seine düsteren Vorahnungen hatten sich verflüchtigt, die eigene Heiterkeit warf ihre freundlichen Strahlen auf den Gegenstand, und damit reihte er sich ihm jenen tausendmal erlebten Vorgängen ein, in denen Verliebte und Toren von schlauen Betrügern gefoppt werden. Ein solcher Vorwurf paßte so recht für die komische Oper, zu der Goethe immer eine unglückliche Neigung hatte. Er machte sich mit großem Vergnügen an die Arbeit und setzte sie in Deutschland weiter fort. Technische Schwierigkeiten und die allmählich wieder sehr ernst gewordene Entwickelung ließen seinen Eifer für die Vollendung der Oper erkalten. Um aber die Arbeit nicht ganz zu verlieren und zugleich für das Theater, dessen Leiter er soeben geworden war, ein neues aufführbares Stück zu gewinnen, schrieb er die Oper 1791 rasch in ein etwas langes fünfaktiges Prosalustspiel um, ohne die Seichtheit des Libretto verwischen zu können. Für eine komische Oper hätten Thema und Behandlung ausgereicht, für ein ernsteres dramatisches Werk sind sie zu leicht. Auf dem Theater fiel das Stück fast überall durch. In Leipzig machte das Publikum bei der ersten Wiederholung solchen Lärm, daß es abgesetzt werden mußte. Auch die Freunde Goethes lehnten den „Großkophta" ab. Sie erkannten den Dichter der Iphigenie und des Tasso nicht wieder. Auch die moralisch-politische Absicht Goethes, vor Phantasten und Betrügern zu warnen, die nunmehr in politischem Gewande so viel Unheil anrichteten, wurde durch die mangelhafte künstlerische Gestaltung zu nichte gemacht. Wer sollte sich für so dumm halten, daß er wie die Personen des

Stückes auf geheimnisvolle Redensarten und auf eine Glaskugel hin, in der niemand als ein junges Mädchen etwas sieht, an den Großkophta als an einen Wundermann glaubte. Für einen solchen Glauben verlangt man doch Taten. Da läßt der Dichter den Zauberer Mephisto anders agieren.

Wenn beim Großkophta die Revolution in noch kaum sichtbarer Ferne ist, so verspüren wir schon ihr erstes Schaumspritzen in einem kleinen einaktigen Lustspiel „der Bürgergeneral“. Goethe schrieb es im April des Jahres 1793. Der schwadronierende Dorfbarbier und Dorfpolitikus Schnaps, ein mauvais sujet, staffiert sich mit Hilfe einer zufällig in seinen Besitz gekommenen französischen Uniform vor dem einfältigen Märten als Bürgergeneral heraus, der von Kommissären des Jakobinerklubs den Auftrag erhalten habe, das Dorf zu revolutionieren; und indem er einen Milchtopf als Gleichnis für den Gutshof nimmt, erobert er ihn und beginnt ihn zum großen Verdruß des Bauern und zum noch größeren seines Schwiegersohnes und seiner Tochter auszuleeren. Es entsteht eine Prügelei; auf den Lärm hin eilt der Dorfrichter herbei, der alle Beteiligten als verdächtige Unruhestifter verhaften will. Aber der sehr vernünftige und edelmütige Gutsherr wehrt ihm. Man soll solche Kleinigkeiten nicht strafen. „Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erst das Übel hervor. In einem Lande, wo der Fürst sich vor niemand verschließt, wo alle Stände billig gegen einander denken, wo niemand gehindert ist in seiner Art tätig zu sein, wo nützliche Einsichten und Kenntnisse allgemein verbreitet sind: da werden keine Parteien entstehen. Was in der Welt geschieht, wird Aufmerksamkeit erregen, aber aufrühreriſche Gesinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar sein, daß wir einen heitern Himmel über uns sehen, indes unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.“ Unter diesen Belehrungen, zu denen sich noch einige weitere fügen, geht das Stück sanft zu Ende. Es ist uns bei ihnen zu Mute, als hörten wir den Staatsminister Goethe von der Bühne herab den weimarischen Untertanen ihr Glück zu Gemüte führen.

Sieht man von dieser aufdringlichen lehrhaften Tendenz ab, die Goethe später selber mißbilligte, so kann man nicht leugnen, daß das Stück vortrefflich gemacht ist. Aber man muß es nicht als mehr nehmen als es sein will, als eine scherzhafte Persiflage närrischer Revolutionsfarcen, wie sie damals im Kleinleben des überrheinischen Deutschlands hie und da vorkamen. Wer es als Versuch auffaßt, die gewaltigen Bewegungen, die die französische Revolution in unserem Vaterlande hervorgerufen, im Spiegel der Bühne zu zeigen, der muß, wie es oft geschehen ist, zu einem vernichtenden Urteil gelangen. Aber er tut damit dem Dichter schweres Unrecht. Er hat die Posse in drei Tagen hingeschrieben und dabei mehr daran gedacht, den Schauspielern Beck und Malcolmi ein paar glückliche Rollen zu schaffen, als der Revolution dichterisch beizukommen. Das Stück hatte auch in Weimar den besten Erfolg. Von den Freunden spendeten ihm Herder, Jacobi, Bertuch, später Schiller Beifall, der sogar ein Lustspiel im selben Geschmack plante. In weiteren Kreisen dagegen war man von der Größe der Ideen und dem Ernst der Zeit zu sehr hingenommen, um über ihre wirklichen oder erdichteten komischen Auswüchse lachen zu können. Zudem konnten die Schlußbetrachtungen in den wenigsten deutschen Staaten den freundlichen Widerhall finden, den der Dichter in dem wohlregierten Weimar allenfalls erwarten durfte.

Ernster und tiefer faßte Goethe die großen Erscheinungen der Zeit in den „Aufgeregten“ an, einem fünfaktigen fragmentarischen Lustspiel, das er wahrscheinlich Herbst 1793 verfaßt hat. Wenn es sich im Bürgergeneral nur um eine possenhafte Revolutionsmaskerade handelte, die ein verlumpter Barbier inmitten einer in idyllischem Frieden lebenden Dorfbevölkerung insceniert, so sehen wir in den Aufgeregten die Revolutionsideen bereits die Masse durchdringen und die Bauernschaft in bedenklichem Gegensatz zur Herrschaft stehen. Der Agitator ist auch hier ein Barbier, aber er ist kein Schandmaul und herumlungernder Geschichtenträger wie Schnaps, sondern ein angesessener, wohl angesehener Mann, ein Verehrer des alten Fritzen, und in seine egoistischen Motive mischt sich

genug Überzeugung und Ehrgeiz, um ihn nicht niedrig und verächtlich zu machen. Er ist auch nicht der einzige, der die revolutionären Ideen unter den Bauern verbreitet, sondern neben ihm steht der gräfliche Hofmeister, ein junger Geistlicher, der der neuen Richtung aus reiner Begeisterung für die Sache der Menschlichkeit dient. Ebenso sind die Bauern nicht bloß die dummen Verführten, Leute, die unverstandene Schlagworte nachsprechen, sondern sie haben gerechte Beschwerden gegen die Herrschaft. Auf der andern Seite werden die Privilegierten nicht bloß durch so edelmütige Exemplare, wie wir eines im Gutsherrn des Bürgergenerals kennen gelernt haben, repräsentiert, sondern durch Personen sehr verschiedener Qualität. Der Konflikt bewegt sich jedoch leider nicht um große, prinzipielle Gegensätze, sondern nur um einzelne materielle Nach- und Vorteile, und er bewegt nicht ein Volk, ein ganzes Land, sondern nur drei Dörfer mit einer Handvoll Bauern. Immerhin hätten innerhalb dieses kleinen Rahmens die gegensätzlichen Naturen zu einem heißen, sie tief erregenden und reich entfaltenden Kampfe kommen können. Aber dazu hat ihnen der Dichter durch die von ihm beliebte Entwicklung die Möglichkeit genommen. Denn kaum hat sich der Sturm erhoben, als er sich schon unter dem Einfluß der Gräfin und ihrer Tochter in einen sanften Zephir umwandelt, der einen so schönen Himmel heraufführt, wie ihn seit Jahrzehnten jene Landschaft nicht gesehen hat. Dieser rasche harmonische Abschluß entsprach so recht Goethes gemütlichem und politischem Bedürfnis, aber er war dem Stück gefährlich. Das Lustspiel ist im dritten und fünften Akt nur skizziert. Daß Goethe das schon so weit gediehene Stück nicht vollendete, dafür kann mehr als ein Grund geltend gemacht werden. Zunächst mag es der Umstand gewesen sein, daß es von den Zeitereignissen zu sehr überholt wurde. „Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen.“ Denn wie sollte der Dichter, wie sollte das Publikum noch an einem Putschversuch in einem deutschen Dorfe Interesse finden, während jenseits des Rheins ein weites großes Reich von vulkanischen Ausbrüchen erbebte?

Wer in solcher Lage Zeitereignisse zum Gegenstand der Dichtung machen wollte, der durfte nicht auf der leicht gekräuselten Oberfläche eines deutschen Dorfteiches schaukeln, sondern er mußte sich auf das brausende Meer hinauswagen, wie es in Frankreich hin und her toste. Das fühlte offenbar der Dichter. Noch aber mied er die hohe See. Er blieb im wohlbekannten Fahrwasser der Küste, im Elsaß. Die Tendenz — eine solche haben alle seine Revolutionsdramen — mußte diesmal eine andere sein als in den Aufgeregten. Bei dem bis zum Wahnsinn gesteigerten Wüten der französischen Demagogie konnte es sich für ihn nicht mehr um ein Für und Wider, um die relative Berechtigung entgegengesetzter Interessen oder Ideen handeln, sondern es gab für den Dichter und Politiker nur ein Ziel: die Revolution in all ihrer Schändlichkeit und Gräßlichkeit zur Erscheinung zu bringen.

So entwarf er Ende 1793 oder Anfang 1794 das (erst in seinem Nachlaß aufgefundene) „Mädchen von Oberkirch“. Es sollte eine fünfaktige Tragödie werden. Aber indem er nur bescheidene Persönlichkeiten zu Opfern der Revolution machte und auch auf der Gegenseite nicht die Führer, sondern untergeordnetere Elemente in den Vordergrund stellte, zudem höhere politische Motive aus der Fortbewegung der Handlung ausschloß, nahm er auch diesem Stück den packenden historischen Zug. Es wurde eine Familientragödie, die uns im Innersten ergreifen, aber nicht den Hauch großer, wenn auch gräßlicher, Ereignisse zuwehen kann. Wir sagen: es wurde; obwohl nicht mehr als zwei Scenen ausgeführt sind. Aber mag das Übrige auch nur in einem sehr dürftigen Schema angedeutet sein, die Umrißlinien und damit der Charakter des Stückes lassen sich doch mit genügender Sicherheit erkennen.

Marie, das Mädchen von Oberkirch, in ihrer ganzen Heimat als gut und vortrefflich bekannt, dient schon seit geraumer Zeit in einer adligen Familie in Straßburg, von der nur die Gräfin und ihr Neffe, der Baron Karl, vor den Stürmen der Revolution nicht gewichen sind. Durch ihre Schönheit erregt sie die Aufmerksamkeit der Gewalthaber, und sie wird ausgesucht, bei der Einführung

des neuen Kultus die Göttin der Vernunft im Münster vorzustellen. Sie gibt sich — wohl um ihre Herrschaft zu retten — zu der ihr widerwärtigen Rolle hin. Aber im Münster durchbricht irgend ein Vorfall ihre Selbstüberwindung, sie empört sich gegen die ihr aufgezwungene Gotteslästerung und stürzt dadurch sich und wie es scheint auch die gräfliche Familie ins Verderben. —

Man bemerkt, wie sehr die Handlung im Persönlich-Familienhaften stecken geblieben wäre. Die Katastrophe wird weder durch eine historische Wendung herbeigeführt, noch führt sie selber eine solche herbei, die dem Zufällig-Einzelnen eine allgemeine Bedeutung gegeben hätte.

Nachdem der Versuch, die gewaltige Bewegung dichterisch zu fassen, auch im Mädchen von Oberkirch mißlungen war, streckte Goethe sechs Jahre lang keine Hand mehr nach dem gefährlichen Stoffe aus. Nur mit bald offenen, bald symbolischen Mahnungen an die deutsche Nation begleitet er die Zeitereignisse. Die offenen enthält „Hermann und Dorothea“, das uns gesondert beschäftigen wird, da die Dichtung an sich nichts mit der politischen Tendenz zu tun hat, die nebenher herausquillt; die symbolischen sind in dem „Märchen“ verschlossen, das von politischem Zeitmotiv eingegeben auf die Zeit wirken sollte, wenn auch mit seinem zeitlichen Gehalt ein ewiger sich verbindet. Es schließt gewichtig einen Zyklus geringfügiger Erzählungen ab, die Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ zusammengeflochten hat, und die wir ohne das Märchen gern unter seinen Werken gemißt hätten, obgleich sie für die Geschichte der deutschen Novelle ihre Bedeutung gehabt haben. Entstanden ist das Märchen im August und September des Jahres 1795, also nach dem Baseler Frieden, in dem Preußen nur seinen eigenen Interessen folgend sich von der gemeinsamen Abwehr der Revolution losgesagt und Deutschland noch zerrissener und ohnmächtiger gemacht hatte als bisher.

Wer diese Situation im Auge behält, wer zugleich Goethes wiederholter Klagen über den Mangel an Gemeinsinn, Hingabe, Tatkraft und politischer Weisheit in Deutschland, sowie des Schlusses

der „Lehrjahre“, der Tendenz der Pandora, der Wanderjahre und des Faust eingedenk ist, wer sich endlich erinnert, daß Goethe im September 1795 bei der Ankunft des vor den Franzosen flüchtenden Landgrafen von Darmstadt und des Kurfürsten von Mainz die Verse der schönen Lilie zitiert:

„Ach! warum steht der Tempel nicht am Flusse!
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!“

und daß Schiller am 16. Oktober auf die Nachricht, Goethe gehe nicht mit dem Herzog in die Nähe des Kriegsschauplatzes, bemerkt: „Es ist mir in der Tat lieb, Sie noch ferne von den Händeln am Main zu wissen. Der Schatten des Riesen könnte Sie leicht etwas unsanft anfassen,“ dem kann der Sinn des Märchens schwerlich verborgen bleiben. Wir wollen versuchen, ihn, wie er sich uns erschließt, an den Hauptlinien der Dichtung darzulegen.

Der junge König — der Genius des deutschen Volkes oder genauer des deutschen Volkes in der damaligen schöngeistigen Ära — hat sich dem Kultus der Lilie — dem irdischen Abbild der Schönheit, wie es in der Kunst und Poesie und in der schönen Gestaltung des geselligen Lebens zu Tage tritt — ergeben und dadurch alle Tatkraft eingebüßt. Der König wohnt auf einem anderen Ufer als die schöne Lilie. So sehr er seine elende Lage fühlt, so hat er doch keine andere Sehnsucht, als sich wieder zu ihr zu begeben, und sollte er auch durch ihre Berührung das Leben verlieren.

Auch der schönen Lilie ist nicht wohl, soviel sie angebetet wird. Sie sehnt sich nach einem anderen Dasein, da sie jetzt alles, was sie anblickt, lähmt, und was sie berührt, tötet. Was sie pflanzt, trägt keine Früchte, von denen sich die Menschen ernähren können, sondern nur schöne Formen zur Augenweide. Sie sehnt sich auch nach dem anderen Ufer, wo nährende Pflanzen wachsen und die Menschen wohnen — bei ihr ist es einsam, sie empfängt nur einzelnen Besuch — und wo unterirdisch ein Tempel steht, von dessen Aufsteigen ihr Heil geweissagt ist.

Aber drüben ist es auch nicht schön. Die Welt, wie sie sich in der Frau des Alten darstellt, ist geschäftig, geschwätzig, eitel,

greisenhaft und einfältig; das Abgestorbene trägt sie mit Leichtigkeit, das Lebendige wie eine schwere Last. Anstatt einen Fehler durch eine kleine Mühe gut zu machen, verschuldet sie sich lieber fort und fort. Wohl gibt es unter der Menge kluge Leute, die Schriftsteller, die als Irrlichter erscheinen, aber sie haben die Welt noch nicht klug gemacht. Das Gold der Weisheit, das sie ausstreuen, versteht die Menge nicht zu verwerten, wie es ihnen selber nicht in Fleisch und Blut übergeht. Sie nehmen es ein, um es wieder auszugeben, und bleiben so spitz und mager wie zuvor. Alles klagt, jedem fehlt etwas, jeden drückt etwas, und jeder gibt dem andern oder dem Schicksal für das Übel, das ihn drückt, die Schuld. Vielleicht könnte es besser werden, wenn das ideale, aber auszehrende Reich der Lilie sich mit dem realen, aber nährenden Reiche drüben verbände. Aber der Übergang über den Fluß ist sehr mangelhaft, eine feste Brücke existiert nicht. Ein Fährmann fährt ab und zu, nur gegen Lohn und nur aus dem Reiche der Schönheit hinaus; hinein muß jeder mit seinen eigenen Füßen zu kommen suchen. Er muß dazu den Schatten des Riesen — des politischen Wahns, der verworrenen Begeisterung für ein Höheres — benutzen, der in der Dämmerung sich über den Fluß legt, oder die schmale Brücke, die die Schlange — der aus höchster Klugheit hervorsprießende Gemeinsinn — zur Mittagsstunde mit ihrem eigenen Körper schlägt. Aber diese scheint gefährlich, denn der Egoist glaubt sein Ich zu gefährden, wenn er sich dem Gemeinwohle hingeben soll; jener ist es, denn der Schatten des Riesen faßt gelegentlich die Passanten unsanft an und beraubt sie.

So bleibt die unvollkommene Lage hüben und drüben bestehen. Ja sie verschlechtert sich im Reiche der Lilie noch erheblich. Sie hat ihren Liebling, den Sänger, den Kanarienvogel, und den jungen König, der auf sie zustürzte, durch Berührung getötet. Die Lilie jammert, ihre Gefährtinnen jammern. Auch die Frau des Alten, die angekommen ist, jammert, daß ihre Hand, die sie in den Fluß gesteckt hat, schwinde. Als Retter erscheint ihr Mann: der Alte mit der Lampe, die alles Lebende erquickt. Es ist Gott selber;

er hat sich — ganz entsprechend Goethes pantheistischen Anschauungen — mit der Welt vermählt. „Er kommt aus der Welt und geht in die Welt.“ Er weiß, lenkt, leitet alles, jedoch dieses so, daß er den Menschen nur den Weg, das Ziel zeigt. Das Letzte müssen sie selbst tun. Als er bei den Unglücklichen im Lilienreiche anlangt, spricht er: „Ein einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt“ und „Jeder tue seine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen auflösen“. Die Mahnung hilft, am meisten bei der weisen Schlange. Nachdem sie noch mit ihrem Körper die Brücke gebildet hat, auf der unter Führung des Alten der Trauerzug ans andere Ufer zieht, opfert sie sich selbst auf. Sie zerfällt in einzelne Edelsteine, die ins Wasser geworfen werden. Durch die Aufopferung erlangt sofort der tote König das Leben wieder. Aber noch fehlt ihm viel, damit dieses Leben fruchtbringend werde. Der Alte leitet ihn deshalb in den unterirdischen Tempel, der nunmehr nach der Aufopferung der Schlange aufsteigen kann. In ihm sitzen der goldene König der Weisheit, der silberne des Scheines (der Würde, des Glanzes), der eherne der Gewalt (Kraft, Stärke). Der eherne belehnt ihn mit dem Schwerte, der silberne mit dem Szepter, der goldene drückt ihm den Eichenkranz aufs Haupt mit den Worten: „Erkenne das Höchste“. Jetzt erst durchströmt den König wahres Leben, eine durch Weisheit und Würde gemilderte und geleitete Kraft. Jetzt auch erst kann er sich wahrhaft der Lilie der Schönheit, der Liebe erfreuen. Er darf sie umarmen, ohne von ihr getötet zu werden. Neben den drei metallnen Königen hat im Tempel noch ein vierter gestanden, bei dem die Metalle der anderen regellos durcheinander geflossen waren. Er sinkt jetzt, wo ein organisch zusammengefügtes Reich entstanden ist, als Mittelding zwischen Form und Klumpen zusammen. Er ist ersichtlich das deutsche Reich. Der Riese dagegen wird ohnmächtig und in eine rötlich glänzende Bildsäule verwandelt, deren Schatten die Stunden zeigt, die nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt werden. Die Verworrenheit, die im politischen Wahn

steckt, wird ohnmächtig, die Begeisterung aber, die er erzeugt, bleibt und wendet sich wechselnd bald dieser, bald jener edlen und bedeutenden Aufgabe zu. Auch die Frau des Alten, die Welt, hat sich verwandelt. Sie ist wieder jung und schön geworden, und der Alte verspricht ihr, ein neues Jahrtausend mit ihr zu versuchen. Noch aber ersteht etwas sehr Wichtiges. An die Pforte des Tempels, der am Ufer steht, schließt sich eine prachtvolle, feste, breite Brücke. Die Edelsteine, in die die Schlange bei der Selbstaufopferung zerfiel, sind die Grundpfeiler geworden, auf denen sie sich selbst auferbaut hat. „Gedenke der Schlange in Ehren," sagt der Alte zum König, „du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden." —

Am 9. November 1799 wurde Napoleon erster Konsul auf zehn Jahre. In diesem Momente konnte die revolutionäre Phase Frankreichs als abgeschlossen gelten. Es war ein ruhiger Gesamtüberblick über das Geschehene möglich geworden. Und sofort reift in Goethe der Entschluß, nunmehr das langersehnte und langaufgeschobene Totalbild der außerordentlichen Weltbegebenheit, die er durchlebte, zu entwerfen, und dadurch ebenso sehr sich der lastenden Fülle von Eindrücken und Gedanken zu entledigen, als diese selbst bei sich zu einem klaren Abschluß zu bringen. Ein Zufall begünstigt seine Absicht. Neun Tage nach dem Staatsstreich Napoleons fallen ihm die ein Jahr vorher erschienenen Memoiren der angeblichen Prinzessin Stephanie Louise von Bourbon-Conti, die von den Vorbewegungen der Revolution bis zu ihren letzten Zuckungen reichten, in die Hände. Er erkennt in ihnen eine für seine Zwecke brauchbare Fabel, und schon am 6. und 7. Dezember sind die Grundsteine zu dem neuen großen dramatischen Bau der „Natürlichen Tochter" gelegt. Andere Arbeiten drängen aber die Ausführung des Werks zurück. Es mochte dem Dichter auch recht sein, wenn durch eine Pause die Vergangenheit noch in etwas weiteren Abstand rückte. Inzwischen wurde die abschließende Wendung der Dinge immer deutlicher. Frankreich machte 1802 mit allen

Staaten Friede; und Napoleon wurde Konsul auf Lebenszeit. Damit war ebensowohl die revolutionäre als auch, wie es schien, die republikanische und kriegerische Epoche Europas beendet. Der Dichter kann mit vermehrter Freiheit des Gemütes seiner Aufgabe obliegen. In den Jahren 1801 und 1802 ist er eifrig an der Arbeit, die mehr und mehr aufschwillt, so daß der Rahmen eines Stückes nicht mehr ausreicht. Er erweitert ihn zu einer Folge von dreien; und im Frühjahr 1803 ist das erste fertig.

In dem Augenblick, wo Goethe sich entschloß, die Revolution in ihrer ganzen Größe zum dichterischen Vorwurf zu nehmen, mußte er seine Scheu vor dem fremden und ihm fürchterlichen Mittelpunkte der Revolution ablegen und den Schritt an den Rand des Kraters setzen. Demgemäß bewegt sich der größere Teil des Stückes in dessen Nachbarschaft, ohne daß der Ort selber genau bezeichnet ist.

Eugenie ist die natürliche Tochter des „Herzogs", des Oheims des Königs. In Rücksicht auf ihre Mutter, die ebenfalls dem königlichen Hause angehört, bleibt sie in der Verborgenheit, wird aber dort in fürstlicher Art erzogen. Die Mutter ist gestorben, und darum will der sie über alles liebende Vater sie jetzt in die Welt einführen. Er bittet deshalb den König, sie öffentlich als vollbürtige Prinzessin anzuerkennen. Der gute König, der sich den Herzog, seinen alten Widersacher, gern verbindet, sagt bereitwillig zu; an seinem eignen Geburtstage will er den Wunsch des Oheims erfüllen. Diese Absicht wird dem Sohn des Herzogs bekannt. Er ist ein wüster, tückischer, neidischer Gesell und mißgönnt der Halbschwester das Erbteil, das sie als Vollbürtige vom Vater zu erhoffen hat. Sein Sekretär, der Bräutigam von Eugeniens Hofmeisterin, erhält den Auftrag, die Jungfrau vorher verschwinden zu lassen, — wenn es nicht anders gehe, durch den Tod. Die Hofmeisterin, um ihren geliebten Zögling vor grausem Mord zu bewahren, läßt sich vom Sekretär bestimmen, sie über den Ozean nach den „Inseln" zu bringen. Die gewaltsam entführte Eugenie langt in der Hafenstadt an, sie ist verzweifelt über ihr Schicksal, sie will das teure,

ihr eben erst doppelt teuer gewordene Vaterland nicht verlassen, und sie weiß nur zu wohl, daß unter der Tropenglut und dem Fieberhauch der Inseln ebenfalls der Tod — ein langsamer — drohe. Einen Weg, sich Leben und Heimat zu erhalten, hat ihr allerdings die Hofmeisterin gezeigt: wenn sie einem bürgerlichen Manne die Hand reiche und ihre Abkunft sowie ihren Aufenthalt in tiefstes Geheimnis hülle. Es besteht für sie eine Möglichkeit, diesen Weg sofort zu beschreiten, da ein edler Mann, der „Gerichtsrat", ihr seine Hand angeboten. Aber sie lehnt sie ab, da sie keine Gegenliebe fühlt und ins unscheinbar bürgerliche Dasein nicht hinabtauchen will. Da wird ihr durch eine Unterredung mit einem Mönche zum Bewußtsein gebracht, was Worte ihres Vaters und des Königs ihr schon angedeutet hatten, daß dem Reiche ein jäher Umsturz drohe. Das Heldenblut in ihren Adern regt sich, sie hofft in der Stunde der Gefahr für das Königshaus und fürs Vaterland heilbringend wirken zu können, und im Ausblick auf dieses große Ziel überwindet sie alle Bedenken. Sie sagt dem Gerichtsrat jetzt zu. Auf seinem Landgut will sie still verborgen leben, bis die Stunde der Gefahr sie rufe. Ihrem Vater ist inzwischen gemeldet worden, daß sie auf einem Jagdritte verunglückt und so verstümmelt worden sei, daß ihr Anblick Entsetzen errege. Das bestimmt den tief unglücklichen Vater, den Leichnam der Tochter, der angeblich in der Nähe der Unglücksstelle bestattet worden ist, nicht zu besichtigen. So gelingt der ruchlose Streich des Sohnes.

Das ist kahl und kurz der Inhalt des Dramas. Betrachten wir es zunächst abgelöst von seiner Bedeutung als Spiegelbild des Vorabends der Revolution. Goethe ist in ihm zu dem hohen Stil der Iphigenie und des Tasso zurückgekehrt, und die Verse sind von demselben rhythmischen Wohllaut. Aber die Sprache ist weiter abgerückt von der natürlichen als in jenen Werken. Wir bemerken schon die Weise des Alters, besonders in der starken Gedrungenheit des Ausdrucks. Der Geist des Dichters hat sich geweitet, bei jedem Ding, jedem Vorgang ist ihm die weite Beziehung, die

sie haben, der große, mannigfaltige Gehalt, den sie einschließen, gegenwärtig. Dem geweiteten Geist steht aber nur dasselbe enge Wort wie ehemals zur Verfügung, und die Enge des einzelnen Wortes durch eine Fülle von Worten zu heben, ist ihm im Verse zuwider; so bleibt nichts übrig, als durch knappe, vollhaltige Verbindungen, Verkoppelung, Aufeinandertürmen, dichte Zusammenschiebung des Bedeutenden, durch kühne Neubildungen, durch die Abstoßung des Artikels, der unnütz Platz raubt und die kräftige Schönheit des absoluten Begriffes trübt, dem Geist ein neues, dicht gewebtes Sprachkleid zu schaffen. Die ganze Form soll aber auch Kunst sein. Sie soll nichts vom Alltäglich-Natürlichen an sich tragen. Das Natürliche soll wie in den Personen, so in ihrer Sprache in einer höheren, edleren Form erscheinen, die allein Kunst genannt werden kann. Die an sich schon rhythmische Form wird zu diesem Zweck noch stärker rhythmisiert durch musikalische Hilfsmittel, wie die Alliteration, oder durch stilistische, wie die Antithese und den Parallelismus. Das Einfache wird gern künstlich mit gewähltem Wort ausgesprochen. Die Tatsache, daß das Schiff sich zur Abfahrt rüste, wird zum Beispiel in die gesuchte Wendung gekleidet: „Im Hafen regt sich emsig schon die Fahrt," der Sonnenuntergang mit einst verworfenem mythologischem Bilde geschildert: „Wenn Phöbus nun ein feuerwallend Lager sich bereitet."

Auf diese Weise wird der Dichter mitunter seltsam geziert oder gerät wider Willen in eine Breite, die in eigenartigem Kontrast zu der sonstigen, die Gedanken nur mühsam bergenden Knappheit steht. Aber nicht immer ist diese Breite eine wirkliche, d. h. nach seinen künstlerischen Absichten vermeidbar. So wenn er in der Schmuckscene Eugenie nicht kurz sagen läßt: „Reich mir den Perlen- und Juwelenschmuck," sondern: „Nun leihe mir der Perlen sanftes Licht, auch der Juwelen leuchtende Gewalt." Denn wer möchte hier verkennen, welch schöne Wirkung er durch diese scheinbare Breite und Geziertheit erreicht: wie Eugenie Gelegenheit erhält, länger auf den herrlichen Schmucksachen zu verweilen, und

wie wir selber bereits den milden Glanz und funkelnde Lichter das reizende Mädchen umspielen sehen und ihr darum leichter ihre Neugier und ihre Eitelkeit nachempfinden, d. h. entschuldigen können.

Wer diesen Stil tadelt, der erinnere sich, daß Shakespeare in solchen poetisch-rhetorischen Künsten schwelgt, die nur deshalb minder bemerklich sind, weil er sie uns durch die energische Zeichnung der Charaktere und den straffen Gang der Handlung vergessen macht. Durch die stark stilisierte Sprache, die sich vom Lebendigen, Natürlich-Wahren weit entfernt, hat Goethe einer falschen Beurteilung seiner Dichtung die Bahn geöffnet. Er hat von vornherein damit den Eindruck erweckt, als ob Personen, die so sprechen, keine Menschen von Fleisch und Blut sein könnten, sondern nur kostbar drapierte Schatten, symbolische Typen. Und diesem Vorurteil hat der Dichter durch einen weiteren äußerlichen Umstand noch stärkeren Vorschub geleistet. Er hat den Personen mit Ausnahme der Heldin keinen Namen verliehen. Es tritt auf: der König, der Herzog, der Graf, die Hofmeisterin, der Sekretär, der Gerichtsrat u. s. w. Damit schien es ausgesprochen: der Dichter wollte keine Individuen, sondern Typen schildern. Welch ein Irrtum! Gewiß war Goethe in Italien zu der Erkenntnis vorgedrungen, daß der Künstler immer ein Typisches darzustellen habe, wenn er das Höchste erreichen wolle, aber doch immer nur durch das lebendige, bestimmt charakterisierte Individuum. Wie diese Mischung zu vollbringen sei, ist das Geheimnis vollendeter Kunst. Goethe war von jeher im Besitz dieses Geheimnisses, nur daß er es seit Italien mit größerer Klarheit und bewußterer Kraft ausübte. Im Bewußtsein seiner hohen Kraft und seiner hohen Ziele konnte er sich sagen: „Was brauche ich meine Personen noch zu nennen! Sie haben auch ohne Namen die höchste Realität in sich, weil ich dem Individuum einen allgemein gültigen Gehalt gegeben. Sie sind für die Jahrhunderte. Sie werden immer wiederkehren. Man wird immer neue Repräsentanten ihrer Art finden, und ich würde ihre ewige Gültigkeit nur verdunkeln, wenn ich ihnen einen bestimmten Namen anheftete."

Und in der Tat, man gebe sich nur die Mühe, den köstlich gewirkten Schleier, in den er die Menschenleiber gehüllt, zu durchdringen, und man wird darunter nicht starre Schemen wahrnehmen, sondern sehr bestimmt geprägte, volle Menschen mit warm pulsierendem Leben. Am allermeisten gilt dies von der Heldin, von Eugenie, neben Adelheid vielleicht die merkwürdigste, interessanteste Frauengestalt, die Goethe je geschaffen. Eine königliche Jungfrau, eine hohe, gebietende Erscheinung von blendender Schönheit, heißem Blute, kühn und verwegen. Wie ein Vogel durch die Lüfte fliegt, so jagt sie zu Rosse „voll Gefühl der doppelten, centaurischen Gewalt, durch Tal und Berg, durch Fluß und Graben". Sie hat etwas vom dämonischen Selbstvertrauen des Übermenschen an sich. „Dem Ungemess'nen beugt sich die Gefahr." Aus diesem Kraft- und Sicherheitsgefühl entspringt, so jung sie ist, ihr Verlangen, mit „hocherhabenen Männern gewaltiges Ansehen, würdigen Einfluß" zu teilen. Bei diesem hochgerichteten Streben ist ihr Liebe als bloßes süßes Wallen des Gemütes fremd. Sie hat eine Liebe, das ist die zum Vaterland, das ihr, der begeisterten, idealistischen Royalistin, zusammenschmilzt mit dem Königshaus. Soll sie sich einem Manne vermählen, dann einem, der als Großer zu großer Tat mit ihr für das bedrohte Vaterland sich verbinden kann, nicht einem, an dessen Seite sie in stillem Hause mit dem Gleichklang der Seelen sich begnügen soll. Aber bei all dieser Männlichkeit ist sie keine Jungfrau von Orleans, die ihre Glieder in rauhes Erz schnüren will, sondern sie bleibt das Kind und das Weib, das an Putz und Schmuck die lebhafteste Freude hat. Zu ihrer Kindlichkeit stimmt die ungetrübte Reinheit des Herzens und der naive Glaube an das in jedem Menschen lebende Gute. Bei aller Verwegenheit fromm und zart, bei allem Stolz auf ihre königliche Abkunft ohne die geringste Überhebung, bei aller Verwöhnung dankbar und gütig, ist sie das liebenswürdigste Geschöpf von der Welt. Und auch der Zauber, den die Muse verleiht, fehlt ihr nicht. Ihr ist eine holde Dichtergabe angeboren, mit der sie in rascher Inspiration ihre Schöpfungen hervorbringt.

„Eben schwebt mir's heiter vor, ich muß es haschen, sonst entschwindet's mir."

So ist sie ein wunderbares Menschengebilde, aber so wunderbar es ist, jedem würde sich die Überzeugung aufdrängen, daß sie kein willkürliches, hohles Phantasieprodukt des Dichters, sondern ein wirkliches Wesen voll innerer zusammenströmender Wahrheit sei, wenn sich nur eine mit Geist, Kraft und Schönheit ausgerüstete Schauspielerin fände, die sie nicht, durch den pompösen Fluß der Rede getäuscht, in der hoheitsvollen Würde der Iphigenie und Leonore von Este, sondern in ihrem eigenen Charakter darstellte: jede Muskelbewegung, jedes kleine Zucken voll Energie, das Auge voll Feuer, die ganze Persönlichkeit von heiterer, später ernster Lebenskraft getränkt, halb Amazone, halb Weltkind, halb Heldin, halb Stern des Salons.

Von gleicher Leibhaftigkeit wie Eugenie sind die anderen Figuren des Stückes, obschon minder reich ausgearbeitet. Selbst so kleine Nebenfiguren wie der Gouverneur, die Äbtissin, der Mönch sind merkwürdig deutlich charakterisiert. Nur der Graf bleibt mit den wenigen Versen, die er zu sprechen hat, im Dunklen.

Nicht mindere Anerkennung wie den Figuren gebührt der Handlung — in den ersten drei Akten. In ihnen schreitet sie rasch und eng gebunden, aufs stärkste spannend vorwärts, während zugleich in meisterhafter Kürze und Leichtigkeit ihre Voraussetzungen angedeutet werden. Freilich muß man auch hier — ähnlich wie im Tasso — die Fähigkeit haben, oder sich die Mühe geben, in die feine Zeichnung des Dichters einzudringen. Wer z. B. im ersten Akt nicht dem Gegensatz zwischen dem Herzog und dem König oder dem Herzog und seiner Tochter in den vielen unendlich feinen Linien zu folgen bereit oder imstande ist, der mag diesen Akt bisweilen ermüdend finden. Aber jede andere Art Zeichnung wäre bei der Höhe der Stellung und Bildung der Personen ein geringerer Grad an Kunst gewesen, und demgemäß hat auch Herders Wort von der Silberstift-Zeichnung in der Eugenie die Bedeutung einer Lobpreisung gehabt — er stellte sie in Gegensatz zu der Art, wie

Schiller mit einem fetten Farbenquast spritze —, während man daraus später eine Schwäche der Dichtung hat machen wollen, oder eine Eigenschaft, die zu der vermeintlich typisierenden Schattenhaftigkeit passe. In der Motivierung könnte man nur einen Mangel entdecken, nämlich, daß der Herzog sich so leicht entschließt, die tote Tochter nicht mehr zu sehen, wie auch nicht recht wahrscheinlich gemacht ist, warum er von dem Unfall nicht vor ihrer Bestattung benachrichtigt wurde. Wie tief und wahr ist dagegen seine plötzliche Erhebung von der Trauer begründet! Er ist im Zustand grimmigster Verzweiflung; er verwünscht sich und die ganze Welt; er will sein Tagewerk nur noch in der Trauer finden. Jeder Appell des Geistlichen an seinen Ehrgeiz, an die Pflichten gegen das Vaterland, in dem aller Hoffnungen auf ihm ruhten, an das unübersehbare Unglück, das er über Tausende durch seinen Rücktritt von der politischen Bühne heraufbeschwöre, verhallt. Der Herzog bleibt dabei, er gehe ins Kloster. Da zaubert der kluge Prälat das Bild Eugeniens in seiner sittlich-geistigen Größe ihm vor die Augen. Er soll sie in sich leben lassen als hohes Vorbild, das ihn vor Gemeinem, Schlechtem, Eitlem schütze, so gebe er ihr „ein unzerstörlich Leben, das keine Macht entreißen könne“. Die Auferstehung Eugeniens im Geiste elektrisiert den schmerzbetäubten Mann:

Bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornenlabyrinth!
Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke,
Du warst, du bist. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt;
So bist du teilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und bist auf ewig mein.

Angesichts einer solchen Stelle möchte man sich erstaunt fragen, wie war es möglich, daß man diese Dichtung nicht bloß

habe „marmorglatt“ — was hingehen mag — sondern „marmorkalt“ nennen können. Wenn sie noch eine Ausnahme wäre! Aber das ganze Stück ist von der gleichen tiefen, warmen Empfindung durchdrungen. Wir wissen überhaupt keine Goethesche Dichtung, die es an warmer Empfindung überträfe, ob sie schon nicht immer in so leidenschaftlichen Worten wie im Werther ausströmt. Selbst den kälteren, berechnenden Naturen, selbst dem Sekretär, der nach der Maxime handelt: „Was uns nützt, ist unser höchstes Recht,“ hat Goethe noch ein gutes Stück Empfindung verliehen.

Von den Besten der Zeitgenossen wurde denn auch dem Stück die höchste Anerkennung zu teil. Karl August schrieb dem Dichter nach der ersten Aufführung: „Du sollst für die Kraft Deiner Lenden gelobt und gepriesen sein.“ Herder nannte es eine stille, unter Einwirkung der größten aller Zeitbegebenheiten gereifte schöne Frucht. Schiller meinte sehr zutreffend: „es sei ganz Kunst und ergreife dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit.“ Am meisten aber war Fichte begeistert. Er zog es allen übrigen Werken des Dichters, so sehr er sie bewundere, vor. Es sei „das höchste Meisterstück des Meisters: klar wie das Licht und ebenso unergründlich, in jedem seiner Teile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit wie jenes.“ Diesen beifälligen Urteilen trat jedoch die große Menge der Gebildeten, um von den tiefer stehenden Schichten gar nicht zu reden, keineswegs bei, und auf dem Theater hat es niemals Fuß gefaßt.

An dieser Ablehnung des Stückes trägt nicht bloß die schwere Pracht der Sprache und die zarte, für den oberflächlichen Blick verschwimmende Zeichnung der Charaktere die Schuld; sie hat noch andere, stichhaltigere Gründe. Der eine liegt in dem bruchstückartigen Charakter des Werkes. Die Handlung verrinnt im Sande. Es ist, bloß das Ausgeführte angesehen, kaum eine Ahnung gestattet, wie die Schicksale der Hauptpersonen sich entwickeln werden. Wirkt schon das Fragmentarische lähmend auf

das Interesse, so hat Goethe den unbefriedigenden Eindruck noch erhöht durch die ungebührliche Ausdehnung des Abschlusses. Goethe verteilt ihn auf zwei Akte. Er hat für sie drei Motive zur Verfügung. Zwei größere: Eugeniens Versuche, sich durch den Beistand anderer zu retten, und ihre Verbindung mit dem Gerichtsrat, sowie ein kleineres: die Erinnerung an die düstere Zukunft des Vaterlandes. Von diesen vertrug nur das zweite eine breitere Darstellung. Dagegen verlangte das erste, wenigstens so wie es Goethe verwertet hat, und ebenso das dritte die allerkürzeste Behandlung. Statt dessen ist dem dritten, für das wenige Verse ausgereicht hätten, eine ganze große Scene gewidmet, die nach langem Umwege endlich zum einfachen Ziele kommt, und dem ersten fast der ganze fünfte Akt, um uns durch eine Kette von Dialogen immer wieder von neuem zum Bewußtsein zu bringen, was wir schon nach dem Anfang des vierten Aktes, wo uns die königliche Ordre bekannt wird, wissen, daß nämlich Eugenie rettungslos dem Willen der Hofmeisterin preisgegeben ist. Ja, wenn der Dichter unsere Voraussetzung getäuscht hätte. Wenn er die um Hilfe Angerufenen, das Volk, den Gouverneur, die Äbtissin, ernste Anläufe hätte machen lassen, der königlichen Ordre zu widerstreben. Aber was geschieht? Sowie die Hofmeisterin das Papier zeigt, verschwinden Gouverneur und Äbtissin mit fast komischer Eile, während das Volk untätig gaffend bleibt. Diese unfruchtbare, gleichmäßig sich wiederholende Verwertung des Motives ist nicht bloß höchst ermüdend, sondern arbeitet den Zwecken, die der Dichter mit dem Drama verfolgte, geradezu entgegen.

Und damit kommen wir zu einem Standpunkt, den wir bisher dem Stücke gegenüber noch nicht eingenommen haben, der uns am meisten die Ungunst, die es erfahren hat, erklären wird. Ist der Teil der Natürlichen Tochter, den wir besitzen, der erste Abschnitt des großen Weltbildes, das Goethe in der Trilogie entwerfen wollte, geworden? Niemand wird den Mut haben, diese Frage zu bejahen. Denn es fehlt dazu nicht weniger als alles. Wo treten in dem Stücke die tiefen, gewaltigen Gegensätze, die das alte

Regime zersprengten, hervor, wo die schweren, furchtbaren Schäden, an denen der französische Staatskörper krankte? Wo ist ein Gegensatz zwischen König und Volk, zwischen privilegierten und unterdrückten Ständen, zwischen Wohlleben und Elend, zwischen stupider Kirchlichkeit und freigeistigem Materialismus, zwischen überfeinerter Bildung weniger und dumpfer Unwissenheit der Menge wahrnehmbar? Wo sehen wir die Frivolität und Verschwendung des Hofes, die Käuflichkeit der Ämter und Beamten, die Geldnot des Staates, das System der Steuererpressung, die Mißachtung der Verfassung, die Last der Zehnten und Fronen, den verödenden Besitz der toten Hand, die Härte der Leibeigenschaft, die Verwüstungen der vornehmen Jagdliebhaber und hundert andere himmelschreiende Mißstände, die die Revolution wie eine naturgemäße Reaktion hervorbrechen ließen? — Und wo sind die Spuren der Gärung, die demnächst zum Ausbruch kommen soll? Wo sind die Agitatoren im Stile Mirabeaus und Sieyes? Wo die geistreichen Salons, in denen die radikalen und nihilistischen Schlagworte geschmiedet wurden? Ja, wo nur ein Schimmer der mächtigen Geistesbewegung, die Frankreich vor der Revolution durchrauschte? Wir hören zwar manchmal von einer „heftig-wilden Gärung", aber wir sehen nichts von ihr. Wir sehen vielmehr das Gegenteil. Alles unterwirft sich still und rasch dem Befehle des Königs. Nicht *eine* Hand erhebt sich zum Schutze Eugeniens, die — das Opfer eines ganz unpolitischen Anschlags — rechtlos deportiert werden soll. Der König selbst ist ein edler Mensch, der bis in die letzte Hütte Glück verbreiten möchte, sein Oheim jedermanns Freund und sehr populär. Das Reich ist ruhig und wohl bestellt. Niemand klagt über einen Mißstand. Einige Intriganten, wie sie am besten Hofe und im besten Reiche vorkommen, ändern an diesem Bilde nichts. Wenn daher irgend etwas in dem Stücke schattenhaft bleibt, so ist es das Milieu des Reiches. Es könnte ebenso gut irgend ein anderes modernes katholisches Land als das zwischen Ardennen und Pyrenäen im neunten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts gemeint sein.

Wie aus einem solchen Milieu die Revolution hervorgehen könne, ist rätselhaft. Darum ist das Stück als Einleitung einer großen, die Revolution abspiegelnden Dichtung verfehlt. Wer mit dieser Erwartung oder Forderung an dasselbe herangeht, muß mit tiefem Unbehagen von ihm scheiden. Aber vielleicht hätte Goethe in den späteren Teilen das Versäumte nachgeholt. Über den zweiten sind wir durch hinterlassene Entwürfe einigermaßen unterrichtet.

Die Hofmeisterin, die, wie man dem Herzog gesagt hat, aus Angst vor ihm geflohen war, ist nach der Hauptstadt zurückgekehrt und empfängt von dem weichgestimmten Manne reiche Geschenke für die sorgenvolle Mühe, die sie noch zuletzt der angeblich Toten gewidmet habe. Der Sekretär dagegen läßt ihr den in Aussicht gestellten Lohn, die Heirat, noch nicht zu teil werden. Er will erst abwarten, wie in der neuen Epoche, die bevorstehe, seine Stellung sich gestalten werde. Zwischen dem Herzog und dem König erneuert und verschärft sich die Spannung, dadurch auch zwischen dem Herzog und dem Grafen, da dieser entschieden für den König Partei nimmt. Damit endet der erste Akt des zweiten Stückes, und wir stehen immer noch in den allerersten Vorspielen der Revolution. Auch der zweite Akt führt uns nicht viel weiter. Wir werden auf das Landgut des Gerichtsrates versetzt. Das Unbefriedigende der eigentümlichen Ehe mit ihrer von Eugenie geforderten schwesterlichen Grundlage wird uns vorgeführt. In der langen Unterredung zwischen den Gatten wird auch die Politik gestreift. Der Gerichtsrat setzt die besten Erwartungen in die Bewegung, die sich kundgebe; Eugenie ist skeptisch. Der Widerstreit löst sich in zärtlichem Gefühlsaustausch auf, der durch Gäste gestört wird. Ein Advokat, ein Soldat und ein Handwerker besuchen den Gerichtsrat, um mit ihm über die Befreiung des unterdrückten Volkes zu beraten. Bei der Beratung entsteht Meinungszwiespalt, und die Zusammenkunft endet ohne bestimmtes Ergebnis. Der Gerichtsrat hält trotzdem gegenüber Eugenie, die der Beratung nicht beigewohnt hatte, die Hoffnung auf Vereinigung in allgemeinen, die eigentlichen Ziele nicht offenbarenden Wendungen aufrecht. Dabei kommt das Gespräch wieder auf ihr

gegenseitiges Verhältnis. Aus neuen, wärmeren Erklärungen Eugeniens hört der Gerichtsrat mit Entzücken heraus, daß die Zeit nahe sei, wo sie in Wahrheit seine Gattin werden wolle. Er hat um deswillen verstärkt den Wunsch, ihrer würdig zu sein, und hofft das dadurch am besten zu erreichen, daß er sich der Sache des Volkes mit voller Hingebung annehme. Er entwickelt der Gattin die hohe, ehrenvolle Laufbahn, die ihm auf diesem Wege winke. Eugenie ist entsetzt; jetzt erst wird ihr die Absicht jener Zusammenkunft verständlich, und sie erklärt, ihm ihre Liebe nur dann gewähren zu können, wenn er sich von der Partei der Aufrührer lossage. In dem Gerichtsrat entsteht ein heftiger Zwiespalt zwischen politischer Überzeugung und Liebesneigung, in dem das, was Pflicht und Gewissen ihm zu gebieten scheinen, die Oberhand behält. Unter tiefem Schmerz trennt er sich von Eugenie. Diese, die Nähe der Gefahr erkennend, hat ihrerseits keinen anderen Gedanken, als sich nach der Hauptstadt zu begeben und dem Kampfe fürs Königtum ihre Kräfte zu weihen. Im dritten Akt finden wir sie dort; können aber aus den dürftigen scenischen Angaben nicht recht erkennen, wie dieser und der vierte Akt verlaufen sollte. Nur soviel ist klar, daß die Revolution inzwischen zum Ausbruch gekommen ist. Im fünften Akt, für den wieder reichere Notizen vorliegen, sind diejenigen Personen des Stückes, die den privilegierten Ständen angehören, Graf, Hofmeisterin 2c., bereits im Gefängnis. Ihre Unterhaltungen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, in denen Sehnsucht, Furcht, Verzweiflung, Reue, gegenseitige Vorwürfe und zuletzt allgemeine Schwärmerei für die verschwundene Eugenie die Elemente bilden sollten, füllen nicht weniger als vier Scenen aus. In dem Augenblick, wo die Gefangenen sich zum Preise Eugeniens vereinigen, erscheint sie unter ihnen und erreicht vermutlich durch den Handwerker, der in der Schlußscene zu ihnen tritt, einen Aufschub des über sie gefällten Urteils.

Im dritten höchst dürftig skizzierten Stück sehen wir den Gerichtsrat und seine Freunde: den Advokaten, den Handwerker den Soldaten beständig in Aktion, Eugenie wiederholt unter ihnen.

Sonst erfahren wir weiter nichts, als daß ein Sonett, in dem Eugenie kurz vor ihrer Erhebung zur vollbürtigen Prinzessin dem König die innigste Huldigung dargebracht und das sie in einem geheimen Wandschrank verschlossen hatte, mitten in der größten Verwirrung gefunden wird und zwar kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick hervorbringt.

Wer diesen hier skizzierten Gang des zweiten und dritten Stückes der Trilogie betrachtet, wird sich unschwer überzeugen, daß auch die späteren Teile nur ein sehr mangelhaftes Abbild der revolutionären Epoche Frankreichs gewesen wären. Auch sie hätten ganz überwiegend das rein Menschliche, Konflikte zwischen Ehegatten, Vater und Tochter, nahen Verwandten anstatt die zwischen großen Prinzipien und großen Massen behandelt. Keine Volks-, Parlaments- und Klubscenen, keine Straßenkämpfe, keine Festakte, wie sie z. B. die Feier des Bastillesturmes verlangt hätte und wie sie selbst das Mädchen von Oberkirch darbot, keine Verknüpfung der inneren mit der auswärtigen Politik, kurzum weder in den Dingen noch in den Personen ein Hauch weltgeschichtlicher Größe. Aber selbst wenn man sich überredete, daß das, was wir vermissen, in den nur angedeuteten Scenen des zweiten Teiles und in dem fast unbekannten dritten Teile seine Stelle gefunden hätte, das unverhältnismäßige Zurücktreten des Historisch-Politischen vor dem Persönlich-Familienhaften wäre geblieben. Es ist schon höchst charakteristisch, daß die bedeutendste Persönlichkeit in dem großen Revolutionsgemälde (wie schon im Mädchen von Oberkirch) eine Frau sein und daß in dem dritten Teil, d. h. in einem Zeitabschnitt, wo Staat und Gesellschaft, Religion und Eigentum auf dem Spiele standen und täglich die Köpfe dutzendweise flogen, das Auffinden eines Sonetts einen dramatischen Höhepunkt bilden sollte, an dem der Dichter noch nach Jahren in Gedanken sich weidete.

Wir stehen demnach vor dem eigentümlichen Ergebnis, daß dem Dichter alle Versuche, den bedeutendsten geschichtlichen Vorgang, den er erlebte, künstlerisch zu bewältigen, mißlungen sind. Dieser

Überzeugung hat er selbst im Jahre 1822 mit den Worten Ausdruck gegeben: „Schau' ich in die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt." Aber über die Ursachen dieses Mißlingens kam er sich nicht ins Klare. Er schob es bald auf diese bald auf jene Zufälligkeit. In Wahrheit lag der Hauptgrund darin, daß er ein Gegner der Revolution war. Diese Gegnerschaft hat man aus seinem konservativen Aristokratismus zu erklären versucht, eine oberflächliche und einseitige Auffassung, wie denn Schlagworte sein Wesen selten erhellen und nie erschöpfen. Zugestanden muß werden, daß es ihm an Verständnis für den Verlauf der Bewegung gefehlt, aber geleugnet, daß er kein Verständnis für ihre Entstehung und innere Berechtigung gehabt habe. Er war vielmehr darüber sich so klar wie wenige, wußte er doch seit den Straßburger Zeiten von Frankreich genug, und hatte er doch im eigenen Lande hinreichend erfahren, was ein absolutes Fürstentum, ein veraltetes Ständewesen, ererbte Privilegien auch bei den besten Gesinnungen der Bevorrechteten für böse Schäden herbeiführen. Es ist ihm mehr als ein bitteres Wort in unmutigen Stunden darüber entschlüpft. „Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen" (3. April 1782). „Das arme Volk muß immer den Sack tragen, und es ist ziemlich einerlei, ob er ihm auf der rechten oder linken Seite zu schwer wird" (20. Juni 1784). „Ich sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's soweit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann" (17. April 1782). Er hat denn auch in der Gradheit seiner Natur nicht gezögert, sein Einverständnis mit den Beschwerden der französischen Wortführer zu bekunden. In den vene-

tianischen Epigrammen ruft er den Konservativen in Deutschland die denkwürdigen Worte zu:

Jene Menschen sind toll, so sagt Ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit im Sklaven verstummt.

In den Aufgeregten läßt er die aus Paris zurückgekehrte Gräfin sagen: „Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft, wie großmütige Handlungen meistenteils nur persönlich sind und der Eigennutz allein gleichsam erblich wird; seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen." Damals waren auch die Faustverse vom Fluch abgestorbener Gesetze und vom mißachteten Recht der Lebenden schon gedichtet, ja gedruckt. Und ganz im allgemeinen war er vollkommen davon überzeugt, daß große Revolutionen nie Schuld des Volkes, sondern immer der Regierungen seien. Aber ein anderes war es, die Beschwerden über die französischen Mißstände, und ein anderes, die von der Opposition gewählten Mittel zu ihrer Abhilfe für berechtigt anzuerkennen.

Hierbei handelt es sich noch gar nicht um die Anwendung von Zwang und Gewalt, von Aufruhr und Mord. Schon daß man das historisch Gegebene wie mit einem Schwamm weglöschte und auf der leeren Tafel ein neues Gebäude nach allgemein abstrakten Grundsätzen zeichnete, erschien Goethe wie eine Verkehrtheit ersten Ranges. Was Hegel später in seiner Philosophie der Geschichte an der neuen Gestaltung des französischen Staates mit den Worten preist: „Im Gedanken des Rechts ist eine Verfassung errichtet worden, und auf diesem Grunde sollte nunmehr alles basiert sein. Solange die Sonne am Firmament steht und die Planeten

um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, das ist, auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut," — gerade das erschreckte den Dichter, der als Staatsmann gelernt hatte, daß lebensfähige politische Gebilde nur auf lebendig-wirklichem, nicht auf gedachtem Grunde gedeihen und sich entwickeln. Auch war er aus denselben Gesichtspunkten durchaus der Meinung des kaiserlichen Ratifikationsdekretes vom 30. April 1793, daß es völlig wider die Natur sei, „dem ganzen Menschengeschlechte über die Auswahl der Mittel und Wege zu seiner bürgerlichen Glückseligkeit nur einen Sinn aufdringen zu wollen".

Wenn aber Staatsbesserungen nach allgemeinen Doktrinen an sich schon bedenklich, ja gefährlich waren, um wie viel mehr mußten sie es sein, wenn ihre Durchführung in unerfahrene, und schlimmer, in unlautere Hände gelegt wurde. Das aber sah er jetzt in Frankreich, wie er es oft in der Geschichte bei ähnlichen Bewegungen gesehen hatte. Wer waren die Führer? Zuerst schwülstige Ideologen, dann zielbewußte Egoisten, oder beides von vornherein gemischt, und zuletzt nur ehr- und herrschsüchtige, gewissenlose Demagogen.

„Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich."

Im Streben nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wurde „die Menge der Menge Tyrann". An Stelle des „vernünftigen" Gesetzes regierte die brutale Gewalt. „Man hat geraubt, zerstört; das ist der Geist der Zeit." „Freiheit und Gleichheit können nur im Taumel des Wahnsinns genossen werden." Mit dem Kampf gegen die Ungerechten hatte die Bewegung begonnen, mit dem Kampf gegen die Gerechten geendet. „Die Jakobiner dürsten nach dem Blute jedes rechtlichen Menschen."

Was aber den Dichter noch mehr gegen die Revolution erbitterte, ja ihn förmlich gegen sie verstockte, waren die Rückwirkungen, die sie nach Deutschland hin ausübte. Im deutschen Reiche war

wie auf religiösem so auf politischem Gebiet eine gewisse läßliche Freiheit des Denkens und Tuns, Schreibens und Sprechens eingetreten. In einzelnen Ländern und Ländchen war man auch praktisch bemüht, eine Reihe von Schäden des Feudalstaates zu beseitigen. In Weimar hatte Goethe selbst wacker Hand angelegt, und sein Werk wurde vom Herzog und dessen Räten fortgesetzt. Nun kamen die revolutionären Ereignisse, und überall hielt man in Reformen ein, unterdrückte die gewohnte freiere Bewegung und suchte das Bestehende fest- oder besser zurückzuschrauben. Man wurde nervös, ängstlich, witterte überall Jakobinismus, Frevel gegen Thron und Altar.

„Die französischen Affairen," so schrieb am 28. Juli 1792 der treffliche Kollege Goethes, Geheimrat Voigt, „werfen unsere Denk- und Preßfreiheit in Deutschland auf manche Jahre wieder zurück. Jeder Fürst und Herr lauert und will gleich anfangs nichts aufkommen lassen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen scheint." Wenn aber an der Spitze des Staates, wie in Weimar, Fürsten und Minister standen, die nicht von der allgemeinen Angst befallen waren und ruhig den bisherigen Schritt weiter gehen wollten, dann kamen die Nachbarn und drückten auf diesen Staat, daß er gegen den Unglauben und Jakobinismus einschreite. Der Jurist Hufeland hatte in Jena kaum eine Vorlesung über die französische Konstitution angekündigt, als sich schon Kursachsen darüber beschwerte. Vor Fichte zitterte derselbe Kurstaat und daneben ein Nutritorenstaat der Universität: Gotha. Die Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung, die zur Bedeutung der Akademie, und durch die Einkünfte, die sie abwarf, zur Erhaltung tüchtiger Kräfte das Ihrige beitrug, wurde in Preußen verboten. In die Studenten kam ein Geist des Aufruhrs, und als fünfzig Mann Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach Jena geschickt wurden, wanderte die ganze Hörerschaft nach Erfurt aus (14. Juli 1792). Man denke sich, wie sehr Goethe, dem die Universität ein sorgsam gepflegtes Lieblingskind war, diese und ähnliche Dinge schmerzen und über die Revolution, die so in seinem kleinen Bezirk

die ruhige, gedeihliche Entwicklung störte, in Harnisch bringen mußten. Und um das Maß seines Verdrusses voll zu machen, schlugen sich trotzdem seine nächsten und höchst gebildeten Freunde, Herder, Knebel, Wieland u. a., die vom Herzogshause die größten Wohltaten genossen hatten, auf die Seite der Revolution. Er nahm das alles sehr tragisch. Er fragte sich: was wollen diese Leute? Was können sie in Weimar nur entfernt Besseres an die Stelle des bisherigen Zustandes setzen? Ist es nicht reiner Wahnsinn, auch in dieses Land die Keime der Zersetzung zu tragen, — Goethe fand, daß nicht bloß die Studenten, was man leichter nehmen konnte, sondern daß auch die Beamten bereits einen unbotmäßigen Ton anschlugen — ihre eigene Existenz, die ihrer Freunde und die Wohlfahrt des ganzen Landes zu untergraben? Er war ohnehin schon unglücklich, daß selbst alle freundschaftlichen Verhältnisse durch die Verschiedenheit der politischen Meinung, durch den „unseligen, körperlosen Parteigeist“ verwüstet wurden. Sollte dieser Parteigeist gar das geliebte Heimwesen zerstören? —

Goethe hat später seine gegensätzliche Stellung zur Revolution damit entschuldigt, daß seinerzeit ihre wohltätigen Folgen noch nicht zu ersehen waren. „Zu ersehen,“ das ist richtig, aber doch zu erhoffen, und man hätte von einem so scharf- und tiefblickenden Manne erwarten können, daß er über all die Rückschläge, Enttäuschungen, Verwirrungen und Greuel hinweg das Segensreiche, das in der Revolution steckte und darum notwendig aus ihr hervorgehen mußte, erkennen würde. Ist es doch viel kleineren Geistern gelungen. Reinhard, in der Jugend der Freund Schillers, im Alter der Goethes, hatte das viele Schreckliche, das bis zum November 1791 bereits geschehen war, in Paris mit durchlebt, als er trotzdem die Revolution für einen Riesenschritt in den Fortgängen des menschlichen Geistes erklärte und meinte, auch wenn Frankreich das Opfer des Kampfes werde, „könnten deswegen die Grundsätze der Gleichheit sich nicht in empfänglichere Gegenden verpflanzen? In den Gotteshäusern Jerusalems ertönen jetzt einzig die Gebete des Korans, aber ganz Europa hat zum Kreuze geschworen.“

Warum hat Goethe sich nicht ebenfalls von diesem Glauben und diesen Hoffnungen durchdringen lassen? Die Antwort liegt darin, daß er auf politischem Gebiet durchaus Realist war. Er ließ sich da nur von dem bestimmen, was unmittelbar sichtbar und prüfbar war, wie er das nur faßte, was sich unmittelbar ins Wirkliche übersetzen ließ, was er aus vorhandenen und gegebenen Faktoren herausrechnen konnte. Desgleichen hatte er als Praktiker jedes Vertrauen zur Befähigung des Volkes verloren, sich selber zu helfen und von einem größeren Maße von Freiheiten einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Jedenfalls sollte — das war sein Axiom bis an sein Lebensende — das Regieren allein den Kundigen überlassen werden. Denn es sei eine Kunst wie jede andere und müsse gelernt werden. Er hatte vergessen, daß er selber einmal ohne Erfahrung und Routine ans Regieren gegangen war und doch mehr Erfolg gehabt als seine älteren Kollegen. Er übersah auch, daß Freiheiten, die nicht gemißbraucht werden können, nichts wert sind und daß der Mensch in der Freiheit rasch zu ihrem rechten Gebrauche reif wird. Auch dachte er als Praktiker zu gering von der moralischen Bedeutung allgemeiner Verfassungsgrundsätze und zu gering von dem Wert der Begeisterung für politische Ideen. Wie er denn überhaupt dem Gedanken, daß Ideen die Massen durchdringen und daß die Geschichte die Entwickelung der Idee in den Massen darstelle, wenig zugänglich war. Er sah jeden Fortschritt an die Bemühungen, Arbeiten einzelner hervorragender Menschen gebunden, während der große Haufe ziel- und zwecklos sich aneinander reibe. Darum löste sich ihm auch die Geschichte in die Darstellung der Taten der Heroen auf, während er das, was man sonst Geschichte nannte, für ein Gewebe von Unsinn, für eine Masse von Torheiten und Schlechtigkeiten erklärte, aus der man nichts lernen könne.

Und war sein Grundsatz ferner: Verbesserung, nicht Umsturz des Bestehenden, Reform, nicht Revolution, so verkannte er, daß Gebäude bisweilen so baufällig oder so verbaut sind, daß nur ein Neubau von Grund aus etwas Brauchbares schaffen kann.

Auf der anderen Seite war er durch die italienische Reise in den neunziger Jahren zu einer so einseitigen Schätzung der ästhetisch-wissenschaftlichen Kultur gelangt, daß er auch eine Reform der Geister abgelehnt hätte, wenn diese die stille Arbeit des Geistes störte. Und wo sollte in diesem leidenschaftlich verwirrten, auf Streit und Kampf hingelenkten Deutschland noch das Interesse für Wissenschaft, Kunst und Literatur, das Interesse an dem Sich-bilden zum Schönen und Guten herkommen? Wo blieb sein Ideal, daß der einzelne sich möglichst zur vollkommenen Persönlichkeit gestalte, wo seine Hoffnung, daß aus diesem Fortschritt der Fortschritt der Gesamtheit hervorgehen werde, schöner und sicherer als aus allen Verfassungs- und Gesetzesparagraphen und allen Regierungskünsten?

Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.

Ein höchst bedenkliches Epigramm. Die Reformation wäre demnach zu beklagen, weil sie die Entwickelung „ruhiger Bildung" gestört? Aber war es nicht das Wichtigste, daß sie echter, fruchtbarer Bildung die Bahn frei machte — wenn auch mit einiger Unruhe. Sah er, der mit der Natur so innig lebte, nicht, daß auch der Frühling mit Stürmen komme, die das Morsche, Dürre, ja manchen grünenden Zweig brechen, und hatte er vergessen, daß er einst selbst einen Sturm entfacht, damit es Frühling im deutschen Geistesleben werde? Aber freilich, nun es Frühling und Sommer geworden, wollte er, daß die Früchte in aller Ruhe zum Reifen kämen.

Dieser Wunsch, verbunden mit dem Mangel an politischem Idealismus, hat Goethe auch in einer späteren wichtigen Epoche in Zonen entrückt, in denen er das Wehen des geschichtlichen Geistes nicht spürte. Es ist begreiflich, wie es ihm bei einer solchen Geistesrichtung unmöglich sein mußte, der Revolution irgend eine gute Seite abzugewinnen, insbesondere ihr die weltgeschichtliche Bedeutung beizumessen, die ihm blitzartig — aber auch nur blitzartig — am Abend der Kanonade von Valmy aufgegangen war. Er häufte vielmehr Groll auf Groll in sich gegen das schreckliche Zeitereignis,

und es war ihm die größte Befriedigung, diesen Groll in der Dichtung zu entladen.

Demgemäß mußte der Spiegel seiner Dichtung, der sonst so klar und rein die Welt wiedergab, zu einem verzerrenden Hohlspiegel werden. Das große Zeitereignis wurde eine fratzen- und grauenhafte, in jedem Falle aber unerklärte Erscheinung. Denn in dem Augenblicke, wo er sie in ihren Tiefen begründet hätte, würde sie eine ernste, großartige, sympathische Bewegung geworden sein, die Anlage und Tendenz seiner Zeitdichtungen über den Haufen warf. Und das ist wohl der eigentliche geheime, ihm selber unbewußte Grund, warum er auch in der Natürlichen Tochter, die das Totalbild werden sollte, jede Ausmalung der politischen Zustände unterließ. Ebenso entsprach es seiner Stellung, daß er zu Trägern der revolutionären Ideen, bis auf vereinzelte Ausnahmen, närrische, eitle, genuß- und selbstsüchtige, niedrige, gewalttätige Gesellen machte. Alles wird Ausfluß sehr persönlicher, augenblicklicher, zufälliger, auf das Nächste gerichteter Leidenschaften, und so geht dem Ganzen der historische Zug verloren. Diese Wirkung wird dadurch sehr verstärkt, daß auch die Guten mehr von reinmenschlichen als von bestimmten historisch-politischen Zielen in ihrem Handeln bestimmt werden. Hier begegneten sich seine dichterischen Neigungen mit seinen philosophisch-naturwissenschaftlichen Anschauungen. „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall." Als ihm der Historiker Luden einmal vom Schicksal der Menschheit sprach, erwiderte er: „Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben." Aus dieser Sinnesart des Dichters, die alles im Individuellen sucht und darstellt, erklärt es sich, warum er die Massen, die er noch so glücklich im Egmont auf die Bühne gebracht hatte, fast ganz in den Hintergrund drängt. Er war nach seinem Ausdruck „von krassen Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigt".

Auf diese Weise mißlangen die Revolutionsdichtungen als Abbilder jener Bewegung. Aber sie mißlangen noch auf eine

andere Weise. Die einen, wie der „Großkophta“ und der „Bürgergeneral“, wurden unbedeutend, die anderen nicht vollendet. Manches hat dazu zusammengewirkt: beim „Großkophta“ die Umschmelzung aus einem Libretto, bei dem „Bürgergeneral“ die schnelle Abfassung und die momentane Rücksicht auf einige Schauspieler, bei den „Aufgeregten“ und dem „Mädchen von Oberkirch“ die eigene Unruhe und die Überholung durch die Ereignisse — die Hauptursache für alle aber war, daß in ihnen nirgend der Dichter selber steckte. Was nicht mit seinem Innersten sich verflocht, was nicht Umwandlung eines eigenen, ihn erregenden Erlebnisses war, das war dazu verurteilt, Dutzendwerk zu werden oder ein Torso zu bleiben.

---

4. Goethe und die Philosophie.

Jeder hat die Philosophie, die in ihm ist. Niemand läßt sich eine ihm innerlich fremde Denkweise aufdrängen. Und so nimmt niemand eigentlich eine neue Weltanschauung an, sondern er erfährt nur ein Bewußtwerden, eine Befestigung, Bestätigung, Klärung, Fortführung dessen, was bereits in ihm ist. Wenn das schon auf den Durchschnittsmenschen zutrifft, um wie viel mehr auf einen so ursprünglich-tiefen Geist wie Goethe! Seine Weltanschauung, wenn man sie kurz nach einem Namen nennen soll, war spinozistisch. Aber er war Spinozist, noch bevor er Spinoza kennen lernte:

Als Knab' und Jüngling kniet er schon
Im Tempel vor der Göttin Thron.

Diese Gottheit war ihm die Natur. Der Knabe glaubte daneben noch an eine außerweltliche, persönliche Gottheit, aber bei dem Jüngling begann dieser Glaube sich aufzulösen. Als Zwanzigjähriger notiert er in seinen Tagesheften: „Getrennt von Gott und der Natur zu handeln ist schwierig und gefährlich. Denn wir erkennen Gott nur durch die Natur. Alles was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes, da Gott das einzige Daseiende ist.“ Indem er dieses mit Spinozas Lehre so eng sich berührende, ja in den Schlußsätzen ihren Kern wiedergebende Bekenntnis niederschreibt, bekreuzt er sich doch noch vor dem holländischen Philosophen, den er bisher nur in der Entstellung von Bayles Dictionär kannte. Aber als er im Sommer 1773 zu den Quellen selber hinabsteigt, da erfaßt ihn hohe Begeisterung für den Mann

und seine Lehre, und er hat seitdem nicht mehr von ihm gelassen. Durch ihn fühlt er sich immer wieder angezogen; er wird sein „Asyl“ in Zeiten der Unruhe und Verstimmung; er ist sein steter Reisebegleiter, sein „Herr und Meister“, und er bezeichnet noch in späten Jahren den „außerordentlichen Mann“ als denjenigen, der neben Linné und Shakespeare die größte Wirkung auf ihn gehabt habe.

Drei Grundanschauungen hatte Goethe mit Spinoza gemein: die Vorstellung von der Einheit, von der Göttlichkeit und von der Notwendigkeit des Weltalls und alles Seienden. Die Einheit und Göttlichkeit der Welt brauchte ihm gar nicht erst bewiesen zu werden. Er fühlte sie, er schaute sie. Das innere heilige glühende Leben der Natur eröffnet sich ihm von selber. Er sieht die unergründlichen Kräfte in den Tiefen der Erde ineinander wirken und schaffen. Die herrlichen Bildungen der unendlichen Welt bewegen sich allebend in seiner Seele. Und wenn er die unzähligen Gestalten, seine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser, an sich vorbeiziehen sieht, dann fühlt er auch die Gegenwart des Allmächtigen, das Wehen des Alliebenden, dann begreift er seine Seele als den Spiegel des unendlichen Gottes. So wird ihm an sich selbst die Einheit von Natur und Gott gewiß; auch darin ist er die vollendete Verkörperung des Sturms und Drangs, dessen Philosoph Spinoza werden mußte. Er konnte mit Recht sagen, daß es seine angeborene Anschauungsweise, der Grund seiner ganzen Existenz sei, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen (Annalen 1811, niedergeschrieben 1823 oder in den beiden nächsten Jahren). Da nun das Göttliche zwar überall sich offenbart, aber nur im Menschen zum Selbstbewußtsein kommt, und zwar in jedem, wenn auch stufenweise verschieden, so sind folgerichtig für Goethe die „Worte des Menschen Worte Gottes“ (an Pfenninger 26. April 1774). „Und eine Gottheit sprach, wenn ich zu reden wähnte, und wähnt' ich, eine Gottheit spreche, sprach ich selbst“ (Prometheus V. 110 ff.).*)

---

*) „Wenn wir sagen, der menschliche Geist erfasse dieses oder jenes, so sagen wir nichts anderes, als daß Gott diese oder jene Idee hat.“
(Spinoza, Ethik II, 11.)

„Als Söhne Gottes beten wir ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern an" (an Lavater 22. Juni 1781). „Ich sprach nicht von ihr (der Natur). Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen" (Die Natur 1783). „Je mehr du fühlst, ein Mensch zu sein, desto ähnlicher bist du den Göttern" (Zahme Xenien Nr. 260). Und so ist ihm schließlich die Ehrfurcht vor sich selbst zu der obersten aller Ehrfurchten geworden.

Diese Allgottheit ist ihm, wie es bei der Gleichsetzung von Gott und Welt nicht anders sein kann, etwas durchaus Unpersönliches, so oft er auch in einem Rest von kindlichem Gefühle, als Dichter oder als Mensch, infolge aller für die Bezeichnung der Allgottheit unzulänglichen Sprachbegriffe, einer Unzulänglichkeit, der er schwärmerischen Ausdruck im Faust gegeben hat, genötigt ist, von ihr wie von einem persönlichen Wesen zu reden. Spricht ja doch auch Spinoza von einem Ratschluß, von einer Stimme Gottes. Goethe ist so weit von dieser Auffassung Gottes als einer Person entfernt, daß er sie vielmehr mit Spinoza wie eine Herabwürdigung Gottes betrachtet. Und darin glaubt er sich sogar in Übereinstimmung mit der Bibel oder zum mindesten mit dem Neuen Testament, insbesondere mit Christus. Wie er schon 1770 jenem oben zitierten Bekenntnis hinzufügt, es widerspreche nicht der heiligen Schrift, so äußert er zu Lavater im Jahre 1774, daß niemand über die Gottheit so ähnlich dem Heiland sich ausgesprochen habe wie Spinoza. Und als Fritz Jacobi in seiner Schrift „Über die Lehre des Spinoza" Spinoza einen Atheisten nannte, so betonte Goethe nachdrücklich, ihm sei er der Gottgläubigste (theissimus) und Christlichste. Wollte aber jemand die Trennung Gottes von der Natur als Christentum ausgeben, dann geriet er in Harnisch und stellte sich lieber auf die Seite der Heiden und rief mit dem Ephesischen Goldschmied: „Groß ist die Diana der Epheser."

Wer Gott und die Natur als eins ansieht und zugleich in der Natur eine ewige gesetzmäßige Ordnung anerkennt, wie dies bei Goethe und Spinoza der Fall war, der muß auch zur dritten Grundlage der pantheistischen Weltanschauung kommen, zur Not-

wendigkeit. Ja in dieser Notwendigkeit sieht jene Weltanschauung so recht eigentlich die göttliche Vernunft selber, die eben darum die göttliche ist, weil sie nach ewigen, unabänderlichen, dem Wesen Gottes innewohnenden Gesetzen, d. h. in absoluter Wahrheit und Weisheit handelt. Man müßte Gott die Möglichkeit zuschreiben, etwas Vernunftwidriges zu tun, wenn man die Notwendigkeit aus dem Weltdasein und der Weltordnung streichen wollte. Infolge dieser göttlichen Notwendigkeit, die die Welt beherrscht, und die Goethe im Prometheus unter dem ersten Eindruck der Spinozastudien großartig symbolisiert hat, kann es auch im Bereiche des Menschlichen keine Willensfreiheit im Sinne der absoluten Willkür geben. Auch darüber war sich Goethe frühzeitig klar. Schon in dem Shakespeareaufsatz von 1771 spricht er von der „prätendierten Freiheit unseres Wollens“. Und auch hier kam ihm die Klarheit aus dem eigenen Innern. Er fühlte sich als durchaus bestimmt, als in seinem ganzen Wesen, Tun und Lassen einer zwingenden Gewalt unterworfen. „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch,“ heißt es im Egmont, und ähnlich im Urfaust: „Denn du hast recht, vorzüglich weil ich muß.“ „Man gehorcht den Gesetzen der Natur, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will“ (Natur 1783). „Nach dem Gesetz, wonach du angetreten, So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.“ „Bedingung und Gesetz und aller Wille ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten, und vor dem Willen schweigt die Willkür stille.“ . . .

> „Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
> Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen
> Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.“
> (Metamorphose der Tiere.)

Als Goethe zur Farbenlehre sich wandte, erklärte er: „Ich bin wieder einmal gleich jenem Propheten mit dem Mustopfe dahin vom Genius geführt worden, wohin ich nicht wollte.“ Diese hohe Notwendigkeit in seinem Wesen trat auch für andere so deutlich

hervor, daß Fritz Jacobi ihn für einen Besessenen erklärte, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln; und dasselbe liegt in dem Begriff des Dämonischen. Auch Schiller erkannte deutlich, daß Goethe nur Spinozist sein könne, ja daß er seine schöne naive Natur zerstören würde, wenn er zu einer Freiheitsphilosophie sich bekennen wollte. Sicherlich aus diesem Grunde sagte er daher zu Goethe: ihm könne Kant nichts geben, und widerriet ihm das Studium seiner Philosophie.

Nirgends aber sah Goethe das notwendige Gesetz so sich offenbaren wie in dem, was wir als die freieste Tat des Menschen anzusehen gewohnt sind, in der Kunst. Und zwar trat ihm diese Notwendigkeit um so deutlicher entgegen, je vollkommener das Kunstwerk war. In ihren niedrigeren Produkten zeigt sich noch Willkür, d. h. ein unzulängliches Erkennen und Fühlen des Göttlichen in der Natur und in uns, in den höheren dagegen die Unmöglichkeit, von diesem abzuweichen, in dem Maße, als Erkennen und Fühlen zureichend (adäquat) sind. „Da fällt alles Willkürliche, Eingebildete zusammen, da ist Notwendigkeit, Gott.“ „Da schafft in uns Gott-Natur. Unbewußt hegen wir alle diesen Glauben. Wollen wir von einem großen Kunstwerk das Höchste sagen, so sagen wir: wir haben das Gefühl, es müsse so sein.“ So betrachtet Goethe auch das ihm inwohnende dichterische Talent „ganz als Natur“, und um diese Betrachtungsweise verständlich zu machen, gibt er im sechzehnten Buch von Wahrheit und Dichtung als Einleitung eine Darstellung der spinozistischen Notwendigkeit.

Aus der Vollkommenheit der nach ewigen Gesetzen wirkenden Gottheit folgt für Spinoza, daß auch das Dasein vollkommen sein müsse. Auch diesen Satz eignete sich Goethe durchaus zu. „Dasein und Vollkommenheit sind eins,“ beginnt er eine in den Jahren 1784 bis 1786 niedergeschriebene Abhandlung. Durch diese Voraussetzung werden bei Spinoza aus der Welt alle Endzwecke oder Endursachen (causae finales) beseitigt. Denn da alles was ist notwendig und vollkommen aus der Natur Gottes entspringt, so kann nicht ein bestimmter Zweck Ursache der Welt oder Ziel ihres

Daseins sein. Damit war Goethe ganz besonders einverstanden. Ihn hatten die Endzwecke schwer gepeinigt. Mit ihnen war im achtzehnten Jahrhundert in Theologie und Philosophie, in Kunst- und Naturbetrachtung das platteste Spiel getrieben worden. Alles wurde teleologisch dem Begriff des Nützlich-Zweckgemäßen unterworfen, d. h. den kurzsichtigen Vorstellungen, in denen der Mensch sich, wie es der Tageserkenntnis grade entsprach, Zusammenhang und Absicht der Erscheinungen zurechtlegte. Nach diesen willkürlichen und beschränkten Zweckbegriffen wurde die Ursache, das Wesen eines Dinges bestimmt, und der Wert, ja die Existenzberechtigung des einzelnen abgemessen. Mit einer solchen Anschauung konnte Goethe auf keinem Gebiete auskommen, am allerwenigsten auf denen der Kunst und der Natur. Er nennt sie „absurd" und dankt noch in hohem Alter Spinoza, daß er ihn in dem Hasse dagegen frühzeitig „geglaubiget" habe. Ihm ist jedes Natur- und jedes Kunstwerk Zweck in sich selbst und trägt seine Vollkommenheit in sich. „Zweck sein selbst ist jegliches Tier, vollkommen entspringt es aus dem Schoß der Natur," heißt es in der Metamorphose der Tiere. Und vom Kunstwerk: „Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerks in und an sich selbst. Jene (die Gegner) denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Colibri hervorbringt." Natur und Kunst seien zu groß, um auf Zwecke auszugehen; und hätten's auch nicht nötig, denn Bezüge gebe es überall, und Bezüge seien das Leben (an Zelter 29. Januar 1830).

Durch den Zweckbegriff sind auch die Begriffe der Vollkommenheit und Unvollkommenheit an die Welt herangetragen worden, und so haben sich die gesetzlichen Wertabmessungen vollkommen und unvollkommen, gut und böse, schön und häßlich, Recht und Unrecht, Sünde und Verdienst gebildet. Aber auch wenn man sich außerhalb der notwendigen und vollkommenen Weltordnung stellt, so ist doch selbst vom beschränkten menschlichen Standpunkt aus ein Ding, eine Handlung nicht an sich gut oder böse, vielmehr nur durch die Beziehung, die man ihnen gibt; daher kann

ein und dasselbe gut oder böse genannt werden. Auch in diesen Anschauungen wußte sich Goethe mit Spinoza durchaus einig. War doch der Sturm und Drang, den er mit entfesselt hatte, gerade ein Kampf gegen die hergebrachten ästhetischen und moralischen Wertabmessungen, ein Wiedereinsetzen der Natur, die nicht gut noch böse kennt, sondern in der alles sein Recht hat. Deshalb denn auch der prägnanteste Ausdruck der Sturm- und Drangperiode, der Werther, zu einem einzigen Protest gegen die Einschätzungen der menschlichen Handlungen in die üblichen Kategorien wurde. Da nun die Menschen die Dinge nicht nehmen, wie sie an sich sind, sondern sie nach ihrem Wert und Wesen an einem subjektiven Maßstabe messen, so entstehen daraus Mißverständnisse, Irrtümer, Streitigkeiten. So trennen die Menschen also nicht die Dinge, sondern die Imaginationes, die Einbildungen über die Dinge, wie sie Spinoza, die Eidola, die Trugbilder, wie sie der Engländer Bacon genannt hat. Mit dieser Vorstellung hat Goethe sich oft beruhigt. Wenn er auf Widerspruch oder Verstockung der Menschen gegen die Wahrheit und Ähnliches stieß, so dachte er, das wird wieder ein Eidol sein, und ließ es gehen.

Wie aber nun in dieser göttlich-notwendigen und menschlich-verworrenen Welt zum Lebensglück gelangen? Spinoza sagt einmal, das Glück bestehe darin, daß der Mensch sein Sein nach den Gesetzen der eigenen Natur erhalten könne, d. h. ins Goethesche übersetzt: „Höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit.“ Doch sofort erhebt sich die Frage: wie erhält man sein Sein, seine Persönlichkeit? In dunkler tierischer Begierde sich alles aneignen, was dem jeweiligen persönlichen Verlangen entspricht? Verschmachtet der Mensch nicht im Genuß vor Begierde? Und stößt er nicht in der Befriedigung *seiner* Bedürfnisse auf Gegenstrebungen der andern, und wird durch diese sein Sein nicht mehr eingeschränkt als entwickelt, mehr zerstört als erhalten? Und wenn diese Wirkung eintritt, dann folgt ein Paktieren mit der Welt, ein stumpfes Dahinleben oder ein Pessimismus, dem in dieser höchst realen schönen Welt alles eitel erscheint. Dann geben wir die Er-

haltung unserer Persönlichkeit auf — für nichts; oder spielen ein frostiges Spiel mit ihrem Schein. Wie also erhalten wir in Wirklichkeit unser Sein? „Jedes Sein,“ antwortet darauf Spinoza, „wird nur erhalten durch die ihm wesenhaften Gesetze.“ Diese Gesetze sind keine anderen als die Gesetze der Vernunft, die nur ein Teil der göttlichen Vernunft ist. Wollen wir also unser Sein wirklich erhalten, so muß unser Bestreben dahin gehen, die in der Weltordnung waltende göttliche Vernunft zu erkennen. Dann werden wir nur das zu erlangen suchen, was innerhalb dieser Weltordnung wahrhaften Wert hat, was ein wahrhaftiges Sein, ein dauerndes Gut enthält, nicht was dem Scheine, dem Augenblicke angehört, und noch weniger, was den Gesetzen der Vernunft widerspricht. „Ich möchte mich nur mit dem beschäftigen,“ schrieb Goethe aus Italien, „was bleibende Verhältnisse sind, und so nach der Lehre des Spinoza meinem Geiste die Ewigkeit verschaffen.“ Dieses Leben nach dem von uns erkannten göttlichen Vernunftgebot, diese alleinige Hingabe an die bleibenden Güter der Welt schließt mehr als einen Verzicht auf das im Moment so angenehme Nachgeben gegen flüchtige, vergängliche Gelüste, gegen unsere Leidenschaften ein; es bedeutet für ein Sein, das nur in der Vollziehung der höchsten Aufgaben seine Erhaltung finden kann, oft genug auch einen Verzicht auf die Teilnahme an den Bewegungen der Zeit, auf die Wirkung und auf den Beifall in der Gegenwart. Es ist dies ein Gipfel der Entsagung, auf den, wie einst Spinozas Auge, so auch das Goethes gerichtet war.

So herb eine solche Entsagung am Beginne ist, so süß schmeckt sie in ihrem Verlaufe. Denn der Mensch merkt sehr bald, wie sehr er von der tyrannischen, launenhaften Herrschaft der Welt und der eigenen Leidenschaften, von Schmerzen, Enttäuschungen, Kämpfen, unfruchtbaren Bestrebungen sich erlöst, und dagegen Frieden, Ruhe, innere Freiheit, die Fähigkeit zur Arbeit am Ewigen, wie er mit einem Worte alle Bedingungen eingetauscht hat, seine Persönlichkeit in ihren edelsten, besten, also eigentlich wesenhaften Teilen, in der ganzen Weite ihrer Wesenheit erhalten und sie in ihrer Totalität

zum Entfalten, zum Sichvollenden bringen zu können, und wie er sich darin das höchste Glücksgefühl gewinnt. Allein so klar dieses Glück der Entsagung von Goethe erkannt und jeweilig empfunden wurde, so hat er sich trotz alledem als das heißblütige Weltkind, das er war und bleiben mußte, um ein großer Dichter zu sein und durch Irrtum und Schuld zur Weisheit zu gehen, bis in seine letzten Lebensjahre von seinen Leidenschaften immer wieder einmal verführen lassen, den ewigen Genuß dem augenblicklichen nachzusetzen. Doch immer wieder und immer schneller und gründlicher ist es ihm gelungen, sich zu dem Ewigen zurückzufinden.

Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unserer Kräfte Hochberuf.
Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

* * *

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß:
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben, ist Genuß.

In „seliger Sehnsucht“ sich aufzugeben, fliegt er als Schmetterling in die göttliche Flamme, um den irdischen Tagesmenschen zu verbrennen und den der Ewigkeit erstehen zu lassen.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

„Ich mußte mein Leben aufgeben, um zu sein“ (an Schubarth den 9. Juli 1820).

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“

Das sind einige der tiefsinnigen Worte Goethes, die sein Entsagen beleuchten. Wir werden in anderer Form und in größerer Ausgestaltung diesem Lebensmotiv noch weiter begegnen.

Die Entsagung, die Spinoza fordert, hat nichts Mönchisches an sich, sie kehrt den Menschen nicht von der Welt ab. Es gibt in der Welt viele Freuden, die der Erlangung der dauernden Güter oder, was bei Spinoza dasselbe ist, der Erkenntnis des Ewigen nicht bloß nicht hinderlich, sondern sogar förderlich sind, solange sie nicht Selbstzweck werden. Denn sie rufen Lustgefühle hervor, und diese erhöhen teils unmittelbar teils durch den Körper die Macht des menschlichen Geistes, Gott zu erkennen. „Der Weise," sagt Spinoza, „genießt daher die Dinge. Er erquickt sich an mäßiger und angenehmer Speise und Trank, am Geruch und an der Lieblichkeit grünender Pflanzen, an Schmuck, an Kampfspielen, Theater und Ähnlichem." Es ist, als ob Spinoza Goethe bei diesen Worten vorgeahnt hätte. „Die echten Menschen aller Zeiten verkünden einander voraus," sagt Goethe in der Farbenlehre. Und so heißt es denn auch im „Vermächtnis" ganz im Sinne Spinozas:

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.

Auf der anderen Seite, meint Spinoza, habe der nach den Geboten der Vernunft Lebende alle Affekte der Unlust wie Haß, Neid, Furcht, Trauer von sich fern zu halten; denn sie hemmen die auf die Erkenntnis des Ewigen gerichtete Tätigkeit des Geistes. Der Wahlspruch der Weisen müsse sein: „Gut handeln und fröhlich sein."

Es bedarf keines Wortes, um darzutun, wie sehr auch hiermit Goethes eigene Lebensphilosophie ausgesprochen ist. Aber noch in anderer Hinsicht ist die von Spinoza geforderte Entsagung weit entfernt, eine Weltflucht in sich zu schließen. Als ob er das Rousseausche Zeitalter vorausgeahnt hätte, erklärt er sich ausdrücklich gegen die Pessimisten (Melancholici), die ein von den Menschen abgesondertes unkultiviertes, ländliches Leben preisen. Die von

der Vernunft Geleiteten erkennen vielmehr, daß unter allen Dingen dem Menschen nichts nützlicher sei als der Mensch, weil er am meisten mit seiner Natur übereinstimmt; unter den Menschen aber wiederum derjenige, der von der Vernunft geleitet werde. Also werde der vernünftige Mensch sich zur Erhaltung seines Seins bemühen, so viel als möglich die anderen Menschen zur Vernunft zu führen. Er erreiche die größte Bürgschaft für die Möglichkeit eines eigenen vernunftgemäßen Daseins, für sein Lebensglück in dem gleichen Dasein, durch das gleiche Lebensglück der anderen. Indem der vernünftige Mensch auf diese Weise seinem Nächsten wohlzutun suche, werde der Mensch dem Menschen ein Gott.

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut! . . .
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

So Goethe in dem vielfach mißverstandenen Gedicht „das Göttliche“, das nicht Spinozas Anschauungen entgegengesetzt ist, sondern mit ihnen in inniger Übereinstimmung steht.

Nun ist aber das menschliche Vermögen beschränkt. Wir haben nicht die Macht, alles, was außer uns ist oder auch nur alles, was in uns ist, der Vernunft anzupassen, alle Gegenstöße zu verhindern. Aber wir löschen die Unlustaffekte, die daraus entspringen, aus durch die Vorstellung von unserer beschränkten Macht und vor allem durch die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen notwendig die uns störenden Wirkungen eintreten mußten. „Wir bilden uns solche Begriffe,“ so sagt Goethe genau im Sinne seines Philosophen, „welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden“ (Dichtung und Wahrheit). Goethe hat hierzu häufig die Dichtung verholfen, die, wie es die Art echter Kunst ist, die Einzelerscheinung in das Reich des Gesetzmäßigen

erhebt. So erklärt sich seine auf den ersten Blick etwas befremdende Äußerung, er habe „dasjenige, was ihn erfreute, quälte oder sonst beschäftigte, in ein Gedicht verwandelt, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als sich im Innern zu beruhigen“. „Ein Affekt, der eine Leidenschaft (ein Leiden) ist, hört auf Leidenschaft zu sein, sobald wir uns eine klare und bestimmte Vorstellung desselben bilden“ (Spinoza, Ethik V Prop. 3). Auf diesem Wege gelangt der freie, d. h. der von der Herrschaft der Leidenschaften befreite Mensch, der homo liber Spinozas, zu dem hohen Standpunkt, von dem aus er die Dinge nicht mehr belacht oder beweint, sondern zu verstehen sucht. Und das war von früh an auch Goethes Streben. Daher stammte sein von Merck getadeltes „ewiges Geltenlassen“, sein nachsichtiges, geduldiges Eingehen in die verschiedensten Individualitäten, sein mildes Erklären und Auffassen dessen, was wir als Fehler, Mängel, Vergehen den Menschen vorwerfen.

Neben dieser allgemeinen Übereinstimmung mit den großen Grundlehren Spinozas gab es noch manche Einzelpunkte, die ihn dem Denker zu eigen machten. Wir wollen davon nur noch zwei herausgreifen. Spinoza unterscheidet drei Arten von Erkenntnis. Die niederste beruht auf ungeordneten, vereinzelten Erfahrungen und auf ihrer Wiedererzeugung und Verknüpfung durch das Gedächtnis und begründet nur Meinungen und Einbildungen. Die zweite ist Sache des Denkens, sie gibt klare und adäquate Begriffe. Die dritte ruht auf dem unmittelbaren Schauen der Wahrheit, sie nennt er cognitio intuitiva, das anschauende Wissen. „Diese Art der Erkenntnis schreitet von der zureichenden Idee (adaequata idea) des eigentlichen Wesens einiger Attribute Gottes zu der zureichenden Erkenntnis des Wesens der Dinge vor.“ Dieser Satz machte auf Goethe den tiefsten Eindruck. Er war ja selbst ein solcher Mann des Schauens im niedern wie im höheren Sinne und empfand daher diesen Gedanken wie eine Besiegelung seiner eigenen Art die Welt zu erfassen. „Diese wenigen Worte geben mir Mut,“ schrieb er am 5. Mai 1786 an Fritz Jacobi, an dessen Widerspruch

sich sein Spinozismus stetig entwickelte, „mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann.“ Er hatte schon damals an der Hand der Entdeckung des Zwischenkieferknochens und der Metamorphose der Pflanzen die Erfahrung gemacht, daß, wie er es später ausdrückt, „alles Erfinden, Entdecken die Ausübung eines originalen Wahrheitsgefühles sei, das im Stillen längst ausgebildet unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.“

Ein anderer nachhaltiger Eindruck, den Goethe von Spinoza empfing, ging von dem Satz aus: „Wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe.“ Dieses wunderliche Wort, versichert uns der Dichter, mit allen den Vordersätzen, worauf es ruhe, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, habe gleich bei der ersten Bekanntschaft mit Spinoza sein ganzes Nachdenken erfüllt. Nun sind die Vordersätze folgende: „Wer sich und seine Affekte klar und deutlich erkennt, liebt Gott, und zwar um so mehr, je mehr er seine Affekte erkennt.“ (Denn die Erkenntnis wird nur ermöglicht durch die Erkenntnis der göttlichen Weltordnung; durch die Erkenntnis wird aber eine Befreiung von dem mit dem Affekte verbundenen Leiden herbeigeführt.) „Die Liebe zu Gott muß den Geist am meisten beschäftigen.“ „Gott ist frei von allen Leidenschaften, von jedem Affekt der Lust und Unlust.“ Daher liebt und haßt Gott niemanden. Denn Liebe ist ein Lustaffekt, Haß ein Unlustaffekt — begleitet von der Vorstellung einer äußeren Ursache.*) Wollte also jemand, daß Gott ihn wieder liebe, so müßte

*) Spinoza führt die Liebe Gottes zu den Menschen auf einem anderen Wege wieder in sein System ein, durch die Freude Gottes an seiner unendlichen Vollkommenheit. Diese Liebe hat also Gott selbst zur Ursache; der Mensch aber empfindet sie nur durch seine Liebe zu Gott. [V, 35.]

er wünschen, daß Gott nicht Gott sei. Man kann erraten, was Goethe an diesen Sätzen anzog. Auch er hatte mehr als einmal in der Erkenntnis seiner Affekte sich, um dichterisch zu sprechen, von Dämonen, vom Teufel befreit und den Weg zu Gott, die Liebe zu Gott wiedergefunden. Für diese seine Liebe hatte er Gegenliebe von Gott erwartet und gefordert: man kann dies schon aus seiner halb scherzhaften Äußerung zur Klettenberg schließen, Gott hätte seinen Guten besser zu Hilfe kommen sollen. Nun trat ihm majestätisch das ernste Wort Spinozas entgegen: wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe. Und dieses ernste Wort traf so sicher mit seinem eigenen Verhalten zu den Menschen zusammen, wie er es aus angeborener Uneigennützigkeit immer geübt hatte. Hier hatte er Liebe gespendet ohne die Forderung der Gegenliebe, und das spätere Wort Philinens „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" war ihm ganz aus dem Herzen gekommen. Da nötigte ihn nun Spinoza, sich auf sich selbst zu besinnen und jene Uneigennützigkeit, die er in seinem Verhältnis zu den Menschen betätigte, ja die ihm dort höchste Lust war, auch auf sein Verhältnis zu Gott zu übertragen, sich bewußt zu werden, daß die Liebe Gottes nicht in besonderen Liebesbeweisen für den einzelnen sich offenbare, sondern vielmehr in der Fähigkeit, die er dem Menschen verliehen hat, ihn zu erkennen und dadurch Ruhe, Frieden, Klarheit, Weisheit, Glückseligkeit zu erlangen. Man darf sagen, daß er fortan so sein Verhältnis zu Gott betrachtet hat, daß alle seine Gebete an Gott nur noch Gebete um Erkenntnis, um Weisheit, also eine Aufforderung an sich selbst waren. Und man wird begreifen, daß Goethe schon von der ersten Bekanntschaft mit Spinozas Ethik sagt, es habe sich ihm eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufgetan, so daß er die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben glaubte; dort habe er ein Bildungsmittel seines wunderlichen Wesens gefunden, wie er es sonst überall vergebens gesucht. So mußte Spinozas Lehre und seine Art ihn zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer machen. Die Leidenschaft minderte sich später, aber ein Schüler Spinozas

ist er stets geblieben, wenn er auch nicht auf jedes Wort des Meisters schwören mochte und sich die Freiheit nicht nehmen ließ, einzelne seiner Lehren fortzubilden und andere in weiterem Sinne zu fassen. Spinoza hat ihm die Erhaltung seiner Persönlichkeit im höchsten Sinne des Wortes ermöglicht.

Aber gerade hier war der Punkt, an dem sich Goethe doch auch wieder bestimmt und entschieden von Spinoza trennte — in der Anerkennung der Individualität und ihres Rechtes ebenso wie ihres Wertes. Wohl fehlt es auch im Systeme Spinozas nicht ganz an individualistischen Elementen, aber sie stehen doch weit zurück hinter der pantheistischen Tendenz, das Endliche ganz im Unendlichen verschwinden zu lassen: vor Gott und in Gott verliert die Welt alle Selbständigkeit, und damit auch jedes einzelne Weltwesen, jedes menschliche Individuum. Demgegenüber war die Leibnizsche Philosophie eine Ergänzung des Spinozismus, und in dem Maße, wie Goethe selbst zu einer eigenartigen Individualität, einer machtvollen Persönlichkeit heranwuchs, näherte er sich deshalb der Leibnizschen Monadologie. Es ist der umgekehrte Weg wie bei Lessing, der von Leibniz ausgegangen war und schließlich, nach dem Zeugnis Jacobis, beim Spinozistischen All-Einen ankam. So redet Goethe namentlich mit Beziehung auf den Menschen später gerne von Monaden oder, nach einem Aristotelischen Ausdruck, von Entelechien, wobei ihm der darin liegende Gedanke der Kraft und des Tätigseins besonders wertvoll schien. Wie eng aber dieser Begriff mit seinem Individualismus zusammenhing, das zeigt am deutlichsten die Anwendung desselben auf den individualistischen Unsterblichkeitsgedanken. Die Entelechien sind Kräfte, ihr Wesen ist Tätigkeit, darum sind sie ewig. Den allgemeinen Satz: „Das Sein ist ewig, kein Wesen kann zu Nichts zerfallen," wendet er alsbald persönlich: „Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Aber wir sind nicht alle auf gleiche Weise unsterblich, das Maß unserer Ewigkeit hängt von dem Grad unserer Indivi-

dualität ab: „Um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein.“ Dazu kam dann noch der Zweckgedanke, der in der Leibnizschen Monade und in der Aristotelischen Entelechie von Haus aus enthalten war; sie konnten auch für Goethes feinere und tiefere Auffassung der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur den Rahmen abgeben. So vollzog sich in seinem Geist eine eigenartige Verbindung von Pantheismus und Individualismus, von Spinoza und Leibniz. Aber dieser war doch immer nur ein später Hinzugekommenes und Eingetragenes, die Grundlage des Goetheschen Denkens blieb nach wie vor spinozistisch.

Goethe hatte sich in den Jahren 1784 bis 1786 zum zweiten Male Spinoza zugewandt und sich tiefer noch und gründlicher als in seinen Jünglingsjahren von ihm durchdringen lassen. In jenen und in den darauf folgenden italienischen Jahren wurde seine Weltanschauung in allen wesentlichen Stücken fertig oder, wenn man will, dauernd gefestigt. Hinreichend hatte er am Schlusse dieser Epoche, als er nach Weïmar zurückkehrte, die Menschen, die Natur, die Kunst, den Staat, die Kirche kennen gelernt, um alle wesentlichen Stücke zu einer alles umfassenden Gesamtanschauung sich erworben zu haben und nicht von neuen Lehren und Tatsachen irgendwie erschüttert oder überrascht zu werden. Es war demnach von vornherein zu erwarten, daß der vierzigjährige Mann, der bei der Rückkehr aus Italien die bedeutendste Geisteshöhe Europas darstellte, von niemand aus dem einmal gewonnenen Standpunkte sich würde drängen lassen. Auch nicht von dem größten Denker, der in Deutschland neben ihm wirkte, von Kant. Schon waren sieben Jahre vergangen, seitdem Kants epochemachendes Werk, die Kritik der reinen Vernunft, erschienen war, ohne daß Goethe von ihr Notiz genommen hätte. Im Jahre seiner Rückkehr erschien die Kritik der praktischen Vernunft, zwei Jahre später, Ostern 1790, die der Urteilskraft. Goethe fand in der Heimat alles mit Kant beschäftigt, der Königsberger Philosoph stand im Mittelpunkt der geistigen Debatten. Das nahe Jena war durch Reinhold, den Schwiegersohn Wielands, ein Hauptlager des Kantianismus geworden. Der dortige Theologe

und Orientalist Paulus klagte 1790, daß man bald auch in der orientalischen Grammatik werde Kantische Philosophie anwenden müssen, wenn man nicht als veraltet beiseite geworfen werden wolle. Goethes Art war es nicht, einer großen produktiven Erscheinung aus dem Wege zu gehen, auch wenn er von ihr Unbequemlichkeiten befürchten mußte. Ebensowenig war es seine Art, wie Herder sich mit Ingrimm ihr zu nahen und aus ihr nur das herauszugreifen, worein er den Widerspruch einhaken konnte, sondern er nahm die Werke Kants mit völliger Ruhe wie irgend welche Naturobjekte vor und las im Gegensatz zu Herder aus ihnen das heraus, was an seine Individualität sich anschloß oder doch sich anzuschließen schien und ihn förderte. Um mehr konnte es sich schon darum nicht handeln, weil Kant gar keine zusammenhängende Weltanschauung gibt und geben will. Sein erstes und wichtigstes Anliegen ist zu untersuchen, was wir wissen können. Er spürt den Wegen nach, die unsere Erkenntnis bei der Bildung von Anschauungen, Begriffen, Urteilen und Ideen geht, und gelangt zu dem Ergebnis, daß wir niemals die Dinge an sich, sondern stets nur ihre Erscheinung erkennen, und daß die Ideen, durch die unsere Vernunft den Verstandesbegriffen die letzte Einheit zu geben sucht, abseits aller Erfahrung liegen, daß insbesondere die Ideen von Seele, Welt und Gott, in die wir all unser Erfahrungswissen ausmünden lassen möchten, als Gegenstände theoretischer Erkenntnis nichts als „Sophistikationen" unserer Vernunft sind, für die kein Beweis erbracht werden kann. So die Kritik der „reinen Vernunft". Zwar leben die Ideen Gott, Freiheit und Unsterblichkeit als Forderungen der „praktischen Vernunft" wieder auf; aber als solche haben sie Realität nur für den intelligiblen, d. h. den der sittlichen Welt zugehörigen Menschen. Wie das Ding an sich und seine Erscheinung, der intelligible und der empirische (in der sinnlichen Welt lebende und wirkende) Mensch, Gott und die Natur, das Reich der Freiheit und das der Notwendigkeit mit einander verknüpft sind, darüber spricht Kant nichts als gelegentliche Vermutungen und Andeutungen aus, zugleich immer betonend,

daß etwas Bestimmtes darüber auszusagen unserer Vernunft jedes Mittel fehle. Goethe konnte daher einmal gegen Viktor Cousin Kants Philosophie mehr eine Methode als ein System nennen. Aber das war für seine Stellung zu Kant nur günstig. Hätte Kant seine Anschauungen in ein zusammenhängendes, wohlgegliedertes System gebracht, so wäre der Dichter vor der gewaltigen Kluft, die sich zwischen ihm und Kant auftat, erschrocken, und er hätte in sie auch das mancherlei Gute versenkt, das Kant ihm bieten konnte. Denn Kants von der Natur wesensverschiedener und ihr übergeordneter Gott als Postulat der praktischen Vernunft, die Zerlegung der Welt in eine subjektive Scheinwelt und eine uns unerkennbare wirkliche Welt, die Spaltung des Menschen in einen sittlich unbedingt freien und einen sinnlich gebundenen Menschen — das alles stand von Goethes Vorstellungen himmelweit ab. Es verwarf sein ganzes Fühlen, Denken, Anschauen, die ganze Art, wie er die Welt empfand, wie sie sich ihm eröffnete, wie er in ihr vorschritt, als einen schweren Irrtum und stigmatisierte seine Natur, auf deren Gesundheit er sich viel zu gute tat, als schief angelegt. Da ihm jedoch dieser Zwiespalt bei Kants Darstellungsweise nur sehr abgeschwächt zum Bewußtsein kam, so lautete auch seine Ablehnung der Kantischen Philosophie sehr milde. Am 23. November 1801, nachdem er mehr als ein Jahrzehnt das Kantstudium und den Verkehr mit Kantianern gepflegt hatte, schreibt er an Jacobi: „Wenn sich die Philosophie vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurechte kommen, und ich kann wohl sagen: sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint oder vielmehr, wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender Synkrisis (Vereinigung) und Diakrisis (Scheidung) wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist, dann ist sie mir willkommen."

So bleibt er trotz aller Kantischen Kritik der alte Spinozist und der Spinozismus für ihn die Philosophie überhaupt. „Wem

es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung die notwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können . . ., der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen," schreibt er 1812 gegen Jacobi, ohne sich darüber klar zu sein, daß er damit eigentlich auch über Kant den Stab bricht. Denn Kant fällt es nicht ein, Geist und Materie als gleichberechtigte oder gleichwertige Erscheinungsformen einer und derselben Substanz, wie es Goethe in Übereinstimmung mit Spinoza tat, anzuerkennen. Goethe will in seiner ungetrennten Existenz verharren, er will sich die Möglichkeit schaffen, zum Objekt selber zu kommen, was der kritisch-idealistischen Philosophie nie gelingen kann. „Der Idealist mag sich gegen die Dinge an sich wehren, wie er will, er stößt doch, ehe er sich's versieht, an die Dinge außer ihm": das ist zwar keine Widerlegung Kants, aber es bezeichnet Goethes Standpunkt.

Seele, Welt, Gott sind ihm höchst reale Dinge, für die er keiner Beweise bedarf. Welt und Gott fallen ihm zusammen, die Weltgottheit manifestiert sich ihm täglich in seiner Seele. Ihm stellt sich daher auch Gott anders dar denn als Forderung des intelligiblen Menschen; zumal dieser Gott den in freier Willkür handelnden Menschen nichts weniger als gut bedacht haben würde. Hatte er in ihn doch, wie Kant lehrte, ebenso den Hang zum Bösen wie die Anlage zum Guten eingepflanzt und es seiner sittlichen Freiheit und Verantwortlichkeit überlassen, zwischen beiden zu wählen. Da aber der Hang zum Bösen von Hause aus dem Menschen als das stärkere Element beigegeben ist, so ist ihm die Hinwendung zum Guten unbillig erschwert. Das war der einzige Punkt in Kants Lehre, der Goethe in zornige Erregung brachte. Den „freien Willen", der sich „anmaße, aus Natur wider die Natur zu handeln", mochte er ihm noch vergeben; aber daß Kant ein radikal Böses in die menschliche Natur legte, das erschien dem Jünger Rousseaus und Spinozas wie eine Versündigung des

Philosophen an sich selbst, und er sagte ihm nach, daß er „seinen philosophischen Mantel freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert habe“ (7. Juni 1793).

Sympathischer war ihm die positive Seite der Kantischen Ethik: der kategorische Imperativ, der den Menschen zur unbedingten Pflichterfüllung aufruft und als Tugend, als Moralität nur dasjenige Handeln gelten läßt, das einzig und allein aus der Achtung vor dem Sittengesetz hervorgeht. Obwohl diese Ethik etwas „Überstrenges“ an sich hatte und alle Anmut und Wärme aus dem sittlichen Tun entfernte, so freute sich Goethe doch des Gegengewichtes gegen die schlaffe, weichliche Moral, die in Deutschland von dem Subjektivismus der Sturm- und Drangperiode bis zu den individualistischen Glücksansprüchen der Romantik im Schwange war und der auch er sich zeitweilig ergeben hatte („Ich verstatte meinem Herzchen jeglichen Willen“). Auch mußte es ihm, dem Gegner der Revolution, obwohl er es nirgends direkt ausspricht, eine hohe Befriedigung gewähren, daß in einer Zeit, wo alles nach Rechten rief, Kant mit eisernem Ernst den Menschen an seine Pflichten erinnerte. Aber bei aller freundlichen Stellungnahme zu Kants kategorischem Imperativ war doch auch hier ein tiefer Gegensatz vorhanden; Goethes sittliche Ideale ruhten auf ganz anderem Grunde.

Dagegen gab es auf anderem Gebiete Bindemittel, die Goethe aufs festeste an den großen Erneuerer der Philosophie ketteten. Die Kantische Erkenntnistheorie hatte, so wenig er an ihren letzten Ergebnissen Gefallen fand, eine tiefe Einwirkung auf ihn ausgeübt. Er hatte sich bisher auf wissenschaftlichem Boden mit einer gewissen Naivität bewegt, hatte seinen Sinnen und seinem Verstande vertraut und das, was er in den Dingen gefunden zu haben glaubte, ausgesprochen, ohne sich zu fragen, wie viel er aus sich selber in seine Anschauungen und Urteile hineingetragen haben mochte, und ob er die Dinge auch wirklich nach allen Beziehungen, unter denen der Verstand sie betrachten kann, untersucht habe. Nun machte ihn Kant auf die unserem Geiste ursprünglichen Formen, unter denen wir die Dinge wahrnehmen und begreifen, aufmerksam und

gab ihm damit ein Kontrollmittel für die Genauigkeit und Vollständigkeit seines dem Objekt ganz hingegebenen, rein gegenständlichen Denkens an die Hand, dessen Wert er sehr dankbar empfand. „Du würdest mich," schreibt er am 17. Oktober 1796 an Jacobi, „nicht mehr als einen so steifen Realisten finden. Es bringt mir großen Vorteil, daß ich mit den anderen Arten zu denken etwas bekannter geworden bin, die ich, ob sie gleich nicht die meinigen werden können, dennoch als Supplement meiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedarf." Und später bekannte er, daß er durch diese Kritik des eigenen wissenschaftlichen Denkens, zu der ihm Kant verholfen habe, in einen geläuterten, freieren, selbstbewußten Zustand gelangt sei. Die Bedeutung der Kantischen Erkenntnistheorie wurde ihm besonders klar, wenn er sah, wie Kant mit ihrer Hilfe in den Naturwissenschaften zu den fruchtbarsten, ihm sehr willkommenen Lehren kam. So hatte Kant aus seiner rein rationalen, von der Erfahrung unabhängigen Untersuchung in den „metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" den Schluß gezogen, daß Anziehungs- und Abstoßungskraft zum Wesen der Materie gehören müsse, und daran die Bemerkung geknüpft, daß aus diesen Eigenschaften der Materie sich ihre unendliche Verschiedenheit besser erklären lasse (dynamische Naturphilosophie) als aus der Annahme der verschiedenen Gestalt absolut undurchdringlicher Atome (mechanische Naturphilosophie). In diesen Lehren fand Goethe die schönste Bestätigung seiner eigenen von jeher vertretenen Anschauung von der Urpolarität aller Wesen, welche als die große Triebfeder der Natur die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen durchdringe und belebe, und es war ihm angenehm, unter Kants Autorität diese Anschauung festhalten und weiterentwickeln zu können.

Noch größere Freude als die Bestätigung seiner Auffassung von der Polarität gewährte dem Dichter, daß Kant in der Kritik der Urteilskraft sehr scharfsinnig und eingehend darlegte, wie den Schöpfungen der Kunst und der Natur an sich jeder Zweck fremd sei, ja wie die Kunst Zwecke geradezu ausschließe, weil unser Wohl-

gefallen an ihr ein uninteressiertes sein solle und müsse. Indem Kant auf diese Weise Spinozas Verwerfung aller äußeren Zwecke beglaubigte, ging er doch in demselben Werke mit der Lehre von der innern Zweckmäßigkeit der Kunstwerke und der organischen Natur seine eigenen, weiter führenden Wege. Bei der Kunst tritt diese Zweckmäßigkeit subjektiv als von uns ohne Zweckbegriff gefühlte und geschaute Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, bei den organischen Wesen objektiv als zweckmäßiges Verhältnis des Ganzen zu den Teilen und der Teile zum Ganzen oder mit anderen Worten als Grundlage ihrer Bildung und als Bedingung ihres Daseins hervor. Gerade von einem solchen Gedanken war auch Goethe bei seinen Forschungen in der organischen Natur geleitet worden. Aber bald genug kam er auch hier wieder von Kant ab und über Kant hinaus. Bei seinem Suchen nach der Urpflanze und dem Urtier handelte es sich zunächst nur um die einzelne Pflanzen- und Tierart: für sie galt es Typus und Urbild zu entdecken, wonach sie sich geformt und woraus sie sich entwickelt habe. Wenn er aber von diesem Urbild weiter sagt, daß es sich „noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbilde“, so war er mit dieser Wendung allerdings dem Gedanken einer großen, aus einer organischen Urform sich entwickelnden Gesamtreihe der Lebewesen nahe gekommen. Diese „Archäologie der Natur“ hatte Kant ein rühmliches Unterfangen, zugleich aber auch „ein gewagtes Abenteuer der Vernunft“ genannt, weil die Erfahrung nicht den genügenden Halt dafür biete. Das konnte Goethe nicht abschrecken, das Abenteuer in seiner Weise zu bestehen. Er heftete sich an andere Stellen, in denen Kant ihm gewissermaßen die Berechtigung, jenes Abenteuer zu wagen, zugestand. Eine solche Stelle lautete: „Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, sondern intuitiv ist, vom Synthetisch-Allgemeinen, der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besonderen geht, das ist von dem Ganzen zu den Teilen. — Hiebei ist gar nicht nötig zu beweisen, daß ein solcher Intellectus archetypus möglich sei, sondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unseres diskursiven, der Bilder

bedürftigen Verstandes (Intellectus ectypus) und der Zufälligkeit einer solchen Beschaffenheit, auf jene Idee eines Intellectus archetypus geführt werden, diese auch keinen Widerspruch enthalte." Diese Stelle deutet Goethe nach seiner Weise um, indem er fortfährt: „Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend (richtiger: Freiheit) und Unsterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen: so dürft' es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten."

Auf diese Weise gelangt Goethe durch einen Saltomortale, den er sich durch den vagen Begriff des „würdig machen" erleichtert, von Kants intuitivem Verstande Gottes, den dieser nur als Hypothese gelten lassen will, zu dem anschauenden Wissen des Menschen, zu Spinozas scientia intuitiva zurück, die Kant als leere Vernünftelei ablehnt. Aus keiner Betrachtung geht so deutlich hervor, wie wenig die Kantische Philosophie Goethe in Fleisch und Blut übergegangen war und wie er sich selbst aus Kant seinen Spinoza oder mit anderen Worten aus ihm das heraussuchte, was sich mit seinen altgehegten Vorstellungen vereinigte oder zu vereinigen schien. Auch hier tritt wieder seine gewaltige Individualität hervor, die alles ihr Fremde abstieß oder zwang, sich ihr zu amalgamieren. Er selber drückt es so aus, daß er die Kantische Philosophie, wo nicht zu durchdringen, doch möglichst zu nützen gesucht habe. Es ist danach auch begreiflich, daß er für das, was und wie er es sich zugeeignet, bei den Kantianern wenig Anklang fand, und daß ihm mancher von ihnen mit lächelnder Verwunderung gestand, was er sage, sei wohl ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames!

Zu diesen Kantianern, denen Goethe ebenso fremd gegenüberstand, wie sie ihm, gehörte in erster Linie Fichte, dessen naturlose Philosophie ihn, den Naturbegeisterten, notwendig abstoßen mußte. Und auch persönlich war er ihm nicht sympathisch, das zeigte seine

Stellungnahme im Fichteschen Atheismusstreit. Erst in den „Wanderjahren“ berührt er sich in der Schilderung der pädagogischen Provinz mit den Gedanken sozialer Erziehung, die Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation ausgesprochen hatte.

Viel näher stand er Schelling. Ihn lernte er eben in der Zeit kennen, da dieser den Übergang von Fichte zu Spinoza vollzog. Von dieser neuen Grundlage aus traf Schelling mit seinen naturphilosophischen Anschauungen auf halbem Wege mit Goethe zusammen, auch Schellings „Natur“ war die natura naturans Spinozas in jenem lebendigen Sinn, wie Goethe sie als Mutter verehrte und sich ihr vertrauensvoll gläubig hingab. Und ebenso entsprach der monistische Gedanke von einer Allgegenwart des Lebens in der Natur den Goetheschen Anschauungen durchaus. Selbst von dem geistreichen, aber wissenschaftlich wertlosen Spielen mit vagen Analogien, worin sich die Schellingsche Naturphilosophie gefiel, ließ sich Goethe einen Augenblick imponieren. Ganz besonders aber freute ihn die Art, wie Schelling das Schaffen der Natur mit dem der Kunst in Parallele setzte: hierin wußte er sich, wie nach rückwärts mit Kants Kritik der Urteilskraft, so nun auch mit Schelling und seiner Rede „über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur“ (1807) durchaus eins.

Dagegen stieß ihn bei Hegel zunächst dessen Formlosigkeit ab, so daß er sagen konnte: „von Hegel mag ich gar nichts wissen.“ Persönlich aber freute er sich in späterer Zeit seiner Zuneigung und nannte sie in einem Brief vom Mai 1824 „eine der schönsten Blüten seines immer mehr und mehr sich entwickelnden Seelenfrühlings“. Und bei persönlichen Begegnungen kamen sich die beiden sachlich näher, wobei dann Goethe auch die Hegelsche Philosophie besser verstehen und richtiger schätzen lernte. In dem Respekt vor der Wirklichkeit und der dem romantischen Subjektivismus gegenüber so stark betonten Objektivität konnten sie sich wohl verständigen. Dagegen blieb auch hier eine Differenz: Hegels Interesse war der geschichtlichen Welt zugekehrt, die Natur war ihm „die Idee in ihrem Anderssein“ und daher minderwertig; Goethe dagegen lobte sich nach wie

vor das Studium der Natur, „bei dem wir es mit dem unendlich und ewig Wahren zu tun haben“. So hatte es schließlich doch dabei sein Bewenden, daß Goethe unter allen Philosophen Spinoza und seiner pantheistischen Weltanschauung und in einigem Abstand davon Schelling und dessen Naturphilosophie am nächsten stand. Daß er daneben dennoch Kant „den vorzüglichsten“ nannte, „dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen habe und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen sei,“ beweist nur, wie historisch richtig und wie objektiv er zu urteilen im stande war; denn auch das hat er nicht unbemerkt gelassen, daß Kant von ihm „nie Notiz genommen“.

Aber mochte Goethe die Kantische Denkweise im ganzen auch noch so bestimmt ablehnen und von seiner Philosophie stets nur Einzelheiten in sich aufnehmen, nur von einzelnen Teilen derselben sich anregen lassen: daß er sich überhaupt mit ihr bekannt machte und daß dies gerade in den Jahren 1789 bis 1794 geschah, das war für ein neues, höchst bedeutendes Verhältnis, dem er jetzt eben entgegen ging, von außerordentlichem Werte.

5. Freundschaftsbund mit Schiller.

Während Goethe seinen achtunddreißigsten Geburtstag in Rom verlebte, feierten ihn daheim in seinem Gartenhause bei einer Flasche Rheinwein zwei Männer: Knebel und — Schiller. „Schwerlich," schrieb Schiller am folgenden Tage an Körner, „vermutete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar." In der Tat hat es das Schicksal bei der Annäherung der beiden Männer wunderbar gefügt. Nichts lag Ende 1780, wo Schiller aus der Schule ins Leben trat, ferner, als daß der württembergische Regimentsmedikus je mit dem Weimarischen Minister, — der Dichter der Räuber je mit dem Dichter der Iphigenie in ein engeres Verhältnis kommen würde. Schon die örtliche Entfernung schien einer Annäherung so ungünstig wie möglich.

Da treibt Schiller ein Konflikt zwischen Dienst und Dichterberuf zur Flucht aus Stuttgart. Aber er bleibt in Süddeutschland und fesselt sich anscheinend dort aufs neue als Theaterdichter in Mannheim. Doch widrige Umstände zwingen ihn auch von der Neckarmündung fort. Und wohin wendet er sich jetzt? Nach Norddeutschland, nach Leipzig und Dresden, wohin ihn persönlich ganz fremde, aber für seine Dichtungen begeisterte Menschen: Christian Gottfried Körner und sein Freund Huber zogen. So war er räumlich bereits in große Nähe Goethes gerückt, und schon spannen sich weitere Fäden zwischen ihnen. Körner, dessen Gastfreundschaft Schiller vor allem genoß, war bei seiner Ankunft der Bräutigam, bald darauf der Gatte von Minna Stock,

der Tochter des Kupferstechers, bei dem Goethe einst so lehrreiche und angenehme Stunden verlebt hatte. Damit empfing Schiller etwas von dem Lebensatem, der von Goethes Person ausging. Schiller blieb zwei Jahre in Kursachsen, dann drängte es ihn weiter. Er konnte nicht halb von Körners Unterstützung, halb von Schulden leben. Er bedurfte einer sicheren Subsistenz. Und nun fällt sein Blick wie von selbst auf Weimar. Er mußte sehen, ob nicht an diesem vielgefeierten Musensitz auch für ihn eine auskömmliche Lebensstellung zu erlangen sei. Hatte doch schon durch einen andern merkwürdigen Zufall Karl August ihn in Darmstadt kennen gelernt und ihm den Weimarischen Ratstitel verliehen.

Er kommt am 21. Juli 1787 nach Weimar. Dem dortigen Himmel fehlt der glänzendste Stern. Goethe weilt in Italien. Noch ist es für ihre Vereinigung viel zu früh. Aber er erblickt den großen Mann in tausendfältiger Spiegelung. „Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt.“ „Er wird mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert.“ „Alles was er ist, ist er ganz, und er kann wie Julius Cäsar vieles zugleich sein.“ Das ist so einiges von dem, was er bald nach seinem Eintritt in die Ilmstadt von Goethe merkt und hört. Er hatte den Dichter des Götz und des Werther auch verehrt, aber daß dieser Dichter zugleich ein hervorragender Staatsmann, Naturforscher, Kunstkenner und vor allem ein ungewöhnlicher Mensch sei — das kommt ihm erst in Weimar zum Bewußtsein. Der Abwesende wächst vor seinen Augen ins Riesengroße. Aus dem genialen Dichter entwickelt sich ihm eine außerordentliche, alles überragende universelle Persönlichkeit. Doppelter Grund, in Weimar bis auf weiteres zu bleiben.

Bei einer Reise durch Thüringen lernt er die Familie Lengefeld in Rudolstadt kennen, die Bekanntschaft mit den beiden Töchtern Karoline und Charlotte wird in Weimar, wohin sie zu längerem Besuch kommen, fortgesetzt. Sie wandelt sich in Freundschaft und Liebe um, und Schiller weiß für den Sommer keinen reizenderen Aufenthalt als die Umgebung von Rudolstadt. Ein neuer Faden

tritt zu Tage, der sich um Goethe und Schiller schlingen soll. Die Schwestern Lengefeld waren als junge Freundinnen der Frau von Stein, als auswärtige Mitglieder der Weimarischen Gesellschaft, Goethe vielfach nahe gekommen und hatten sich aus vollem Herzen der Gemeinde angeschlossen, die zu dem Dichter bewundernd aufblickte. Jetzt waren sie das anmutige Bindemittel, das die beiden Dichter zum erstenmale zusammenführte.

Goethe war am 18. Juni 1788 wieder in Weimar eingetroffen; Schiller saß in Volkstädt bei Rudolstadt und brannte vor Ungeduld, ihn zu sehen; aber die Liebe hält ihn in Volkstädt fest. Da kommt Goethe zu Frau von Stein nach dem nahen Kochberg und besucht von dort aus in ihrer Begleitung mit Frau von Schardt und Karoline Herder am 7. September die ihm werte Familie Lengefeld. Schiller ist beinahe einen ganzen Tag mit ihm zusammen, und obwohl Goethe von dem ganzen Kreis gefordert wird und nur als Plauderer auftreten kann, der von Italien erzählt, so bestätigt er doch die „große Idee“, die sich Schiller nach den Weimarischen Beobachtungen und Schilderungen von ihm gemacht hatte. Aber gerade diese Bestätigung seiner Vorstellung von Goethe stimmt seine Hoffnung, je einer engeren Gemeinschaft von ihm gewürdigt zu werden, tief herab. Auf der anderen Seite erhöht sich wieder der Reiz, von diesem bedeutenden Manne zum mindesten eine stärkere Beachtung zu erlangen. Mitte November kehrt er nach Weimar zurück. Wenige Wochen später wird ihm eine Professur der Geschichte in Jena, für die er sich durch seine Geschichte des Abfalls der Niederlande empfohlen hatte, angetragen. Aus diesem Anlaß besucht er Goethe, den eigentlichen Kurator der Universität; der redet dem Zaghaften freundlich zu, beim Lehren lerne man, und zeigte noch sonst „viele Teilnehmung an dem, was er glaubt, daß es zu Schillers Glück beitragen werde“. Ahnungslos ist so Goethe bemüht, den Mann, der ihm der wertvollste Genosse werden sollte, in seiner Nähe festzuwurzeln.

Eher mag Schiller bei den Verhandlungen über die Jenenser Professur die Hoffnung gehegt haben, es werde sich etwas weiteres

für seine Beziehungen zu Goethe ergeben. Aber er erfuhr eine bittere Enttäuschung. Goethe nahm in den fünf Monaten, die Schiller nach der Ernennung noch in Weimar zubrachte, nicht die mindeste Notiz von ihm. Da beginnt in Schillers Seele der Groll sich zu regen. Er war doch am Ende keine Null. Vier bedeutende Dichtungen: die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, den Don Carlos hatte er bereits neben manchen bemerkenswerten kleineren dem deutschen Volke geschenkt; viele der trefflichsten Geister hatten ihm Beifall gespendet, ihre Achtung ihm bezeugt, und nun von Goethe so ganz ignoriert? Nur als angehender Historiker behandelt, welchen man, nachdem man ihm Mut zugesprochen und ihn in ein Amt gebracht, wieder sich selbst überläßt? So hoch durfte er sich doch einschätzen wie den Romanschreiber und Ästhetiker Moritz, den Goethe im selben Winter zwei Monate als Gast bei sich beherbergte und mit dem er den lebhaftesten Gedankenaustausch pflegte? Wie sollte er sich das mit dem, was er sonst von der Güte und Liebenswürdigkeit des Mannes gesehen und gehört, zusammenreimen? Hochmut, Gleichgültigkeit, oder gar Eifersucht auf den jungen aufstrebenden Nebenbuhler konnte es nicht wohl sein. Aber was dann? Er will die Menschen sich verbinden, aber sich selbst freihalten, gibt sich Schiller zur Antwort. Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. „Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist.“

Konsequent und planmäßig war die Handlungsart, aber ohne jede Eigenliebe, auch nicht in dem immerhin hohen Sinne, in dem Schiller sie ihm beilegt. Vielmehr der großartige Kampf um die Erhaltung der Persönlichkeit in dem erhabenen Sinne Spinozas. Diese Erhaltung wäre damals von Schiller ebensosehr gestört worden, wie er sie später förderte. Aber noch andere Leute als Schiller, Leute, die eine geringere Entschuldigung für ihr schiefes Urteil hatten, verkannten dies und verkannten es tiefer. Schiller geht nun mit einer sonderbaren Mischung von Gefühlen neben ihm her. Er kann sich von dem Zauber, den diese Persönlich-

keit auf ihn ausübt, nicht losmachen, und muß ihm doch grollen, weil er über ihn wie ein Olympier hinwegsieht und sich am Genusse seiner selbst genügen läßt. „Ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben." „Er erweckt in mir eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen." Da er nicht an seine Seite treten, mit ihm zusammen wandern kann, so wird ganz folgerecht für ihn Goethe der Mann, „der ihm im Wege sei". — Im Februar 1790 verheiratet Schiller sich mit Charlotte von Lengefeld, und damit scheint eine feste Verbindungsbrücke zwischen ihnen geschlagen. Aber auch jetzt wieder eine Enttäuschung. Goethe kann es freilich nicht umgehen, bei seinem nächsten Aufenthalt in Jena Schiller zu besuchen. Es geschieht am 31. Oktober. Aber der Besuch hat nur die Wirkung, ihnen beiden zum Bewußtsein zu bringen, daß sie nicht zueinander passen. Es vergehen weitere drei Jahre, und die beiden Männer bleiben sich fremd wie am ersten Tag.

Das Problem, sie zu vereinigen, schien unlösbar. Es bestanden Gegensätze, wie sie kaum größer gedacht werden können. Goethe war von den Geisteswissenschaften ausgegangen und hatte sich mehr und mehr zur Natur gewandt. Schiller war von einer Naturwissenschaft ausgegangen und hatte sich mehr und mehr in die Sphäre des Geistigen verloren. Zur selben Zeit, wo Schiller bedauerte, daß er nicht schon zehn Jahre Geschichte studiert habe (15. April 1786), pries Goethe sich glücklich, daß Gott ihn mit der „Physik" (Naturwissenschaft) gesegnet habe (5. Mai 1786). Und wenn Schiller meinte, er würde dann ein ganz anderer Kerl sein, so hat Goethe von der Geschichte nie einen Einfluß auf sich verspürt. Noch mächtiger als die Geschichte hatte die Philosophie Schiller angezogen. Philosophische Spekulationen waren seine Leidenschaft, und sie durchdringen — auch in der späteren Zeit, wo er die Philosophie mit skeptischen Augen betrachtete — sein ganzes geistiges Arbeiten. Umgekehrt hat sich Goethes Geistesleben nie aus der Spekulation entwickelt, und er hat den Kerl, der spekuliert, den Menschen, dem der Pfahl der Metaphysik ins Fleisch gesetzt sei,

bemitleidet. Seine Philosophie empfängt er aus der Betrachtung der Natur und der Welt, und weil die Ergebnisse dieser Betrachtung zusammenstimmen mit Spinoza, darum und nur darum hält er sich zu Spinoza. Entsprechend diesem Gegensatz ist Schillers Geist immer dialektisch tätig, der Goethes immer anschauend. Daher auch der große Gegensatz in ihren Dichtungen: Schiller nach der Verkörperung des Gedachten strebend, immer subjektiv, Goethe um die geistige Gestaltung des Geschauten bemüht, immer objektiv. Bei Schiller präsentieren sich uns die Ideen von selber, daher er Idealist genannt wird, bei Goethe präsentieren sich zunächst nur die Dinge, weswegen er Realist genannt wird, und wir müssen die Ideen aus ihnen erst herausholen. Derjenige, der in erster Linie durch Ideen wirken will, hat das Bestreben, sie mit möglichster Kraft herauszubringen, und gebraucht deshalb die Kunst der Rede auf jede Weise; derjenige, der die Dinge darstellen will, wird diese möglichst deutlich malen und Rhetorik eher fürchten als suchen. Schillers Dichtung hat, da sie vom Gedanken ausgeht, viele Wege, sich zu verwirklichen, je nachdem der Reflexion der eine oder andere zweckmäßiger erscheint; der Dichter operiert wie ein Schachspieler; — Goethes Dichtung, da sie vom Bilde ausgeht, hat zunächst immer nur einen Weg, den Weg, der zu dem geschauten Bilde führt; der Weg kann Krümmungen machen, aber verlassen kann er nur werden, wenn das Bild wechselt. Und weiter. Schiller muß darauf bedacht sein, seine gedachten Personen, um sie lebendig zu machen, kräftig handeln zu lassen, Goethe, seine geschauten Personen in ihrem Wesen zu zeichnen. Daher interessieren uns Schillers Menschen erst durch ihr Handeln, Goethes schon durch ihr Sein. Goethe wird verführt, über der Darstellung des Seins das Handeln zu vernachlässigen, daher erhalten seine Männer leicht etwas Frauenhaftes, während Schillers Frauen etwas Männliches, seine Männer und Frauen, sofern sie nicht zum energischen Handeln berufen sind, etwas Schattenhaftes haben. Goethe kann nur schildern, was er gesehen hat. „Ich würde nie wagen, einen solchen (von ihm

nicht gesehenen) Gegenstand zu behandeln, weil mir das unmittelbare Anschauen fehlt." Schiller vollbringt das Wagstück, er ergänzt die mangelnde Anschauung durch seine energische Phantasie, und es glückt ihm mit bewunderungswürdigem Erfolge.

Goethe muß seine Werke wachsen lassen. Er hat keine befehlende Gewalt über sie. „Die Gedichte hatten mich, nicht ich sie." Schiller schafft mit starker, bewußter Hand und zwingt jeden Stoff, sich ihm zu fügen. Er kommandiert die Poesie. Die Werke Goethes haben, was niemand klarer erkannt hat als eben Schiller, die innere Notwendigkeit der Natur; Schillers menschliche und dichterische Freiheit schafft Kunstprodukte.

Wir wollen die Gegensätze zwischen den beiden großen Männern noch um einen Schritt weiter verfolgen. Schiller gelangt zu seinen Gedankenschätzen auf den Sprossen logischer Schlüsse. Daher kann er immer klar sein. Goethe verdankt das Beste der Intuition, der blitzartigen Erleuchtung. Er hat das Letzte zuerst und vermag schwer die Vorderglieder aufzuweisen, auf denen dieses Letzte beruht. Er ist daher in der Begründung oft dunkel oder einseitig. Schiller ist durch die Klarheit seiner Gedanken und Darstellungen, die sich mit idealistischer Begeisterung aufs schönste vermählt, der Lehrer, Erzieher, Prediger der Nation geworden, Goethe durch sein tiefes Schauen ihr Seher und Prophet. Schiller ist jedem verständlich, er zieht jeden an und reißt jeden mit fort; Goethe zieht nur den Empfänglichen an und ist nur dem Eingeweihten ganz verständlich. Er bedarf der Mittler. Erst wenn diese jahrhundertelang ihr Werk getan haben, wird Goethe die Popularität genießen, deren Schiller sich von jeher erfreut.

Hätte es nicht in Schillers Art gelegen, dem Reich der Gedanken den Vorzug vor der Wirklichkeit zu geben, so hätten ihn seine Schicksale dazu bestimmen müssen. Die Wirklichkeit hatte ihm nicht wohlgetan. Sie hatte ihn jahrelang in die Enge einer Militärschule gesperrt, dann dem Despotismus eines gewalttätigen Fürsten unterworfen, dann mit Not und Krankheit verfolgt. Um wie viel schöner und freier war es da in der Welt der Ge-

danken. Hier war er der Herrscher; von hier aus konnte er die feindselige Wirklichkeit in jeder Gestalt, auch in der Gestalt der eigenen körperlichen Leiden überwinden. Welche Erlösung mußte für diesen Charakter die Kantische Philosophie sein, die den Menschen zum Schöpfer der Erscheinungswelt macht, weil diese nur durch die Formen seiner Erkenntnis existiert; die ihm in der Sphäre des Sittlichen die Souveränität verleiht, und die Natur als Dienerin ihm ausliefert, deren Widerspenstigkeit zu bändigen seinem Geist die Kraft verliehen ist. Aber wie groß der Gegensatz zu Goethe, der die Natur als seine gütige Mutter verehrt, sich eins mit ihr fühlt, und aus dieser Einheit seine Weisheit und sein Glück zieht!

Diese prinzipiellen Gegensätze wurden erweitert durch den Abstand in der Erfahrung und in den Kenntnissen. Goethe kannte Mitteleuropa von Châlons bis Krakau, er kannte Tirol, die Schweiz, Savoyen und Italien, das Mittelmeer und die Adria. Der neapolitanische Lazzarone, der Schweizer Hirte, der thüringische Bauer, der französische Krämer, der oberschlesische Hüttenarbeiter waren ihm vertraute Figuren. Er hatte mit einer unabsehbaren Reihe bedeutender Geister und hochgestellter Persönlichkeiten in Beziehung gestanden. Weltliche und geistliche Fürsten, Staatsmänner, Feldherren, Künstler, Dichter, Philosophen, Gelehrte waren Glieder seines großen Verkehrskreises. Er hatte einen unermeßlichen Schatz von Natur- und Kunstbeobachtungen gesammelt, war selber künstlerisch tätig gewesen; er hatte regiert und verwaltet, hatte Krieg und Frieden gesehen. — Was hatte Schiller dem entgegenzustellen? Er hatte ein bescheidenes Literatenleben geführt, war von Schwaben bis Sachsen gekommen, hatte sich mit einer kleinen Zahl mittlerer Geister berührt und war der bildenden Kunst, ja der Natur gegenüber ein Fremdling geblieben. Das alles hat Schiller selbst sehr lebhaft empfunden, als er nach der ersten Begegnung schrieb: „Er ist mir an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden."

Und als ob sich alles vereinigen sollte, um diese Hoffnungslosigkeit Schillers zu bestätigen, hegte Goethe die größte Abneigung

gegen Schillers Dichtungen, für die ihm die Räuber typisch waren. Während er froh war, das Wilde und Formlose der Sturm- und Drangzeit abgestreift zu haben, sah er es hier noch vielfach überboten, und während er glaubte, mit seinen höheren und edleren Kunstleistungen auch einem reineren Geschmack die Wege gebahnt zu haben, sah er, wie Schiller alles wieder verdarb und mit den grellsten Ausgeburten einer überwundenen Epoche den größten Beifall fand. Und nicht bloß bei der großen Masse, etwa bei „wilden Studenten“, sondern auch bei der „gebildeten Hofdame“. Ja er mußte es in Breslau erleben, daß die Räuber vor einem Parterre von Fürsten gespielt wurden. Welcher Schmerz für den Dichter, der in Italien sich mit den reinsten Anschauungen erfüllt und aus ihnen Iphigenie und Tasso geboren hatte. „Ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen, die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt.“

Die ausbrechende französische Revolution mußte ihm die Schillerschen Stücke nur noch mehr verleiden. Zu ihrer ästhetischen Verwerflichkeit gesellte sich jetzt die politische. Diese Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung, diese unklare Freiheitsschwärmerei, die auch in dem schon geläuterten Don Carlos hervortrat, — das konnte nur den allgemeinen revolutionären Taumel verstärken. Und als gar Schiller für seine Räuber 1792 das französische Bürgerrecht erhielt, da schienen alle Befürchtungen Goethes besiegelt. Das hatte ihm noch gefehlt, ein französischer citoyen an der Jenaer Universität! Jena war ihm ohnehin schon viel zu pariserisch. Daß er, der Weimarische Staatsminister, mit diesem citoyen Freundschaft schließen sollte — wie z. B. Dalberg wünschte —, mußte ihn der groteskeste Einfall von der Welt dünken. „Geistesantipoden seien durch mehr als einen Erddiameter voneinander geschieden,“ meinte er auf einen solchen Vermittlungsversuch.

Und doch — zu der Zeit, wo der Gegensatz aufs höchste gesteigert schien, hatte sich im Stillen bereits eine bedeutende Annäherung vollzogen. Schiller hatte sich vom Naturalismus der Jugend

völlig losgesagt und der idealisierenden Kunst Goethes nachzustreben begonnen. Dieser Umwandlungsprozeß war schon im Don Carlos genügend deutlich; und Goethe hätte es erkennen, und mit Befriedigung erkennen müssen, wenn nicht das abstrakte Freiheitspathos, das das Stück durchzieht, ihm jede unbefangene Würdigung unmöglich gemacht hätte. Die Umbildung Schillers verstärkte sich in den folgenden Jahren. Das Griechentum der Weimarischen Heroen führte ihn zur hellenischen Schönheitswelt — in Goethes Iphigenie erschien ihm die Antike neu geboren —, und sofort wirft er sich mit Feuereifer auf die Alten. Er will, schreibt er am 20. August 1788, in den nächsten zwei Jahren nur sie lesen. Nur sie geben ihm wahre Genüsse. „Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing." So erlebt er durch das Studium der Griechen sein Italien. Der Umschwung wird noch wichtiger für seine Anschauungen als für seine Dichtungen, die doch einmal ein Produkt seines ungriechischen Naturells bleiben mußten. Aber das Verständnis für das Einfach-Schöne, Ruhig-Gegenständliche, das Sinnlich-Heitere eröffnet sich ihm in vollem Maße. Er tritt zur bildenden Kunst und Natur in ein engeres Verhältnis. Auf die ästhetische Umwandlung folgt die politische. Gegen die Tyrannen! Das war bisher seine Losung gewesen. Demgemäß findet die französische Revolution bei ihm freudigen Widerhall, und der französische Konvent ist ihm das Vernunftgericht. Ja er hatte nicht übel Lust, im Hinblick auf sein französisches Bürgerrecht sein dürftiges Zelt in Jena abzubrechen und nach einem reicheren in Paris sich umzusehen. Aber mit der Hinrichtung des Königs erfolgt bei ihm sofort und dauernd der Gegenschlag. Es ekelt ihn nun vor den Schinderknechten (8. Februar 1793). Obschon er immer noch bürgerliche und politische Freiheit für das würdigste Ziel aller Anstrengungen erklärt, so ist ihm doch die Hoffnung, diese zu erreichen oder auch nur ihr sich anzunähern, auf Jahrhunderte benommen. Für die Gegenwart wird er strenger Aristo-

krat. Der gemeine Mann wird ihm der Ewigblinde, dem man nicht des Lichtes Himmelsfackel leihen solle. Er verlangt wie Goethe, daß man für die Verfassung erst Bürger erschaffe, ehe man Bürgern eine Verfassung gebe. Den Weg hierzu fand er — auch in echt Goetheschem Sinne — in der ästhetischen Erziehung des Menschen. Diese Gedanken entwickelt er bei sich in den Jahren 1793 und 1794, und er ist ihnen treu geblieben. Denn nicht im Tell, sondern im Demetrius spricht er seine letzten politischen Ansichten aus. Auch Goethe hat aus genauester Kenntnis geurteilt, daß Schiller weit mehr Aristokrat gewesen sei als er.

Trotz der großen Annäherung im Ästhetischen und Politischen blieben die Gegensätze immer noch groß genug. Doch nicht jeder Gegensatz muß trennen. Im Gegenteil. Sie können verbinden, indem sie sich ergänzen, und noch mehr, indem sie eine ewige Anregung für die Partner sind, eine befruchtende Reibung, ein wechselseitiges Prüfen veranlassen. Dazu aber bildet die Voraussetzung der Charakter. Nur wer in großem, freiem Sinne seinen Gegensatz geltend macht, nur wer den Standpunkt des anderen, wie sehr er verschieden sei, zu würdigen und zu ehren vermag, nur wer neidlos dem andern seine Stärken gönnt, nur der verleiht dem Kontrast eine wohltuende Wirkung. Diese Voraussetzung war wohl bei Goethe, aber nicht sogleich bei Schiller vorhanden. Sie findet sich bei ihm erst in den Jahren 1790—94, wo überhaupt in seinem Wesen unter dem Einfluß seiner feinen, sanften, zartfühlenden Gattin und unter dem einer langen schweren Krankheit eine köstliche Läuterung sich vollzieht. All das Unruhige, Eckige, Ausschreitende, zum Niedern Neigende und Forcierte löst sich von ihm ab, und er wird die gelassene, hohe, vornehme Persönlichkeit, als die wir alle ihn verehren. Darüber hinaus gibt ihm aber sein ideales Geistesstreben einen Zug von Erhabenheit; denn als ob er fühlte, daß er nur noch kurze Zeit auf Erden wallen werde, hält er seine Seele mit verdoppelter Kraft dem Höchsten zugewandt. Und so war er, wie Goethe es schildert, immer im Besitz seiner machtvollen ideellen Energie. „Er war so groß am Teetisch, wie er es im

Staatsrat gewesen sein würde. Nichts genierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken ab." Wer diese lange, hagere Gestalt mit dem blassen, überirdischen Gesicht und dem sanften Auge sah, der konnte sich nicht leicht des Gefühls der Ehrfurcht erwehren. Es verstärkte sich, wenn seine abgezehrte Wange im Gespräch sich rötete

> Von jenem Mut, der früher oder später
> Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
> Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
> Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Es konnte nicht anders sein, als daß Goethe, wenn er sich jetzt diesem Schiller näherte, unbedingt von ihm angezogen wurde. Über alle noch vorhandenen und niemals auszugleichenden Unterschiede mußte die rein menschliche Wesenheit Schillers obsiegen. Dieser Moment trat im Sommer 1794 ein, als Schiller von einem dreivierteljährigen Erholungsaufenthalt in Schwaben nach Jena zurückgekehrt war. Sie trafen sich in einer Sitzung der dortigen naturforschenden Gesellschaft und gingen zufällig zusammen heraus. Sie sprachen über den eben gehörten Vortrag, und Schiller bemerkte, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. „Ich erwiderte darauf," erzählt Goethe, „daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. . . . Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein, da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist

eine Idee'." An diesem Punkte muß es sich gezeigt haben, wie wertvoll es war, daß Goethe inzwischen mit den Gedankengängen der Kantischen Philosophie sich vertraut gemacht hatte. Denn ohne sie hätte er alles, was Schiller entgegnen mochte — und der Streit ging noch eine Zeitlang hin und her —, gar nicht verstanden. So aber konnte er sich dabei beruhigen, daß für jemanden, der die Welt in eine für uns erkennbare Erscheinungs- und in eine uns unerkennbare Welt an sich zerlege, die Ideen freilich nur den Charakter von Vernunftbildern haben könnten, mit denen sich die Vernunft eine gesetzmäßige Ordnung der Erscheinungen herstelle, daß jedoch damit noch nichts für denjenigen entschieden sei, der da glaubte, daß sich ihm die Welt an sich offenbare; ihm konnte sehr wohl Erfahrung und Idee identisch sein.

Wenn Kant bei diesem Thema ein Verständnis des gegnerischen Standpunktes vermittelte, so bot er bei dem nächsten Thema, zu dem die Unterhaltung überging, sogleich einen gemeinsamen Boden. Man sprach nämlich von Kunst und Kunsttheorie. Hier konnten sie beide von Kant ausgehen. Denn daß das Schöne, so zweckvoll es uns erscheine, keinem Zwecke dienen dürfe und Gegenstand eines völlig freien Wohlgefallens sein müsse, um diejenige Lust in uns zu erzeugen, die das freie Spiel unserer Gemütskräfte hervorbringe, diese Kantische Bestimmung des Schönen war längst Goethes wenn auch nicht ganz klar herausgearbeitetes Glaubensbekenntnis, und war durch die Kritik der Urteilskraft auch das Schillers geworden. Schiller genügte aber Kants rein subjektive Bestimmung des Schönen so wenig, als sie für sich allein Goethe genügte, und er suchte sie durch eine objektive zu ergänzen, indem er sie mit der früheren Vollkommenheitslehre zu vereinigen sucht. In Briefen an Körner, die schon 1793 geschrieben wurden, entwickelte er seine Gedanken, indem er, obschon verhüllt, von der durch Kant statuierten inneren Zweckmäßigkeit ausging, die wir ohne Zweckvorstellung in jedem schönen Dinge wahrnehmen müssen, wenn wir es als schön ansprechen sollen. Diese innere Zweckmäßigkeit oder diese Zweckmäßigkeit aus dem Inneren des Dinges heraus ist

gleichbedeutend mit Selbstbestimmung oder Freiheit. Demgemäß wäre Schönheit: Freiheit in der Erscheinung. Daraus ergab sich weiter für Schiller, daß alle „Technik überall etwas Fremdes ist, wo sie nicht aus dem Dinge selbst entsteht, nicht mit der ganzen Existenz desselben eins ist, nicht von innen heraus-, sondern von außen hineinkommt, nicht dem Dinge notwendig und angeboren, sondern ihm gegeben und also zufällig ist". Demgemäß kann der Stil, die höchste Stufe der Kunst nur in der vollständigen Unabhängigkeit der Darstellung von allen subjektiven und allen objektiv-zufälligen Bestimmungen bestehen, d. h. in der reinen Objektivität, während es Manier sei, wenn die Eigentümlichkeit des darzustellenden Objekts unter der Geistesnatur des Künstlers leide.

Damit war Schiller auf wunderbare Weise mit den Anschauungen Goethes vom Wesen des Schönen zusammengetroffen. Goethe sah im Schönen die Wahrheit oder das Typische in der Erscheinung, wobei ihm die Freiheit der Erscheinung im Schillerschen Sinne etwas Selbstverständliches war. Vom Stil vermag er deswegen nichts anderes zu sagen, als daß er die Fähigkeit sei, das Wesen der Dinge darzustellen, also, um Schillerisch zu sprechen, die reine Objektivität. Auf diese Weise wurde ihm das höchste Kunstwerk Naturwerk, etwas Notwendiges, Göttliches.

Da Goethe seine Anschauungen aus der konkreten Einzelbeobachtung in Natur und Kunst, die wiederum ihre Bestätigung und Kräftigung in seiner Vorstellung von der Mensch und Natur durchdringenden Allgottheit fand, Schiller dagegen die seinigen aus abstrakten ästhetischen Theorien durch eine dialektische Untersuchung des Freiheits- und Vollkommenheitsbegriffes gewonnen hatte, so konnte Schiller mit Recht sagen, diese unerwartete Übereinstimmung wäre um so interessanter gewesen, als sie aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorgegangen war. Die Freude über das Einverständnis in so wichtigen Grundfragen war mehr als ausreichend, um bei Goethe die leise Verstimmung zu tilgen, die Schillers Skepsis der Urpflanze gegenüber mochte hinterlassen haben. Er hatte von dem Menschen und dem Denker die günstigste Vorstellung bekommen.

Aber Schiller wollte es nicht dem Zufall überlassen, wann die angebahnte Verbindung eine weitere Befestigung erführe. Er tat deshalb einen entscheidenden Schritt, um die letzten Reste des Eises, das sich in den vergangenen Jahren zwischen ihnen aufgestaut hatte, hinwegzuschmelzen. Nach seiner sechsjährigen, strengen, fast trotzigen Zurückhaltung war er vor jeder Mißdeutung dieses Schrittes sicher. In einem von warmer Empfindung durchhauchten Briefe gestand er Goethe die Bewunderung ein, mit der er schon lange dem Gange seines Geistes zugesehn, und charakterisierte mit so sicherem und tiefem Verständnis, sich selbst bescheiden unterordnend, das Wesen und Walten des Goetheschen Genius, daß Goethe dadurch im Innersten bewegt ward. „Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief," antwortete er und fügt das bedeutende Wort hinzu, daß auch er von den Tagen ihres Zusammenseins in Jena eine Epoche rechne. Somit war der Bund geschlossen — der schönste und reinste, der je zwischen zwei großen Männern und Rivalen bestanden hat.

Mancherlei Umstände trugen bei, die Innigkeit, die das Freundschaftsbündnis an sich durch wechselseitige, wohltuende Einwirkung annehmen mußte, zu verstärken. Nicht der geringste war die zunehmende Vereinsamung Goethes in Weimar. Der alte Freundesring war geborsten. Die Jahre hatten Goethe und die Freunde verändert, jeder aber machte an den anderen die alten Ansprüche, und da sie nicht erfüllt wurden, ging Mißvergnügen wie ein Gespenst durch die einstige holde Geselligkeit. Noch aber hatte Goethe Herder und Karl August. Da kamen auch mit Herder schwere Zwistigkeiten. Der Herzog hatte 1788 Herdern, um ihn in Weimar festzuhalten, Erziehungsgelder für seine Kinder versprochen. Herder hatte diese jahrelang nicht eingefordert. Plötzlich verlangte er die Auszahlung der ganzen rückständigen Summe. Goethe, der den Mittler machte, konnte aus vielen Gründen dieses Verhalten nicht billigen und reizte dadurch das Herdersche Ehepaar zu den maßlosesten Ausfällen. Alles war vergessen, was

er ihnen in langen Jahren Gutes und Liebes getan, alles was sie selber oft genug in hymnischen Ausdrücken anerkannt hatten. Er war nur noch ein schlechter, herzloser, seine Freunde verräterisch preisgebender Mensch. Obwohl Herders und Karolinens schwankendes Empfinden Goethe schon manche bittere Erfahrung eingetragen hatte — die jetzige überstieg doch alles, dessen Goethe sich je von ihnen versehen hatte. „Wie ich Ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausfälle," schrieb er an Karoline, die für ihren Mann in dieser Angelegenheit die Feder führte, „Ihren Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung, als wenn niemand außer Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl, Gewissen habe, ansehen muß, das können Sie sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen, mich wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen, nur bitte ich nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akte bekehren werde. . . . Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen. . . . Ich weiß wohl, daß man dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat, aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann." Das ist denn auch geschehen. Er hat den Herzog, der sich durch Herders Verhalten schwer beleidigt fühlte, in unbeirrter Großherzigkeit besänftigt und einen angemessenen Ausgleich herbeigeführt. Das hat aber den Groll des Herderschen Hauses nicht gemindert. Welcher Schmerz, eine Freundschaft, aus der durch ein Vierteljahrhundert beide Männer gebend und nehmend die tiefste geistige Befruchtung gewonnen hatten, so kleinlich enden zu sehen! —

Keinen Bruch, aber doch eine empfindliche Abkühlung erfuhr Goethes Verhältnis zu Karl August. Es war das einzige gewesen, das unter der italienischen Reise nicht gelitten hatte. Im Gegenteil, Karl August hatte sich nach der Rückkehr beinahe noch inniger an Goethe angeschlossen als vorher, und das gemeinsame Feldleben in Schlesien, in Frankreich, sowie vor Mainz hatte sie wie Kriegskameraden zusammengeschlossen. Aber allmählich trat eine Lockerung ein. Karl August mochte, da Goethe einmal von den Staatsgeschäften zurückgetreten war und er selber immer selbständiger

wurde, ihn seltener und auch in solchen Fällen nicht immer um Rat fragen, wo es Goethe erwartete. Sodann mochte er, was bisher nie geschehen war, dann und wann den Fürsten herauskehren. Anlaß dazu boten, wie es scheint, die Theaterangelegenheiten, die Goethe im Jahre 1796 derartig aufbrachten, daß er an Kirms schrieb: „Wir haben für alle unsere Bemühungen weder von oben noch von unten eine Spur von Dank zu erwarten, und im Grunde sehe ich es täglich mehr ein, daß das Verhältnis, besonders für mich, ganz unanständig ist.“ In dem Augenblick aber, wo Karl August den Fürsten fühlen ließ, war für Goethe der Entschluß gegeben, ihn auch als solchen zu behandeln. Aus seinen Briefen schwindet die alte herzliche Vertraulichkeit. Er stimmt sie auf eine freundschaftlich-ehrerbietige Gemessenheit, und im Jahre 1798 sehen wir sogar die „Durchlaucht“ an Stelle des früheren simplen „Sie“ treten. Karl August, der sich seiner gelegentlichen fürstlichen Anwandlungen Goethe gegenüber unzweifelhaft nicht bewußt war, schiebt diese Veränderung auf eine durch die Jahre hervorgerufene Eigenheit in Goethes Natur und meinte scherzhaft zu Knebel, es sei doch zu possierlich, wie feierlich der Mensch werde. Er hielt seinerseits den alten Ton fest. Aber die stärkere Abschließung Goethes in sich selbst, die jetzt dem Herzog gleich den anderen fühlbar wird, überlieferte auch diesen trefflichen Mann, der doch so lange Jahre in Goethes Herz die tiefsten Blicke hatte tun können, dem Mißverständnis, sein Freund sei Egoist. Wenn Goethe diese Meinung Karl Augusts durchempfand, so muß sie ihn kaum weniger verwundet haben als der Zerfall mit Herder. Auch hier zeigt sich uns die Tragik, die Goethes anscheinend so sonniges Leben durchzieht.

Je mehr der weimarische Freundeskreis für Goethe abstarb, um so inniger schloß er sich an Schiller, um so freudiger zog er diesen an sich heran. Er erhielt in dem schwäbischen Dichter mehr, als er geahnt hatte. Dieser ersetzte ihm fast alles, was er verloren. Ein neuer, warmer Hauch strich über die Gefilde seines Lebens. In Italien war eine tausendfältige Saat gelegt,

aber daheim war es bald Winter geworden und hatte alles unter einer tiefen Schneedecke begraben. Die Sonne Schillerscher Schaffenslust schmolz sie hinweg und brachte den Frühling, in welchem nach dem eigenen Bekenntnis Goethes „alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging". Schiller war eine höchst energische, rasch vorwärtsschreitende Natur. Wie er sich selbst von Arbeit zu Arbeit trieb, so auch Goethe. Er rang ihm durch forderndes Interesse, durch Locken, Ermuntern, Deuten eine überraschende Fülle der schönsten und gehaltvollsten Werke ab. Wir gewahren eine Produktivität, wie wir sie nur in den besten Jugendzeiten kennen gelernt haben. Drama, Epos, Lyrik, ernste, heitere, satirische Dichtungen lösen einander ab. Das Höchste und Niederste, das Derbste und Erhabenste gelingt ihm in glücklichem Wurfe. Jede Saite, die er anschlägt, erklingt in vollen Tönen. Schillers anfachende Teilnahme ging weit über das Poetische hinaus. Auch auf die wissenschaftlichen Arbeiten Goethes übte er den förderlichsten Einfluß. Selbst von der Farbenlehre berichtet Goethe, daß er nicht nur schnell die Hauptpunkte, worauf es ankam, ergriffen, sondern auch, wenn Goethe auf seinem beschaulichen Wege zögern wollte, ihn durch seine reflektierende spekulative Kraft genötigt habe, vorwärts zu eilen und ihn so gleichsam an das Ziel r i ß. „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald sehen, wenn Sie bei näherer Bekanntschaft eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann" (27. August 1794). Diese Hoffnung, die Goethe sogleich nach dem ersten näheren Gedankenaustausch gehegt, erfüllte sich in reichem Maße, über alle Erwartung hinaus. Wir haben bereits der von der Materie unabhängigen geistigen Potenz Schillers gedacht, wie nach Goethes Wort ihn nichts genieren, nichts einengen, nichts den Flug seiner Gedanken herabziehen konnte. In der Tat, für das Wirken des Schillerschen Geistes kam es wenig darauf an, ob es Tag oder Nacht, ob es Winter oder Sommer, Regen oder Sonnenschein war, ob es mit Politik, Verkehr, Geselligkeit, Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung so stand oder anders; ja bis

zu einem gewissen Grade schien selbst sein körperliches Befinden nahezu gleichgültig. Daneben halte man Goethe, der sich von der Natur so abhängig fühlte, daß er sich ein dezidiertes Barometer nannte, der von anderen zahllosen Dingen, Personen, Geschehnissen so beeinflußt wurde, daß er, sofern sie ihm zuwider waren, immer eines Rucks bedurfte, um seinen Geist zu befreien! Wie mußte ihn, den von der Außenwelt so Bestimmten, der Schillersche Geist elektrisieren, hinter dem im wesenlosen Scheine alles lag, was uns bändigt! Welche Erfrischung, welche Spannkraft mußte er ihm verdanken! Wenn er sich den Schwingen dieses Geistes anvertraute, dann mußte es ihm vorkommen, als wenn ein Ballon ihn über das lastende irdische Getriebe emporhöbe in einen Äther, in dem sein Genius sich selber angehörte. So konnte er leicht die unruhigen Schwingungen der Zeitereignisse überwinden, die das Jahrzehnt des Zusammenlebens mit Schiller durchzitterten.

Schillers Anziehungskraft hätte allein genügt, um Goethe oft und lange nach Jena zu bringen. Aber die kleine Universitätsstadt bot ihm mehr. Jena übernahm jetzt die Rolle, die einst Weimar gespielt hatte. Es wurde der Mittelpunkt des deutschen geistigen Lebens. „Es ist hier meist in allen Fächern ein so schnelles literarisches Treiben, daß einem der Kopf ganz drehend wird, wenn man drauf horcht" (Goethe 2. März 1797).

Wenn man die lange Reihe bedeutender Männer, die in Jena zwischen 1794 bis 1805 gelebt haben, übersieht und Goethe, der dort fast jedes Jahr mehrere Monate verbrachte, in sie einschließt, so darf man getrost sagen, daß mit Ausnahme des Perikleischen Athens nie eine Stadt der Welt eine gleiche Fülle hervorragender, schöpferischer Geister in ihren Mauern gesehen hat. Goethe, Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Wilhelm und Alexander von Humboldt, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Brentano, Tieck, Voß — wo wäre diesem Kranze etwas Ebenbürtiges an die Seite zu setzen! Sie machten Jena zur Blütestätte des Klassizismus, zur Geburtsstätte der nachkantischen Philosophie und der Romantik. Daneben kamen aber für Goethe noch manche tüchtige Fachmänner,

wie der Anatom Loder, der Botaniker Batsch, der Jurist und der Mediziner Hufeland, die Theologen Paulus und Griesbach, der Philosoph Niethammer in Betracht, mit denen Arbeit und Unterhaltung in gleicher Weise förderlich war. Liebenswürdige, geist- und temperamentvolle Frauen, Dorothea und Karoline Schlegel, Karoline Wolzogen, Karoline Paulus, Sophie Mereau, gaben dem Kreise der ernsten Männer ihren holden Schmuck. Die große Mehrzahl der Glieder dieses Kreises war noch jung, sehr jung und nahm in sich auf, verfolgte, verfocht alles mit dem Feuereifer der Jugend. Hier wurde Goethe wieder von derselben Begeisterung getragen wie einst in der Geniezeit und in Rom. Hier trat niemand mit Forderungen an ihn heran wie in dem jetzigen Weimar, man war dankbar für das was er gab, man staunte ihn an, ja man war schon glücklich, ihn zu sehen, mit ihm sich zu berühren. Was Wunder, daß er sich hier, wo auch die Natur größere Reize als in Weimar entfaltete, jedes Jahr auf lange Zeit häuslich niederließ, und dieser Gewohnheit auch dann noch treu blieb, als Schiller nach Weimar übersiedelte.

Als Goethe und Schiller sich zu friedlicher Geistesarbeit zusammenschlossen, dachten sie nicht daran, daß sie bald auch zu gemeinsamem Kampfe ausziehen würden. Beide hatten in früheren Jahren nicht ungern Streiche gegen Gegner geführt, Schiller mehr nebenher, Goethe in aufgesuchter Fehde. Bei beiden aber war die Kampfeslust eingeschlummert. Sie waren ruhig ihren großen Weg gezogen, nur auf die Ausgestaltung ihrer Werke und auf die eigene Ausbildung bedacht. In Goethe sammelte sich jedoch allmählich ein reichliches Maß von Ärger, der zur Befreiung drängte. Er kam nicht aus dem parnassischen Gebiete, obwohl die laue Haltung des größeren Publikums gegenüber der Iphigenie, dem Tasso und dem Faustfragment ihn nicht unberührt gelassen, sondern aus den politischen und wissenschaftlichen Regionen. Wie sehr er den Rückwirkungen der französischen Revolution in Deutschland durch dramatische Abwehrmittel beizukommen suchte, haben wir bereits dargestellt. Diese Versuche waren gescheitert,

und damit war auch die erlösende Wirkung vereitelt, die er für sich selbst davon erhofft hatte. Zur Befreiung von politischer Verstimmung war er auch in das epische Feld hinübergeschritten und hatte im „Reineke Fuchs“ die menschlichen Händel vor dem heitern Spiegel der Tierwelt zu vergessen gesucht. Doch die Zeit häufte immer neuen Druck auf sein Gemüt. Die verwünschten sansculottischen Franzosen hatten Erfolg auf Erfolg, sie eroberten das ganze linke Rheinufer wieder, sie überschritten 1795 den Rhein und bedrohten im nächsten Jahre die deutschen Territorien bis nach Thüringen hinein. Und in solchen Verhältnissen gab es in Deutschland viele gebildete Männer, die, anstatt Völker und Fürsten zum Widerstand zu einigen, weiter von Freiheit und Gleichheit schrieben und sprachen und damit die Untertanen gegen ihre Herrschaft aufreizten, die Staaten schon innerlich zu erschüttern begannen, bevor sie noch von außen erschüttert waren. Es mußte von neuem versucht werden, ob man nicht solchen Leuten durch geschärfte Waffen das Handwerk legen könne. Auf der anderen Seite war Goethe im höchsten Maße gereizt über die Art, wie man seinen wissenschaftlichen Arbeiten, besonders seinen Beiträgen zur Farbenlehre begegnete. Entweder man ignorierte sie, oder man lehnte sie hochmütig als Leistungen eines Dilettanten ab und gab ihm freundschaftlich zu verstehen, es sei doch besser, er bleibe bei seinem Leisten. Gegen diese politischen und wissenschaftlichen Gegner ließ er einige Minen, die er schon früher in den „Venetianischen Epigrammen“ gelegt hatte und die er jetzt durch neue vermehrte, Ende 1795 auffliegen. Noch bevor sie sich öffentlich entluden, hatte er einen kräftigen Schlag nach der literarischen Flanke geführt. Er hatte geglaubt, manches gute Werk den Deutschen geschenkt, die deutsche Literatur ihren besten modernen Schwestern ebenbürtig gemacht und die deutsche Sprache zu einer Schönheit und Gewalt entwickelt zu haben wie niemand zuvor. Auch von Lessing, Wieland, Herder, Schiller meinte er, daß sich ihre Werke nach Gehalt und Form sehen lassen konnten. Nun kam ein kleiner Skribent in einer Berliner Zeitschrift (März 1795) und bedauerte, daß die Deutschen so arm an

vortrefflichen klassisch-prosaischen Werken wären. Zwar war hier nur von prosaischen Werken die Rede, und Goethe hätte vielleicht zu anderen Zeiten das Urteil nicht so unbillig gefunden oder wäre lächelnd darüber hinweggegangen — aber jetzt im Nebel der politischen Atmosphäre zeigte ihm ein solches Urteil ein höchst bedenkliches Gesicht. Das war der Umsturz auf literarisches Gebiet übertragen! Er und Schiller und Herder und Wieland — sie sollten abgesetzt werden, damit die Dummen und Rohen auf ihren Plätzen sich breit machen könnten. Und sogleich greift er zur Feder und schreibt eine wuchtige Entgegnung: „Nicht ohne Unwillen," heißt es darin, „werden unsere Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus zu beurteilen und zu bestrafen wissen." Er fügt daran eine schöne Darlegung, wie schwer es dem Deutschen werde, etwas Klassisches hervorzubringen. Trotzdem sei bereits ein sehr bedeutender Fortschritt erreicht, und so sehe ein heitrer, billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und sei überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man solle solche Leute aus der Gesellschaft entfernen! Also Acht und Bann über den, der es wagt, von dem Mangel an klassischen Prosawerken zu reden. Überschrieben ist der Artikel „Litterarischer Sansculottismus". Doch kaum war der eine niedergeschlagen, so rückten neue Aufwiegler gegen die Jena-Weimarische Souveränität an. Man sprach übel von den „Horen", die Schiller, von den Besten und am meisten von Goethe unterstützt, seit Anfang 1795 herausgab. Die Kritik war nicht so schlimm, zumal sie von Konkurrenzorganen ausging, und nicht so unberechtigt, da nur wenige Leistungen den großen Namen entsprachen. Aber Goethe nahm sie doch sehr übel und regte bei Schiller ein Strafgericht an. Dieser suchte ihn zu beruhigen. „Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese Platituden antworten soll. Ich möchte noch

lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann" (1. November 1795). Doch Goethe läßt nicht locker, denn er hat noch manches andere, was er sich vom Herzen herunterreden will. Zu dem Fähnlein der Sanskülotten ist ein sehr ungleiches, das der Frommen, gestoßen, denen die Jena-Weimarische Herrschaft als Heidentum verhaßt ist. Jetzt eben hatte Fritz Stolberg, sein einst tyrannenhassender, jetzt sehr konservativer und glaubenseifriger Freund, in der Vorrede zu einer Übersetzung platonischer Gespräche, wie Goethe glaubte, auf ihn und daneben auf Schiller als getaufte Heiden gestichelt und ihnen gewissermaßen die Fähigkeit abgesprochen, weil sie die Notwendigkeit und die Kraft göttlicher Hilfe und des Gebets nicht erkennen, „Gottes im Herzen inne zu werden".

Goethe, der sich bewußt war, bei jedem Stein Gottes inne zu werden, ist über diese fromme Beschränktheit ganz empört, und da schon vorher Stolberg die Sünde auf sich geladen, die Weltanschauung in Schillers „Göttern Griechenlands" zu bekämpfen, die antike Kunst gegen die christliche herabzusetzen, so will Goethe jetzt „dreinfahren und ihn züchtigen". Hofft er doch mit Stolberg die unsinnige Unbilligkeit des ganzen „bornierten Volkes", zu dem sein eigener Schwager sich gesellt hatte, zu treffen. Erneute Empörung ergreift ihn bei der Durchsicht seiner wissenschaftlichen Papiere über die gelehrte Gilde, die fortgesetzt seine Farbenlehre totschweigt oder sich gegen sie verstockt. Er will und muß einen Krieg gegen sie haben. Der kleine Minenkrieg in den „Venetianischen Epigrammen" ist ihm zu wenig. Er muß gründlich aufräumen, um diese Leute für ihre „Renitenz und Reticenz" gehörig abzustrafen. Wieder sucht ihn Schiller zu beruhigen, indem er gelassen das treffende Wort ausspricht: „Es war nie anders und wird nie anders werden" (23. November 1795). Da jedoch Goethe bei seinem Vorsatz verbleibt, den Kampf auch nicht allein führen will und Schiller durch den Rückgang der Horen und durch manche persönliche Angriffe hinreichend gereizt ist, so entschließt sich dieser, mit ins Feld zu ziehen und schlägt auf dem Plane, wie es in der Beschaffenheit

seines die Gedanken scharf zuspitzenden Geistes liegt, eine noch schneidigere Klinge als Goethe. Es wäre den beiden zu kleinlich erschienen, die Geißelung, die sie vorzunehmen gedachten, auf diejenigen zu beschränken, durch die sie sich unmittelbar verletzt fühlten. Vielmehr sollte die persönliche Abrechnung nur als Einzelglied einer großen Kette sich darstellen. Es wurde daher dem Kampfe die weiteste Ausdehnung gegeben. Jede Verkehrtheit, ob sie nun politisch oder literarisch, philosophisch oder theologisch, wissenschaftlich oder künstlerisch sein mochte, jede Halbheit, jede Charakterlosigkeit, jede Plattheit wurde in den Kreis des Gerichts gezogen. Und damit die Abstrafung recht empfindlich werde, wurden die Gerichteten so deutlich als möglich — nicht selten direkt mit dem Namen — bezeichnet.

Von den ehemaligen Freunden Goethes wurden die beiden Stolberge, Lavater, Jung-Stilling und der Pfarrer Ewald, dem er einst zur Hochzeit das schöne Lied „In allen guten Stunden" gesungen hatte, dem Schafott überliefert, alle wegen ihrer engen und nach Goethes Empfinden unduldsamen Strenggläubigkeit; Lavater noch wegen der Berechnung, der Selbstgefälligkeit und des Selbstbetruges, mit denen sein Prophetentum sich mehr und mehr verquickte. Von den gegenwärtigen Freunden, wenn man dieses Wort für eine einseitige Freundschaft gebrauchen darf, wurde Reichardt, der glückliche Komponist vieler Goethischer Lieder, zu den Verdammten gestoßen. Ihm kostete weniger seine Zudringlichkeit als seine Propaganda für die Ideen der französischen Revolution den Kopf. Die dichtesten Hiebe fielen auf den alten Berliner Widersacher Nicolai, obwohl dieser längst seinen Einfluß eingebüßt hatte. Aber das Ziel war dankbar, und er war als Repräsentant der platten Nüchternheit, die sich verständnislos unsern Klassikern gegenüberstellte, ein ewiger Typus. Bedauerlich verhöhnt wurde der alte Gleim; leicht geritzt selbst Klopstock und Wieland. Im ganzen waren es neben großen Gruppen an achtzig Personen, die den Zorn der Dioskuren zu fühlen hatten. Aber neben den Schlägen wurden doch auch Kränze ausgeteilt, freilich nur wenige

und zur Hälfte an Tote: an Lessing und Shakespeare, an Kant und Voß. An diesen wegen seiner „Luise“.

Als Form wählte man die des antiken Epigramms, das Distichon, dessen Goethe sich bereits mit Erfolg bedient hatte, als Namen mit gutem Humor „Xenien“, Gastgeschenke, nach dem Vorbilde Martials, und als Ort Schillers Musenalmanach für das Jahr 1797. Mit vielem Behagen präparierten die beiden „Gewaltigen“ sieben Monate lang ihre satirische Girandola, die in tausend Raketen und Leuchtkugeln plötzlich im Herbst 1796 vor dem verdutzten Deutschland aufschoß. Ein glänzendes Feuerwerk. Nicht viel mehr. Als es verpufft war, blieb alles beim Alten. Das was die beiden Dioskuren bekämpften, waren Symptome großer geistiger Bewegungen oder Richtungen. Solche lassen sich nicht durch papierene Pfeile, sondern nur durch stärkere positive Gegenbewegungen verdrängen. Ebensowenig kann man durch Epigramme Plattheit und Geschmacklosigkeit heilen, oder gar Newtons Farbenlehre widerlegen und für die gelehrten Arbeiten eines Dichters Respekt erzwingen.

Der Gegner wurden nicht weniger, sondern eher mehr. Aus neuen Geistesströmungen wuchsen neue Widersacher heraus. Die persönliche Zuspitzung aber, die Goethe und Schiller ihren Angriffen gegeben hatten, rächte sich an ihnen selbst, indem alte und neue Gegner nun auch ihrerseits ihrer Polemik eine scharfe persönliche Spitze gaben. Niemals hat Goethe erbittertere Angriffe erfahren als in den auf die Xenien folgenden Jahrzehnten seines Lebens. Bis in sein Privatleben, bis auf Haltung und Gebärde unterlag er bitterböser Kritik. Und auch dem jüngeren Geschlecht kam es erst sehr allmählich zum Bewußtsein, daß der literarische Kehrbesen Staub nicht nur aufgewirbelt, sondern auch fortgefegt hatte.

Goethe selbst erkannte sehr bald nach dem Erscheinen der Xenien, daß sie, abgesehen von ihrer Wirksamkeit oder Unwirksamkeit, über die er bei der Kürze der Zeit noch kein Urteil haben konnte, mit der großen Stellung, die er und Schiller einnahmen, mit ihrem großen Berufe nicht recht im Einklange ständen. Er nennt

sie in einem Briefe an Schiller ein tolles Wagestück und meint, daß sie sich nunmehr bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten. Als aber eine grobe und ordinäre Entgegnung auf die andere folgte, regt sich in ihm doch wieder die mephistophelische Laune, und er will noch einmal die Gegner zerren und zausen, um sie „recht aus dem Fundament zu ärgern". Bei Gelegenheit eines Polterabends zu Oberons goldener Hochzeit und in leicht dahinlaufenden Knittelversen sollten diesmal die Gastgeschenke verabreicht werden. Dem nächsten Musenalmanach war der Scherz zugedacht. Doch Schiller nimmt ihn mit richtigem Takt nicht auf. Er will ein Ende der Polemik haben. Goethe hatte sich aber in die schöne Maskerade so verliebt, daß er sie festhält, ausweitet und im Faust ihr eine dauernde Unterkunft gewährt. Dort kam sie erst nach elf Jahren zum Vorschein, wo die Figuren für den Dichter und den Leser nur noch als Typen Bedeutung hatten. Im übrigen hatte er seinem Kampfreiz schon durch die Abfassung der kleinen aristophanischen Komödie genügend Auslösung verschafft, um jetzt befreiten Gemüts mit Schiller auf die stolze Geisteshöhe sich zurückzuziehen, von der sie fortan mit schweigender Nichtachtung oder heiterer Miene auf den Zwergentumult der Niederung herabblicken konnten. Diese der Dichterfürsten allein würdige Haltung gefiel niemandem besser als Frau Aja, und ihre tüchtigen Worte, die wie eine nachträgliche Kritik eines großen Teils der Xenien klingen, mögen billigerweise diesen Abschnitt beschließen. Im April 1804 schrieb sie dem Sohne: „Schiller und Du macht mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf allen den Schnickschnack von Rezensentengewäsche, Frau Basen Geträsche nicht ein Wort antwortet; da möchten die Herrn sich dem „sei bei" ergeben. Das ist prächtig von Euch.... Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort. Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit und diese armseligen Wische zerreißen einem in der Hand. — Punktum."

6. Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Merck und andere Freunde hatten Goethe oft gesagt: „Was du lebst, ist besser, als was du schreibst“. Nun hatte er im Werther geschrieben, was er gelebt hatte, und einen ungeheuern Erfolg errungen. Welche Aufforderung für ihn, weiter sein Leben mitzuteilen! Und wie sehr wurde diese Aufforderung verstärkt durch das leidenschaftliche Interesse, das die Welt am Wertherdichter nahm! Konnte er nicht hoffen, daß sie es dankbar begrüßen würde, wenn er ihr erzählte, wie dieser Dichter geworden, und hoffen, daß diese Darstellung weit über die Befriedigung augenblicklicher und persönlicher Teilnahme hinaus dauernden allgemeinen und damit künstlerischen Gehalt bieten werde? Er hatte schon jetzt hinreichend erfahren, was er wenige Jahre später ausdrücklich aussprach: wie symbolisch sein Leben sei; wie das, was er erlebe, nur das gesteigerte Abbild dessen sei, was tausend andere unter gleichen oder anderen Formen erlebten. Auf diese Weise wurde ihm auch der Ausspruch seiner Freunde und die Wirkung gerade der Dichtung, die in ihrem ersten Teil der treueste Abdruck der Wirklichkeit war, erklärlich. Kurz, wir sehen ihn nach dem Werther mehr denn je von dem poetischen Wert seiner Schicksale durchdrungen. Er möchte jetzt alles, was er erlebt, in literarischen Denkmälern verewigen, und zwar nicht bloß, indem er in fremde Fabeln eigenen Lebensgehalt gießt, sondern in ganz unmittelbarer Schilderung.

Er ist kaum in Weimar, da verspricht er seinen Freunden, ihnen die Geschichte des letzten Frankfurter Jahres zu schreiben,

wenn sie ihn warm hielten. Und als einige Monate in der neuen Heimat vergangen sind, da wünscht er, die Geschichte dieser Monate ließe sich schildern. „Das wär' ein Fraß für ein gutes Volk" (19. Februar 1776). Aber er konnte diese Teildarstellungen ruhig beiseite lassen, weil er hoffen durfte, sie in ein größeres Ganze verweben zu können. Denn sehr wahrscheinlich war damals ein umfassendes Memoirenwerk von ihm schon geplant, wenn nicht in den Anfängen vorhanden. Bald nach der Ausgabe des Werther (am 21. November 1774) schreibt er an das ihm grollende Kestnersche Ehepaar: „Binnen hier und einem Jahr verspreche ich Euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeutung ꝛc. im schwätzenden Publikum, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft." Wie sollte das anders geschehen können als durch einen lebensgeschichtlichen Roman, in dem der harmonische Ausklang seines Verhältnisses zu Lotte und Kestner rein und schön widertönte? Nun meldet ein Jahr später Goethes Schreiber Philipp Seidel einem Freunde: „Da kopier ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfasser ist. Ich bin an einer Stelle, die mich himmlisch entzückt, und in dieser Lage will ich Dir schreiben, ob ich gleich sehr getrieben werde, es fertig zu machen!" Sollte dieser Roman spurlos verschwunden sein, und sollte er nicht im Zusammenhange mit jenem gestanden haben, den Goethe in dem Briefe an Kestner vor Augen hatte? Und weiter. Sollten nicht von dem 1774 versprochenen, 1775 in Ausführung begriffenen Roman Fäden zum *Wilhelm Meister* hinüberführen, dessen Anfänge 1776 bereits existiert haben müssen? Denn wer möchte zweifeln, daß, wenn in den Geschwistern, die im Oktober 1776 geschrieben wurden, die Liebenden Wilhelm und Mariane heißen und Wilhelm seines Zeichens Kaufmann ist, diese Namen und dieser Stand von dem Liebespaare im ersten Buche des Wilhelm Meister entlehnt sind? Ja wer möchte nicht schon aus dem Umstande, daß Goethe am 16. Februar 1777 notierte „diktiert an Wilhelm Meister" schließen, daß die Anfänge dieses Romans zum mindesten in das Jahr 1776

hineinreichen müssen? Wer aber hiervon überzeugt ist, und zugleich weiß, wie wenig das stürmisch bewegte Jahr 1776 zu literarischen Arbeiten Zeit ließ, der wird sich auch nicht leicht der Annahme entschlagen, daß die Fundamente des großen Romans bereits in Frankfurt gelegt waren.

Es ist möglich, daß Goethe den Wilhelm Meister zunächst ohne jede weitere Tendenz nur als Geschichte seines Lebens sich gedacht hat. Sagte er doch selbst von dem fertigen Werke, in so zielbewußter Richtung er es späterhin auch auszubauen gesucht hatte: „Ich sollte meinen, ein reiches, mannigfaltiges Leben, das an unseren Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz“. Aber das Wahrscheinliche ist doch, daß er schon durch die Auslese, die er unter den Ereignissen seines Lebens traf, — denn eine Chronik konnte er als Künstler und als jugendlicher, leidenschaftlicher Mann nicht liefern wollen — auf eine bestimmte Tendenz lossteuerte. Wer in der Jugend zurückblickt, sucht aus diesem Rückblick eine Zuversicht, eine Befestigung für die Zukunft, eine Bestätigung seines innersten, geheimsten, liebsten Strebens zu gewinnen. Werther war zu Grunde gegangen — warum nicht der Dichter, der doch die Grundzüge seines Wesens Werthern geliehen hatte? Weil ihn der Glaube an seine poetische Sendung gegen alle Widerwärtigkeiten des Lebens aufrecht erhalten hatte. Würde dieser Glaube sich bewähren? Hatte er wirklich eine poetische Mission, wie er glaubte, und wie er sie in Hans Sachsens poetischer Sendung ausmalte? — Diese beiden Fragen beschäftigten den jungen Goethe unablässig — und gerade der Erfolg des Werther hatte auf sie die beglückendste Antwort gegeben. Welcher Reiz für ihn, sich und der Welt den Gang dieser Mission darzulegen, und für sich selbst daraus ein cäsarisches Siegesbewußtsein zu schöpfen!

So setzte sich aus dem inneren Bedürfnis, dem Verlangen des Publikums und der sicheren Erwartung des künstlerischen Erfolges ein außerordentlich starker Reiz zusammen und gab, wie wir meinen, dem Wilhelm Meister das Leben. Der Name, mit

dem Goethe sich in der Dichtung maskierte, war sehr bezeichnend gewählt. Wilhelm war der Vorname des großen Briten, den Goethe als Will of all Wills gefeiert hatte und der ihm und seinem poetischen Abbilde als glänzender Stern vorschwebte, und durch Meister war Wilhelm von vornherein als einer gekennzeichnet, dem die Muse die Stirne geküßt und dessen Sendung nur darin besteht, die ihm eingeborene Meisterschaft mit Treue und Fleiß zu entwickeln und gegen alle Hemmungen zur Wirkung zu bringen. „Du wirst Meister sein“ hatte der Genius dem jungen Dichter tröstlich zugeraunt. Wolfgang Goethe wandelte sich in Wilhelm Meister, der Jurist in den typischen Geschäftsmann, in den Kaufmann. Aber noch mehr verhüllte sich Goethe, weniger vielleicht wegen des angenehmen Inkognitos, als in Rücksicht auf die künstlerischen Vorteile, die es bot. Er steckte seinem Helden, der ihn im Roman vertreten sollte, als Lebensziel nicht die Dichtkunst, sondern die Schauspielkunst, auf diese Weise bekam das Werk den Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“. „Lehrjahre“ heißt es erst in einer späteren Phase. Doch mit so unwiderstehlicher Kraft wirkte in Goethe das Bedürfnis, durch den Helden seine eigensten Dichterschmerzen, Kämpfe, Ideale ganz unmittelbar und ohne einen niemals recht deckenden Symbolismus auszusprechen, daß er nicht umhin konnte, Wilhelm zugleich mit dem Schauspielertalente und der Theaterlust ein ungewöhnliches Maß von dichterischer Begabung und Dichtersehnsucht einzuimpfen, was freilich die Ökonomie des Werkes nicht unbedenklich störte. So waren die Grundlinien gezogen, als die Übersiedelung nach Weimar erfolgte. Sie brachte eine unerwartete Wendung. Goethe war wirklich auf eine Bühne getreten, auf die politische, und versuchte auf ihr eine Rolle zu spielen. In diesen Ausdrücken hat er selber gern von seiner Amtstätigkeit gesprochen. Der Titel empfing eine im Bilde noch zutreffendere Bedeutung als bisher, aber das Problem seines Lebens und damit seines Lebensromans war verschoben. Die dichterische Sendung, an die Goethe geglaubt hatte, war beiseite gedrängt. Sie schien ein Irrtum oder nur

eine Teilwahrheit. Und wie stand es mit der neuen, der staatsmännischen Sendung? War sie Wahrheit oder wieder Irrtum? Erst steigt in ihm der Glaube an die Wahrheit auf, dann an den Irrtum, bis ihm der Irrtum zur völligen Gewißheit wird. Aber was jenseits dieses Irrtums lag, das war ihm, als er 1786 über die Alpen ging, nichts weniger als klar. Demgemäß konnte auch der Roman, nachdem der schauspielerische Beruf Wilhelms zum Symbol für den politischen Goethes geworden, vorläufig nicht weiter als bis in die Mitte dieses Irrtums, d. h. bis in die Mitte der berufsmäßigen Schauspielertätigkeit Wilhelms geführt werden. Und in der Tat ist er in den zehn Jahren von 1776 bis 1786 nicht weiter gediehen. Über die Fortsetzung konnte Goethe erst an der Hand seiner Lebenserfahrungen schlüssig werden. Bis gegen Ende des italienischen Aufenthaltes blieb die Aufklärung sehr unsicher. Goethe verstrickte sich in eine neue Täuschung, indem er wähnte, den Beruf zum Maler zu haben. Erst als auch dieser Wahn zerrinnt, ist allem Schwanken ein Ende gemacht. Mit größerer Selbstgewißheit als je zuvor erkennt er sich als Dichter und will nur noch als solcher leben. Aber er erkennt auch den hohen Wert seiner Irrtümer. Sie hatten ihm zu einer Bildung verholfen, die er auf geradem Wege nie erreicht hätte. In dieser Erkenntnis zieht er es vor, den Schauspielerberuf Wilhelms nicht in seinem ursprünglichen Sinne wieder aufleben und ihn als Mission siegreich zu Ende gelangen, sondern ihn gemäß dem Verlaufe seiner eigenen politischen und künstlerischen Bestrebungen zum Irrtum werden zu lassen. War es das ursprüngliche Programm, den Schauspieler gegen alle Irrungen und Hemmungen zur Erfüllung seiner „theatralischen Sendung“ zu führen, so wurde es das jetzige, den Menschen durch die Irrtümer und Hemmungen zur universellen harmonischen Bildung zu leiten. Die Sendung wird zum Lehrgang. Der äußerlich und innerlich durchgebildete Mensch tritt an die Stelle des im einzelnen Beruf sich bewährenden. Die allgemein menschliche Meisterschaft löst das Berufsmeistertum ab.

So sehr die Höhe, zu der der neue Plan sich erhob, den Scheitelpunkt des alten überragte, so war sie doch nicht das letzte. Die allgemein menschliche Meisterschaft ist an sich nur eine ruhende Kraft. Ihren vollen Wert erhält sie erst, wenn sie in Tat umgesetzt wird, in die Tat für die Menschheit. Damit war das letzte Ziel des Romans gegeben, ein Hochgipfel erreicht, zu dem zu gelangen nach dem alten Plan gar keine Aussicht war. Sowie Goethe Klarheit über seine falschen Bestrebungen und über den Weg der Zukunft bekam, empfand er auch die Möglichkeit, den Wilhelm Meister zu beendigen. Er konnte seine und Wilhelms Lehrjahre beschließen. Und so hören wir denn von ihm im Februar 1788, während er sich bis dahin in keiner Weise bestimmt geäußert hatte: „So viel weiß ich, daß ich subito, wenn die acht Bände (seiner im Erscheinen begriffenen gesammelten Schriften) absolviert sind, den Wilhelm ausschreibe." Ende 1789 waren die acht Bände erledigt. Aber unerwarteten Aufschub brachten die Reisen nach Venedig und Schlesien, die französische Revolution, der Feldzug nach Frankreich, die Belagerung von Mainz, die naturwissenschaftlichen Studien. Es kommt das Jahr 1794 heran, ohne daß das Werk sichtbar fortgeschritten wäre. Da faßt er einen gewaltsamen Entschluß. Er verkauft den Roman an den Buchhändler Unger, um sich zur Fertigstellung des Werkes in gemessener Frist zu zwingen. Das Mittel bewirkte zunächst eine beschleunigte Redaktion der ersten Hälfte des Werkes, d. h. der vier ersten Bücher. Ob es aber darüber hinaus, wo es sich um Neugestaltung handelte, seine Schuldigkeit getan hätte, ist sehr zweifelhaft. Zum Glück war inzwischen der Bund mit Schiller geschlossen, und seine lebendige, anfeuernde Teilnahme, seine Begeisterung über jedes fertig gewordene Stück, sein Deuten, Fordern und Treiben hielt Goethe bei der Arbeit fest. Am 11. Februar 1795 hatte er das vierte Buch abgeschlossen; am 18. schreibt er an den Freund: „Durch den guten Mut, den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich schon das Schema zum fünften und sechsten Buche ausgearbeitet." Aber das fünfte Buch, wo der Übergang vom alten zum neuen

Bauwerk zu vollziehen war, macht ihm große Schwierigkeiten. Er legt es noch einen Augenblick zurück, um es erst noch in sich reifen zu lassen, und erledigt vorher das sechste Buch: die „Bekenntnisse einer schönen Seele“; doch im Juli ist auch das Problem des fünften gelöst, und in der Mitte des nächsten Jahres der ganze weitschichtige Bau fertig. Während er in wilder Kriegslust seine mörderischen Xenien schmiedet, arbeitet er auch an den sanftesten, friedlichsten, ja ätherischsten Büchern seines Wilhelm. Solche Gegensätze konnte das Universum seines Geistes in sich bergen.

Die Umgestaltung der ersten Hälfte des Romans kann keine geringe Arbeit gewesen sein. Sie erforderte vollkommene Aufmerksamkeit, wenn das Alte in den neuen Plan rein sich einfügen sollte. Da eine solche vollkommene Aufmerksamkeit in keines Dichters Natur liegt und am allerwenigsten in der Goethes lag, so werden wir uns nicht wundern dürfen, auf Sprünge und Höcker zu stoßen. Am Anfange war zunächst eine gewaltige Streichung zu vollziehen. Goethe hatte, wie wir von Herder wissen, seinem ursprünglichen Plane gemäß, die Lebensgeschichte des Helden von Kindheit an erzählt, und wir waren bereits mit ihm wohlvertraut, als er uns in seinen Beziehungen zu Mariane begegnete. Dem geläuterten Kunstsinn Goethes konnte die gradlinig aufsteigende und zu lange bei den unreifen und darum unfreien Lebensabschnitten Wilhelms verweilende Darstellung nicht genügen. Er konzentrierte sie auf die Jahre des männlich reifen Bewußtseins und läßt sie anheben in einem Momente, wo Wilhelm mit selbständigem Entschluß in sein Schicksal einzugreifen sucht. Nicht ganz freilich mochte der Dichter die ihm so liebe Jugendgeschichte opfern. Die Beschäftigung mit dem Puppenspiel und die Schauspielversuche des Knaben glaubte er vor dem Massengrab, in das er die einleitenden Partien versenkte, retten zu sollen, da sie dazu dienen konnten, die unbezwingliche Sehnsucht Wilhelms nach dem Theater zu begründen. Aber so viele Kunstmittel er auch anwandte, um uns die Länge dieser von Wilhelm mit vieler Wärme vorgetragenen Jugenderinnerungen nicht fühlbar zu machen, er mußte schließlich selber die heiterst-

absprechende Kritik an ihnen üben, indem er Mariane über diesen Erzählungen ihres Geliebten sanft einschlafen läßt. Im übrigen ist das erste Buch des Romans in seiner Neugestaltung voll von dramatischem Leben, obwohl der Dichter es unternommen hatte, mit der Vorwärtsbewegung eine nach allen Seiten ausgreifende Exposition zu verknüpfen.

Die schöne, vielgefeierte Schauspielerin Mariane kommt nach der Vorstellung in ihre Wohnung und findet dort ein Paket von ihrem verreisten Liebhaber Norberg vor. Die Geschenke, die es enthält, und an denen ihre kupplerische Dienerin Barbara die größte Freude hat, regen in ihr die heftigsten und widersprechendsten Empfindungen auf. Denn inzwischen hat sie Norberg, den splendiden Galan, innerlich aufgegeben und fühlt sich in wahrer, tiefer Leidenschaft zu Wilhelm hingezogen. Aber Norberg ist reich, Wilhelm wird von seinem Vater knapp gehalten. Und eine Schauspielerin hat viele Bedürfnisse. In vierzehn Tagen wird Norberg zurück sein — wie soll die Entscheidung fallen? Der Konflikt zwischen Wilhelm und Mariane ist vorbereitet. Sofort wird uns ein weiterer Konflikt, in den Wilhelm gestürzt wird, angedeutet. Sein Vater ist unzufrieden mit des Sohnes häufigem Theaterbesuch. Er sei zu nichts nütze. „Ist denn alles unnütz, was nicht unmittelbar Geld bringt?“ erwidert Wilhelm erregt. Der Vater will ihm demnächst den Theaterbesuch untersagen. Der Idealismus Wilhelms steht gegenüber dem Nützlichkeitssinn des Vaters, das Freiheitsbedürfnis des zweiundzwanzigjährigen Sohnes gegenüber der harten und engherzigen Bevormundung des Vaters. Aber noch weiter gähnt der Gegensatz zwischen Vater und Sohn, wie wir bald erfahren. Wilhelm hat einen tiefen Widerwillen gegen den ihm vom Vater aufgezwungenen kaufmännischen Beruf. Sein Ideal ist seit früher Jugend die Schauspiel- und Dichtkunst. Und nun kommt zu all dem aufgesammelten Konfliktsstoff Wilhelms Verhältnis zu Mariane, das seine ganze Seele erfüllt. Er will

die volle, ernste Konsequenz aus diesem Verhältnis ziehen: Mariane heiraten. Dazu die Erlaubnis des Vaters zu erlangen, darf er nimmer hoffen. Infolgedessen reift in ihm der Entschluß zu fliehen. Die Flucht soll ihm Freiheit, Geliebte und schönsten Lebensberuf zugleich bringen. Der Vater selbst scheint ihm seine Absichten zu erleichtern. Wilhelm soll, um sich kaufmännisch noch besser auszubilden, eine größere Geschäftsreise unternehmen. Von dieser Geschäftsreise will Wilhelm niemals zurückkehren. So drängt alles zu einer Entscheidung nach allen Richtungen. Zwischen Mariane und Norberg, Mariane und Wilhelm, Wilhelm und dem Vater. Diese Entscheidung sofort eintreten zu lassen, wäre für den Dramatiker und auch den Novellisten sehr zweckmäßig gewesen, für den Romandichter dagegen nicht. Der Romandichter will den Ring nicht rasch schließen, sondern weit machen; er hat nicht bloß kurze, hochgespannte Momente des Lebens eines einzelnen oder einiger weniger, sondern lange Lebensentwickelungen vieler darzustellen; er braucht nicht bloß das sich Entwickelnde, sondern auch das Zuständliche, nicht bloß die Menschen, sondern auch die Dinge. Er will nicht bloß ein oder wenige Seelenbilder, sondern ein Weltbild liefern. Er will den Leser nicht in fliegender Hast ans Ende reißen, — der würde bei der Ausdehnung des Romans unterwegs atemlos zusammenstürzen, — sondern er will ihm nach jeder Erregung Ruhe gönnen. Der Leser soll nicht bloß interessiert, gespannt, sondern es soll ihm behaglich werden.

So bringt Goethe mit richtigem Kunstgefühl an der Stelle, wo bereits die Entscheidung vorbereitet ist, eine Retardation an. Sie ist so köstlich erdacht und ausgeführt, daß wir, auch wenn sie für den Organismus des Romans bedeutungslos wäre, mit Wohlgefallen bei ihr verweilen würden.

Schon die Art, wie sie eingeleitet wird, ist sehr glücklich. Wilhelm bedarf zu seiner Geschäftsreise eines Pferdes. Sein Vater und dessen Kompagnon sind zwar reich genug, um ohne weiteres für Wilhelm ein Pferd zu erstehen, aber als praktische Geschäftsleute beschließen sie am Schlusse einer Unterredung, die wie ein Spiegel die beiden Männer abbildet, es sich auf vorteilhafterem

Wege zu verschaffen. Ein Krämer in H., der seine Schulden nicht bezahlen kann, soll sein Pferd an Zahlungsstatt geben und Wilhelm es abholen. Wilhelm trifft die Familie des Krämers in großer Verwirrung. Die Tochter ist mit einem Schauspieler Melina durchgegangen. Die Behörden sind bereits aufgeboten, um die Flüchtigen einzuholen. Wilhelm erhält sein Pferd und reitet am nächsten Tage nachdenklich heimwärts. An der Grenze des Ländchens naht sich ein Bauernwagen, in dem auf ein paar Bündeln Stroh die Unglücklichen — Melina in Ketten — sitzen, bewacht von einer lächerlich-fürchterlichen Bürgerwache. Voraus reitet ein unförmlicher Stadtschreiber, der dem Actuarius des Nachbarstaates und seiner plumpen Landmiliz unter feierlichen Gebärden und Formeln die Gefangenen übergibt. Wilhelm wird sofort von tiefem Mitgefühl für das Liebespaar ergriffen, er vergißt die Fortsetzung seiner Reise, eilt in den nächsten Ort zum Amtmann, um ihn für die Ergriffenen günstig zu stimmen, und wohnt dem Verhör bei, das den Amtmann aus einer Verlegenheit in die andere stürzt, da die aus edlem, reinem Hochgefühl hervorströmenden Aussagen des Mädchens sich absolut in kein Protokoll bringen lassen. Wilhelm wird die Fortsetzung des Verhörs immer peinlicher, er sieht die zartesten Dinge an die Öffentlichkeit gezerrt, er leidet in die Seele des Mädchens und dringt in den Amtmann, er möge doch der Sache ein Ende machen; es sei ja alles so klar wie möglich. Der Amtmann läßt sich bereden, und die beiden Übeltäter werden wieder in Gewahrsam gebracht, um am nächsten Morgen nach der Stadt transportiert zu werden. Wilhelm hat bei sich beschlossen, mit ihnen zurückzukehren, um bei den Eltern die Einwilligung zur Heirat ihrer Tochter mit Melina zu erwirken. Inzwischen macht er im Amtshause dem Gefangenen Melina Mut, spricht von seiner Mittlerabsicht und erbietet sich, auch für seine erneute Anstellung bei einer Truppe Sorge zu tragen. Melina aber dankt dafür, er wolle, wenn möglich, nicht zum Theater zurückkehren, denn um beim Theater zu bleiben, müsse man ein Fell haben wie ein Bär, der in Gesellschaft von Affen und Hunden an der Kette herum-

geführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelsacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm glaubt bei diesen Erklärungen aus den Wolken zu fallen. So sah sein Ideal aus? — Aber bald legt er sich die Sache zurecht. Es liegt nicht an dem Berufe, wenn ihn Melina so beurteile, sondern an Melina, der ihn wie ein gemeines Gewerbe ergriffen habe. Diese Erkenntnis von Melinas Charakter hindert ihn nicht, am nächsten Morgen, wie er es beschlossen hatte, die Eltern der Braut wieder aufzusuchen und bei ihnen ein kräftiges Wort für die Flüchtlinge einzulegen. Seine Vermittlung hat Erfolg, und er tritt mit beruhigtem Herzen von neuem die Heimreise an.

Wie viel haben wir nicht aus dieser retardierenden Episode gelernt! Wir haben einen Blick in das zersplitterte, verzopfte Deutschland getan, das den Bürger in engen, harten und lächerlichen Banden hielt, und begreifen nunmehr auch von dieser Seite her Wilhelms Sehnen in eine Welt, in der man wenigstens dem Scheine nach ein freieres, würdigeres Dasein führte. Zugleich hat sich Wilhelms Idealismus nach doppelter Richtung kräftig offenbart. Das Mitleid mit Unglücklichen lenkt ihn ohne Bedenken von seinem eigentlichen nächsten Geschäfte, von seiner nächsten Pflicht ab, und seine hohe Vorstellung von der Bühne, von der Aufgabe des Schauspielers erleidet durch die Schilderung eines Erfahrenen nicht die geringste Einbuße. Gegenüber diesen Zwecken der Episode erscheint es uns nahezu als nebensächlich, daß sie die Bekanntschaft Wilhelms mit Herrn und Frau Melina einleitet, die für seinen späteren Lebensweg nicht ohne Bedeutung bleiben soll. Endlich hat die Episode noch eine günstige Nachwirkung. Durch seine ritterliche Güte hat Wilhelm ganz unser Herz gewonnen, und so gibt sie uns, anstatt uns von der Haupthandlung abgelenkt zu haben, mit verstärktem Interesse ihr zurück.

Inzwischen ist Norberg eingetroffen, und wir meinen, der Konflikt zwischen Wilhelm und Mariane müsse jetzt zu sofortiger Lösung kommen. Aber noch zaudert der Dichter, und mit vollem

Recht. Denn die sich nahende Katastrophe sollte nicht bloß die Liebe Wilhelms, sondern auch seine Flucht und seine Zukunftspläne in sich verschlingen, eine vollständige Erschütterung seines Daseins herbeiführen. Dazu war es notwendig, seine Liebe in ihrer ganzen Selbstgewißheit, Glut und Hoheit uns anschaulich und fühlbar zu machen. Das war bisher nur unvollkommen geschehen, obwohl sich mehr als einmal dazu Gelegenheit, ja nötigender Anlaß geboten hatte. Der Dichter war geflissentlich der Aufgabe ausgewichen, weil ihre Lösung erst unmittelbar vor der Katastrophe ihre volle Wirkung ausüben konnte. Jetzt aber führt er sie mit dem Aufgebote seiner ganzen Kunst durch.

Zunächst wird uns in drei verschiedenen Wendungen die außerordentliche Festigkeit von Wilhelms Glauben an Mariane gezeigt. Sein Freund, der junge Werner, mit ihm im Geschäft der Väter tätig, ein klarer, nüchterner Weltmann, hat von den Beziehungen Marianens zu Norberg gehört und warnt Wilhelm nachdrücklich. Vergeblich. Es ist alles nur böser Schein, der gegen sie spricht. Mariane will Wilhelms Andeutungen einer Heirat nicht verstehen. Er sieht darin nur das schönste Zeichen bescheidener, uneigennütziger Liebe. Mariane nötigt Wilhelm, als dieser sich ihr am entscheidenden Abend liebe- und erwartungsvoll naht, sich zu entfernen, indem sie eine Unpäßlichkeit vorschützt. Er geht gehorsam und arglos von dannen. Sein Vertrauen bleibt ungebrochen.

Dieses Vertrauen, dieser Glaube sprießt aus dem Gefühl des völligen Verwachsenseins mit Mariane, aus dem Gefühl, daß die Liebe zu ihr sein Atem ist, daß in ihr das Glück seiner Gegenwart und Zukunft ruht. Diese Stärke und Höhe seiner Leidenschaft uns zu offenbaren, hatte schon der Brief dienen müssen, in dem Wilhelm am Tage der Katastrophe um ihre Hand anhält. „Nimm sie hin, diese Hand! feierlich noch dies überflüssige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem bestätigten Gedanken der Dauer. . . . O meine Geliebte! Ist wohl einem Menschen so gewährt, seine Wünsche zu verbinden wie mir? Kein Schlaf kömmt in meine Augen, und

wie eine ewige Morgenröte steigt Deine Liebe und Dein Glück vor mir auf und ab. . . . Wie ich an Deinem Herzen habe fühlen können, daß Du in Liebe bist, so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken, und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüter zu berühren, und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten. . . ."

Diese Beichten erscheinen dem Dichter aber für seinen Zweck noch nicht ausreichend. Es muß Wilhelms Liebesleidenschaft sich uns viel unmittelbarer mitteilen. Eine Liebesszene, die sich hätte einschalten lassen, verschmäht er; er wählt einen anderen Weg, einen Weg, wie ihn nur das Genie finden kann. Als Wilhelm am Abend, wo er Marianen seinen Brief überreichen will, von ihr entfernt wird, greift er noch rasch nach einem ihrer Halstücher, um wenigstens durch dieses sich das geliebte Mädchen nahe zu bringen. Dann geht er nach Hause. Es duldet ihn aber weder einsam auf seinem Zimmer noch in Gesellschaft. Er stürzt wieder hinaus und rennt die Straßen auf und nieder. Da fragt ihn ein Fremder nach einem Gasthof. Wilhelm führt ihn dahin und folgt seiner Einladung, noch ein Glas Punsch mit ihm zu trinken. Es entspinnt sich eine Unterhaltung, aus der Wilhelm erfährt, daß der Fremde derjenige gewesen, der einst den Verkauf der Kunstsammlungen des Großvaters vermittelt hatte. Wilhelm hat als zehnjähriger Knabe mit schwerem Herzen die schönen Sammlungen von Gemälden, Marmorn, Bronzen, Münzen und geschnittenen Steinen aus dem Hause fortgehen sehen. „Es waren die ersten traurigen Zeiten meines Lebens." Aber es war der Wille des Vaters, der das Geld in geschäftlichen Unternehmungen besser angelegt fand. Wilhelm erinnert sich noch mit besonderer Deutlichkeit eines Bildes vom kranken Königssohn, der in unglücklicher Liebe zur Braut seines Vaters dahinschwindet. „Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbteil, das uns die Natur gab, in sich verschließen, und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben sollte,

in seinem Busen verbergen muß, so daß sein Innerstes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird!"

Wie bedeutungsvoll klingt hier das eigene ihm drohende Schicksal vor! Aber um deswillen kann Goethe die Begegnung mit dem Fremden, die uns in dem kritischen Momente, dem wir die Situation zueilen sehen, ungeduldig und unlustig macht, nicht eingeschoben haben. Ebensowenig, um uns mit dem mangelnden Kunstsinn des Vaters und mit der frühen Hinneigung Wilhelms zur Kunst, an die nach dem späteren Plane wohl noch manches sich anknüpfen sollte, bekannt zu machen. Dazu wären noch viele andere Stellen geeignet gewesen. Ihn leiteten andere Motive. Im Gespräch läßt Wilhelm das Wort „Schicksal" fallen. Sein Partner greift es sofort auf und bemerkt: „Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt."

Wie nachdenklich müssen diese Worte Wilhelm stimmen! Hatte er doch in der Liebe zu Mariane einen „Wink des Schicksals" gesehen, sich aus „dem stockenden, schleppenden bürgerlichen Leben" herauszureißen. Und hatte er doch seine lebhafte Neigung zum Theater dem Willen einer höheren Macht zugeschrieben! — Wenn Wilhelm nach dieser abkühlenden, ernsten Unterredung sofort wieder in einen schwärmerischen Liebestaumel verfällt, so bekommen wir eine so starke Vorstellung von dieser ihn durchdringenden Leidenschaft, daß kein zweites Mittel dieselbe Wirkung erreicht hätte. Und das war — wie wir meinen — der eigentliche Grund, der Goethe bewog, diese Episode einzuschieben. Zudem aber gewährte sie den Vorteil, daß darüber Zeit verfloß, und die Nacht, die Wilhelm noch auf der Straße finden sollte, konnte hereingebrochen sein.

Also Wilhelm geht auch nach dem Abschied von dem Fremden nicht nach Hause, sondern bleibt auf der Straße. Er hört wandernde Musikanten. Er engagiert sie und führt sie vor das Haus Marianens. Welch ein Kontrast! Die Musik, die der edle hochgesinnte Liebhaber

der Geliebten zu Ehren erschallen läßt, bildet den Ohrenschmaus für den anderen Liebhaber, den gewöhnlichen Lebemann, der von den Armen Marianens umfangen wird. Und während dieser da oben mit rohem Sinne alle Gunst genießt, deren Wilhelm sich sonst erfreute, entlockt die Musik der Seele Wilhelms die zärtlichsten Liebestöne, die wie Weihrauch zu Ehren der Geliebten emporsteigen.... „Auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinste Stimmung der Liebe. Ach! zwei liebende Herzen, sie sind wie zwei Magnetuhren; was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen; denn es ist nur eins, was in beiden wirkt..." Sein Selbstgespräch verstummt. Er erhebt sich von der Bank, auf der er gelegen, umschlingt einen Baum, der den Platz vor ihrem Hause ziert und kühlt seine Wange an seiner Rinde. Dann küßt er die Schwelle, die Marianens Fuß betreten, den Ring an der Haustür, den ihre Hand berührt. Und wieder setzt er sich nieder. Seine Gedanken kommen nicht los von der Geliebten. Sie sind lieblich „wie die Geister der Dämmerung,.. die Liebe lief mit schaudernder Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele; es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen." Endlich entschließt er sich, nach Hause zu gehen. An der Ecke dreht er sich noch einmal um. Er muß zum wenigsten nach dem Dache, unter dem die Geliebte wohnt, noch einen Blick werfen. Da kommt es ihm vor, als wenn die Tür sich öffne und eine Männergestalt sich herausbewege, die bald wieder im Dunkel verschwunden ist. Er bleibt wie erstarrt stehen. Er weiß nicht, ob er recht gesehen oder sich getäuscht hat. Und erst, als es heller Tag wird — ein feiner Zug — weichen die Schreckgespenster aus seiner Seele. Dann wankt er langsam seiner Wohnung zu. Er hat sich schon fast ganz über die Nachterscheinung beruhigt und will den letzten Rest von quälendem Zweifel durch das Halstuch Marianens verscheuchen. Er führt es an seine Lippen. In diesem Augenblicke fällt ein Briefchen Norbergs heraus. Es enthüllt seinen Liebesverkehr mit Mariane und charakterisiert ihn als einen behaglichen

Genußmenschen gewöhnlichsten Schlages. Und diesem hatte er weichen müssen! — Goethe fügt kein Wort über die unmittelbare Wirkung des Briefes hinzu; aber wir sehen Wilhelm mit dem Papier in der Hand vernichtet zu Boden sinken.

Damit schließt das erste Buch, in dem der weiche Schmelz der Wertherzeit mit den festen Linien der nachitalienischen Charakterisierungskunst aufs schönste sich vermählt.

Wir können bei den folgenden Büchern, nachdem wir die kunstreiche Gliederung der Basis kennen gelernt haben, kürzer sein. Wilhelm ist zusammengebrochen. Er fühlt sich in seiner ganzen Existenz zerschmettert. Schwere Krankheit befällt ihn, und nachdem sie gehoben, verabschiedet er mit dem Liebeswahn auch seine Träume von zukünftigem Schauspieler- und Dichterglück. Er will an diese idealen Lebensbilder nicht einmal erinnert sein und überliefert deshalb mit den süßen Dokumenten der Liebe alle seine dichterischen Versuche dem Feuer. Seinem Freund Werner, der die Dichtungen vor dem frühen Flammentod retten will, bedeutet er, daß er ein Handwerk aufgeben wolle, zu dem er nicht geboren sei. Es sei auch ein Irrtum, wenn Werner meine, man könne in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden eine dichterische Schöpfung hervorbringen. „Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos; und wonach? nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammensein mit vielen, oft unvereinbaren Dingen.“ „Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über einen großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale

entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen."

In diesen Tönen phantasiert er noch lange dem Freunde vor. Wir hören mit Werner, wenn auch in anderem Sinne, verwundert zu. Denn wer so spricht, der fühlt sich nicht als Schauspieler, sondern vor allem als Dichter, dem ist der Dichterberuf etwas so Hohes, Großes, Heiliges, daß daneben jeder andere, auch der des Schauspielers, verschwindet. Und doch soll er diesem nachjagen, ihm wie unter einem Naturzwange sich hingeben. Wie hat doch die drängende Kraft, die in dem geheimen Untergrunde des Romans, die aus der Brust des Verfassers sich nährte, die übergezogene Decke an dieser Stelle durchrissen! — Indem aber der Verfasser den Helden von der Dichterbegeisterung zu Wehklagen über seine entschwundene Liebe übergleiten und erst in anderer, weit abliegender Verbindung seine Schauspielersehnsucht wieder aufleben läßt, merkt er selber kaum, wie weit er sich zeitweilig von den vorgezeichneten Linien seiner Komposition entfernt hatte.

Um die idealistischen Regungen seiner Seele recht gründlich abzutöten, spinnt sich Wilhelm mit einem gewissen Ingrimm, einer Art Verbissenheit in die Geschäftstätigkeit ein, und niemand ist eifriger auf dem Kontor und der Börse als er. Wie kommt dieser Wilhelm wieder auf die Bühne? Der Dichter ist genötigt, von vorne anzufangen. Aber bei der gänzlich veränderten Sachlage muß der Übergang sich jetzt still, langsam, absichtslos vollziehen. Doch grade an diesem absichtslosen Hineingeraten in die Theaterwelt kann sich Wilhelms Charakter aufs deutlichste und vielseitigste

entfalten und bilden, und auf einen Bildungsroman war ja der neue Plan angelegt.

Der Dichter läßt zunächst drei Jahre verfließen. In Wilhelms Brust müssen erst die alten schmerzlichen Eindrücke verblassen, ehe sie für neue empfänglich werden kann. Nach Ablauf dieser Zeit beschließt die Firma Werner & Meister zum zweiten Male, Wilhelm auf Reisen zu schicken. Er kommt auf seinem Wege in ein industrielles Dorf — Fabrikarbeiter führen ein Schauspiel auf; er kommt in eine kleine Stadt — er trifft dort Schauspieler; er macht einen Ausflug nach einer Mühle — herumziehende Bergleute stellen eine kleine Szene dar. Und ehe er sich's versieht, ist seine alte Lust zum Theater wieder erwacht. Man könnte sagen, der Dichter habe doch den Zufall zu sehr in Anspruch genommen, um Wilhelm wieder der Schauspielerei zuzuführen. Aber er hat nur aus der Tiefe des menschlichen Wesens geschöpft. „*Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων*“ ist ein Ausspruch Heraklits: „Der Charakter ist das Schicksal des Menschen.“ Wer eine bestimmte Leidenschaft, ein starkes, eigenartiges Interesse hat, der findet dafür überall Nahrung. Noch aber liegt Wilhelm jeder Gedanke fern, aus jenen Begegnungen irgend welche Folgerungen für sein Leben zu ziehen. Er hat keinen anderen, als seine Geschäftsreise zu beendigen und als pflichtgetreuer Sohn und Angestellter nach Hause zurückzukehren. Demnach müssen Klammern geschaffen werden, die ihn in der neuen Sphäre festhalten. Da es nicht genügt, daß er Schauspiele sieht und unter Schauspielern sich bewegt, so müssen ihn einige von den Schauspielern, wie die leichtsinnige, liebenswürdige, hübsche Philine, der frische, wackere Laertes, die anempfindende, kluge Frau Melina, auch rein menschlich anziehen, ja durch Liebkosung und Schmeichelei anlocken, in eine warme, wohlige Luft hüllen. Um ihn weiter zu binden, erhält er wiederum Gelegenheit, hilfreich in das Schicksal des Melinaschen Ehepaares einzugreifen. Melina kann einen von einer verschuldeten Directrice hinterlassenen Stock von Dekorationen und Kostümen billig erwerben und mit Hilfe dieses Apparates aus den unbeschäftigten Schauspielern, die sich zufällig zusammengefunden, eine Truppe bilden,

Aufführungen veranstalten, sich und den anderen eine Existenz verschaffen; es ist nur nötig, daß Wilhelm das erforderliche Geld vorschießt. Wilhelm, vor die Möglichkeit gestellt, der Wohltäter so vieler zu sein, nimmt von den einkassierten Geschäftsgeldern dreihundert Taler und leiht sie Melina. Jetzt ist er nicht bloß als Mensch, sondern auch als Geschäftsmann interessiert, die nächste Entwickelung abzuwarten, und die ersten Schritte der neuen Gesellschaft mit Rat und Tat zu begleiten. Er ist schon geheimer Theaterdirektor, Regisseur, Dramaturg, während er noch Geschäftsreisender der Firma Werner & Meister ist. Die theatralisch-dichterischen Reize, die finanzielle Beteiligung, die Zärtlichkeit der weiblichen Mitglieder, die Freundschaft der männlichen scheinen uns ein hinreichend starkes Netz zu bilden, um den schwankenden Wilhelm gefangen zu halten. Aber der Dichter hat jetzt noch stärkere Magnete in Bewegung gesetzt. Er bringt ihm zwei wunderbare Gestalten nahe, die auf ihn mit zauberischer Kraft wirken: ein junges, kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen — Mignon, und einen ehrwürdigen Greis — den Harfner. Mignon hat Wilhelm aus den Händen von Seiltänzern, deren Prinzipal sie grausam mißhandelte, befreit, und seitdem schmiegt sich das schwarzlockige, zart und edel gebaute, still glühende Italienerkind mit inniger Liebe an ihn. Und als Wilhelm, aus dem traumhaften Schlenderleben, in das er geraten war, erwachend, zu ihr von seinem Entschluß spricht, heimzukehren, da windet sie sich in krampfhaften Zuckungen vor ihm, und in ungeheuerm Schmerz vergießt sie Ströme von Tränen. Wilhelms weiches Herz schmilzt bei diesem Schmerzensausbruch, und er schwört ihr, sie nicht zu verlassen, sie solle sein Kind sein. „Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein Vater! du willst mich nicht verlassen! willst mein Vater sein! Ich bin dein Kind! Sanft fing vor der Türe die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten, unbeschreiblichsten Glückes genoß."

Diese Szene, die Goethe mit liebevoller Sorgfalt und erschütternder Kraft in allen Gradationen ausgemalt hat, war es wohl, von der er Frau von Stein bekannte, daß er, als er ihre Details entstehen ließ, bitterlich geweint habe. Es ist nicht seichte Willkür des Dichters, etwa um eine rührende Szene melodramatisch abzuschließen, daß er den Harfner mit lindernden Liedern an die Tür Wilhelms führt, sondern er hat von vornherein diesem Manne durch ein geheimnisvolles Ahnungsvermögen die Kraft verliehen, zur rechten Stunde Wilhelms Seele durch Wort und Ton zu bewegen und zu erleichtern. Schon nach dem ersten Liede, das er von ihm hört, kann sich Wilhelm kaum enthalten, ihm um den Hals zu fallen, nach dem zweiten ruft er ihn als einen hilfreichen Schutzgeist an, der mit einer segnenden und belebenden Stimme zu ihm gekommen sei. Dann schleicht er in einem verdrießlich unruhigen Momente an des Harfners Tür. Er hört das Lied: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" und fühlt alles, was in seinem Herzen stockte, losgelöst, er ermuntert ihn zu weiterem Gesange; an den Gesang schließt sich Unterhaltung. Und „auf alles was der Jüngling zu ihm sagte" — eröffnet uns der Dichter — „antwortete der Alte mit der reinsten Übereinstimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten". Er fühlt eine unbeschreibliche Begierde, den rätselhaften Alten zu entziffern, und es ist sein unausgesprochener Entschluß, den armen Harfner ebensowenig wie Mignon den Launen der harten Welt zu überlassen.

Mit Mignon und dem Harfner hat Goethe die geheimnisvollen, dem menschlichen Erkennen und Bestimmen entrückten Mächte, die in unser Schicksal bedeutungsvoll eingreifen, in die Dichtung gefügt. Die eine Macht steigt aus uns selber herauf, sie liegt in den unsichtbaren Tiefen unserer eigenen Seele — sie ist durch Mignon verkörpert; die andere liegt außerhalb, in der Einwirkung gottbegnadeter Geister, als deren echtester, höchster Repräsentant der Dichter: der Harfner erscheint. Denn der Harfner ist zugleich der Dichter seiner Lieder; er ist „Sänger" im uralten Sinne. Die

beiden Gestalten waren für die Dichtung ein unabweisliches Bedürfnis. Ein so reicher und feiner Geist wie der Wilhelms durfte, wenn seine Entwicklung wahrhaft sein sollte, nicht bloß der Einwirkung sicht- und greifbarer, deutlich zu fassender Elemente unterworfen sein.

Daß Wilhelm in dem kleinen Städtchen auf die Dauer bei den Schauspielern bleiben werde, war trotz allen Interesses, das er an der Sache und den Personen nahm, nicht wahrscheinlich. Das Unternehmen mußte dort auf einem tiefen Niveau bleiben. Der Dichter ergreift deshalb ein neues Mittel, Wilhelm im Theaterleben zu erhalten. Ein benachbarter Graf, der den demnächst ihn besuchenden Prinzen bestens zu unterhalten wünscht, engagiert die Melinasche Gesellschaft. Damit wird sie auf ein höheres Podium gestellt, auf dem Wilhelm selbst auftreten kann, und von dem aus sich ihm zugleich die Aussicht eröffnet, die vornehme Welt, die er schon lange außerordentlich bewundert, kennen zu lernen und sich an ihr zu bilden. Um aber die Reihe der ihn von Hause und dem alten Beruf abziehenden Kräfte voll zu machen, erscheint bei dem Engagement der Truppe neben dem Grafen seine schöne, anmutige Gemahlin, die für Wilhelm sofort einen unnennbaren Zauber hat. Ihre Erscheinung hilft alle noch übrigen Bedenken unterdrücken. Er zieht mit aufs Schloß, ohne noch irgendwie an einen Bruch mit seinem früheren Leben zu denken. Wir aber sind unsererseits bereits gewiß, daß nunmehr der Übergang in den Schauspielerberuf für ihn entschieden ist. Aus seinem Charakter ist sein Schicksal geflossen, ohne sein Zutun organisch herausgewachsen.

Auf dem Schlosse fühlt Wilhelm sich in seinem Element. Er kann spielen, dichten und mit hochgebildeten, weltkundigen Leuten wie dem Baron und dem Major Jarno, einem Günstling des Prinzen, über die ästhetischen Fragen, die ihn beschäftigen, eingehende Gespräche führen, mit zahlreichen in Staat und Heer hervorragenden Männern und in einem Zirkel vornehmster Lebensart sich bewegen. Er gehört kraft seines Geistes zur Aristokratie. Das wird auch von der Aristokratie stillschweigend anerkannt, in-

dem sie ihn allein, obwohl er für ein Mitglied der Truppe gilt, als Gleichberechtigten behandelt und in ihren Kreis hineinzieht. Die Damen haben, wie überall, so auch hier eine besondere Vorliebe für ihn. Wenn in Wilhelm die Mehrzahl der Frauen, denen er begegnet, Neigung erweckt, so erweckt er sie in allen. Was Goethe von sich an Frau von Stein 1781 schrieb: „Ich bin und bleibe einmal der Frauengünstling," das paßt genau auf Wilhelm. Während die Baronesse ihm mit begehrlicher Herzlichkeit entgegenkommt, entzündet er im Herzen der edlen, schönen, unglücklich verheirateten Gräfin die heißeste Liebe, die trotz aller Selbstbeherrschung und Resignation im Moment des Abschieds hervorbricht.

Wilhelm sind aber auf dem Schlosse noch andere Lehrmittel beschieden als die Schauspielkunst, die vornehme Welt und Frauenliebe. Er wird durch Jarno auf Shakespeare hingewiesen, der ihm nicht bloß die vornehme Welt, sondern die ganze Welt in ihrer gewaltigen Bewegung und in ihrem geheimsten Getriebe bloßzulegen scheint. Und wenn schon der Verkehr mit den vielen in bedeutenden Stellungen wirkenden Menschen, wie er sie auf dem Schlosse trifft, sein eigenes bisheriges Leben ihm eng, dürftig, schläfrig erscheinen läßt, so geschieht dies noch mehr durch den Blick in die Welt Shakespeares. Er wird gereizt, sich in die Flut der Schicksale zu stürzen, um schneller die Welt zu erfahren und in ihr und auf sie wirken zu können. Es wird sichtbar, daß ihn neben dem Schauspielerberuf weit höhere Ziele bewegen. Die Kenntnis Shakespeares läßt ihm aber auch ein neues Schauspielerideal aufgehen: die Aufführung jener gewaltigen Dramen. Wir spüren voraus, daß er nicht eher ruhen wird, als bis er dieses Ziel erreicht hat.

So hat das Leben Wilhelms einen neuen Gehalt bekommen. Der gedrückte, melancholische Kontorist der Firma ist ein freier, lebensfreudiger, von schönen Idealen erfüllter oder besser wieder erfüllter Mensch geworden. Bedenklich bleibt es nur, daß er die neue Phase mit zu vieler Phantasie erfaßt. Dieser neue Wilhelm stellt deshalb auch keinerlei Erwägungen mehr an, ob er den Schauspielern weiter folgen solle, sondern es ist ihm selbstverständlich,

daß er ihnen weiter zu folgen habe, obschon er fortgesetzt in sich die Illusion aufrecht erhält, daß er noch zurückkehren könne und werde. Freilich bleibt er auch in Illusion über die nächste Zukunft. Mit anmutig tiefsinnigem Scherz markiert der Dichter den neuen Menschen, indem er ihn plötzlich über seinen Anzug nachdenken und zu dem Beschlusse kommen läßt, eine neue, selbstgewählte phantastisch-romantische Tracht anzulegen. Der bürgerlich-normale Rechenmensch wird von ihm ausgezogen. Und so lange der Reiz der augenblicklichen Situation anhält, in der er sich wie der Anführer einer durch schöne Landschaften in schöner Jahreszeit wandernden Kolonie dünkt, folgt er der Truppe mit den angenehmsten Gefühlen; aber wie wird es werden, wenn die Gesellschaft wieder ihre Bretter aufschlägt und in unbedeutenden Orten vor schlechtem Publikum inhaltlich und schauspielerisch Unbedeutendes zum besten gibt und geben muß? War dann nicht sein ganzes Mitziehen ein lächerlicher und törichter Streich gewesen? Bei der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen müßte aber diese Erkenntnis ihn mit Wucht in seine kaufmännische Laufbahn zurücktreiben.

Um es nicht erst bis zu diesem Moment kommen zu lassen und die weitere Entwickelung zu sehr zu erschweren, trennt der Dichter ihn schon vorher von der Truppe durch einen — beinahe wörtlich zu nehmenden — Saltomortale. Die Gesellschaft wird von Räubern überfallen und ihrer gesamten Habe beraubt. Wilhelm, der neben Laertes der einzige ist, der sich tapfer wehrt, wird schwer verwundet. Als er hilflos auf dem Felde liegt, naht sich eine vornehme Gesellschaft zu Wagen und zu Pferde. Eine schöne Dame mit sanften, hohen, stillen, teilnehmenden Gesichtszügen reitet an ihn heran — Wilhelm glaubt nie etwas Edleres, Liebenswürdigeres gesehen zu haben —, erkundigt sich nach seinem Wohle, ruft ihren Arzt herbei, der ihn verbindet, und bedeckt ihn zum Abschiede mit einem warmen Überrock. „In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes stammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als sei ihr

Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht . . . Die Heilige verschwand vor den Augen des Hinsinkenden; er verlor alles Bewußtsein." Wilhelm wird darauf ins Dorf zum Geistlichen gebracht und ist nach einigen Wochen genesen. Sein erster Gedanke ist nicht, nachdem so viel Zeit verloren, sich einer ernsten Tätigkeit, sei es der schauspielerischen oder geschäftlichen, zuzuwenden, sondern die schöne, hilfreiche Amazone aufzusuchen. Der idealistisch-schwärmerische Zug seines Wesens wird wieder ganz Herr über ihn, und alle ernsten, durch den Aufenthalt auf dem Schlosse und durch Shakespeare angeregten Entschlüsse beginnen sich zu verflüchtigen. Erst nachdem alle Bemühungen, auch ein besonderer Kundschaftszug des Harfners, sich als vergeblich erwiesen haben, Name und Heimat der vornehmen Familie ausfindig zu machen, wendet sich Wilhelm einem ernsten Zwecke zu.

Er hat anscheinend die Theaterlaufbahn aufgegeben. Er will allerdings mit Mignon und dem Harfner, die bei ihm geblieben sind, zu dem ihm befreundeten Theaterdirektor Serlo, der eine stehende Bühne in einer großen Stadt leitet, aber nur um durch seine persönliche Fürsprache die Mitglieder der verunglückten Gesellschaft unterzubringen und im übrigen seine Handelsgeschäfte dort zu betreiben. Er ist kaum an Ort und Stelle, als er Serlo von Shakespeareaufführungen vorschwärmt, die in Deutschland Epoche machen müßten. Die Theaterleidenschaft bricht in alter Stärke hervor, und die Nähe einer der ersten deutschen Bühnen muß es zur Entscheidung bringen, ob Wilhelm endgültig zum Schauspielerberufe übergehe oder nicht. Wäre es allein auf ihn angekommen, so hätte diese Entscheidung noch lange auf sich warten lassen. Denn es entspricht seiner gelassenen, beschaulichen Natur und der Dunkelheit seines Strebens, wenn nicht außerordentliche Umstände eintreten, sich von außen her zu einem Entschlusse treiben zu lassen. Da drängt Serlo zur Entscheidung. Serlo hat schon frühzeitig seine schauspielerischen Talente schätzen gelernt, jetzt erkennt er auch seine Befähigung zum Dramaturgen und Regisseur,

und er macht ihm den Antrag, in seine Gesellschaft als Darsteller und Regisseur einzutreten. Noch zaudert Wilhelm, obwohl der Traum seiner Jugend damit der Erfüllung nahe gerückt und seinem stärksten Interesse die schönste Befriedigung versprochen wird. In dem Augenblicke, wo er Handelsstand, Familie, Heimat aufgeben soll, erscheinen sie ihm in einem ungeahnt reizenden Lichte. Nichtsdestoweniger ist seine schließliche Entscheidung unzweifelhaft, aber der Dichter sucht nach einer erneuten Beschleunigung und schafft sie durch den Tod von Wilhelms Vater, durch die Verheiratung seiner Schwester mit Werner, durch die Absicht Werners, das Haus des Schwiegervaters zu verkaufen, und durch seinen Vorschlag, Wilhelm möge das daraus gelöste Geld zu Güterspekulationen verwenden, und sich gleich ihm selbst eine auf gefülltem Geldsack ruhende Philisterbehaglichkeit, die er ihm in den schönsten Farben ausmalt, erwerben. Es ist eine köstliche psychologische Feinheit, daß weit mehr als die Verödung der Heimat, die Befreiung von der väterlichen Gewalt, der Besitz eigenen Vermögens auf Wilhelms Entschließung das von Werner entworfene Idealbild kaufmännisch bürgerlicher Glückseligkeit Einfluß hat. Dieses Zukunftsbild vernichtet sofort die schwache Glorie, mit der er eben drauf und dran war das Geschäftsleben zu umkleiden, und treibt ihn, wie in der Angst vor einem Gespenst, sich schleunigst an das Theater zu binden. Er stellt nur zwei für ihn sehr charakteristische Bedingungen: einmal, daß sämtliche Mitglieder der Melinaschen Gesellschaft ebenfalls angestellt werden, und zum anderen, daß der Hamlet nach seinen Intentionen aufgeführt werde. Die erste Bedingung war von Serlo schon vorher zugestanden worden, die zweite wird es jetzt. Die Aufführung des Hamlet geht von statten, sie glückt vollkommen; Wilhelm hat selber den ihm so ähnlichen dänischen Prinzen, dem es so schwer wird, einen Entschluß zu fassen, mit größtem Erfolge gespielt.

Mit diesem Erfolge sollte wohl nach dem ursprünglichen Plan der Dichtung Wilhelm dauernd fürs Theater gewonnen und der Abschluß eingeleitet sein. Er mochte noch vom Regisseur zum

Direktor aufsteigen und durch seine Leistungen die Perspektive eröffnen, daß er wirklich eine neue Epoche für das deutsche Theater heraufführe. Er hatte seine theatralische Sendung erfüllt.

Nach dem Plan der neuen Dichtung mußte aber eine Abkehr vom Theater stattfinden. Diese Abkehr herbeizuführen war nicht schwer. So schön gedeihlich, einträchtig auch anfangs in der allgemeinen Begeisterung über den Erfolg und bei den ehemaligen Mitgliedern der Melinaschen Gesellschaft auch in der Freude über die neue gesicherte Existenz und in der Dankbarkeit gegen Wilhelm das Zusammenwirken des Regisseurs mit dem Direktor und den Kollegen war, allmählich traten der Widerspruch, die Lässigkeit, der Neid hervor und lähmten die Tätigkeit und Freudigkeit Wilhelms. Außerdem wurde ihm das Mechanische, das mit jeder Kunst verknüpft ist, immer fühlbarer, und es schien ihm ziemlich bald die Schauspielkunst nur ein Handwerk zu sein, das weniger als irgend ein anderes den Aufwand von Zeit und Kräften lohne. Er war damit auf dem Standpunkt angelangt, auf dem einst Melina gestanden und über den er sich so sehr entrüstet hatte. Das Ziel seines Lebens, das ihm wie ein glänzender Stern vorgeschwebt, hatte sich als ein häßliches Trugbild entpuppt. Was weiter? Noch bricht Wilhelm freilich nicht mit dem Theater. Aber er ist innerlich bereits losgelöst, und wir erwarten, daß jetzt, wo das Theater ihm verleidet ist, in seinem Innern die Sehnsucht nach der so geliebten Dichtkunst aufflackern wird. Waren doch die — von vornherein nicht sehr ernst gemeinten — Zweifel an seiner dichterischen Befähigung längst aus seiner Brust verschwunden, nachdem auf dem Schlosse Altes und Neues aus seiner dichterischen Werkstatt den Beifall eines geschmackvollen Kreises gefunden hatte. Aber zu unserer Verwunderung bleibt der Übergang zur dichterischen Tätigkeit ganz außer Betracht. Wilhelm zeigt aber auch keine Neigung zu irgend einer anderen bestimmten Betätigung, sei sie wissenschaftlich, künstlerisch, praktisch. Er hat nur noch ein unbestimmtes Streben nach einer allgemeinen harmonischen Ausbildung seiner Person, ohne sich im geringsten über die Mittel dazu im

klaren zu sein. Er steht auf dem Punkte, in eine müßige schöngeistige, schönsittliche, zugleich aber auch pessimistische, weltfeindliche Beschaulichkeit zu verfallen. Die Gefahr liegt um so näher, als er nicht mehr um Brot zu arbeiten hat. Soll das reiche Bildungskapital, das in diesem Manne sich angesammelt hat, nutzbar gemacht werden, so muß er zu fester, zielbewußter, konsequenter und am besten praktischer Tätigkeit erzogen werden, so muß seine Lebensführung eine entschiedene Wendung bekommen. Zu diesem Zweck wird Wilhelm auf einige Wochen von der Stadt und dem leidigen Theater entfernt. Das Mittel bietet die Erfüllung einer Freundespflicht, die er übernommen hatte. Serlos Schwester Aurelie hatte vor einigen Jahren einem Edelmann nahe gestanden. Dieser hatte sie verlassen, und seitdem hatte der Gram an ihrem Herzen genagt. Auf dem Totenbette bittet sie Wilhelm, der ihr Freund und Vertrauter geworden war, dem Ungetreuen einen Brief zu überbringen. Wilhelm übernimmt den Auftrag und reitet von dannen.

Unmittelbar vor dem Tode Aureliens und vor seiner Abreise hat Wilhelm eine Handschrift gelesen, die die Bekenntnisse einer schönen Seele enthält. Schon einmal hat eine Lektüre eine Rolle gespielt, die Shakespeares. Sie sollte Wilhelm ein schauspielerisches Ideal, die Aufführung Shakespeares, und ein Lebensideal, kraftvolles Handeln, vor Augen stellen. Das schauspielerische Ideal war verwirklicht worden, ohne die großen Nachwirkungen zu haben, die Wilhelm sich versprochen hatte. Das Lebensideal war ihm unter dem Zusammenwirken von Naturanlage und Erlebnissen verloren gegangen. Welche Bedeutung ist der Lektüre der Bekenntnisse beschieden? Sie kann nach den Absichten des Dichters nicht gering sein, da er sie in ihrem vollen Wortlaut einrückt. Was erzählen sie uns?

Die „schöne Seele“ ist die Tochter eines hochgebildeten Vaters aus adligem Geschlechte. Ein Blutsturz, der sie mit acht Jahren befällt und neun Monate ans Krankenlager fesselt, entwickelt ihr Gemüts- und Phantasieleben zu ungewöhnlicher Stärke. Sie

wendet ihre Augen zu Gott und beginnt sich einen vertraulichen Verkehr mit ihrem „unsichtbaren Freund“ auszugestalten. Mit zwölf Jahren verliebt sie sich in den Sohn des Hofmarschalls. Diese Liebe lenkt sie wie vorher die Krankheit auf sich selbst zurück und führt sie Gott noch um ein Stück näher. Sie wird im beglückenden Gefühl ihrer Liebe und ihres engen Zusammenhanges mit dem höchsten Wesen still und meidet jede schwärmende Freude. Der geliebte Knabe erkrankt und stirbt trotz der Gebete, die Phyllis — so nennt sie sich — zu Gott emporgesandt hat. Phyllis wächst heran, wird gesund, und durch die Einwirkung der Natur und die Forderungen der Gesellschaft dem Leben zugewandt. Die Vermählung des Erbprinzen, sein Regierungsantritt veranlassen viele Festlichkeiten und reißen Phyllis in einen Strudel von Zerstreuungen, in denen ihre Empfindungen für den unsichtbaren Freund fast erlöschen. Sie lernt einen jungen vortrefflichen Mann — Narciß — kennen. Beide finden aneinander Gefallen; und das, was sie still fühlen, kommt bei einem blutigen Rencontre, das Narciß mit einem Hauptmann hat, zum offenen Ausdruck. Als Narciß wieder hergestellt ist, hält er um die Hand von Phyllis an und empfängt ihr Jawort. Liebe und Brautstand, ernste Zwischenfälle, wie die Verwundung und eine Zurücksetzung des Bräutigams, haben in Phyllis wieder Gott lebendig gemacht. Er wird von neuem der Vertraute ihrer Hoffnungen und Befürchtungen, ihrer Leiden und Freuden, und es gelingt ihr dadurch, eine immer größere Heiterkeit und Ruhe des Gemüts zu erlangen. Aber es kommen doch auch Momente, wo sie keinen Trost bei Gott findet, und als sie der Ursache nachspürt, entdeckt sie, daß es in solchen Fällen geschieht, wo ihre Seele nicht in geradester Richtung zu Gott gekehrt ist. Da die Ablenkung ersichtlich durch törichte Zerstreuung und unwürdige Beschäftigung herbeigeführt wurde, so beschließt sie, alle Störungen wie Tanz, Spiel und Ähnliches zu fliehen. Vergeblich versucht ihr Bräutigam, ihre Familie, sie anderen Sinnes zu machen. Sie bleibt bei ihrem Vorsatze und gibt lieber den Bräutigam als ihren Seelenfrieden auf. In diesem glücklichen Zustande lebt sie an zehn Jahre,

und weder ein erneuter gefahrvoller Blutsturz noch die zurückbleibende körperliche Schwäche noch die schweren Leiden ihrer Eltern, denen die Mutter nach langem Kampfe erliegt, vermögen die Heiterkeit ihres gotterfüllten Gemütes zu trüben. Aber ihre frommen Freunde, die dem strengen hallischen Pietismus angehören, wollen ihr Seelenheil nicht als hinlänglich gesichert gelten lassen. Denn dieses müsse vorbereitet werden durch einen tiefen Schrecken über die Sünde, worauf man in der Zerknirschung die Hölle vorfühlen und dann allmählich durch den Glauben zur Gnade sich emporarbeiten müsse. Nun vermag aber Phyllis trotz aller ängstlichen Untersuchungen ihres Herzens die Sünde bei sich nicht zu entdecken, und daher stellt sich auch der Schrecken, die Vorbedingung zur Reinigung des Herzens, nicht ein. Da lernt sie Philo, einen hochgestellten, charaktervollen, religiösen Mann von vielen Kenntnissen und Talenten kennen, der ihr Einblicke in das Getriebe der Welt und in sein eigenes Innere gewährt. Hierbei entdeckt sie zu ihrer unbeschreiblichen Wehmut, daß dieser ausgezeichnete, fromme Mann von sündhaftem Tun und Denken sich nicht immer frei gehalten habe. War sie besser als er? fragt sie sich erschrocken. Hatte sie vielleicht nur der Zufall, eine gütige Hand vor der Sünde bewahrt, während die Anlage zu jeder Sünde, jedem Verbrechen in ihr steckte? Sie muß sich dies leider bejahen. Auf den Schrecken folgt Zerknirschung, und sie sucht ängstlich nach dem Glauben an die Erlösung durch Christus. Während sie in tränenvollem Gebete um Glauben fleht, verspürt sie ein unmittelbares Nahen zu dem Mensch Gewordenen und am Kreuze Gestorbenen, dem ein ungekanntes Aufschwingen ihrer Seele folgt. Und in diesem Augenblick ist die alte Heiterkeit nicht bloß zurückgewonnen, sondern eine höhere und gesichertere erobert. Da sie ihre Gefühle am meisten bei den Herrenhutern befriedigt findet, so schließt sie sich diesen an, nimmt an ihren Erbauungen teil und stärkt sich an ihren Verschen, Litaneien und Bilderchen, die sie durch eigene Kunst vermehrt.

Wir wollen an diesem Punkte Halt machen, und können es um so eher, als das, was in den Bekenntnissen noch folgt, ein

Aufenthalt auf dem Schlosse ihres Oheims, nur eine für ihr Dasein ganz unerhebliche Weiterentwicklung darstellt. Sie behält ihren Frieden, und wir sehen voraus, daß sie in diesem Frieden selig sterben wird.

Was bis zu dem Besuche auf dem Schlosse erzählt wird, ist der Lebenslauf der verstorbenen Freundin Goethes, Susanna von Klettenberg. Narciß ist der spätere Freiherr von Olenschlager, mehrmals Bürgermeister von Frankfurt, Philo der spätere hessendarmstädtische Minister Karl Friedrich von Moser, der von 1751 bis 1766 in Frankfurt als Gesandter geweilt hat. Goethe hat die Bekenntnisse, wie wir von ihm selbst wissen, auf Grund von Briefen, frühzeitig aufgezeichneten Unterhaltungen und Beobachtungen entworfen und damit ein stilistisches und psychologisches Wunderwerk geschaffen. Er hat den Eindruck wiedergezaubert, den die Klettenberg in ihren einzelnen Lebensstadien auf die Mitlebenden gemacht haben muß. Was jenseits des Anschlusses der schönen Seele an die Herrenhuter liegt, ist bis auf wenige Zeilen selbständige Erfindung des Dichters.

Da diese freie Zugabe für die Darstellung der seelischen Entwicklung der schönen Seele entbehrlich war, so muß sie ihre Existenz der Funktion verdanken, die ihr im Organismus des Romans zukommt. Sollte aber das Biographische, das so viele Seiten der Bekenntnisse füllt, ohne Bezug auf den Gang der Dichtung sein? Sollte es bloß ein Pfosten sein, an den der Dichter jene Zugabe bequem anlehnen konnte und den er der Klettenberg zuliebe und zu Ehren in eine monumentale Säule umwandelte? Für die „Wanderjahre“ wäre so etwas denkbar; bei den Lehrjahren aber fühlte sich Goethe doch noch zu sehr als Künstler, um mit einem so umfangreichen Fremdkörper das ebenmäßige Gefüge der Dichtung zu sprengen.

Wilhelm hatte die von einem Arzt geliehene Handschrift der Bekenntnisse benutzt, um in Aureliens Brust ein harmonisches Gleichgewicht, einen besänftigenden Frieden herzustellen. Aber er selbst bedurfte einer solchen Hilfe. Er starrte in eine schmerzliche, ent-

täuschungsreiche, ergebnislose Vergangenheit. Er war Kaufmann gewesen und war in diesem Beruf ohne Freude geblieben, er war Schauspieler geworden, weil ihm von dieser Tätigkeit die schönste Lebensbefriedigung winkte, und er hatte bald bitteren Wermut anstatt süßen Weines aus diesem Kelch zu kosten bekommen; seine erste heiße Liebe hatte in gräßlicher Verzerrung geendet; seine Umarmung der Gräfin, zu der ihn ihre wie seine Neigung unwillkürlich hingezogen, hatte die edle Frau, wie er jetzt erst erfuhr, durch Schuldbewußtsein und wunderliche Einbildungen in Schwermut versenkt; von Melina, dem er zu seiner Frau und zweimal zu einer Existenz verholfen, hatte er den schwersten Undank erfahren; der Harfner, sein verehrter Seelenbeweger und -erleichterer, war wahnsinnig geworden. Sein Freund Serlo hatte aus kleinlichen, egoistischen Motiven sich von ihm abzuwenden begonnen; seine Freundin Aurelie war von ihrem Bruder hart behandelt und von einem Liebhaber verraten worden; ihr Tod, der sie von einer drückenden Erdenlast befreite, raubte ihm eine Freundin und belud ihn mit einem traurigen Auftrag. Und über diesen Auftrag hinaus sah er keinen bestimmten Weg und noch viel unbestimmtere Ziele vor sich. Er hatte für Aureliens Sohn Felix und für Mignon zu sorgen und wußte selber nicht, was aus ihm werden solle. Hinter ihm und vor ihm schien nur ein „unendliches Leere" zu liegen.

In dieser niederschmetternden Lage konnte ein Gemüt wie das seine nichts besser aufrichten als die Religion. Ohnehin war er auf seinem Lebensgange dieser wichtigen Bildungspotenz bisher fern geblieben. Der Dichter konnte nicht daran denken, sie gänzlich von seinem Entwicklungsgange auszuschließen. Da aber das Religiöse am mächtigsten wirkt, wenn es uns nicht als Lehre, sondern als Beispiel entgegentritt, so ließ er Wilhelm auf dem Wege der Lektüre den Durchgang durch ein edles, frommes Dasein nehmen, und zwar sollte Wilhelm dieselbe Himmelsluft fühlen, die den Dichter selbst einst in bedrängten Tagen und Jahren so wohltätig umweht und so viel Geduld, Frieden, Hoffnung, Vertrauen in sein Herz gegossen hatte. Wilhelms wundes Gemüt mußte erst geheilt werden, ehe er

zu neuer und, wie der Dichter will, erhöhter Tätigkeit übergehen konnte. Aber je sicherer durch die Lektüre der Bekenntnisse das eine erreicht wurde, um so mehr war zu befürchten, daß das andere sich ausschloß. Denn gerade indem Wilhelm den wohligen Balsam des Lebens in Gott oder sagen wir im reinen Ideal verspürte, entstand für ihn die große Versuchung, sich derselben idealistischen, aber beschaulich-untätigen Selbstbildung, Selbstläuterung hinzugeben wie die schöne Seele. Neigte doch an sich sein Naturell zu einem bloßen Versenken in sich selbst, und waren doch alle begleitenden Umstände einem solchen Rückzug auf das eigene Innere jetzt, wo er vermögend und dem Theater gram geworden war, in hohem Maße günstig. Um dieser Gefahr vorzubeugen, um den förderlichen Einfluß der Bekenntnisse nicht mit einem lähmenden zu bezahlen, mußte ihnen ein kritischer Anhang beigegeben werden. Goethe hat ihn scheinbar absichtslos und mit so leichter Hand angefügt, daß die wenigsten seiner Bedeutung inne werden.

Der würdige, reiche, kunstsinnige Oheim der schönen Seele richtet die Hochzeit ihrer Schwester aus, Phyllis kommt dabei zum ersten Male auf sein Schloß, und zum ersten Male empfindet sie den Wert der Kunst. Sie hört gute Musik künstlerisch vorgetragen, und sie fühlt, wie diese Musik zum tiefsten, besten Sinne des Menschen spricht. Sie betrachtet eine historisch geordnete Gemäldegalerie und sieht darin die moralische Bildung wie im Gleichnisse. Sie verbirgt ihre Freude über die Eindrücke dem Oheim nicht, und dieser benutzt die Gelegenheit, um ihr darzulegen, daß man nicht wohltue, der sittlichen Bildung einsam, in sich selbst verschlossen, nachzuhängen; man werde vielmehr finden, daß derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Kultur strebe, alle Ursache habe, seine feinere Sinnlichkeit zugleich mitauszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herabzugleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie hingebe und seine edlere Natur durch geschmacklose Tändeleien, wenn nicht Schlimmeres, herabwürdige.

Er setzt ihr weiter auseinander, daß, wenn der Mensch so Schönes, Erhebendes schaffe, er nicht so sündhaft, so verderbt sein

könne, wie fromme Seelen meinen. Ja gerade wenn man glaube, daß Gott einmal Menschengestalt angenommen, müsse man daraus den Schluß ziehen, daß im Menschen kein Widerspruch mit dem Göttlichen liegen könne. Wie hätte sonst der Schöpfer sich so innig mit ihm vereinigen können! Und wenn wir auch oft eine Unähnlichkeit mit der Gottheit empfinden, so sei es doch ratsamer, die Zeichen unserer Gottähnlichkeit aufzusuchen, als beständig nach den Blößen und Schwächen unserer Natur zu spähen.

Das ist alles wie unmittelbare Kritik der schönen Seele gesprochen, und sie empfindet es auch so. Wilhelm konnte diese Betrachtungen an sich vorüberziehen lassen wie ein Leser, den sie nichts angehen. Aber der Oheim stellt doch auch andere Betrachtungen an, und diese mochten Wilhelm näher berühren. Heben wir aus ihnen einige Kernsätze hervor: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. . . . Ich verehre den Menschen, der deutlich weiß, was er will, unablässig vorschreitet, die Mittel zu seinem Zwecke kennt und sie zu ergreifen und zu brauchen weiß. . . . Der größte Teil des Unheils und dessen, was man bös nennt, entsteht bloß, weil die Menschen zu nachlässig sind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn sie solche kennen, ernsthaft darauf los zu arbeiten. . . . Entschiedenheit und Folge sind nach meiner Meinung das Verehrungswürdigste am Menschen. . . . Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich: womit beschäftigt er sich? und wie? und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm entschieden."

Mit welchen Gefühlen mußte Wilhelm diese Sätze lesen? — Ihre tiefe Berechtigung konnte er nicht leugnen. Und wie stand er dann da! Er hatte sich immer von den Umständen bestimmen lassen. Ihm waren selten seine Zwecke und die Mittel zu ihnen deutlich gewesen. Und wenn sie ihm deutlich waren, so hatte er das, was er ergriffen hatte, ohne Entschiedenheit und Folge betrieben. Er hatte sich wie einen Federball hin- und herwerfen und

sich mit schwächlicher Nachgiebigkeit bald von einem schmeichelnden Gaukelbild, bald von einem widrigen Umstande aus seiner Bahn drängen lassen. Und wenn er auf die letzte Frage des Oheims hätte antworten sollen, so hätte er beschämt die Augen niederschlagen müssen. Selbst wenn er sich mit der schwachen, kranken Frau, zu der der Oheim sprach, verglich, mußte der Vergleich sehr zu seinen Ungunsten ausfallen. Sie hatte doch immer gewußt, was sie wollte, und ihre Absichten mit zäher Beharrlichkeit, ja mit Aufopferung verfolgt. Und trotzdem mußte er sich auf der anderen Seite sagen, so bewundernswert ihr Verhalten, so beneidenswert das Seelenglück, das sie errungen — sie hatte nichts geschaffen, was sie überdauerte. Sie hatte viel für sich, nichts für andere zu erreichen vermocht. Sobald sie starb, löschte ihr Dasein wie eine ausgebrannte Kerze aus. Es war ihr Tun und Lassen nicht mehr als der edelste und feinste Egoismus gewesen. Und warum das? Weil sie keine Wirksamkeit entfaltete, nichts Objektives schuf, sondern nur auf ihre Selbstbildung bedacht war, weil sie kein tätiges, sondern nur ein beschauliches Leben geführt. Bei ihr war aber dieses auf sich selbst gerichtete Leben entschuldbar. Sie war eine Frau, sie war krank und schwach. Aber er war ein Mann und stark und gesund. Und löschte dieses Mannes Dasein nicht ganz ebenso spurlos aus wie das der schönen Seele, wenn er sein bisheriges Leben fortsetzte? Es war gewiß ein schönes Ziel, zur allseitigen körperlichen und geistigen Ausbildung und in erster Linie zur höchsten sittlichen Kultur zu gelangen, und er hatte gewiß recht, wenn er an Werner, der ihn zu praktischer Tätigkeit antrieb, schrieb: „Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabrizieren, wenn mein eigenes Innere voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selbst uneins bin?" Aber was hilft, konnte man gegenfragen, das gewonnene Gold, wenn es nicht ausgenutzt wurde? Und ließ sich nicht das eine mit dem anderen verbinden? Ja war nicht durch die Verbindung sicherer das Ziel zu erreichen als durch die zeitliche Trennung, bei der das Spätere vielleicht nie an die Reihe kommt? Und war nicht auch die innere Uneinigkeit durch die Verbindung

schneller zu heilen? War nicht dieser Meinung auch der Schöpfer Wilhelms? „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist.“ Und ferner. Führte nicht der Weg der ewigen Selbstbetrachtung zu Abgründen? Gelangt man da nicht zu den bedenklichsten Selbsttäuschungen und zu einem Ätherisieren seiner Existenz, bei dem man sich nur noch als körperloser, mit der Welt nicht mehr zusammenhängender Geist erscheint? Hatte deshalb nicht der Arzt, der kluge Freund des Oheims, recht, wenn er die schöne Seele davor warnte, weil man so den Grund des Daseins untergrabe, und wenn er nachdrücklich hinzufügte: „Tätig zu sein ist des Menschen erste Bestimmung!“ Wer konnte es auch dem Oheim und dem Abbé verdenken, daß sie die ihnen zur Erziehung gegebenen Neffen und Nichten der schönen Seele bei aller Bewunderung, die sie der Tante zollten, doch vom Verkehr mit ihr zurückhielten? Ja, mußte sich nicht auch Wilhelm sagen, daß, wenn er Kinder hätte, man sie ebenso von ihm entfernen müßte! Was sollten sie von ihm, dem Träumer, dem ziellos Umherschlendernden, dem Hin- und Herschwankenden, so übermäßig mit seinem Selbst Beschäftigten lernen? War es nicht vielleicht auch Zeit, daß er Mignon von sich entfernte? Hatte er nicht ihre Bildung, wie er selbst eingesteht, aufs grausamste vernachlässigt? —

So sind die Bekenntnisse von allen Seiten darauf angelegt, auf Wilhelm einzuwirken. Sie sollen ihm erst Ruhe und Hoffnung einflößen, um ihn dann zur Orientierung über sich und die Welt, zur Selbstbeschränkung, Energie und Tat aufzurufen. Sie geben die Motive für das Finale des Romans an, und so konnte Goethe mit gutem Recht von ihnen sagen: „Das Buch der Bekenntnisse weist vor- und rückwärts, und indem es begrenzt, leitet und führt es zugleich.“

In schöner Symbolik hat Goethe den Eindruck auf Wilhelm dargestellt. Der Frühling ist in voller Pracht hereingebrochen; ein

stürmisches Gewitter ist im Abzuge, und ein herrlicher Regenbogen glänzt über der Landschaft. Die Bekenntnisse haben auf Wilhelm gewirkt wie Iphigeniens Nähe auf Orest. Dort treffen wir auch die Bilder vom Gewitter und Regenbogen wieder. „Die Erde dampft erquickenden Geruch und ladet mich auf ihren Flächen ein, nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen." Bei Wilhelm klingt es sanfter und unbestimmter: „Uns rührt die Erzählung jeder guten Tat, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimat näher zu sein, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt." Es ist die Heimat der idealgesinnten tätigen Menschen. Ihnen nähert er sich. Durch sie werden die Bekenntnisse, die wir bisher nur als Lehrbild und als Magnetnadel für die weitere Richtung des Romans kennen gelernt, auch in ihren Figuren mit der Dichtung verknüpft. Mit der schönen Seele war dies nicht mehr möglich; denn sie war inzwischen verstorben; aber mit den vier Kindern einer verstorbenen Schwester der schönen Seele: zwei Söhnen, Lothario und Friedrich, und zwei Töchtern: Natalie und einer jüngeren, nicht mit Namen genannten. Friedrich und die namenlose Nichte kennen wir bereits. Friedrich, ein wilder, feuriger, aber gutherziger Bursch, war in die Welt gelaufen und eine Zeitlang mit der Melinaschen Gesellschaft herumgezogen, die namenlose Schwester war die Gattin des Grafen geworden, dessen Schloß eine Zeitlang die Schauspieler beherbergt hatte. Mit Lothario und Natalie sollen wir erst bekannt werden, jedoch haben auch sie schon hie und da in die Handlung hineingeragt. Dem Arzt sind wir bei Aurelie und dem Geistlichen begegnet, der den Harfner in Pflege hatte, der Abbé ist der Fremde, mit dem Wilhelm im ersten Buche die Unterredung im Gasthofe hatte und der später noch einigemale seinen Lebensweg kreuzte. In dieser Weise konnte Goethe auch äußerlich von den Bekenntnissen sagen, daß sie vor- und rückwärts weisen.

Wilhelm ahnt nicht bei der Lektüre, wie nahe er der Familie der schönen Seele schon gestanden habe und um wie viel näher er

ihr treten solle. Eine so edle und tiefe Natur wie die Wilhelms — das ist der geheime Sinn dieser Verknüpfung — kann den feinsten, entscheidendsten Einfluß und das höchste Glück nur in einem Kreise von Menschen erfahren, die sich selber zu einer so hohen Stufe innerer Vollkommenheit emporgeschwungen haben wie die „schönen Seelen“ des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Umkehr vom untätigen, nach allen Richtungen schweifenden und schwankenden Sichbilden zum begrenzten, zweckmäßigen, aber hochgesinnten Handeln, von einem unsteten Befriedigungsuchen in blauen Fernen zu einem Befriedigtsein auf der vom Schicksal angewiesenen Scholle, von einem auf das Ich gerichteten Planen und Sinnen zu einer das Ich und die anderen zugleich umschließenden Tätigkeit — diese Umkehr, die die Lektüre der Bekenntnisse eingeleitet hat, vollendet das lebendige Vorbild.

Wilhelm wird zuerst auf das Gut Lotharios geführt. Lothario ist nämlich der Liebhaber, der Aurelien verlassen hat. Wilhelm hatte sich eine prächtige Strafpredigt einstudiert — aber beim Anblicke Lotharios und seines Wirkens fühlt er sich vollständig entwaffnet. Eine edel angelegte, durch Erfahrung und Selbstzucht herrlich entwickelte Persönlichkeit tritt ihm entgegen. Wohl konnte ihn Liebesleidenschaft, die von Zeit zu Zeit ihn überfiel, zu einem Irrtum, aber nie zu einer Schuld verleiten. Er hat Aurelie verlassen, weil seine Liebe für die excentrische Schauspielerin erloschen war und er ein Gefühl nicht heucheln konnte, das nicht mehr lebte. Im übrigen hatte er sich nichts vorzuwerfen. Felix war nicht sein Sohn, auch nicht der Aureliens, sondern war von ihr nur an Kindesstatt angenommen.

Lothario war um so geeigneter, für Wilhelm vorbildlich zu werden, als er eine ähnliche Entwickelung wie dieser durchgemacht hatte. Er hatte eine Sehnsucht in die Ferne gehabt und glaubte daheim nichts nützen zu können. Eine Handlung, die nicht von tausend Gefahren umgeben war, schien ihm nicht würdig, nicht bedeutend. So war er nach Amerika gegangen und wieder zurückgekehrt, um in seinem Hause, in seinem Baumgarten zu sagen:

hier oder nirgends ist Amerika. Er hatte das Außerordentliche in der täglichen Pflichterfüllung auf dem begrenzten Arbeitsgebiete gesucht und gefunden. Er hatte sein Gut aufs trefflichste bestellt und hätte damit zufrieden sein können. Aber seine Befriedigung ruht nicht in seinem persönlichen Wohle. Seine Leute, seine Bauern sollen Anteil haben an dem Gewinn, der ihm zufließt. „Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vorteil allein genießen? soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vorteile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?" Diese großherzigen, weitschauenden Worte, die an der Pforte der sozial-politischen Bestrebungen der nächsten Jahrhunderte stehen, wandelt er noch vor den Augen Wilhelms in die Tat um, indem er urkundlich vor dem Richter zu Gunsten seiner Leute auf gewisse Vorteile und Rechte verzichtet. Wilhelm steht stumm bewundernd vor diesem Tun. In diesem praktischen Wirken war keine engherzige Philistrosität wie in dem Werners. Hier war ein großer, schaffender, gemeinnütziger Sinn, der auch dem Idealisten die wärmste Sympathie einflößen mußte.

Aber Wilhelm soll noch tiefer beschämt und gründlicher belehrt werden. Lothario ist der tätige Mann. Wilhelm soll erfahren, wie weit er auch hinter dem tätigen Weibe zurückstehe. Er kommt zu Therese. Sie ist der volle Gegensatz zur schönen Seele. Wie diese ganz Beschaulichkeit, so ist sie ganz Tatkraft. Sie ist noch jung und steht allein in der Welt. Ein kleines Freigütchen und ein Häuschen, das vor Sauberkeit und Nettigkeit blinkt, ist ihr Besitz. An der musterhaften Bewirtschaftung des Gutes, an der sorgfältigen, zierlichen Führung des Haushaltes läßt sich ihre Tatkraft nicht genügen. Sie hat noch Kinder zur Erziehung übernommen und beaufsichtigt nebenher die Verwaltung eines großen Nachbargutes, dessen Besitzer krank ist. Es wird von Mißheiraten gesprochen. Sie sagt, sie kenne nur eine, bei der sie

feiern und repräsentieren müßte. Trotz schmerzlichster Lebenserfahrungen ist sie in der fruchtbaren Arbeit heiter und frisch geblieben. Vom Bücherlesen hält sie nicht viel. Sie liest im Buche der Welt. Wir sehen Werthers Lotte wieder vor uns auferstehen. Zu ihren schmerzlichen Lebenserfahrungen gehört es auch, daß Lothario, mit dem sie verlobt war, durch ein unübersteigliches Hindernis von ihr getrennt wurde. Aber sie kennt kein Versenken in trübselige Erinnerungen. Vorwärts blickt und schreitet sie. Wilhelm ist entzückt über diese Erscheinung. Wie sticht ihre Klarheit gegen seine Dunkelheit, ihre Bestimmtheit gegen sein Zweifeln, ihr Vollbringen gegen das Verzetteln seiner Kräfte ab! Immer näher rückt sein Entschluß, in neue Lebensbahnen einzulenken. Ein zweiter Aufenthalt auf Lotharios Schloß besiegelt ihn, und Wilhelm kehrt nach der Stadt zurück, um förmlich vom Theater Abschied zu nehmen und für Mignon und Felix zu sorgen.

Als er wieder in der Stadt ist, erkennt er in der alten Dienerin Aureliens — Barbara. Daß dieses Wiedererkennen erst jetzt erfolgt, ist vom Dichter sehr gezwungen motiviert. Barbara eröffnet ihm, daß Felix nicht Aureliens, sondern sein und Marianens Kind ist. Mariane sei ihm treu bis an den Tod geblieben. In der Unglücksnacht, die Wilhelm in Verzweiflung gestürzt, sei der andere Liebhaber allerdings in der Wohnung gewesen, Mariane habe ihn aber mit unwiderstehlicher Macht aus ihrem Zimmer entfernt und sich eingeschlossen; er habe dann stundenlang noch bei ihr, der Dienerin, gesessen. Auch später habe Mariane den Verkehr mit Norberg nicht wieder aufgenommen. Zum Beweise legt sie Wilhelm Briefe und Tagebuchblätter vor, die beredtes Zeugnis von der Reinheit Marianens und ihrer inbrünstigen, schmerzvollen Liebe zu Wilhelm ablegen. Wilhelm ist aufs tiefste erschüttert und doch beglückt, in Felix, zu dem ihn längst eine geheime Neigung zog, einen Sohn zu besitzen. Nun hält ihn nichts mehr ab, den neuen Lebensweg zu betreten. Aber bis er sich eine feste, tätige Existenz gesichert hat, sollen die Kinder in die besten Hände zur Erziehung gegeben werden, in die Hände Theresens.

Wilhelm sucht von neuem das Schloß Lotharios auf. Denn er will mit diesen Menschen sich verbinden, um durch sie zu einer „reinen, sicheren Tätigkeit“ geführt zu werden.

Der Umschwung, der sich in Wilhelm vollzogen, soll ihm selber auch äußerlich markiert werden. Es ist dies eine wunderliche Laune des Dichters, die aber ihre Erklärung in der Vorliebe der Zeit für geheime humanitäre Verbindungen mit samt ihren Formeln und Graden findet.

Wir erfahren aus diesem Anlaß, daß Lothario mit seinen Freunden eine solche geheime Verbindung darstellt, die den Zweck hat, gute, aber irrende Menschen zu leiten. Die Verbundenen haben frühzeitig Wilhelm als einen solchen erkannt, und deshalb sind ihm Jarno und noch mehr der Abbé unter verschiedenen Gestalten in den Weg getreten und haben ihm Warnungen zu teil werden lassen. Dieses Vorsehungsspiel ist ein wenig glückliches Motiv des Dichters. Da es keinen Erfolg hatte, so verstehen wir seinen Zweck nicht, und hätte es Erfolg gehabt, so wäre Wilhelm als eine Marionette erschienen, die an einem Draht gezogen wird. Wilhelm ist jetzt an einem Wendepunkt angelangt, wo er freigesprochen werden kann. Er wird in einen Turm geführt und erhält dort unter theatralischen Formen den Lehrbrief. Es wird ihm verstattet, eine Frage zu tun. Wilhelm, der bemerkt hat, daß der Bund viele Geheimnisse ausgeforscht habe, fragt, ob Felix wirklich sein Sohn sei. „Heil Ihnen über diese Frage,“ ruft der Abbé, „Felix ist Ihr Sohn . . . Heil dir, junger Mann! Deine Lehrjahre sind vorüber; die Natur hat dich losgesprochen.“

„Die Natur hat dich losgesprochen.“ Wilhelm ist durch die Natur, durch sein Vatergefühl veranlaßt worden, nach a n d e r e n zu fragen, bevor er nach sich fragte. Er ist deutlich in das Leben für andere eingetreten, und so hat die Natur ihn losgesprochen.

Wilhelms Plan, sich anzukaufen und in der Nähe der von ihm so hochgeschätzten Freunde zu bleiben, wird durch den Zufall unterstützt. In der Nachbarschaft sind einige Güter käuflich, die Lothario gemeinschaftlich mit einem auswärtigen Handelshaus

erwerben will. Als Vertreter dieses Handelshauses erscheint plötzlich auf dem Schlosse Werner, und so ist die Erwerbung und Teilung der Güter zwischen Wilhelm und Lothario schnell erreicht. Der Dichter benutzt die Anwesenheit Werners, um die beiden Freunde, die sich jahrelang nicht gesehen hatten, nach ihrem körperlichen Aussehen einander gegenüberzustellen. Er bringt es reizend an. Die Freunde erstaunen gegenseitig über ihre Veränderung. Werner ist magerer, sein Gesicht spitzer, seine Nase länger, seine Stirn und sein Scheitel kahl, seine Stimme hell, heftig und schreiend, seine Brust eingedrückt, seine Schultern vorgebeugt, seine Wangen farblos geworden. Er ist das Bild des verknöcherten Geldmenschen. Ihm gegenüber Wilhelm. Seine Augen sind tiefer, seine Stirn breiter, seine Nase feiner, und sein Mund liebreicher geworden, und volles Haar deckt ihm den Scheitel. Man sieht, der Dichter ist ganz auf Seite des Idealisten. Er deutet uns an, daß dieser hochstrebende Mensch bei allem unklaren Schwärmen, dumpfen Tasten, bei allen Fehlgriffen doch beständig in seiner inneren Entwickelung vorwärts gegangen ist. Aber er bezeichnet auch in einem kleinen Zuge, wie dieser Idealist nicht mehr der träumerische Phantast von ehedem ist, sondern den wohltätigen und notwendigen Übergang zum zielbewußten, begrenzten, handelnden Leben vollzogen, d. h. in die normale bürgerliche Welt sich eingegliedert hat. Wilhelm trägt nicht mehr das Phantasiekostüm, das er nach dem Abzug vom Schlosse angelegt hatte, sondern angemessene bürgerliche Kleidung. Als letztes Symbol seines uneingeschränkten Idealismus erscheint nur noch das frei herabwallende Haar. Und Werner vergißt nicht ihm einzuschärfen, es in den Zopf binden zu lassen. Dann werde er wie ein Mensch aussehen.

Wilhelm durchschreitet an der Hand seines Felix, den die Freunde im Geheimen hatten kommen und am Schlusse der Lossprechung hatten hervorspringen lassen, die angekauften Güter. „Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an. Alles was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegenwachsen, und alles was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben.“ Noch aber

soll er fester in den Boden eingewurzelt, fester in ein stetiges Dasein eingeschränkt werden — durch die Ehe. Der Gedanke an Mignon und Felix weist ihn von selbst darauf hin. „Es ist nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen und denke, was du für dich und die guten Geschöpfe zu tun hast, welche Natur und Neigung so fest an dich knüpfte.“ Er braucht nicht lange zu suchen. Schon nach dem ersten Besuch bei Therese hatte er deutlich gefühlt, welche Wonne es sein müßte, an der Seite dieses ganz klaren, ganz tätigen Wesens zu leben. Er entschließt sich rasch und trägt seine Hand Theresen an. —

Mit ihrem Jawort hätte der Dichter den Roman schließen können. Die aufgeworfenen Probleme waren gelöst. Und wir hätten Wilhelm in der Zukunft ähnlich wie den zur Klarheit durchgedrungenen Faust auf neu erworbenem Besitz in rastloser Tätigkeit dem Boden reichere Frucht abringen und für das Wohl seiner Familie, seiner Leute, seiner Gemeinde, seines Landes arbeiten, die in sich gesammelte Kraft für die Welt hingeben sehen. Fehlte in Therese noch etwas, um Wilhelm dauernd zu beglücken, so stand es dem Dichter frei, sie in eine Art Natalie umzuwandeln. Aber das wollte er nicht. Er wünschte in ihr eine volle Kontrastfigur zur schönen Seele und nebenher zu Wilhelm zu haben, um dann Natalie als die schöne Mitte, als die Krone der Menschenwelt des Romans erscheinen zu lassen. Bei einer solchen Ausgestaltung des Stoffes konnte er auch Wilhelm — und diese Wahrscheinlichkeit lag freilich vor — in zu starker Reaktion gegen sein eigenes früheres Selbst noch einmal einen Fehlgriff begehen lassen. Da außerdem die Schicksale des Harfners und Mignons aufzulösen waren, auch einige Nebenzwecke den Dichter noch beschäftigten, so fügte er ein achtes Buch an oder genauer das achte Buch mit Ausnahme des ersten Kapitels. Aber er entledigt sich der vorliegenden Aufgabe mit einer solchen Gemächlichkeit, spinnt jede Episode und viele Einzelheiten mit einer solchen Breite aus, daß das achte Buch, obwohl es herzlich wenig die Handlung weiter

führt, doch fast doppelt so lang als die ersten Bücher ausgefallen ist. Der Dichter hat die Fäden nicht mehr sicher in der Hand, wiederholt sich, macht ungelenke Einschübe, verirrt sich in Widersprüche, überrascht uns mit Ergebnissen, deren Nahen kaum angedeutet, und gebraucht Kunstgriffe, die wir von seiner feinen Hand nicht gewohnt sind.

Gleich die Art, wie er Wilhelm mit Natalie zusammenbringt, hat etwas Gewaltsames und Widerspruchsvolles. Mignon, die Wilhelm zu Therese geschickt hat, ist mit einem Male bei Natalie, und diese fordert Lothario auf, Wilhelm zu schicken, weil sich Mignon zu verzehren scheine. Darauf reist Wilhelm zu Natalie, noch ohne zu wissen, daß er in ihr seine Amazone und in ihrem Schlosse das Schloß des Oheims aus den Bekenntnissen wiederfinden werde. Auf Natalie hat der Dichter, lange bevor sie erscheint, eine Fülle von Licht geworfen, wie er auch immer wieder auf sie hinweist, damit wir ihrer nicht vergessen. Aus dem Munde der edlen Tante, der schönen Seele, strömt schon das reichste Lob des Kindes. In gleicher Weise äußern sich zwei so vorzügliche und hervorragende Personen wie Therese und Lothario. Therese spricht, ohne die volle Tragweite ihrer Äußerung zu ahnen, die Worte aus: „Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, so werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht sie der Anbetung einer ganzen Welt würdig.“ Und Lothario meint, daß seine Schwester den Beinamen einer schönen Seele mehr verdiene als die hochgeschätzte edle Tante. Der Glorienschein, in dem Wilhelm sie sofort gesehen hat, ist doch mehr als ein bloßes Produkt seiner erregbaren Phantasie gewesen. Goethe hat sie absichtlich so hoch gehoben. Er wollte in ihr nach seinem eigenen Geständnis das Christentum „in seinem reinsten Sinne“ darstellen, nachdem es in der schönen Seele nur getrübt, einseitig erschienen war. Natalie hat den Zusammenhang mit Gott, die Reinheit des Herzens, den Frieden ihrer Seele ohne visionäre Zwiegespräche, ohne „System“, ohne ängstliches Durchsuchen ihres Innern, ohne Zerknirschung und Verzückung, und ohne Andachts-

übungen — rein durch ihre begnadete Natur. Der Zusammenhang mit Gott wird ihr nicht durch die Welt gestört, sondern bekräftigt sich ihr im Zusammenhang mit der Welt, ihre Liebe zu Gott wird tätig in der Liebe zur Welt. Sie zeigt die volle Harmonie von geistig-sittlicher Bildung und nützlicher Tätigkeit, von weichem Empfinden und klarem Verstande, von ästhetischer und praktischer Erfassung der Dinge, vom Aufschwingen zum Hohen und Allgemeinen und Haften am Alltäglichen, Augenblicklichen, Einzelnen. Über die Forderungen des Tages vergißt sie nicht die Forderungen der Ewigkeit, und über diese nicht jene. Sie überwindet ebenso die Einseitigkeit der „schönen Seele" wie die Thereses. Sie ist eine vollkommene Persönlichkeit. Ihren Charakter voll vor uns zu entfalten hat der Dichter keine Möglichkeit mehr, und wir gewinnen deshalb von ihr keine so lebendige Vorstellung wie etwa von Iphigenie, der sie am nächsten steht. Was wir sehen, ist eine gelassene, zart empfindende, kluge und würdigst beschäftigte Frau. Alles andere, Weitere, Höhere müssen wir dem Dichter auf sein Wort glauben.

Es ist uns nicht zweifelhaft, daß Wilhelms schwärmerische Gefühle beim Anblick Nataliens in voller Glut hervorbrechen und ihm seine Liebe zu Therese als einen Irrtum zeigen werden. Das tritt denn auch ein. Zugleich erfolgt aber auch eine andere Wendung. Das Hindernis, das Lothario von Therese getrennt hat, ist hinweggeräumt, und Lothario, der von der Verlobung Wilhelms mit Therese noch nichts weiß, wirbt von neuem um ihre Hand. Außerdem fühlt auch Natalie ihr Herz unwillkürlich zu Wilhelm hingezogen. Aber bei der edlen Art aller Beteiligten will keiner dem anderen etwas rauben. Ja, Natalie verrät nicht einmal durch eine Miene, was in ihrem Innern vorgeht. So entwickelt sich ein eigentümliches, vom Dichter lang ausgesponnenes Spiel. Allmählich vereinigt er die Beteiligten auf Nataliens Schloß. Als Therese hinkommt und Wilhelm als ihren Bräutigam unter den lebhaftesten Küssen in ihre Arme schließt, stürzt Mignon vom Schlage getroffen zusammen. Ihr schon seit längerer Zeit leidendes

Herz vermochte den Anblick nicht zu ertragen. Es wird ihr in sehr romantischen Formen ein Begräbnis bereitet. Und wie die Romantik in das Schloß Lotharios mit dem Turmsaal hineingreift, so in das Schloß Nataliens mit dem Saale der Vergangenheit. Er ist vom Oheim als Begräbnisstätte mit erlesenster Kunst hergestellt. Der Oheim ruht als erster darin. Als Überschrift trägt er die Worte, in denen sich die ganze freudige Diesseitigkeit Goethes ausspricht: „Gedenke zu leben.“ Bei dem Begräbnis ist auch der auf einer Reise durch Deutschland begriffene Marchese Cipriani, ein alter Freund des Oheims, anwesend und erkennt an dem Christusbild, das auf dem Arm Mignons eingeritzt ist, seine verloren geglaubte Nichte. Furchtbar-schreckhafte Familienvorgänge werden uns enthüllt, und wir erfahren jetzt nicht bloß die Herkunft und Heimat Mignons, sondern auch die des Harfners, der der Bruder des Marchese, der Vater Mignons ist. Auch er kommt aufs Schloß — geheilt. Nur kurze Zeit ist ihm der helle Tag vergönnt. Als er durch ein Versehen Felix vergiftet zu haben glaubt, schneidet er sich die Kehle ab. So entlädt sich über Wilhelms Haupt eine Katastrophe nach der anderen. Indem er das Glück erfaßt zu haben wähnt, entschwindet es ihm in Wolkenfernen. Er hatte sich so wohl auf Nataliens Wohnsitz gefühlt. Auch die Kunst war ihm zum erstenmal in ihrer ganzen Herrlichkeit aufgegangen. Noch ganz anders wie auf die schöne Seele hatte das Schloß auf ihn gewirkt. Er fühlte sich an dem heiligsten Orte, den er je betreten, über sich selbst hinausgehoben; er sah eine Welt, einen Himmel sich öffnen. Und mit welcher Rührung mußte er einen Teil der Kunstwerke betrachten! Fand er doch hier die Kunstwerke wieder, vor denen er als Knabe im Hause des Großvaters so oft sinnend gestanden hatte, und die er mit Wehmut hatte in die Fremde wandern sehen. Auch das Bild vom kranken Königssohn, der sich in Liebe verzehrt, blickte wieder auf ihn herab, und wieder schien er ihm zu gleichen. Und wieder scheint keine andere Rettung sich ihm zu bieten — als die Flucht.

Da macht der Dichter von seiner Allmacht Gebrauch. Friedrich, der mutwillige blonde Friedrich, kommt zur rechten Zeit aufs Schloß. Er behorcht ein Selbstgespräch Nataliens, vernimmt von ihrer Liebe zu Wilhelm und bringt mit übermütigen Scherzen die beiden Zurückhaltenden zusammen. Alle schmerzvollen Erlebnisse der fernen und nahen Vergangenheit sind damit in der Brust Wilhelms ausgelöscht, er fühlt sich im Besitz des „höchsten Glückes“.

Aber wird er es genießen? — Der Marchese, gerührt von dem väterlichen Schutze, den Wilhelm Mignon hat zu teil werden lassen, hat ihn auf seine und seines Bruders Besitzungen am Lago Maggiore eingeladen, damit sie ihm gastfreundlich näher treten und das Erbgut Mignons übergeben können. Wilhelm, schon lange nach dem südlichen Lande sich sehnend, tritt die Reise an. —

Ist dieser Ausgang befriedigend? Erwarten wir Wilhelm so am Ende des großen Romans zu sehen? Wilhelm hat unsere Geduld aufs äußerste herausgefordert. Dieses Hin- und Herschwanken, dieses Zurückweichen vor den Verdrießlichkeiten eines heißersehnten Berufes, dieses Geschehenlassen, dieses ewige Neigen von Herzen zu Herzen, hat ihm trotz aller schönen Charaktereigenschaften, die wir an ihm beobachten und die uns andere bezeugen, mehr und mehr unsere Sympathien und damit auch unser Interesse entwendet. Nun ist er endlich am Schlusse des siebenten und Anfang des achten Buches nach langem Umherschlendern und einem unbegrenzten Bildungsstreben zur Erkenntnis des Wertes dauernder, folgerechter, begrenzter schaffender Tätigkeit gelangt. Wir atmen auf und wenden uns ihm freudig zu. Er ist Gutsbesitzer geworden, und wir hoffen, ihn bald in schöpferischer Arbeit vor uns zu sehen. Aber wir werden hart enttäuscht. Müßig liegt er wieder viele Wochen auf dem Schlosse Nataliens, mit seinen und anderen Herzensangelegenheiten beschäftigt, einer Tätigkeit, der er schon seit Jahren zum Überfluß obgelegen hat. Noch ist aber unsere Hoffnung auf den Schluß gerichtet. An dieser Stelle, glauben wir jedenfalls, wird sich die Aussicht wieder eröffnen, die am Beginn des Buches schon aufgetaucht war. Aber

von neuem erfahren wir schwere und jetzt endgültige Enttäuschungen. Wilhelm wendet sich nicht seinem neuen Berufe ernster, zweckmäßiger Tätigkeit zu, worauf doch die ganze Entwickelung zugespitzt war, sondern er geht auf Reisen, und was die Sache noch verschlimmert, er nimmt Felix mit. Damit geben wir aber die Hoffnung auf, daß dieser Mann noch jemals zu irgend welcher dauernden, fruchtbringenden Arbeit zurückkehren werde. Alle früher verkündeten guten Absichten erscheinen nur noch als Redensarten, mit denen er sich selbst betrog. Wir sind jetzt überzeugt, daß wir es, wie es uns schon manchmal scheinen wollte, in der Tat mit einem unmännlichen, weichlichen Charakter zu tun haben. Der Vergangenheit wird hierdurch die Folie und dem Roman der folgerechte Abschluß geraubt. Wenn wir aber fragen: wie kam Goethe dazu, die goldene Spitze des Romans, die uns so verheißungsvoll entgegenglänzte, umzubiegen, so ist die Antwort nicht schwer zu geben. Bei der Ausführung des letzten Buches kam ihm die Idee einer Fortsetzung — die Idee der Wanderjahre — und für sie glaubte er Verzahnungen herstellen zu müssen. Dazu gehörte auch: Wilhelm und Felix auf der Wanderschaft. Zudem mochte er glauben, es genüge, daß das Problem theoretisch gelöst, daß die Umkehr in Wilhelms Anschauungen ausgesprochen sei.

Bei der Mehrheit der zeitgenössischen Leser hatte er sich hierin auch nicht verrechnet, wie diese überhaupt an der andauernden Passivität Wilhelms keinen Anstoß nahmen. Und das hing mit den Forderungen zusammen, die man an den höheren Roman in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts stellte. Goethe hat im Wilhelm Meister — wie zur Verteidigung gegen die Forderungen seiner eigenen männlicheren Natur und einer zukünftigen männlicheren Zeit — selber eine Theorie des Romans in kurzen Worten eingelegt, in der er ausführt, der Roman solle vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten, das Drama Charaktere und Taten darstellen. Daher müsse der Romanheld leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein, während man von dem dramatischen Wirkung und Tat verlange.

Goethe hat seine Theorie im Wilhelm Meister weniger aus den an derselben Stelle genannten Werken englischer Schriftsteller (Richardson, Goldsmith, Fielding) als aus zwei berühmten deutschen Beispielen geschöpft: seinem Werther und Wielands Agathon. Für beide trifft sie tatsächlich zu. Aber der Werther ist ein streng einheitliches Seelengemälde, für dessen kleinen Rahmen ganz andere Bedingungen in Betracht kommen als für den großen Roman, und Wielands behaglich ausgesponnener Agathon mit seinen endlosen schöngeistigen Unterhaltungen würde uns eher abschrecken als zur Nachahmung verleiten. Doch das achtzehnte Jahrhundert urteilte anders. Selbst Lessing war vom Agathon begeistert; es wäre der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf von klassischem Geschmack. Solche Urteile waren aus der Kontrastwirkung sehr erklärlich. Nachdem man jahrhundertelang die rohe Kost der Abenteuer- und Intriguenromane vorgesetzt bekommen, in denen viel Handgreifliches geschieht, aber nichts Seelisches sich entwickelt, labte man sich an einem Roman, der nichts zum Vorwurf hatte, als eine „Seelengeschichte" zu liefern, der nichts als ein „Bildungsroman" sein wollte. „Ich ehre," schreibt ein feingebildeter Mann wie Blanckenburg in seinem „Versuch über den Roman" (1774), „die nackte Menschheit; in ihr sind ein heller Kopf und ein reines Herz die wichtigsten Stücke. Der Mensch muß uns so gezeigt werden, daß wir erst dies an ihm sehen und dann auch an ihm bemerken können, wie er zu dem Besitz dieser Eigenschaften gelangt ist." In dieser Einseitigkeit vergaß man aber zu sehr die seelische Bedeutung der Tat. Der Held bildete seine „Menschheit", seine Seele fast nur durch Schauen und Empfangen aus. Er läßt sich von den Wellen des Schicksals wie ein Kiesel feilen und runden.

Nun war aber kaum jemand nicht bloß von der ethischen Bedeutung, sondern auch von dem hohen Bildungswert der Tat so durchdrungen wie Goethe. Wie er denn deswegen eben diese Erkenntnis als Ziel für Wilhelm steckte. Aber gerade weil er ihn erst zu dieser Erkenntnis gelangen lassen wollte, deshalb konnte er vorher die Tat von seiner Entwicklung ausschließen und so den

Lebensgang des Helden der Theorie und dem Geschmack der besten Zeitgenossen anpassen. Doch erklärt dies die Passivität des Helden nur bis zum ersten Kapitel des achten Buches. Daß Wilhelm auch darüber hinaus, nachdem er schon vollkommen das neue Lebensprinzip erfaßt hatte, durch ein ganzes langes Buch hindurch nur mit Gemütsgeschäften seine Zeit hinbringt, das muß auf einer bewußten oder unbewußten Tendenz des Dichters ruhen. Und indem wir sie aufsuchen, werden wir überhaupt zu dem geheimsten Grunde dieser Menschenschöpfung geführt.

Goethe nennt Wilhelm einmal sein geliebtes Ebenbild. Sein Ebenbild? War es nicht vielmehr sein Gegenbild? Wo ist in Wilhelm Goethes Tatenfreudigkeit, Zähigkeit, Energie, Pflichtbewußtsein, Klarheit, Weltkenntnis? Sind nicht vielmehr der Oheim, in dem schon Schiller Goethe wiedererkannte, und Lothario, dem der Dichter den eigenen strengen Wahlspruch von der pflichtgemäßen Erfüllung der durch Wahl oder Schicksal zugefallenen Aufgabe in den Mund gegeben hat: „Hier oder nirgends ist, was wir suchen" seine Ebenbilder? — Gewiß. Und doch ist es auch Wilhelm. Das Weiche, sich Hingebende, Beschauliche, Dumpfe, Nachtwandlerische, Phantastische, das wir an Wilhelm bemerken, das besaß auch Goethe, und das waren für den Dichter unentbehrliche Ingredienzien. Aber höchst gefährlich war es, wenn diese Ingredienzien die Oberherrschaft bekamen, wenn ihre süße Macht die anderen Faktoren überwältigte. Indem der Dichter diese Gefahr fühlte, benutzte er in seiner gewohnten Weise die Dichtung, um das, was ihn im Leben bedrängte, in ihr los zu werden und zugleich durch das gesteigerte Abbild der einen Seite seiner Individualität sich kräftig auf die Gegenseite zu treiben. Ein so vortreffliches Hausmittel aber Goethe in der Dichtung auch hatte, um seine Fehler oder die Fehler seiner Vorzüge zu paralysieren, die Dichtung allein hätte nicht ausgereicht, wenn ihr die Mittel des Lebens nicht zu Hilfe gekommen wären. Solche Mittel gegen das Dumpfe und Träumerische waren die praktische Tätigkeit, wie sie ihm besonders seine Ämter boten, und die Naturwissenschaften. Mit gutem Bedacht hat deshalb Goethe

Wilhelm Meister nach der Loslösung vom kaufmännischen Beruf von jeder praktischen Tätigkeit und von den Naturwissenschaften, ja von jedem Interesse für die Natur ferngehalten. Als Wilhelm das Schloß des Oheims durchwandert, kommt er auch in eine Bibliothek, in eine Naturaliensammlung, in ein physikalisches Kabinet. „Er fühlte sich," heißt es weiter, „so fremd vor allen diesen Gegenständen." Und als er mit Felix durch den Garten geht, gerät er bei den Fragen des Kindes nach dem Namen und Gebrauch der Pflanzen in große Verlegenheit. Er merkt jetzt, „welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte."

Wenn wir Wilhelms Charakter so aus dem persönlichen Bedürfnisse des Dichters heraus zu erfassen suchen, erklärt er sich uns nach allen Richtungen aufs beste. Dem Dichter tat seine Einseitigkeit wohl. Er hielt sie deshalb auch bis zum letzten Augenblicke fest. Die subjektiv angenehme Empfindung, die er dabei hatte, täuschte ihn über die objektiv ungünstige Wirkung, die Wilhelms Tatenlosigkeit bis zum Schluß, ja über diesen hinaus, haben mußte. Gefördert wurde diese Täuschung durch den bereits gekennzeichneten Zeitgeschmack. Aber es gab doch auch schon damals Leute, die an der Schwächlichkeit Wilhelms Anstoß nahmen, z. B. Wilhelm von Humboldt.

Goethe nennt Wilhelm auch sein geliebtes Ebenbild. So konnte er ihn schon darum nennen, weil Wilhelm befreiend auf ihn wirkte. Mehr aber noch, weil Wilhelm bei allen seinen Mängeln und Fehlgriffen doch der reine und unendlich gute Mensch war, dessen Streben nach allseitiger Ausbildung in seiner unklaren Unbeholfenheit für den Dichter etwas Rührendes haben mußte (er bezeichnete ihn später einmal burschikos als einen „armen Hund"), wie er es auch für uns hat, wenn wir ihn nur von dieser Seite her betrachten. Er erscheint uns dann als Vertreter jener echt deutschen, tiefen, blöden Gemüter, wie sie im Parzival und Simplicissimus schon klassischen Ausdruck in unserer Literatur gefunden hatten. Indem aber dieser Wilhelm sich zur Klarheit und Tat durcharbeitet, wird der Roman zu einer Antizipation des Entwicklungsganges

des deutschen Volkes selbst. Das konnte geschehen, weil Goethe in sich selbst den Genius des Deutschen darstellte.

Das Werk stieß als Ganzes auf sehr verschiedene Urteile. Im allgemeinen überwog der Beifall, obwohl Goethe sich durch die Xenien viele Feinde gemacht hatte. Am begeistertsten äußerte sich der Jenensische Kreis: Schiller und die beiden Schlegel. Schiller, der im schriftlichen Verkehr mit Goethe noch immer eine gewisse Zurückhaltung beobachtet hatte, die dem Alters- und Rangunterschied sowie der Goetheschen Gemessenheit entsprach, konnte nach der Lektüre des Ganzen seine Gefühle nicht mehr eindämmen, und er redet Goethe als seinen „geliebten Freund“ an. Er preist es als ein besonderes Glück seines Daseins, daß er noch die Vollendung dieses Werkes erlebt, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werks bewegte. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sie sein wird, wenn ich mich desselben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Tränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüts, aus welchem alles geflossen ist.“ Und an Körner schrieb er kurz und drastisch: „Gegen Goethe bin und bleibe ich ein poetischer Lump“ (27. Juni 1796).

Friedrich Schlegel nannte es in dem von ihm in Gemeinschaft mit dem Bruder herausgegebenen Athenäum ein „schlechthin neues und einziges Buch“, das man nur auf die höchsten Begriffe beziehen dürfe. Das Gefühl rege sich gegen eine schulgerechte Kunstbeurteilung des göttlichen Gewächses. Alles sei so gedacht und so gesagt wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und

ein vollendeter Künstler sei; selbst der feinste Zug der Nebenausbildung scheine für sich zu existieren und sich eines eigenen selbständigen Daseins zu erfreuen. Novalis, anfänglich mit dem Freunde übereinstimmend, erklärte später dagegen das Werk für durchaus prosaisch und modern. „Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt."

Das was Novalis der Dichtung als Fehler vorwirft, sind in unseren Augen ihre großen Vorzüge. Daß Goethe weder Wieland (und Heinse) in eine eingebildete griechische oder eine erträumte Feenwelt gefolgt ist, noch wie die Romantiker seine Dichtung in ein nebelhaftes, verklärendes Mittelalter verlegt, weder das Wunder der christlichen Mystik noch das des Märchens in Anspruch nimmt, sondern getreu seiner Natur im Wilhelm Meister wie im Werther auf mütterlichem Boden und in der Gegenwart geblieben ist, die jedem bekannte bürgerliche Welt wiedergespiegelt hat, ohne doch (wie Hermes und Nicolai) ins Platte, Philiströse zu fallen, das können wir nicht genug an dem Dichter preisen. Ja wir wünschten, er wäre noch etwas realistischer, oder prosaischer, einfacher gewesen; er hätte die geheime Verbindung, den Gräbersaal auf dem Schlosse des Oheims, das Seltsam-Peinliche in der Vorgeschichte Mignons und des Harfners und Ähnliches fortgelassen, wie wir auch wünschten, er hätte das Lokal seines Romans bestimmter gezeichnet. Denn es ist merkwürdig, daß er, so sehr er sonst darauf ausgeht, die Örtlichkeiten seiner Dichtungen uns deutlich vorzustellen, hier wenig daran gedacht hat. Die große Stadt, in der Serlos Bühne sich befindet, ist nicht weiter als durch die Worte „lebhafte Handelsstadt", die Vaterstadt Wilhelms gar nicht charakterisiert. Ebenso sind Landschaftsschilderungen äußerst selten. Man fühlt, daß des Dichters Aufmerksamkeit ganz auf die Menschen konzentriert ist.

Diese sind mit einer ungemeinen Sorgfalt charakterisiert. An plastischer Greifbarkeit sind ihnen nur noch die Figuren in Hermann und Dorothea zu vergleichen. Aber in demselben Maße wie die Menschen im Wilhelm Meister reicher zusammengesetzt sind, überragt die Schilderungskunst des Romans die der epischen Dichtung. Goethe hat hier im Vollgefühl seiner menschenschöpferischen Kraft und im behaglichen Bewußtsein des breiten zur Verfügung stehenden Raumes förmlich geschwelgt. Als ob jedes neue Geschöpf seiner Kraft nur neue Lust einhauchen könnte, hat er neben die Hauptfiguren eine fast unabsehbare Reihe von Nebenfiguren gestellt und ihnen allen eine so reiche Ausstattung gewidmet, als ob jede einzelne ein Liebling von ihm wäre. Welche Stufenleiter von Menschen! Von den völlig nüchternen, nur rechnenden wie Werner und Melina bis zu den in sich versunkenen Träumern wie Wilhelm und dem Harfner, von der schlauen, liebenswürdigen Sünderin Philine und der klaren, resoluten, kerngesunden Therese bis zu der heiligen schönen Seele und der ätherischen Mignon. Kaum eine Nüance aus der vielgestaltigen Menschenwelt fehlt. Wer von Kindheit an auf einer einsamen Insel des Großen Oceans gelebt und nur den Wilhelm Meister gelesen hätte, der würde die Menschen zur Genüge kennen. Die Personen des Romans sind auch darin so wahr, daß keine von ihnen absolut schlecht, wie auch keine mit Ausnahme Nataliens absolut gut ist. Die Schlimmsten haben immer noch eine Tugend, die Besten immer noch eine Schwäche, die sie mit uns verbindet.

Aus keinem anderen Werke kann man in gleichem Grade erkennen, was Goethe für ein Menschenbeobachter gewesen oder wie folgerichtig er bis ins kleinste aus dem Kern der Persönlichkeit jede geringfügige Handlung, jedes hingeworfene Wort zu finden wußte. Wie viel solcher treffenden Striche hat er nicht auf Philine verwendet, um sie lebendig zu machen. Wie tritt ihre Gutmütigkeit und ihr Leichtsinn zugleich hervor, wenn sie bei einer Ausfahrt jedem Armen zuerst Geld und, als ihr dieses ausgegangen, einem armen Mädchen ihren Strohhut, einer alten Frau ihr Halstuch

zuwirft, wie offenbart sich ihre Frechheit zugleich und Hingebung, wenn sie den verwundeten Wilhelm sorgsam pflegt und ihm, der sie loswerden will, lachend zuruft: „Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?", wie zeigt sich ihr spöttischer Trotz, ihre kindliche Genäschigkeit und Schadenfreude, wenn sie, nachdem bei dem Überfall allein ihr Koffer von den Räubern geschont worden war, inmitten der allseitigen Stichelreden nichts antwortet, sondern ruhig auf dem Koffer sitzend nur mit seinen Schlössern spielt, Nüsse aus der Tasche hervorholt und sie aufknackt. Wie deutlich wird sie uns, wenn sie nicht wie andere Leute die Treppe hinuntergeht, sondern singend hinunterklappert. Beinahe seine größten Triumphe aber feiert der Dichter in der Schilderung des gewöhnlichen Durchschnittsmenschen, den sonst der Poet so gern beiseite läßt, weil er die Mühe wenig lohnt. Ein Muster dieses Durchschnittsmenschen ist Melina. Höflich, zuvorkommend, einnehmend, wenn ihn jemand fördert oder fördern kann, gutmütig-gleichgültig, wenn nichts für ihn auf dem Spiele steht, bösartig, gehässig, hinterlistig, wenn jemand seine Interessen verletzt oder auch nur ihnen im Wege steht. Nur selten hat Goethe es mit einem Striche versehen, so wenn er Barbara, die kupplerische Dienerin Marianens und Aureliens, bei ihrem Rückblick auf die Lage und den Untergang Marianens nicht bloß im erwähltesten Deutsch — das gehörte seit Italien zu seinen Stilprinzipien — sondern auch mit einem psychologischen Tiefblick und einem sittlichen Pathos reden läßt, die mit ihrem Charakter nicht vereinbar sind. Das Feuer des Dichters verzehrte hier die Maske, durch die er sprach. — Bei dem allgemein Menschlichen sind die Figuren doch wiederum durchaus deutsche Typen des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. Insbesondere ist der Held so recht der Widerschein des humanen Schöngeistes jener Zeit, der für alles Gute und Schöne glühte, nach dem edelsten Menschentum strebte, aber nichts Bestimmtes, vor allem keine praktische Tätigkeit mit Ernst und Nachdruck verfolgte.

Das Gepräge der Zeit trägt der Roman auch in seiner Form. Während sonst alle größeren dichterischen Schöpfungen

Goethes eine über ihre Zeit hinausragende Form haben und darum jetzt wie voraussichtlich für alle Zukunft im Verein mit dem von der Zeit unabhängigen Gehalt wie jugendfrische Werke anmuten, ist dies beim Wilhelm Meister nicht der Fall. Goethe hat an der von Rousseau eingeführten pedantischen Fiktion, daß der Dichter nur vorgefundene Handschriften, Memoiren, Briefe herausgebe, hier festgehalten. Das war freilich auch im Werther geschehen, aber er hat dort den Herausgeber nur sehr selten zum Wort gelassen. Hier aber unterbricht er fortwährend die Darstellung, ohne sie ernstlich zu fördern. Im Gegenteil, es sind nur zu oft überflüssige Zusätze, die uns eher belästigen und stören. Manchmal müssen wir über sie lächeln, wenn er z. B. ganz unbefangen sagt: „Die Wirkung (der Bekenntnisse) wird der Leser am besten beurteilen können, wenn er sich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat“ oder „Lothario und Jarno führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unseren Lesern hier mitteilen würden“. Sehr sonderbar kommt er uns vor, wenn er für die Zukunft etwas denjenigen Lesern ankündigt, „die sich dafür interessieren“. Noch am erträglichsten ist es, wenn er nur als Kritiker, der etwas billigt oder mißbilligt, oder als Chor, der ein Ereignis mit seinen Gefühlen begleitet, auftritt. Dabei ist die Fiktion des Quellenberichts schon darum nicht aufrecht zu halten, weil man annehmen müßte, daß ihm eine ganze Sammlung von Memoiren vorgelegen hätte und weil er selbst dann nicht alles daraus hätte schöpfen können, was er erzählt und ausspricht. Er fällt denn auch mehr als einmal aus der Rolle, z. B. wenn er sich plötzlich als Ohrenzeugen vorstellt und bemerkt: „Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmut der seltsamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unser Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt.“ Auf der anderen Seite entschuldigt er wieder sein Schweigen mit einem Nichtwissen. Aber gleichviel ob er als Herausgeber, der nur das weiß, was in seinen Papieren steht, oder als Dichter, der der Dinge geheimste Saat belauscht, vor uns tritt, in jedem Fall wird

unsere Illusion, als ob wir mit einem Wirklichen zu tun hätten, gestört. Freilich empfinden nur wir diese Durchbrechung der Illusion als unangenehm. Das achtzehnte Jahrhundert, ja noch ein beträchtlicher Teil des neunzehnten hatte sie gern. Es war dem Leser behaglich, wenn ihm der Dichter persönlich nahe trat, wenn er mit ihm gelegentlich zu plaudern anfing. Bekennt doch Schiller, daß selbst das Shakespearesche Drama in der Jugend ihm nicht gefallen wollte, weil er gewohnt war, in dem Werke zuerst den Dichter aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektieren, wogegen Shakespeare in seinen Dramen sich gar nirgends fassen ließe und Rede stehen wollte.

Ein anderer Mangel der Technik, den aber ebenfalls die Zeitgenossen nicht empfanden, war der übermäßige Gebrauch der direkten Charakteristik. Heute erlaubt sich solche einer höheren Kunst widersprechende Bequemlichkeiten kaum ein mittelmäßiger Romanschreiber, und wir erkennen daraus, welche Entwicklung der Roman seit dem achtzehnten Jahrhundert durchgemacht hat. Er ist wirklich eine Dichtung, ein reines Kunstwerk geworden, während er damals noch halb Lehrbuch, nicht echtes Epos, sondern „Pseudoepos“, der Romanschreiber nicht Dichter, sondern „Halbbruder des Dichters“ war. Von diesem Standpunkt aus will die Komposition des Wilhelm Meister im ganzen und im einzelnen beurteilt sein. Von ihm aus erscheinen auch die doktrinären Einschübe nicht mehr auffällig. Aber mag die Form, die Technik des Romans eine altertümliche, zeitlich überwundene sein, sein Gehalt ist ewig und wird ewig die Form überwinden.

---

7. Hermann und Dorothea.

Während Goethe noch die „Lehrjahre“ unter der Feder hatte, überdachte er bereits ein anderes episches Werk: Hermann und Dorothea.

Seine Entstehung befriedigend zu erklären, bereitet einige Schwierigkeiten. Gewöhnlich wird sie so angegeben: Goethe habe durch irgend einen Zufall eine Anekdote aus der Geschichte der Salzburger Auswanderer, die wegen ihres protestantischen Bekenntnisses von dem Erzbischof 1732 aus ihrer Heimat vertrieben wurden, gelesen, Wohlgefallen an ihr gefunden und sie in ein episches Gedicht umgewandelt, nachdem er sie auf die während der Revolutionskriege vor den Franzosen flüchtenden Deutschen übertragen und dadurch in die unmittelbare Gegenwart verlegt habe.

Die Anekdote lautet in Göckings „Vollkommener Emigrationsgeschichte“ mit geringen Kürzungen also:

Als die Salzburger durch das Oettingische reiseten, kam eines reichen Bürgers Sohn aus Altmühl zu einer mit ihnen ziehenden Dirne und fragte sie: wie es ihr in dasigem Lande gefalle? Sie gab zur Antwort: Herr, ganz wohl. Er fuhr fort: ob sie denn bei seinem Vater wohl dienen wollte? Sie antwortete: gar gerne! Nun hatte der Vater diesen seinen Sohn oft angemahnet, daß er doch heiraten möchte; wozu er sich aber vorher nie entschließen können. Da aber besagte Emigranten da durchzogen, und er dieses Mädchens ansichtig ward, gefiel ihm dieselbe. Er ging daher zu seinem Vater, erinnerte denselben, wie er ihn so oft zum Heiraten angespornet, und entdeckete ihm dabei, daß er sich nunmehro eine Braut ausgesucht hätte. Der Vater frug ihn, wer dieselbe sei? Er gab ihm zur Antwort: es sei eine Salzburgerin, die ihm sehr wohl gefiele. Wollte ihm nun der Vater nicht

erlauben, daß er dieselbe nehmen dürfte, so würde er auch niemals heiraten. Als nun der Vater nebst seinen Freunden und dem herzu geholten Prediger sich lange vergeblich bemühet hatte, ihm solches aus dem Sinne zu reden, es ihm aber endlich doch zugegeben, so stellete dieser seinem Vater die Salzburgerin dar. Das Mädchen aber wußte von nichts anders, als daß man sie zu einer Dienstmagd verlangete. Der Vater hingegen stund in dem Gedanken, als hätte sein Sohn der Salzburgerin sein Herz schon eröffnet. Daher fragte er sie: wie ihr denn sein Sohn gefiele, und ob sie ihn denn wohl heiraten wollte? Weil sie nun davon nichts wußte, so meinete sie, man suchte sie zu äffen. Sie fing darauf an, man sollte sie nur nicht foppen! Zu einer Magd hätte man sie verlanget, und zu dem Ende wäre sie seinem Sohne nachgegangen. Wollte man sie nun dazu annehmen, so wollte sie allen Fleiß und Treue beweisen, und ihr Brot schon verdienen. Foppen aber ließe sie sich nicht. Der Vater aber blieb dabei, daß es sein Ernst wäre, und der Sohn entdeckete ihr auch darauf die wahre Ursache, warum er sie mit nach seines Vaters Hause geführet; nämlich: er habe ein herzliches Verlangen, sie zu heiraten. Das Mädchen sahe ihn darauf an, stund ein klein wenig stille, und sagte endlich: wenn es denn sein Ernst wäre, daß er sie haben wollte, so wäre sie es auch zufrieden, und so wollte sie ihn halten wie ihr Auge im Kopfe. Der Sohn reichte ihr ein Ehepfand: sie aber griff sofort in den Busen, zog einen Beutel heraus, darin zweihundert Dukaten staken, und sagte: sie wollte ihm hiemit auch einen Mahlschatz geben. Folglich war die Verlobung richtig.

Unzweifelhaft hat Goethe diese Erzählung gekannt und benutzt, obwohl er, auch nachdem auf sie öffentlich als seine Quelle hingewiesen worden war, beharrlich darüber geschwiegen hat. Die Ähnlichkeit ist zu groß, als daß es anders sein könnte. Ist damit aber die Entstehung der Dichtung erklärt? Hat es wirklich ausgereicht, daß Goethe die Erzählung gelesen und als einen sehr wirksamen epischen Stoff erkannt, um ihn zu jener köstlichen Dichtung zu befruchten, die Geschlecht auf Geschlecht jugendfrisch entzückt? War er ein Dichter wie tausend andere große und kleine, denen schon die Brauchbarkeit des Motivs für ihr Schaffen genügt, gleichviel ob sie es in der Lektüre oder im Leben, in dem anderer oder im eigenen finden? Oder war er der Dichter des höchstpersönlichen Erlebnisses? Des Erlebnisses, dem er nicht bloß mit Interesse zuschaute, sondern das er mit seinem Innersten erfaßte, und das

dort tiefgehende Wellen aufwarf? Und war nicht gerade deshalb das Dichten für ihn ein Akt der Befreiung, der Beruhigung, der Klärung, des Abschließens mit einem bestimmten Erlebnisse? Hat er uns nicht selber darüber zu den verschiedensten Zeiten die bestimmtesten Erklärungen abgegeben? 1775 schreibt er von seinen Arbeiten, daß sie immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens wären. 1787 charakterisiert er die erschienenen vier ersten Bände seiner Werke mit den Worten: „Es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, im Zusammenhang mit dem Erlebten gedacht wäre.“ 1811 nennt er in seiner Selbstbiographie seine Dichtungen Bruchstücke einer großen Konfession, die er durch seine Lebensbeschreibung vollständig zu machen suche. 1823 äußert er zu Eckermann: „Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden.“ Und 1830 zu demselben: „Ich habe nie in meiner Poesie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ Und Zeitgenossen, die einen tieferen Einblick in sein Leben und Dichten hatten, erklärten dasselbe. Wir wollen nur an Herder und Wieland erinnern. Von Herder haben wir es früher gehört, von Wieland möge hier eine Bemerkung aus dem Jahre 1794 eingeflochten sein. Er bedauerte da in einem Gespräche mit Böttiger, daß er von seinen Werken fast nichts im Kopfe habe. Ganz anders sei es mit Goethe. Dieser wisse fast alle seine Werke auf den Nagel herzusagen. „Denn es sind Emanationen seines Ichs.“ Hiermit bezeichnete Wieland prägnant den Unterschied des Dichters Goethe vom Dichter Wieland, oder wie er sonst heißen mochte. „Emanationen seines Ichs“ — das will nichts anderes sagen als innerste Erlebnisse, die zum dichterischen Ausdruck sich drängten. Bei anderen Poeten konnte es ebenso, es konnte aber auch anders sein.

Diesen Zeugnissen des Dichters und nächster, verständnisreichster Gefährten entspricht die lange Reihe ausgereifter Schöpfungen, die wir vor Augen haben, wenn wir von Goethe sprechen,

und die ihm selbst vor Augen stand, wenn er von seinen Werken sprach: Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen, Götz, Clavigo, Stella, die Geschwister, Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust, Werther, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften samt der ausgebreiteten Lyrik. Wohl reizte es ihn, auch andere Stoffe zu gestalten, die ihn nach ihrem Gedanken- oder Zeitgehalt beschäftigten, oder die ihm durch ihre poetischen Eigenschaften gefielen; aber das Schicksal dieser Versuche bestätigt das Gesetz, dem Goethe unterlag. Sie sind sämtlich entweder Bruchstücke geblieben, wie Sokrates, Mahomet, Cäsar, Elpenor, der ewige Jude, die Geheimnisse, die Aufgeregten, das Mädchen von Oberkirch, die natürliche Tochter, Achilleis, Pandora, oder unbedeutend, farblos, schattenhaft geworden wie die Singspiele, der Großkophta, der Bürgergeneral und andere. Das Herzblut versiegte nach kurzer Frist oder floß ihnen gar nicht.

Sollte in der Kette dieser Erscheinungen Hermann und Dorothea eine Ausnahme bilden? Dieses Gedicht sollte zum Ende gediehen und, obwohl der Lektüre entsprossen, zugleich doch so warm und lebensvoll sein wie nur irgend ein aus dem Erleben des Dichters geborenes? Wenn das der Fall wäre, dann müßten wir es als einen bloßen Zufall ansehen, daß Goethe aus seinem Leben die Stoffe zu seinen vollendeten Dichtungen genommen habe, als eine Folge der in sich nicht notwendigen Fügung, daß den Dichter seine Erlebnisse in der Regel brauchbarere Fabeln dünkten als das, was er in seiner Lektüre oder im Leben anderer fand. Nach der Vorstellung, die wir bisher von ihm bekommen haben, werden wir einer solchen Annahme widerstreben. Und wir werden dies mit um so größerer Berechtigung tun können, als der Dichter uns auch für Hermann und Dorothea auf sein Leben verwiesen hat. Als er das Epos seiner Züricher Freundin, der Frau Bäbe Schultheß schickte, fügte er hinzu: „Ich habe da hinein, so wie immer, den ganzen laufenden Ertrag meines Daseins verwendet.“ Das kann nicht heißen, — er hätte es als selbstverständlich sonst nicht zu betonen brauchen — die ganze errungene Höhe meiner Kunst und meiner Lebensweisheit, sondern er muß den Niederschlag intimster

Erlebnisse meinen. Darum ist die Dichtung auch durch das „so wie immer" auf gleiche Linie gestellt mit Goethes anderen Schöpfungen, über deren Zusammenhang mit dem Leben der Dichter und sie selber uns so reichlich belehren. Jene Worte besagen das Gleiche, was wir oben aus dem Jahre 1775 zitierten, und was er in der Campagne mit den Worten ausdrückt: „Meine Produktion hielt immer mit meinem Lebensgang gleichen Schritt." Deshalb fügte er auch hinzu „den laufenden Ertrag", das heißt: es ist hinein verarbeitet, was seit der definitiven Konzeption des letzten Werkes, des Wilhelm Meister, an neuen Erlebnissen aufgelaufen ist. Es ist dies der Zeitraum vom Sommer 1794 bis zum Herbst 1796.

Was hat Goethe nun in dieser Zeit erlebt? Das bedeutendste Ereignis ist die Freundschaft mit Schiller. Aber dieses warf keine Wellen, zu deren Beruhigung er der Dichtung bedurfte. Im übrigen verfloß sein Leben ungestört in dem stillen Bezirk von Weimar und Jena, den er kaum einmal verließ. Draußen war es dagegen um so unruhiger. Das Kriegsgewitter tobte jenseits und diesseits des Rheins weiter und scheuchte viele dem Dichter wohlbekannte, befreundete und vertraute Familien und Personen aus ihren Wohnsitzen auf, um in den abgelegeneren Teilen Deutschlands Frieden und Sicherheit zu suchen.

Aber von den vielen bestand eigentlich nur eine einzige Persönlichkeit merkwürdigere Gefahren und Schicksale, und diese einzige war die, die von allen seinem Herzen am nächsten stand: keine andere als seine holde Jugendbraut, Lili. Ihre Lebenslage mußte schon seit einiger Zeit seinen lebhaftesten Anteil erregen. Ihr Haus war gerade durch den Reichtum und das Ansehen ihres Mannes bedrohlich in die Stürme der Revolution hineingezogen worden. Ihre mütterliche Freundin, die alte Demoiselle Delph in Heidelberg, hatte ihr deshalb schon im Jahre 1792 ihre Besorgnisse ausgesprochen und zur Erwägung gegeben, ob sie nicht dem heißen Boden entfliehen wolle. Aber mit großer Entschiedenheit wies sie solche Ratschläge ab: „Je ne puis et ne dois pas céder aux instances qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie où le

devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations, et où il faut réprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage." Sie sei entschlossen, das Los ihres Mannes zu teilen, „quelque malheureux qu'il puisse être". Die Lage des Herrn von Türkheim wurde in der Tat allmählich sehr kritisch. Durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Maire der Stadt berufen, störte er als Konservativer und Aristokrat die Zirkel der Pariser Machthaber. Er wurde deshalb bald seines Amtes entsetzt und aus Straßburg verbannt. Um nicht als Emigrant sein Besitztum und seine Person zu gefährden, bleibt er in Frankreich, indem er sich auf sein kleines Gut Posdorf in Lothringen zurückzieht. Das geschah Ende Januar 1793. Sieben Monate später kam Goethe nach Heidelberg und wohnte einige Tage bei der Delph. Damals muß er die bisherigen Schicksale Lilis erfahren haben und wird über die Wechselfälle des Lebens sowie über die Tapferkeit seiner einstigen Braut nicht wenig bewegt gewesen sein. Etwa ein halbes Jahr genoß Herr von Türkheim in seinem Asyl einer leidlichen Ruhe. Dann erschien er den Schreckensmännern von neuem gefährlich, und sie befahlen Anfang Juli 1794 seine Verhaftung. Türkheim, von dem Haftbefehl rechtzeitig unterrichtet, floh nach der deutschen Grenze und ließ, nachdem er sie glücklich erreicht, seine Frau auffordern, ihm zu folgen. Lili, um nicht Verdacht zu erregen und vielleicht samt den Kindern als Geiseln für den geflüchteten Gatten zurückbehalten zu werden, machte sich als Bäuerin verkleidet mit ihren fünf Kindern, von denen sie das jüngste auf dem Rücken trug, abends sechs Uhr auf den Weg und langte, die ganze Nacht hindurch marschierend, früh neun Uhr vor Saarbrücken an. Zu ihrer Überraschung fand sie die Stadt bereits von Franzosen besetzt, die zwar keinen Verdacht gegen sie schöpften, aber von ihrer Schönheit angezogen in bedenklicher Weise auf sie eindrangen. Doch mit sittlicher Hoheit die frechen Insulte abweisend, passierte sie den Ort und erreichte ohne weitere Gefahren die deutschen Vorposten. Einige Tage später langte sie in Heidelberg an und machte bei ihrem dort ansässigen Bruder und bei der Delph eine kurze

Rast. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Frankfurt siedelte die ganze Familie Ende August nach Erlangen über und verblieb dort ein volles Jahr. Lili machte daselbst die Bekanntschaft der Gräfin Henriette von Egloffstein, die in engen Beziehungen zu Weimar stand. Dies war für sie der Anlaß, ihr von ihrem früheren Verhältnis zu Goethe zu berichten und ihr zu gestehen, daß sie fort und fort mit inniger Verehrung an ihm hänge: er sei der Schöpfer ihrer geistigen Existenz geworden, und es werde ihr wohltun, wenn Goethe erfahre, mit welchen herzlichen und dankbaren Gefühlen sie sich dessen fortdauernd erinnere. Ähnlich äußerte sich Lili, als sie im September 1795 in Zürich mit Bäbe Schultheß zusammentraf. „Ich laß ihn grüßen," sagte sie zu ihr, „und freue mich, beim Andenken an ihn das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt, darin zu wahren, und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen." Indem sowohl die Frau von Egloffstein als Bäbe Schultheß die Äußerungen Lilis an Goethe weiter melden, fügen sie begeisterte Schilderungen von dem Eindruck, den sie von ihr empfangen, hinzu. Der Bericht jener liegt uns nur in einem späten Abglanz vor. Danach hätte der Anblick Lilis ihr das Bild Iphigeniens, jenes Ideals edelster Weiblichkeit, vor die Seele gerufen. Mit „tief bewegter Seele" gedenkt sie deshalb noch in hohem Alter der Stunden, die sie mit ihr verbracht. Wenn man glauben könnte, die lange Zeit habe vielleicht Lilis Bild in der Phantasie der Egloffstein verklärt, so wird das widerlegt durch die Auslassungen der ernsten, maßvollen Schweizerin, die wenige Wochen nach dem Besuche Lilis in dem Briefe, in dem sie deren Grüße übermittelt, schreibt: „Ich sahe zum ersten Male die Lise Türkheim und genoß ein paar schöne stille Stunden mit ihr — so fühlte ich mich wohl noch kaum mit jemandem gleich zu Hause, wie mit ihr — ach! aber sie ist durch Leiden und Schicksale körperlich sehr mitgenommen — aber desto erhöhter ihr Mut — desto fester die Kraft ihrer Seele.... Wann eine Sterbliche von guten Geistern bewacht und hindurchgeführt wird, so ist's diese....

Es war mir so wohl neben ihr, als wann ich in deiner Iphigenia lese."

Man kann sich denken, welche Bewegung diese Mitteilungen in Goethes weicher Seele hervorrufen mußten. 1779 hatte er Lilis Haus in anscheinend gefesteter Sicherheit und in behaglichem Glanze geschaut. Jetzt hatte die Revolution, die schon so viel Unsegen gebracht, auch sie ins Unglück gestürzt, sie zu einer Flüchtigen, Bedrängten, Besitzlosen gemacht. Und wie gern hatte er (obschon nicht ohne leise Bitterkeit) damals zu bemerken geglaubt, Lili sei ganz glücklich, sie habe alles, was sie brauche. Jetzt erfuhr er, daß dies Täuschung gewesen, daß die Trennung von ihm eine unausgefüllte Lücke gelassen, daß sie aber fest jede Empfindsamkeit bekämpft, nur ihren Pflichten gelebt habe.

Ganz besonders aber mußte es ihn rühren, daß sie mit voller Klarheit und mit herzlicher Dankbarkeit erkenne, was sie ihm schulde. Wie viel freier und höher beurteilte sie ihn doch als so manche andere von ihm hochgeschätzte und verehrte Persönlichkeit! Er konnte stolz darauf sein, wie herrlich der Samen, den er ausgestreut, ihm aufgegangen. „Ich wäre stolz gewesen, es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt" (Eckermann 5. März 1830). Das war wirklich ein „Ertrag" seines Lebens. Als Stella war Lili aus seinem Gesichtskreise geschwunden, als Iphigenie kehrte sie durch die Augen der Freunde vor ihn zurück. Und wenn er als achtzigjähriger Greis auf einige Lobsprüche Sorets über die Enkelin Lilis erwiderte: „Indem Sie mit solchem Anteil über das liebenswürdige junge Mädchen reden, erwecken Sie in mir alle meine alten Erinnerungen. Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe," — um wie viel stärker muß er diesen Hauch gefühlt haben, als ihm Lili selber durch die beziehungsreichen Briefe der Egloffstein und Bäbe Schultheß nahe gebracht wurde. Fürs erste konnte dieses Gefühl sich nicht anders als unter dem Schleier der Dichtung offenbaren. Als aber zwölf Jahre später ein Brief Lilis ihm die Lippen öffnete, da brach es unverhüllt in aller Kraft hervor.

Im Dezember 1807 schreibt er an Lili: „Erlauben Sie mir zu sagen: daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle. Leben Sie wohl und ruhig nach so vielen äußeren Leiden und Prüfungen, bei denen ich oft Ursache habe, an Ihre Standhaftigkeit und ausdauernde Großheit zu denken. . . . Ihr ewig verbundener Goethe." Gesiegelt war das Schreiben mit einem Amor, der mit Löwenhaut und Keule bewehrt ist!

Das Wiedererwachen der zärtlichen Gefühle Goethes wurde in hohem Grade durch den Umstand begünstigt, daß sein Herz nach dem Bruch mit Frau von Stein liebeleer war, und daß überhaupt in Weimar nach der Rückkehr aus Italien der Freundeskreis nicht mehr mit der alten Wärme und noch weniger mit dem alten Verständnis ihn umgab. Sie waren alle mit ihm unzufrieden. Unwillkürlich wurde dadurch sein Auge zurückgelenkt auf die Zeiten der Jugend, die schöner als je vor ihm aufstiegen. Die Krone aber seiner Rückerinnerungen war die Erfahrung mit Lili. Sie überzeugte ihn, daß sein damaliges Leben auch nach der Seite der Liebe hin kein bloßes Spiel, sondern vollhaltig, fruchtbar und rein gewesen war. Die süße Wehmut, in die jene Erfahrungen und Erinnerungen ihn versetzten, hören wir wiedertönen aus der Zueignung zum Faust, die er im Juni 1797 nach Beendigung von Hermann und Dorothea niederschrieb:

Ihr bringt mit Euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halb verklung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf. . . .
. . . .
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Widerklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang. . . .
. . . .

Was ich besitze, seh' ich wie im weiten
Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.

Und noch inniger, bestimmter spricht sie aus einem Briefe, den er zwei Jahre später an den Verwandten Lilis, Johann Georg D'Orville, den Zeugen und Teilnehmer der unvergeßlichen Offenbacher Tage, richtete. „So wenig man sich wieder Brüder und Schwestern schaffen kann, wenn Vater und Mutter tot sind, so wenig kann man sich Freunde erwerben wie die sind, die ein früheres, völlig verschwundenes Jugendverhältnis uns verschaffte. Wir haben im Alter noch Überzeugung und Wahl, aber die süße Notwendigkeit der Jugend erscheint uns nicht wieder." Indem die Jugend so reizvoll vor ihm aufstieg, und nicht bloß in der Erinnerung, sondern in lebendigen Zeugen, selbst in der Person seiner heißgeliebten schönen Jugendbraut, mußte er das lebhafteste Bedürfnis empfinden, dieses goldene Bild für immer festzuhalten, das was ihm entschwunden, durch die Dichtung zur Wirklichkeit zu machen; es mußte das Verlangen lebendig werden, auf den Flügeln der Dichtung sich selbst in die Jugendzeit zurückzuversetzen und in ihr die Verbindung mit Lili zu feiern, die die Wirklichkeit versagt, und die in einem früheren poetischen Versuch, in der Stella, eine sehr unbefriedigende Erfüllung gefunden hatte.

Sei es, daß damals, wo diese frohen Erlebnisse der Vergangenheit und Gegenwart ihm die Brust hoben, die Anekdote von dem Salzburger Mädchen ihm wieder ins Gedächtnis kam, sei es, daß sie ihm ein Zufall neu bekannt machte, genug, er fand in ihr die treffliche Form, in die er seine Jugenderinnerungen, die Schicksale Lilis und den Gehalt der Zeit zugleich hineingießen und zu einem schönen Ganzen verschmelzen konnte. Seine Gabe, von der er in Dichtung und Wahrheit uns erzählt, Vergangenheit und Gegenwart in Eins zu empfinden, die in vielen seiner großen und kleinen Werke ausgedrückt sei, leistete ihm hier für Hermann und Dorothea die besten Dienste. Die Jahre 1775 und 1795 gehen ineinander über. Sich und seine Eltern hat Goethe unter der Maske Hermanns und des Wirtspaares in der Erscheinung von

1775 festgehalten; Lili unter der Maske Dorotheens noch als Jungfrau, aber mit der Reife und den Schicksalen der Revolutionszeit.*)

Der Gewinn, den er hier wie sonst davon hatte, daß er das Leben in die Dichtung übertrug, brachte auch Nachteile mit sich. Ohne die größte Aufmerksamkeit, die nicht Sache des in der Glut arbeitenden Dichters ist, war es nicht zu vermeiden, daß feine Bruchstellen, die an die gesonderten Teile des Amalgams erinnern, sich einstellten. Wir werden ihnen hie und da begegnen, und sie werden bestätigen, was wir über die Entstehung vermutet haben.

Wenn wir diesen Werdeprozeß uns vergegenwärtigen, dann werden wir es voll begreifen, warum Goethe den Hinweisen auf seine Quelle weder zustimmen noch widersprechen und wie er im Alter sagen konnte, Hermann und Dorothea sei fast das einzige seiner größeren Gedichte, das ihm noch Freude mache und das er nie ohne innigen Anteil lesen könne. Die meisten anderen waren mit zu schmerzlichen Erinnerungen verknüpft. Man erinnere sich, wie er sich von Iphigenie und Tasso fernhielt!

Goethe hat Ende des Jahres 1794 mit der Dichtung sich zu beschäftigen begonnen. Das paßt vortrefflich zu der Zeit, wo er im Besitz der ersten Nachrichten über die Schicksale und Bekenntnisse Lilis sein konnte. Er wollte die Dichtung zunächst zu einem Drama gestalten, und diese ursprüngliche dramatische Konzeption leuchtet noch durch. Aber er entschied sich für die epische Form, die dem Stoffe und den reiferen Jahren des Dichters besser zusagte. Solange Wilhelm Meister nicht beendet war, blieb

*) Daß er Dorothea nach einem Modell gebildet, hat er später selbst einmal bekannt (an Antonie Brentano 6. Juli 1815), und könnte es ein gleichgültiges gewesen sein? Wenn aber nicht, wer anders als Lili, die sich seinem geistigen Auge ohnehin als flüchtige überrheinische Bäuerin zeigte? — Daß für die Wirtin ihm die Mutter als Vorbild gedient, hat er in der Freude seines Herzens noch vor dem Erscheinen der Dichtung gemeldet. (Brief der Mutter vom 17. Juni 1797. Schriften der Goethegesellschaft 4, 133.)

die Ausarbeitung liegen. Erst als er im August 1796 an ihm den letzten Strich getan, nimmt er das Gedicht vor, das nun mit wunderbarer Geschwindigkeit aufschießt. In den Tagen vom 11. bis 19. September schreibt er in Jena unter den Augen des erstaunten Schiller beinahe zwei Drittel des Werkes, täglich hundertfünfzig Verse. Dann tritt eine längere Pause ein, doch Mitte März des nächsten Jahres wird die Dichtung — wiederum in Jena — abgeschlossen. Bis zum Juni unterliegt sie noch der Feilung. Im Oktober erscheint sie im Druck.

Indem Goethe die Handlung in den August 1795 verlegte, verschaffte er sich den Vorteil, als ihren Schauplatz eine dem Rheine nahe und doch noch vom Kriege unberührte Landschaft wählen zu können, in der Wein, Obst und Getreide in Fülle gedeihen, der Fluß, Hügel und Gebirge den schönsten malerischen Grund geben. Je reizender die Umgebung, um so anmutiger die Szenen, die in ihr spielen. Je tiefer der Frieden und je reicher der Fruchtsegen, um so stärker der Kontrast mit den vom Kriege heimgesuchten Gegenden und mit den armen Flüchtlingen, und um so lebendiger unser Wunsch, daß dieser glückliche Winkel von der Kriegsfurie verschont bleiben möge. Wahrscheinlich hat dem Dichter das Neckartal oberhalb Heidelberg vorgeschwebt. Straßburg, Frankfurt und Mannheim sind die nächsten größeren Orte, deren Besuch der Vater von Hermann wünscht, das Tal ist voller Krümmungen, die Landschaft schlingt sich in fruchtbaren Hügeln umher, und in der Ferne erblickt man „jenseits" das Gebirg. Hatte doch auch die flüchtige Lili in Heidelberg die erste Ruhestatt gefunden.

Um dem Epos einen idyllischen Charakter oder besser einen naturgemäßen zu wahren, mußte der Dichter uns in einfache Verhältnisse führen, in Verhältnisse, „wo sich, nahe der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht." Er hätte, ohne der Wahrscheinlichkeit der Handlung irgendwie Abbruch zu tun, ein Dorf, wie es Voß in seiner Luise getan, die auf Goethe vorbildlich und anregend wirkte, zum Schauplatz der Dichtung machen können. Aber er behielt mit glücklichem Instinkt die kleine Stadt der Emigranten-

fabel bei. Sie bot die dörfliche Einfachheit, insbesondere die Beschäftigung mit dem Ackerbau, und zugleich die Mannigfaltigkeit städtischer Gewerbe und Typen. Es konnte der Apotheker und der Kaufmann neben dem Pfarrer und Wirt auftreten, Musik und Architektur, höhere bürgerliche Geselligkeit, Teilnahme am Stadtregiment eine Rolle spielen.

So sind die äußeren Vorbedingungen für das Epos aufs glücklichste gegeben.

Es setzt sogleich ganz dramatisch ein. Weder eine Orts- und Zeitschilderung, noch eine Anrufung der Muse, ja nicht einmal eine epische Formel zur Einführung des Sprechenden leitet die Dichtung ein. Sie beginnt vielmehr unmittelbar mit den Worten des Wirts zum goldenen Löwen, die genug enthalten, um uns die Situation verständlich und anschaulich zu machen. Es ist sehr heiß, kein Wölkchen am Himmel, die Stadt wie ausgestorben, alles zum Dammweg, der eine Stunde von der Stadt sich hinzieht, um den Zug der vor den Franzosen flüchtenden linksrheinischen Landsleute zu sehen. Der Wirt und seine Gattin sind zu Hause geblieben. Aber sie haben ihren Sohn Hermann mit einem Wagen voll Kleidungsstücke und Lebensmittel hinausgeschickt und auf diese Weise ihre Nächstenpflicht mit ihrem Behaglichkeitsbedürfnis ins Gleichgewicht gebracht. Allmählich kehren die ausgezogenen Städter zurück. Unter ihnen der reiche Kaufmann. Er kommt mit seinen Töchtern im feinen Landauer und regt vermutlich alte Gedankenverbindungen im Kopfe des Wirts an, dann der Apotheker und der Pfarrer. Die beiden setzen sich als gute Freunde des Wirtspaares zu ihnen auf die Bank. Sogleich fängt der Apotheker an, auf die Neugierde und den Leichtsinn der Menschen zu schelten, der sie zum Dammweg getrieben, obgleich wir den Verdacht haben, daß kein anderes Motiv ihn selber hinausgelockt. Der „Pfarrherr“ will den Tadel nicht gelten lassen. Er verteidigt mit tiefem Ernste diese Triebe, die die „gute Mutter Natur“ dem Menschen in die Brust gelegt. Sein Auftreten ist mit besonderem Accent eingeleitet. Während sonst der Dichter die Personen durch ihre Taten und

Worte sich charakterisieren läßt, widmet er hier — unbekümmert um alle Regeln der Kunst — selber dem Pfarrer eine ergiebige Schilderung; er bezeichnet sein Alter, „ein Jüngling, näher dem Manne“, nennt ihn edel und verständig, einen Kenner des Lebens und der Menschen, der heiligen und besten weltlichen Schriften. Diese nachdrückliche Hervorhebung des Mannes ist wohl hauptsächlich dem Wunsche entsprungen, für die Fülle von Lebensweisheit, die ihm in den Mund gelegt wird, von vornherein größere Aufmerksamkeit zu erzielen. So gleich für seine ersten Betrachtungen, die eine Ablehnung der Lehre von der sündhaften Natur des Menschen enthalten, einer Lehre, die erst kürzlich wieder (1793) zum großen Verdruß Goethes durch Kants Doktrin vom radikalen Bösen eine ansehnliche Unterstützung erfahren hatte. Das Ohr der Wirtin zu fesseln, ist dem würdigen Pfarrer freilich nicht gelungen. Ihr ist es gewiß auch nie eingefallen, die Natur als böse anzusehen, dazu fühlt sie sich selbst zu sehr als Natur. Ohne deshalb ein Wort weiter daran zu knüpfen, bittet sie kurz und ungeduldig, ihr doch zu sagen, was die Herren gesehen. Ihre Wißbegierde stillt der Apotheker; er wird vorgeschoben, um die Kleinmalerei auszuführen, die des Pfarrers, der nur das Allgemeine im Auge haben soll, nicht ganz würdig wäre. Auch mag der gesprächige Mann schon darauf gelauert haben, die Fülle seiner kläglichen Gesichte auszuschütten. Der Wirt hat von dem ersten Erguß völlig genug, und er sucht die Fortsetzung abzuschneiden, oder doch mindestens für sie einen stärkenden Rückhalt zu gewinnen, indem er die Hausfreunde einlädt, mit ihm in das kühlere Sälchen zu treten und sich bei einem Glase Dreiundachtziger die Grillen zu vertreiben.

Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirtes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das seine.

Wir sind überrascht von diesem letzten Zuge. Wir würden geneigt sein, Apotheker und Pfarrer ihre Rolle tauschen zu lassen, aber wir würden uns nur als Stümper gegen den Meister erweisen. Der Apotheker ist Egoist und Realist; er hängt am Ver-

gänglichen. Im Spiegel des Schicksals der Auswanderer hat er sein eigenes bedroht gesehen. Die Natur des Wirts weicht in der Liebe zum Besitz nicht sehr von der des Apothekers ab, aber er ist ein Lebenskünstler, der über die Sorgen des Augenblicks sich hinwegzuhelfen weiß. Der Pfarrer dagegen ist durch Glauben und Weltweisheit hinreichend davor geschützt, die Heiterkeit des Gemüts zu verlieren. Der Wirt errät als Geistesverwandter des Apothekers sofort dessen trübe Gedanken und sucht sie zunächst durch den Hinweis auf Gottes Hilfe, die sich so schön beim Brande der Stadt bewährt habe, zu verscheuchen. Bald aber geht er zu greifbareren Argumenten über; er preist den Rhein, der ein allverhindernder Graben sei, und endlich — es deute ja alles auf Frieden. Mit beweglichen Worten malt er schon das Friedensfest aus, für das er noch den besonderen Wunsch hegt, daß die Friedensglocken auch zu seines Sohnes Hochzeit läuten mögen. In diesem Augenblick fährt Hermann donnernd in den Torweg ein. Er ist von seiner Samariterfahrt zurückgekehrt.

Zweiter Gesang. Der Pfarrer bemerkt an ihm eine große Veränderung. Er sieht so lebhaft und fröhlich drein wie nie zuvor. Hermann bleibt gegenüber den ausforschenden Blicken und Anspielungen des Pfarrers in voller Ruhe. Wir empfinden sofort, wir haben es mit einem Charakter zu tun. Mit unbefangener Wärme erzählt er von seinen Erlebnissen, wie er den Auswanderern nachgesehen, wie ihn ein Mädchen, das einen von Ochsen gezogenen Wagen klüglich geleitet, um Leinwand für eine Frau und deren neugeborenes Kind, die auf dem Wagen lagen, angesprochen und wie er sich entschlossen habe, ihr nicht bloß die Leinwand, sondern alles was er mitgebracht, zum eigenen Gebrauch und zur Verteilung an die anderen zu überlassen. „Denn du verteilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen." Nichts verrät in seiner Erzählung eine aufkeimende Neigung. Die Überlassung aller Gaben an Dorothea ist als zweckmäßig genügend begründet. Unser Interesse für Dorothea ist trotzdem schon erweckt. Wir haben gehört, wie sie mitleidig besorgt und umsichtig ist, und wie sie „ge-

lassen“, also bei aller Bedrängnis mit Würde, dem Wagen Hermanns sich genaht hat. — Gegenüber diesen Schilderungen schätzt der Apotheker sich glücklich ein Junggeselle zu sein. „Der einzelne Mann entfliehet am leichtsten.“ Diese Auslassungen des Apothekers benutzt der Dichter mit ungezwungenster Natürlichkeit, um aus Hermann die verborgen gebliebenen Herzenserlebnisse der heutigen Fahrt hervorzulocken. Mit Nachdruck protestiert er gegen die Anschauungen des Apothekers. Im Glück und Unglück dürfe man sich nicht allein bedenken. Gerade in solchen Zeiten bedürfe manch gutes Mädchen des schützenden Mannes, und er entschlösse sich heute lieber als je zur Heirat. Das billigt die rasch einfallende Mutter von Herzen; auch sie und der Vater hätten sich nach dem großen Brande über den Trümmern ihrer elterlichen Häuser die Hand zur Ehe gereicht. Auch der Vater hat den Sohn, der bisher den Mädchen ausgewichen, mit großem Vergnügen von Heiraten sprechen gehört, — aber daß die Mutter, um die Absichten des Sohnes zu unterstützen, ihr eigenes Beispiel angeführt, stimmt nicht ganz mit seiner Heiratspolitik zusammen. Er sucht deshalb die Nutzanwendung einzuschränken; es sei schwierig, immer von vorn anzufangen, zumal täglich alles teurer werde. Auch werde die Arme zuletzt vom Manne verachtet. „Er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.“ Und um Hermann nicht im Zweifel zu lassen, wohin seine Wünsche gerichtet seien, platzt er mit dem Vorschlag heraus, Hermann möge eine Tochter des reichen Kaufmanns, den wir im Landauer über den Markt haben fahren sehen, zur Frau nehmen.

„Da versetzte der Sohn bescheiden dem drängenden Vater.“ — So aufgeregt er über den unedlen, harten Einspruch des Vaters sein mußte, die kindliche Pietät hält ihn in geziemenden Schranken. Hermann bekennt, daß er allerdings einmal an eine der Töchter gedacht, aber er wäre so oft getadelt und verspottet worden, weil er nicht so elegant wie die „Handelsbübchen“ erschienen, und gar zuletzt, weil er nichts von der Zauberflöte gewußt, daß er geschworen habe, die Schwelle des Hauses nicht mehr zu betreten.

Die Erklärung des Sohnes ruft einen Zornausbruch des Vaters hervor; er habe es schon immer mit Verdruß gesehen, daß Hermann nicht höher hinauf wolle, daß er wie ein Knecht nur im Stalle und auf dem Acker sich wohl fühle, aber er solle sich nicht etwa einfallen lassen, ihm ein bäurisches Mädchen als Schwiegertochter ins Haus zu bringen. Er wolle ein feines Schwiegertöchterchen, die das Klavier spiele und die besten Leute des Sonntags versammle, wie es geschehe im Hause des Nachbars. Wieder verharrt der Sohn, den die Worte des Vaters aufs tiefste verwundet und gereizt haben, in ehrerbietiger Haltung. Er schweigt, da er, erregt wie er ist, nicht Geziemendes antworten könnte, und verläßt „leise auf die Klinke drückend" die Stube, nicht in verstocktem Ingrimm, sondern in stiller Trauer. Seine Pietät ist keine äußerliche.

Der Konflikt ist in aller Schärfe gegeben, noch ehe Hermanns Liebe zu dem „überrheinischen Mädchen" hervorgetreten ist.

Dritter Gesang. Die Entfernung des Sohnes hat den Wirt etwas beruhigt, und er gleitet auf allgemeinere Betrachtungen über, um seinen Unwillen über Hermann zu begründen. Man müsse vorwärtsschreiten, der Sohn den Vater überholen; aber er fürchte, der Sohn werde hinter dem Vater zurückbleiben; er habe kein Streben. Jetzt kann die Mutter sich länger nicht halten. „Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten," lautet ihr wuchtiges Wort. Er werde einst ein Muster-Bürger und -Bauer sein, aber der Vater hemme ihm mit täglichem Tadel allen Mut in der Brust, er wolle ihn nach seinem Sinne formen, aber jeder könne nur nach den Gaben, die ihm Gott gegeben, erzogen werden. Diese und ähnliche Strafblitze gegen den Gatten schleudernd, verläßt sie das Zimmer, um dem Sohne nachzueilen und ihn zu beruhigen. Mit guter Miene nimmt der Wirt, der die Wahrheit ihrer Worte wohl fühlt, den Rückzug, indem er über die Weiber brummt, die wie die Kinder wären. Man solle immer loben und streicheln. Der Apotheker stellt sich vom Gesichtspunkte des Geldes ganz auf die Seite des Wirts.

Vierter Gesang. Indem der Dichter die Mutter den Sohn an allen seinen Lieblingsplätzen — auf der Bank vor dem Hause, im Stalle, im Garten, im Weinberge, auf den Feldern — suchen läßt, hat er Gelegenheit, das ganze Besitztum des Wirtes in seiner Größe, Mannigfaltigkeit und Lage vor uns auszubreiten. Je reicher uns dieses Besitztum — besonders in der Fruchtfülle des Hochsommers — erscheint, um so bemerkenswerter wird der Entschluß Hermanns, von dem wir bald hören sollen. Die Mutter findet Hermann erst auf der obersten Stelle des breitrückigen Hügels, der hinter dem Garten sich erhebt, unter dem Birnbaum. Der Platz ist mit feinem Gefühl vom Dichter gewählt. Wer so schmerzlich bewegt ist und so tief empfindet wie Hermann, der hat den Drang, von stiller Höhe, von wo der Blick ins Weite geht, sich ins Unendliche zu verlieren und sich als Individuum zu vergessen. Für Hermann verstärkt sich die geheime Anziehungskraft des Platzes dadurch, daß seine Gedanken an sich in die Ferne, in die Fremde schweifen, und daß er dort oben nach der Gegend blicken kann, die das geliebte Mädchen durchzieht. In dem Augenblick, wo die Mutter von hinten kommend ihn berührt, wischt er sich eine Träne aus dem Auge. Er will seine Betrübnis der Mutter verbergen, aber zu spät. Sie hat die Träne wohl bemerkt. Nach der Ursache gefragt, berührt er mit keinem einzigen Worte die schweren Kränkungen und Drohungen, die er vom Vater erfahren, sondern er schiebt die Tränen auf das Mitgefühl, das ihn mit den vertriebenen Landsleuten verbinde, deren Elend er heute gesehen. Ihr Anblick habe ihm den Entschluß eingegeben, in das Heer einzutreten, um das Vaterland vor dem schrecklichen Feinde zu schützen, den Fluten und Berge auf die Dauer nicht zurückhalten würden.

Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen,
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren . . .
. . . von hier aus
Geh ich gerad in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.

Erst an dieser Stelle berührt er den verletzendsten Vorwurf, den der Vater ihm gemacht, indem er kurz hinzufügt, der Vater möge alsdann sagen, ob nicht der Ehre Gefühl ihm auch den Busen belebe und er nicht höher hinaus wolle. Die Mutter glaubt nicht recht den Worten des Sohnes. Sie hat nie solche Gedanken an ihm wahrgenommen und drängt deshalb in ihn, ihr seine wahre Meinung nicht zu verbergen. Der Sohn aber erwidert, die Mutter irre, es sei sein voller Ernst; obwohl an seinem Entschluß die Verzweiflung so viel Anteil habe wie die Vaterlandsliebe. Auf die inständige Bitte, ihr ganz sein Herz zu öffnen, spricht er nicht sogleich, sondern umarmt von Schmerz überwältigt die Mutter. Auch hier erkennen wir Goethe, das Urbild Hermanns, wieder: diese seltene Mischung von Männlichkeit und Weichheit. In milden, innigen Worten schildert Hermann, wie er in ehrfurchtsvoller Liebe von je an den Eltern gehangen, wie er aber vom Vater immer nur Tadel und Kränkung erfahren. Nun altere der Vater; er sehe sich als Erben des reichen Besitztums und habe doch keine Freude daran — denn, fügt er begründend hinzu, indem er unbewußt vom Verdruß über die Behandlung des Vaters auf den Kernpunkt seiner Trauer überspringt,

> . . . Seh ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
> Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
> Denk ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
> Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
> Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
> Ach! Da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
> Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
> Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Mahnt uns hier das Dachstübchen, von dem aus Hermann sehnsuchtsvoll nach Mond und Sonne ausblickt, an die Person des Dichters, so noch mehr das Alter, das hier für Hermann vorausgesetzt wird. Dieser kann nach den sonstigen Angaben erst neunzehn Jahre sein, hier müssen wir ihn für mindestens fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig halten; es ist das Alter, das der Dichter im Jahre 1775 als Bräutigam Lilis hatte.

Die Mutter errät sofort, daß diese Sehnsucht nach der Gattin bereits ein sehr bestimmtes Ziel hat: das „vertriebene Mädchen“. Hermann leugnet nicht, ist aber angesichts der Erklärungen des Vaters gänzlich hoffnungslos und bittet die Mutter, ihn ziehen zu lassen, wohin die Verzweiflung ihn treibe. Doch sie will davon nichts hören; er solle mit ihr hinunter und dem Vater ein gutes Wort geben, das könne dieser verlangen, „denn er ist Vater“. Gegen Abend, wenn das Räuschchen vorbei, sei er milder, und der Geistliche werde schon helfen.

> Also sprach sie behende und zog, vom Steine sich hebend,
> Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. . . .

Mit dieser bezeichnenden Geberde schließt das wundervolle Zwiegespräch, das Goethe unter Tränen noch aus der Handschrift in Schillers Hause vorlas.

Fünfter und sechster Gesang. Wie die Mutter vorausgesetzt, sitzen Pfarrer und Apotheker noch in eifriger Unterhaltung bei ihrem Gatten. Der Pfarrer tritt jetzt mehr in den Vordergrund. Ihm, dem von vornherein die Veränderung in Hermanns Wesen aufgefallen, ist längst klar, was diesem die Seele bewegt, und klug spitzt er seine Reden auf die Unterstützung Hermanns zu. Wohl sei es gut, wenn der Mensch nach dem Neuen strebe, aber auch die Neigung, im Alten zu verharren, sei eine löbliche Tugend. Namentlich gezieme dieser ruhige, geduldige Sinn dem Landwirt. Denn die Bäume und Tiere wüchsen nicht von heute auf morgen, und der Boden verändere sich nicht mit jedem Jahre. In dem unruhigen, neidischen Sinn der Städter, besonders der Weiber, liege auch viel Gefährliches.

> Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
> Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Der Pfarrer hat eben geendigt, da tritt die Mutter mit dem Sohn an der Hand ein und erinnert den Vater, wie sie oft von der Heirat Hermanns gesprochen und gewünscht, er möge selber wählen und heiter und lebhaft für ein Mädchen empfinden. Nun

hat er mit dieser Empfindung gewählt: die Fremde, die ihm begegnet. Kurz und energisch, fast befehlend, fügt sie hinzu:

„Gib sie ihm oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande."

Hermann hat einen solchen Schwur nicht abgelegt. Aber die Mutter hält sich echt weiblich für berechtigt, diesen Schluß aus seinen Worten zu ziehen und ihn jetzt auszusprechen. Das mußte viel wirksamer sein als die Absicht Hermanns, in den Krieg zu ziehen. Sie hätte den Wirt nur aufgebracht, und er hätte doch nicht daran geglaubt. Das andere ist ihm glaubhaft und bedroht ihn mit dem Erlöschen seines Geschlechts. Vorläufig schweigt er unschlüssig grollend und beharrt in diesem Schweigen auch nachdem Hermann die warmen, überzeugten Worte an die Rede geschlossen hat:

... Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter.

Da greift, wie gehofft, die Hilfe des Pfarrers ein. Er erhebt sich, wie der Dichter zu bemerken nicht unterläßt, zu seiner Rede vom Platze. Mit weisen Ausführungen spricht er dem Wirt zu Gemüte. Immer entscheide nur der Augenblick — auch nach langer Überlegung. Er solle nicht zurückschrecken, da sich auf einmal das lange Gewünschte zeige.

... Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab in ihren eignen Gestalten.

Mit diesen Betrachtungen verknüpft er die schönste Lobrede auf Hermann. Er sei rein, ein geliebter, guter, verständiger Sohn, er habe immer nur begehrt, was ihm gemäß sei, und so werde auch das Mädchen, das er begehre, die rechte sein. Die Liebe habe ihn zum Manne vollendet. „Sein Schicksal ist entschieden." Auch nach dieser Rede schweigt noch der Wirt. Die Entscheidung ist für ihn zu schwer. Das benutzt der Apotheker, der schon lange unruhig ist, es werde in dem Überschwang edler Gefühle

eine Torheit begangen und wohl gar ein wichtiger Akt in dem befreundeten Hause ohne seine Mitwirkung vollzogen werden, um Eile mit Weile anzuraten und sich zu erbieten, zu den Auswanderern hinauszufahren und über das Mädchen Erkundigungen einzuziehen. Hermann ist eifrig dafür, will aber nicht alles der Schlauheit des Apothekers überlassen und bittet den Pfarrer zum Gefährten zu nehmen. Dem noch immer schweigsamen Vater preist er aber in beredtem Erguß das Mädchen und beruft sich auch seinerseits auf des Vaters eigene und gesegnete Tat nach dem Brande der Stadt. Jetzt endlich findet der Vater Worte. Er macht es nicht lang, poltert etwas gegen Sohn und Frau, sieht Tränen und Trotz voraus, die ihm das Leben stören, und betritt gern die goldene Rückzugsbrücke, die man ihm mit der Entsendung von Pfarrer und Apotheker gebaut.

Um das Epos nicht zu dramatisch zu gestalten und den Leser nach den mannigfaltigen Erregungen wieder in Ruhe zu versetzen, verlangsamt der Dichter jetzt die Entwicklung. Er schiebt eine Reihe von Genre- und Landschaftsbildern nebst einigen allgemeineren Unterhaltungen ein.

Hermann fährt die beiden Hausfreunde selber nach dem Dorfe hin, wo die Auswanderer Rast gemacht haben. Er bleibt mit dem Wagen im Schatten der Linden vor dem Dorfe am Brunnen zurück, nachdem er den Kundschaftern eine genaue Beschreibung Dorotheens gegeben hat. Bevor diese das Mädchen auffinden, treffen sie mit dem Richter der flüchtigen Gemeinde zusammen, mit dem sich der Pfarrer in nähere Unterhaltung einläßt. Dem Apotheker wird die Sache langweilig, und er schleicht sich fort, um allein das Mädchen aufzusuchen. Für den Pfarrer ist aber die Fortsetzung des Gespräches nicht unergiebig. Denn unwillkürlich hat es sich auf Dorothea gelenkt, von der der Richter eine schöne Heldentat erzählt, durch die sie sich und andere Mädchen vor den Gewalttaten zügelloser Soldaten geschützt habe. Inzwischen hat der Apotheker wirklich Dorothea gefunden. Er meldet dies dem Pfarrer, und der Richter bestätigt, als sie ihm das gesuchte Mäd-

chen zeigen, daß es dasselbe sei, von dem er soeben erzählt, und das auch sonst alles Lob verdiene. Dabei gedenkt er auch der edlen Fassung, mit der sie den Verlust ihres Bräutigams, der in Paris den Tod auf dem Schafott gefunden habe, trage. Die beiden Züge verraten den Einfluß der Schicksale Lilis. Auf den Pfarrer hat Dorothea den günstigsten Eindruck gemacht, und es hätte gar nicht der Lobsprüche des Richters bedurft, um ihn von der Trefflichkeit des Mädchens zu überzeugen. Denn ein so vollkommener Körper müsse eine ähnliche Seele verwahren. Er eilt zu Hermann, um ihn nicht länger auf die fröhliche Botschaft warten zu lassen. Aber zu seinem Erstaunen nimmt sie Hermann ohne Zeichen der Freude auf. Ihm ist plötzlich das drückende Bedenken gekommen, ob nicht Dorothea bereits verlobt sei. Obwohl Pfarrer und Apotheker es leicht hätten, durch das, was sie vom Richter über den Tod des ersten Bräutigams erfahren, Hermann zu beruhigen, tun sie es zu unserer Überraschung nicht. Der Pfarrer schweigt ganz, und der Apotheker zuckt die Achseln und meint, Hermann möge selber sein Glück bei dem Mädchen versuchen.

Die beiden Männer verhalten sich also so, als ob sie von der früheren Verlobung Dorotheens noch nichts wüßten. Wir werden dem gleichen Verhalten noch einmal begegnen. Hermann ist es ganz recht, selber um Dorothea zu werben, aus ihrem Munde sein Schicksal zu vernehmen. Er schickt die beiden väterlichen Freunde mit dem Wagen heim, er wolle zu Fuß zurückkehren. Damit hat Goethe das Alleinsein der beiden Liebenden vorbereitet und einer Reihe der köstlichsten Szenen den Weg geebnet.

Höchst stimmungsvoll werden sie mit dem siebenten Gesange eingeleitet. Ein so gemütstiefer, von so vielen Gedanken bewegter Mensch wie Hermann stürzt sich nicht sofort in eine entscheidungsvolle Handlung. Er steht, wie der Wagen wegrollt, lange still da und sieht starr dem Staube nach, den das Gefährt aufwirbelt. Der Staub verweht. Nun blickt er aufwärts den Fußweg, der durchs Getreide zum Birnbaum führt, und den er — vielleicht — heute abend zusammen mit dem geliebten Mädchen gehen werde.

Wie im Traume scheint ihm die Gestalt des Mädchens den Pfad entlang zu schweben. Er fährt aus dem träumenden Schauen auf, wendet sich um und sieht wirklich Dorothea vor sich. Sie kommt mit Krügen, um aus dem Brunnen Wasser zu schöpfen. Ein gleichgültiges Gespräch wird angesponnen. Er fragt, warum sie so weit vors Dorf nach Wasser gehe. Sie erklärt es ihm näher. Er steigt mit ihr sodann die Stufen hinab und hilft ihr schöpfen —

Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel.

Verlegenes Schweigen. „Laß mich trinken" ist alles, was Hermann herausbringt. Wieder eine Pause. Dorothea hätte jetzt heimkehren können. Aber sie ist wie an den Platz gefesselt. Sie setzt sich willig mit Hermann auf den steinernen Rand des Brunnens und fragt, wieso sie ihn hier treffe, ohne Wagen und Pferde. Schwierige Frage. Er antwortet nicht sogleich. Er ist trotz des freundlichen Grüßens im Spiegel des Wassers zaghaft. Er blickt ihr noch einmal ins Auge und — „fühlte sich still und getrost". Aber neues Bedenken. Ihr Auge blickt keine Liebe, und so wagt er von Liebe nicht zu sprechen. Er erzählt von den Eltern, von der großen Wirtschaft, und daß die Mutter nach einem Mädchen sich sehne, das ihr wie eine Tochter zur Hand gehe. Er habe sie zu Hause gerühmt, und nun käme er, ihr zu sagen, was die Eltern wünschen. An diesem Punkte will es nicht weiter mit der Sprache. Schon das Vorhergehende hatte er nur stotternd hervorgebracht. „Scheut euch nicht," hilft Dorothea dem Verlegenen ein, „das Weitere zu sprechen" —

Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad heraus; mich kann das Wort nicht erschrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter.

Sie sei bereit. Denn ein einzelnes Mädchen tue nicht gut in der Welt umherzuwandern. Mit Freuden hört Hermann, daß sie mit ihm gehen wolle; er duldet ihr Mißverständnis, indem er den Entschluß faßt, erst zu Hause um sie zu werben. Mit den Eltern

und der großen Wirtschaft als Rückhalt hat er mehr Mut, und auch mehr Hoffnung, selbst über den fatalen Ring, den er inzwischen an ihrem Finger gesehen, hinwegzukommen. — Die beiden stehen auf und sehen wie zufällig noch einmal in das klare Wasser und schauen noch einmal ihre Gesichter feucht verklärt — „und süßes Verlangen ergriff sie". Damit endet die Brunnenszene, deren Lobpreis nur ihren Zauber zerstören könnte.

Hermann und Dorothea gehen nach dem Dorfe zurück. Es folgt der ergreifende Abschied des Mädchens von der Familie der Wöchnerin, von den Freunden und Bekannten. Alles läßt die Wertschätzung, Liebe und Verehrung, die sie genießt, ins hellste Licht treten. Als sie endlich gehen will und muß, fallen

. . . die Kinder mit Schrein und entsetzlichem Weinen
Ihr in die Kleider und wollten die zweite Mutter nicht lassen.

Mit täuschenden Versprechungen werden die Kleinen beschwichtigt, und mit Mühe entreißt sie Hermann den letzten Umarmungen und den „ferne winkenden Tüchern". Auch beim Vorlesen dieser Szene konnte sich Goethe der Tränen nicht enthalten.

Achter Gesang. Es folgt der Rückweg. Die Sonne sinkt im Westen unter düstern Gewitterwolken, der Vollmond steigt im Osten glänzend herauf. Es lag verführerisch nahe, in dieser romantischen Abendszenerie, die die beiden so ganz allein zwischen wogenden Ähren und im lichtdurchflossenen Schatten des Birnbaumes und des Laubganges im Weinberge fand, ein Liebesflüstern, Liebesschwelgen herbeizuführen.

Goethe verschmäht diesen billigen Effekt zu Gunsten der höheren Wahrheit, die noch Zurückhaltung der beiden forderte, und zu Gunsten des Schlußgesanges, dem damit eine wirksame Verwicklung geraubt worden wäre. Trotzdem fühlen wir durch die fast gleichgültigen Gespräche, die Hermann und Dorothea führen, durch das jeweilige Schweigen, durch ihr ganzes Sichgeben und Nehmen die tiefe, heiße Liebe durch, die sie auf dem Wege durchwogt. Ohne daß ein Wort von Liebe gesprochen wird, weht uns

der ganze Gesang wie ein glühendes Liebeslied an. Und am Schlusse fühlen wir mit aller Deutlichkeit, daß die beiden ihrer Liebe gewiß sind. Ihre Herzen haben mehr als durch die wenigen zarten Andeutungen in der Harmonie sich gefunden, in die sie ihr Zusammensein versetzt, dank dem unsichtbaren und unnennbaren Fluidum, das zwischen zwei zueinander gestimmten Menschen hinüber und herüber fließt. Herrlich ist wieder, wie Hermanns Pietät sich bei den Fragen nach der Art der Eltern äußert, wie zart er seine so milde Offenheit mit dem Vertrauen, das Dorothea ihm einflöße, begründet; herrlich der Wink des Dichters, Hermann habe sich gefreut, im Schatten des Birnbaums zu stehn, als Dorothea die verfängliche Frage an ihn richtet, wie sie sich zu ihm verhalten solle; bei der Antwort ergreift er ihre Hand, fühlt den Ring und bringt nichts heraus als: „Laß dein Herz dir es sagen und folg' ihm frei nur in allem." Herrlich dann die Schilderung des Hinabwegs durch den Weinberg, wie die Wetterwolken auch den Mond verfinstern und im Dunkeln Dorothea auf den lose liegenden Steinstufen den Fuß sich vertritt, an Hermanns Brust sinkt und dieser in seiner Reinheit und Keuschheit „starr wie ein Marmorbild nicht fester sie an sich drückt". Man erinnert sich an Werther, der erschrickt, als er Lotte auch nur im Traume umarmt.

Zugleich wird uns mit dem nahenden Gewitter und dem Vertreten des Fußes in schönster Symbolik zur Empfindung gebracht, daß einer glücklichen Lösung noch immer Schwierigkeiten drohen.

So vollendet der Gesang ist, wir vermissen eins: daß Dorothea mit keinem Worte und mit keinem Zuge sich als Bäuerin gibt. Anlaß dazu war reichlich vorhanden. Hermann zeigt ihr die Felder, den Weinberg und spricht von der bevorstehenden Ernte. Sie durchschreiten auch Obst- und Gemüsegarten. Es mußte ihr naheliegen, dafür Interesse zu zeigen, zu bekunden, was sie von der Landwirtschaft verstehe; und wenn nicht mit Worten, obwohl auch sie sich bemüht, über die süße Verlegenheit der Situation durch

gleichgültige Gespräche hinwegzukommen, so doch mit irgend einem Handgriff, wie er rein instinktiv aus dem langjährig geübten Berufe folgt und wie man ihn doppelt gern tut, wenn man eine innere Erregung verdecken will. Wie anders verhält sich die Wirtin! Obwohl sie voller Unruhe den Sohn sucht, stellt sie doch beim Gang durch den Garten in aller Schnelligkeit die Stützen der Obstbäume zurecht und entfernt vom Kohl einige Raupen. Aber auch sonst wird Dorothea nirgends als Bäuerin geschildert. Denn daß sie den Ochsenwagen lenkt, ist zu wenig bezeichnend, als daß es in Betracht käme. Die anderen niederen Arbeiten, die sie verrichtet, sind durch die Not aufgezwungen und haben an sich nichts mit dem bäuerlichen Beruf zu tun. Besonders leicht wäre dem Dichter ein Hinweis gewesen, als Dorothea sich zum Dienst als Magd bereit erklärt. So gut sie im achten Gesang bei der Frage nach dem höflichen Benehmen des breiteren darlegt, wie sie von Jugend auf „die äußere Zierde" gelernt habe, so hätte sie dort hervorheben können, wie ihr die einzelnen landwirtschaftlichen Verrichtungen wohl vertraut sind. Und die Einflechtung dieses Zuges lag um so näher, als die Fabelquelle ihn bot. In ihr heißt es ganz nach dem Leben: „Darauf erzählete sie ihm alle ihre Bauerarbeit, die sie verstünde. Sie könne das Vieh füttern, die Kühe melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten." Wenn Goethe das ungenutzt gelassen und ebensowenig aus dem eigenen Reichtum seiner Beobachtungen irgend etwas zur Kennzeichnung von Dorotheens Stande gespendet hat, so werden wir dafür keinen wahrscheinlicheren Grund finden, als daß sein Modell ihn so ganz erfüllte, daß er darüber die notwendigen Forderungen der dichterischen Maske aus dem Auge verlor. Solche Wahrnehmungen sind uns nicht mehr neu.

Wir wenden uns zum letzten Gesang. Mit derselben Kunst, mit der Goethe im letzten Akt der Iphigenie, wo alles bereits einer leichten und raschen Lösung zuzustreben scheint, neue Knoten schürzt und neue Spannung erweckt, tut er es auch hier. Während er die Liebenden sich verweilen läßt, damit Dorothea ihren Fuß ver-

binde, führt er uns rasch in die Wirtsstube, wo die Freunde inzwischen dem Vater Bericht erstattet haben. Die Mutter läuft unruhig ein und aus, sie sieht nach dem Gewitter, schaut nach dem Sohne und macht durch ihre Ungeduld und ihre Befürchtungen den Gatten in gleichem Maße verdrießlich. Da geht die Tür auf, und das stattliche Paar tritt ein. „Beinahe schien die Türe zu klein, die hohen Gestalten einzulassen.“ Hermann stellt das Mädchen den Eltern vor und raunt dann rasch dem Pfarrer zu, er solle ihm aus der Verlegenheit helfen; das Mädchen glaube, sie sei als Magd gemietet. Aber bevor noch der Pfarrer seine Geschicklichkeit hat erproben können, hat der Vater bereits eine Krisis herbeigeführt, indem er den Geschmack des Sohnes lobt und taktlos mit einem sonst nicht geäußerten Vaterstolze hinzufügt, es sei ihr wohl auch nicht schwer geworden, dem Sohne zu folgen.

Dorothea fühlt sich tief verletzt, sie wird purpurrot, die Tränen kommen ihr in die Augen, und bitter beklagt sie, daß man sie, die Arme und Fremde, mit solchem Spotte treffe. Nachdem einmal das Mißverständnis Unheil angestiftet, hält der Pfarrer für nützlich, es nicht sogleich aufzuklären, sondern weiter zur Prüfung der innersten Gesinnungen Dorotheens zu verwenden. Er tadelt sie deshalb, daß sie Scherze, wie sie überall vorkommen, so übel nehme, und meint, daß sie bei so reizbarem Zartgefühl schwerlich zum Dienen geeignet sei. Er hatte die Wirkung seiner Worte richtig berechnet. Mit überwallenden Gefühlen wehrt Dorothea den Vorwurf übertriebener Empfindlichkeit ab. Sie habe deshalb so schwer die Worte gefühlt, weil sie eine tiefe Neigung zum Sohne gefaßt und im stillen gehofft habe, durch tüchtige Dienste sich ihn zu erwerben. Der Spott habe sie über die unausfüllbare Kluft belehrt, und sie könne nunmehr seine Nähe nicht ertragen; sie wolle trotz Sturm und Donner und Regen — das Gewitter hat sich inzwischen draußen entladen — zurück zu den Vertriebenen. Sprach's und wandte sich entschlossen zur Tür. Wer nicht genauer die Natur des Wirts erwägt, der wird erwarten, daß dieser zum mindesten jetzt sich berichtigt und Dorothea deutlich erklärt, daß er

an Spott nicht gedacht habe. Aber er wäre damit aus seiner Art und aus der Stellung, die er von vornherein zu dem Heiratsprojekt Hermanns genommen, herausgetreten. Ihm wäre es nicht so unlieb gewesen, wenn es sich noch im letzten Augenblick zerschlagen hätte. Er setzt deshalb lieber einen Trumpf auf den Verdruß, der ihm aus der ganzen Geschichte trotz seiner Nachgiebigkeit erwachsen ist, und empfiehlt sich: „Ich gehe zu Bette.“ Mit dieser Erklärung ist in die rührende und aufgeregte Scene ein kleines komisches Intermezzo eingefügt, bei dem wir uns erholen. Wie die Mutter Dorothea mit beiden Händen zurückhält, so der Sohn den Vater, und angefeuert durch den Pfarrer hat er jetzt Mut, das Mißverständnis aufzuklären und Dorotheen seine Liebe zu bekennen.

Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling
Und vermied nicht Umarmung und Kuß.

Aber der Vater, obwohl hinreichend aufgeklärt, tut immer noch nicht das Geringste, um sein voriges Versehen gut zu machen und die zukünftige Schwiegertochter würdig zu begrüßen. Der Dichter stellt die Vaterwürde und den Edelsinn Dorotheens zu hoch, als daß er deshalb dieser eine scheue Zurückhaltung zugebilligt hätte. Er läßt sie vielmehr ohne weiteres an den Vater herantreten, sich vor ihm mit „herzlicher Anmut“ verneigen, ihm die Hand küssen und mit reizender Liebenswürdigkeit um Entschuldigung für den Verdruß bitten, den sie ihm bereitet.

. . . Wozu die Magd sich verpflichtet,
Treu zu liebendem Dienst, den soll die Tochter Euch leisten.

Dieser zärtlichen Großheit vermag der Vater nicht zu widerstehen. Er umarmt die Schwiegertochter „die Tränen verbergend“. Thoas und Goethes Vater steigen gleichzeitig vor unserem Geiste auf. Die Mutter wartet nicht erst, bis Dorothea auch an sie zum Kusse herantritt, sondern sie geht zu ihr, küßt sie herzlich und schüttelt ihr die Hände. „Es schwiegen die weinenden Frauen.“ —

Das Epos scheint zu Ende. Alles ist aufs glücklichste erledigt, gelöst. Aber dieser gemütlich familiäre Abschluß genügte trotz der seelischen Tiefe und Größe, die ihm innewohnt, Goethe nicht. Die Dichtung sollte in ihrem Ausgang sich wieder verknüpfen mit den großen Bewegungen und Gedanken der Zeit, durch die das Schicksal Dorotheas bestimmt worden war, und damit statt des Einzellebens das Leben der Gesamtheit, statt der beschränkten Gegenwart die unbegrenzte Zukunft zum weiteren Hintergrund und Ausblick erhalten. Dabei konnte sie auch eine politisch-patriotische Aufgabe erfüllen, die den Dichter schon lange beschäftigen mochte.

Zu diesem Zweck läßt er unmittelbar vor dem Schluß eine neue Schwierigkeit entstehen, zu der ihm, wie wir meinen, das vorbildliche Schicksal Lilis den Anhalt geboten hatte. Aber daß er diesen benutzte und so benutzte, ist sein außerordentliches Verdienst. Dorothea war, wie wir bereits wissen, schon einmal verlobt gewesen. Lili hatte, als sie sich mit Herrn von Türkheim verheiratete, eine zwiefache Verlobung hinter sich und zwar außer mit Goethe noch mit einem Herrn Bernard. Zu dieser zweiten Verlobung war sie bald nach der Auflösung ihrer Beziehungen zu Goethe von ihrer Familie gedrängt worden. Bernard geriet aber noch vor der Heirat in Vermögensverfall, floh aus der Heimat und kam in Jamaika um. Andererseits drohte Herrn von Türkheim mehr als einmal die Guillotine. Diese Züge hat Goethe verschmolzen in der Person des ersten Bräutigams Dorotheens. An sich mußte eine frühere Verlobung der Heldin dem Dichter so fern liegen, daß man schwerlich voraussetzen kann, er sei durch freie Erfindung darauf gekommen.

Als der Pfarrer, um das Verlöbnis formell zu besiegeln, den Ring der Mutter Dorotheen aufsteckt, bemerkt er staunend, daß schon ein Ring an ihrem Finger blinkt, und fragt, ob sie sich denn schon zum zweiten Male verlobe. Dieses Staunen erweckt in uns ein Staunen, da wir doch wissen, daß der Pfarrer über die erste Verlobung bereits hinreichend unterrichtet ist. Und anstatt nun für diese wie für die erste Stelle, wo uns die scheinbare Un=

kenntnis der Tatsache auffällig entgegentrat, nach allerlei künstlichen Erklärungen zu greifen, erscheint es viel einfacher anzunehmen, Goethe habe, bald nachdem er die Rede des Richters niedergeschrieben, seinen Plan geändert, die Verse aber, die jene Mitteilungen enthielten, zu streichen vergessen. Goethe war ein sehr eigentümlicher Redaktor. Er redigierte mit einem geschlossenen und einem offenen Auge. Offen für das, worauf er von vornherein seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte, geschlossen für alles andere. Daher blieb fast keins seiner Werke frei von auffallenden Widersprüchen, Ungenauigkeiten, Irrtümern, die sich späterhin bis auf die Namen erstrecken.

Die Erinnerung an die frühere Verlobung ist der schönste Anlaß, um Dorotheens Charakter und das Niveau der Dichtung zur Gipfelhöhe emporzuheben. Nicht mit einem Worte verringert sie angesichts des neu gewonnenen Bräutigams die hohen Tugenden des alten verlorenen oder verbirgt ihr wehmutsvolles Gedenken an den edlen Mann. Sie schildert seine Begeisterung für die neue Freiheit, die die Umwälzung in Frankreich den Menschen gebracht, seinen Drang, in dem neuen Staate zu wirken, seinen Mut, jeglicher Gefahr zu begegnen, seine Erkenntnis, daß in so großer Zeit der einzelne nicht sich angehöre, sondern dem Ganzen zu dienen habe, und daß er um dieses Ganzen willen sich von der Scholle, von Besitz, ja von der Geliebten trennen müsse. Er hat wohl gesehen, daß zunächst sich alles rückwärts in Chaos und Nacht auflösen, aber er hofft auch, daß daraus sich eine neue Welt gestalten werde. . . .

> Du bewahrst mir dein Herz; und finden dereinst wir uns wieder
> Über den Trümmern der Welt, so sind wir erneute Geschöpfe,
> Umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal.

Wer Leben und Besitz täglich auf dem Spiele gesehen hat, der ist unabhängig vom Schicksal geworden. Deshalb hat er auch die Geliebte ermahnt, das Leben wie alle Güter nicht zu hoch zu schätzen, und locke neue Wohnung und Verbindung sie an, den

Fuß nur leicht aufzusetzen, aber immer sich den Tag heilig sein zu lassen, zu wirken und den Lebenden rein zu lieben. Dieser letzten weisen Worte gedenkend, schmiegt sich Dorothea bewegt an Hermann.

Mit einem Schlage sind wir durch die Erzählung Dorotheens aus der Enge der Wirtsstube auf den weltweiten Schauplatz gerückt worden, auf dem neben vielen anderen großen Gegensätzen auch der des liberalen und konservativen Idealismus miteinander um die Herrschaft ringen. Dem Prinzip des vorwärtsstrebenden, sich selbstlos hinopfernden Idealismus ist in der Person des ersten Bräutigams sein Recht geworden. Wir verspüren in der Art, wie Goethe ihn durch den Mund Dorotheens schildert, den eigenen höheren Standpunkt, den er gegenüber der Revolution gewonnen hat. Nun aber soll auch dem konservativen Idealismus sein Recht werden. Schön und hehr war der des Jünglings, der dem Neuen enthusiastisch sich zugewandt hatte. Aber was hatte er unter den obwaltenden Verhältnissen genützt? War er nicht den unlauteren Gewalthabern, die mit dem Schilde der erhabenen Ideen sich deckten, zum Opfer gefallen? War es richtig, sich von Weib und Besitztum zu trennen, um der chimärischen Verwirklichung abstrakter Ideen nachzujagen? Richtig, Güter, auf denen zunächst unsere Kultur beruht, gering zu schätzen, um jenen höheren Gütern ein fundamentloses Dasein zu geben? Richtig, sich nicht festwurzeln zu lassen, um nicht im Wechsel über den Verlust irdischer Güter immer neue Schmerzen zu empfinden?

Dem gegenüber vertritt Hermann das konservative Prinzip. Er will im Gegenteil festhalten an seinem Besitze, den er im weitesten Sinne begreift: Eigentum, Weib, Eltern, Gott und Gesetz. Er will recht festgewurzelt dastehen:

Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

Doch nicht ganz will Hermann, wie es scheint — der Dichter konnte und wollte nur höchst vorsichtig andeutend sprechen —,

jene fürchterliche Bewegung verwerfen, die Deutschland so tief erschüttert hat. Nur dem Deutschen „gezieme es nicht,“ sagt er mit mildem Ausdruck, sie fortzuleiten. Seine Aufgabe sei vielmehr, ihr einen Wall entgegenzusetzen, um — so dürfen wir vielleicht ergänzen — die angeschwollenen, von Steinen und Schlamm erfüllten Bergwasser zum klaren See zurückzudeichen. Und um den Deutschen diese Aufgabe recht voll zum Bewußtsein zu bringen, muß Hermann mit einem Appell an die Landsleute schließen. Wie er selbst bereit ist, für die Güter, die er als die höchsten erachtet, sein Leben einzusetzen — und damit stellt er sich an Opfermut in gleiche Linie mit dem ersten Verlobten —, so möge es jeder Deutsche sein. „Dann stünde die Macht gegen die Macht auf, und wir erfreuten uns alle des Friedens.“ Damit wiederholt Hermann die patriotischen, tapferen Gesinnungen, die er schon unter dem Birnbaum ausgesprochen. Aber wie vorhin der Schmerz über das scheinbar Verlorene seinen Anteil daran hat, so jetzt die Freude über das Errungene. „Nun ist das Meine meiner als jemals!“ In dieser Weise streift der Dichter sinnvoll die weise Verkettung, durch die unsere Seele vom Egoismus zum aufopfernden Gemeinsinn gelenkt wird. —

Das ganze Gedicht, das gemütlich-behaglich begonnen, schließt großartig-pathetisch. Vom stillen Markt der Kleinstadt, an dem die Alten sitzen, und vom kattunenen Schlafrock, dem der Wirt beim Übergang zu den Auswanderern eine Träne nachweint, sind wir zum Weltentheater und zu den erhabensten Ideen, die es bewegen, geführt worden. Durch diese dramatische Haltung unterscheidet es sich sehr auffällig von seiner unmittelbaren Vorgängerin: Vossens Luise, mit der es seinerzeit und später immer in Parallele gesetzt wurde. Dort herrscht durchaus das Ruhig-Zuständliche; eine liebliche, sanfte Musik durchtönt sie und macht sie in Wahrheit zu einem Idyll, während Goethes Gedicht nur nach seinen einfachen Verhältnissen, nicht nach seiner lebhaften, bisweilen ans Tragische streifenden Entwickelung diesen Namen verdient. Goethe wollte überhaupt nicht die tiefe Ruhe, die dem echten Idyll zu-

kommt, sondern — gemäß der klassischen Ästhetik — strebte er, jede dauernd einseitige Gemütslage zu verhindern. Bewegung und Ruhe sollten sich reizvoll durchdringen. Wir sollten niemals einschlummern und niemals übermäßig erregt werden.

Mehr als ein Kunstmittel hat er zu diesem Zweck verwendet. Sprachlich hat er durch den gemessenen Stil dem dramatischen Fluß epische Ruhe aufgenötigt. Stofflich wirken nach derselben Richtung die verweilenden Einschiebungen. Doch das schönste Gleichgewicht gab er dem Gedicht durch ein recht eigentliches Ineinanderschmelzen der Gegensätze.

Nehmen wir den Anfang: es herrscht eine Ruhe und Stille, daß man meint, man könne eine Fliege summen hören, und eine süße Behaglichkeit, als liege die ganze Welt in himmlischem Frieden. Aber sogleich empfangen wir durch die Unterhaltung gegensätzliche Bilder: der bewegte Zug der Auswanderer, Unglücksfälle, Schreien und Jammern, Krieg und Revolution stellen sich unserem geistigen Auge und Ohr dar. Oder weiter: unter dem Birnbaum spielt sich die leidenschaftliche Szene zwischen Mutter und Sohn ab, aber inmitten einer im traumhaften Nachmittagsschlaf liegenden Natur, die goldenen Früchte hängen still von den Zweigen oder stehen im leise schwankenden Halme, und das blaue Gebirge dämmert in der Ferne — oder: am Brunnen umfängt uns die heimlichste Stille, der Wind bewegt kaum die im Abendsonnenschein schimmernden Blätter der alten Linden, aber in den Herzen wogt es mächtig, und wir werden in dieses verdeckte Wogen magisch hineingezogen. Eine gleich schöne Verschmelzung dieser Gegensätze haben wir auf dem Heimweg der Liebenden. Und im letzten Gesange, um von den zahlreichen Beispielen nur noch dieses hervorzuheben, ist dem Stürmen der Gemüter und dem Stürmen in der Natur die sichere, trauliche Enge des Wirtszimmers wohltuend entgegengesetzt. Aber über das einzelne hinaus zeigt uns der Hintergrund des Ganzen dieselbe wirksame Vereinigung von Bewegung und Ruhe. Zwei Zeitalter stoßen zusammen: ein passives, bequemes, heiteres, tändelndes, friedsames, und ein höchst aktives,

streitbares, zusammengerafftes, ernstes, strenges. Und während der Anblick des einen uns zu bequemer Lässigkeit, zu frohem Genießen stimmt, spornt uns das andere zu straffer Anspannung, zu energischem Wollen an. Bis in die Gartenkunst, die Möbel, die Garderobe hinein läßt der Dichter diese Kontraste gegeneinander spielen. Und der kattunene Schlafrock auf der Flucht vor Surtout und Pekesche ist das launigste Symbol der in großem Umschwunge begriffenen Zeit.

Wenn Goethe nach dem Abschluß der Dichtung an Schiller schrieb: „Alle Vorteile, deren ich mich bediente, habe ich von der bildenden Kunst gelernt," so gehört dieses gegenseitige Sichdurchdringen von Ruhe und Bewegung unbedingt dazu. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er bei der bildenden Kunst an die plastische Kunst der Alten gedacht hat, die gerade darin ihre schönsten Triumphe feiert. Sie hat er auch im Auge gehabt, als er zu seinem Freunde Heinrich Meyer, der seit Monaten wieder in ihrem Anschauen lebte, von der höchsten Instanz sprach, vor welche das Gedicht gebracht werden könnte. „Es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüm die wahren, echten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden." Mit Zuversicht konnte er die Antwort erwarten. Denn echte, lebendige Menschen von voller individueller Bestimmtheit hat er geschaffen. Aber weil er bei dieser Individualisierung jede naturalistische Ausschreitung und Peinlichkeit mied, gab er den einzelnen einen allgemeingültigen Charakter. Pfarrer, Wirt und Wirtin sind Typen ihres Standes, der Apotheker ist der Typus des Junggesellen. Wirt und Wirtin sind ferner Typen für Vater und Mutter, wenn wir auch zur Ehre der Väter annehmen wollen, daß hinter dem Wirt eine kleinere Schar von ihnen steht als hinter der Wirtin Mütter, und endlich, nebst dem Apotheker, auch typische Kleinstädter. Keine Typen in dem Sinne, daß sie Vertreter einer durch äußere Merkmale bestimmt abgegrenzten Menschenklasse wären, sind Hermann und Dorothea. Niemand wird in Hermann den typischen vermögenden Bauernsohn — denn als solcher, nicht als

Wirtssohn ist er hingestellt — noch in Dorothea das besser erzogene typische Bauernmädchen erkennen. Wer durch die Maske getäuscht sie dafür halten sollte, der braucht sie nur mit ihren Reden auf der Bühne sich zu denken, und er wird sofort seines Irrtums sich bewußt werden. Dagegen sind sie Typen einer durch seelische Höhe ausgezeichneten Menschenart, die in ihrem Fühlen und Denken von der Gebundenheit durch Beschäftigung, Geburt, Wohnsitz und Ähnliches sich befreit hat. Solche — zu allen Zeiten seltene, aber doch zu allen Zeiten vorhandene — Menschen wollte Goethe in seine Dichtung einführen, um sie für die Jahrhunderte gebührend auszurüsten. Der Charakter des Pfarrers war schon nach dieser Richtung hin angelegt, aber er konnte mit dem geistigen Gehalt dem Werke nicht zugleich Poesie verleihen. Das vermochten allein die Liebenden. Vor die Wahl gestellt, entweder dem kleinbürgerlich-bäuerlichen Kreis, den er so glücklich für seine Dichtung gewählt hatte, seine schönsten Figuren zu opfern, oder die genaue Linie dieses Kreises zu Gunsten dieser Figuren ein wenig zu krümmen, schwankte er nicht. Er setzte als kundiger Maler einige Farben auf, um die Krümmung zu verdecken, und war damit zufrieden. Und wem nicht die genaue äußere Wahrheit über alles geht, wird es mit ihm sein.

Was ihn aber von vornherein dazu veranlaßte, dem Liebespaar eine ihre Lebenssphäre überragende Höhe zu geben, wissen wir bereits. Sie besonders sollten dem inneren Drang, der ihn zu dieser Dichtung trieb, Genüge verschaffen. Und so mußte er sie zu Abbildern seiner selbst und Lilis machen. Niemals hat Goethe von sich, wie er als Jüngling in normalen Verhältnissen sich zeigte, ein treueres und vollständigeres Bild entworfen. Diese Weichheit, diese Sanftmut, die Zartheit, Rücksicht, Ehrerbietung, und auf der anderen Seite diese Festigkeit, Tapferkeit, der Haß gegen die Ungerechtigkeit, Ingrimm gegen alle pietätlose Frechheit (hier in der Gestalt der Mitschüler, die den Vater verspotten), dieses beharrliche Begehren nach dem, was ihm gemäß ist, diese Besonnenheit, Reinheit, willige Hingabe fürs Allgemeine, die

Tiefe der Empfindung, das lebhafte Naturgefühl, die rege Phantasie — all das sind ebensoviele Charaktereigenschaften Hermanns wie Goethes.

Nicht minder genau entspricht Dorothea ihrem Urbild. Es genügt auf das zu verweisen, was wir oben über Lili teils von ihr selber, teils von anderen gehört haben, und auf Goethes Wort von ihrer ausdauernden Großheit. Wir könnten leicht diese Zeugnisse vermehren.

Von Hermann und Dorothea gilt so dasselbe, was Goethe von den Figuren in „Jery und Bätely" sagt: „Edle Gestalten sind in die Bauernkleider gesteckt."

Wenn die einzelnen Menschen in dem Epos etwas Allgemeingültiges haben, so auch ihre Zusammenfassung zur Familie. Es ist das Familienleben des deutschen Bürgertums, das von dem Gedichte wiedergespiegelt wird. Hierbei zeigt sich abermals, mit wie richtigem Takte der Verfasser diese Schichten zu Trägern der Handlung ausersehen hat. Weder wenn er eine Beamten- noch eine Adels- noch eine Predigersfamilie gewählt hätte, wie es Voß in der Luise getan, hätte er etwas so Allgemein- und Dauernd-Gültiges schaffen können. Das Allgemein-Gültige nicht, weil die Sphäre zu eng wäre, das Dauernd-Gültige nicht, weil wenigstens die Stellung des Beamten und des Adligen schon heute sehr verändert ist, während die des unabhängigen, auf sich selbst gestellten Bürgers, wie er uns im Wirt entgegentritt, sich schwerlich je verändern wird. Lebt dieser doch auch schon in einer Stadt, die volle Selbstverwaltung zu genießen scheint, bei der er sich wacker betätigt hat. Goethe mochte an eine kleine Reichsstadt denken, wie er sie in Friedberg bei Frankfurt und in Wetzlar vor sich gesehen.

Durch die Wirtsfamilie geht auch ein sittlicher Grundton, der glücklicherweise für die deutsche Familie noch heute typisch ist. Aber Goethe hat diesen Grundton nach einer Seite hin über den guten Durchschnitt bedeutend hinausgehoben, und zwar in dem Verhältnis des Sohnes zu den Eltern, insbesondere zum Vater. Dabei kam ihm zu Hilfe, daß er die Beziehungen zwischen Eltern

und Kind nicht unbedingt rosig zeichnete, wie etwa Voß in der Luise. Indem er vielmehr die Gegensätzlichkeit von Vater und Sohn in aller Schärfe heraustreten ließ, ermöglichte er es dem Sohne, seine volle kindliche Pietät zu entfalten. Das Gedicht steht nach dieser Richtung so hoch, daß man es als das hohe Lied der Kindesliebe und Kindesdemut bezeichnen kann. Zu ihm war nur ein Mann befähigt, von dem Zimmermann im Jahre 1775 an Frau von Stein schreiben konnte: „Ach, wenn Sie den großen Mann gegenüber seinem Vater und seiner Mutter als den sittsamsten (le plus honnête) und liebenswürdigsten aller Söhne gesehen hätten, Sie hätten Mühe gehabt, ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen.“ —

Überblicken wir alle diese Eigenschaften des Gedichtes, so müssen wir Böttiger zustimmen, daß es die Bedingungen erfülle, um es zu einem „Volksgedicht“ zu machen: seine Schönheiten müßten „alle Klassen und alle Stände gleich stark ergreifen“. Aber leider hat das Versmaß, — der dem deutschen Sprachgeist nun einmal antipathische Hexameter — dieses große Ziel verhindert. Nichtsdestoweniger hat es auf die Dauer breitere Massen erobert als der Werther, so breite wie der erste Teil des Faust. Der Beifall, den es seinerzeit fand, war außerordentlich, und er wäre ganz allgemein gewesen, wenn Goethe durch die Xenien sich nicht so erbitterte Gegner geschaffen hätte. Doch er konnte die Bekrittelungen der Dichtung vertragen, denn gerade die Urteilsfähigsten bewunderten das Gedicht am meisten: Wilhelm von Humboldt, August Wilhelm Schlegel, Schiller. Wir wollen nichts aus dem langatmigen Briefe, zu dem es Wilhelm von Humboldt hinriß, nichts aus der langen Rezension Schlegels zitieren, sondern uns mit einigen Sätzen Schillers begnügen, in denen uns mit dem Werke zugleich sein Schöpfer in bedeutsamen Strichen entgegentritt. Am 21. Juli 1797 schrieb er an Heinrich Meyer: „Sein episches Gedicht haben Sie gelesen; Sie werden gestehen, daß es der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst ist . . . Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas

Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte reif und schwer zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt."

---

8. Von 1797 bis 1806.

Die Arbeit an Hermann und Dorothea war beendet. Was nun? Zu tun gab es genug: Poetisches, Wissenschaftliches. Aber des Dichters Sinn stand nach Italien. Das Land war ihm einmal an die Seele gewachsen, und wie man an einem geliebten Gegenstand sich nicht satt sehen kann, so hatte er sich auch an Italien noch nicht gesättigt. Er verspürte in seiner Kenntnis des Landes noch immer große Lücken, die auszufüllen seine lebhafte Sehnsucht war. Jetzt, diesmal sollte ein vollständiges Bild Italiens zu stande kommen und für ihn und die Welt in einem großen Werke festgelegt werden. Als Hauptgehalt war die Entwickelung der Kunst gedacht. Bei der Tiefe, mit der Goethe das Problem faßte, konnte diese Entwickelung in ihren letzten Gründen weder begriffen noch dargestellt werden, ohne eine genaue geologische, physikalische und topographische Beschreibung des Landes und ohne eine Geschichte seiner Bodenkultur, die wiederum durch die politische zu ergänzen war. Es sollten deshalb nach allen diesen Richtungen die Studien sich erstrecken. Ein grandioser Plan, wie er nie für die Kunstgeschichte eines Landes zur Ausführung gekommen war noch gekommen ist.

Schon im Sommer 1795 hatte Goethe die Reise für einen nahen Termin in Aussicht genommen. Er wollte sie, um sie recht nutzbringend auszuführen, in Gemeinschaft mit seinem römischen Lehrer und Freunde, dem Maler Heinrich Meyer, machen, der seit dem November 1791 sein Hausgenosse war. Diesen wackeren

Schweizer hat Goethe wie wenige geliebt und geschätzt — und zwar über vier Jahrzehnte in ganz gleichem Maße. Grund genug, um uns näher mit ihm bekannt zu machen.

Heinrich Meyer (geb. 1760) war eine jener soliden, aus dem Ganzen geschnittenen, phrasenlosen Schweizernaturen, die ebenso durch ihr ungelenkes, massives Äußere, wie durch ihre Einsilbigkeit und Schlichtheit sich als Abkömmlinge eines tüchtigen Hirten- und Bauernvolkes verraten. Solche Naturen waren dem Dichter gerade recht. Nun baute sich aber bei Meyer auf dieser Grundlage eine nicht geringe Zahl von Vorzügen auf: ein kluger Verstand, viel Takt, ein rastloser Bildungseifer, hohe Empfänglichkeit für alles Schöne, ein glücklicher trockner Humor, unverwüstlicher Gleichmut, ein harmonisches Gemüt und eine tiefe Wahrhaftigkeit. Goethe gibt ihm deshalb das auszeichnende Prädikat eines „herrlichen Menschen". Doch so hoch er den Menschen stellte, den Kunstkenner stellte er vielleicht noch höher. Er schrieb ihm eine Kunsteinsicht von Jahrtausenden zu. Er glaubte von ihm, daß er ein Kunstwerk durch und durch sehe; daß sein Blick sich durch nichts täuschen lasse, sondern sofort und überall auf das Wesentliche, Entscheidende gerichtet sei. Und über das, was das Wesentliche und Entscheidende sowohl nach dem Gesichtspunkte der absoluten Ästhetik als nach dem der historischen Entwickelung war, stellte sich allmählich eine so vollständige Übereinstimmung ein, daß es im Alter oft zu keiner Diskussion zwischen ihnen kommen wollte. Sie haben dann stundenlang einander vergnügt gegenüber gesessen und nur zeitweilig durch ein abgebrochenes Wort sich vergewissert, daß sie dasselbe meinten. Den Wert Meyers konnte es in den Augen Goethes nur vollenden, daß er in ihm auch einen trefflichen Mitempfinder seiner Dichtungen hatte. Ja nicht bloß dies, sondern gelegentlich auch einen trefflichen Mitarbeiter. Das haben wir zu unserer Überraschung nach der Öffnung des Goethearchivs erfahren, wo sich unter anderem herausstellte, daß in den „Wanderjahren" die feingestimmte Schilderung der Heimfahrt der Marktleute auf dem See ganz und gar aus Meyers Feder geflossen ist.

Diesen so bevorzugten Mann dauernd an seine Seite zu bringen, scheute Goethe keine Mühe. Erst fesselte er ihn durch herzogliche Stipendien, durch eine Anstellung als Lehrer und Direktor der Weimarer Zeichenschule. Denn es war ihm ein köstlicher Genuß, „mit einer so bedeutenden Natur nach einerlei Schätzen zu streben und sie nach einerlei Sinn zu bewahren und zu verarbeiten". Doch nicht bloß für sich wollte er ihn haben, er verfolgte das höhere Ziel, mit ihm vereint das deutsche Kunstleben zu reinigen und zu richten.

Nicht viel anders als Goethe haben die anderen Zeitgenossen, die Meyer näher kannten, ihn beurteilt. Am günstigsten Schiller, der den griechischen Genius ihm die Worte zurufen läßt:

Tausend andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

Mit ihm also vereint wollte Goethe die Fahrt nach dem Süden antreten. Da aber die unruhigen Zeitläufe und der unfertige Wilhelm Meister ihn hinderten, im Herbst 1795, wie er gedacht hatte, aufzubrechen, so schickte er Meyer voraus, damit dieser inzwischen wenigstens die kunsthistorische Aufnahme Italiens einleiten könne. So bald schien es nicht, daß Goethe ihm würde folgen können. Das Jahr 1796 war für Deutschland und Italien sehr kriegerisch und eine Reise, selbst wenn Goethe sich in Weimar für abkömmlich hielt, ohne Gefahren und schwere Störungen nicht durchführbar. Erst als im Frühjahr 1797 Friede in Deutschland wurde und auch in Italien der Krieg dem Ende sich zuzuneigen schien, konnte er ernstlich an den Aufbruch denken; Fritz Bury, seinem jungen römischen Freunde, spricht er bereits die Hoffnung aus, ihn wieder auf dem heiligen Grund und Boden zu umarmen. Doch von neuem kam ein Aufschub: eine monatelange Abwesenheit des Herzogs. Diese Wartezeit kam indes der dichterischen Produktivität zu gute — war es doch die Zeit der Freundschaft mit Schiller. Eine Reihe kleinerer Dichtungen entstehen in rascher Folge: „Der Zauberlehrling", „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Der Gott und

die Bajadere", „An Mignon", die „Zueignung" zum Faust — sie alle mit solcher Leichtigkeit und Vollendung, daß wir aufs neue an Schillers Worte von den schönsten Früchten erinnert werden, die auf leises Schütteln von Goethes Lebensbaum fallen.

Endlich gegen Ende Juli konnte er abreisen; sein nächstes Ziel war freilich jetzt nur die Schweiz. Denn Meyer hatte sich inzwischen, da er in Italien erkrankt war, nach seiner Heimat, nach Stäfa am Züricher See, zurückgezogen und wollte dort seine Genesung abwarten. Aber es war doch die Hoffnung vorhanden, daß Meyer wiederhergestellt mit ihm über die Alpen gehen werde, und wenn nicht, so behielt er sich vor, auch allein das gelobte Land aufzusuchen. Da in diesem Falle nicht abzusehen war, wie lange er diesmal fortbleiben und ob ihm nicht in dieser langen Frist etwas Menschliches begegnen würde, so traf er zu Gunsten seines Sohnes und Christianens über seinen Besitz letztwillige Verfügungen und verbrannte den größten Teil seiner Korrespondenz seit dem Jahre 1772, damit sie nicht in unberufene Hände falle. Auch hielt er aus eben diesen Rücksichten für erforderlich, Christiane und August mit seiner Mutter bekannt zu machen. Er nahm sie deshalb nach Frankfurt mit, wo die Reisegesellschaft am 3. August anlangte. Während er selber in der Vaterstadt drei Wochen blieb, schickte er seine Angehörigen, obgleich Frau Rat sie herzlich aufgenommen, schon nach vier Tagen wieder zurück; das unlegitimierte Verhältnis mochte ihn in dem Kreise der zahlreichen Frankfurter Verwandten, Freunde und Bekannten genieren.

Die Reisestudien wurden von Anfang an mit größter Gründlichkeit betrieben. Das was er für Italien vorgesehen hatte, wurde, soweit es der Aufenthalt gestattete, schon unterwegs ausgeübt. Nur daß ihm für Deutschland und die Schweiz die Erfassung der augenblicklichen Existenz noch mehr am Herzen lag als die ihrer geschichtlichen Zustände. Bodenbeschaffenheit, Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, Politik, Geselligkeit und noch manches andere wurde in den Beobachtungskreis gezogen und sorgfältig in die Reiseakten, die zu Hause nach umfassendem, wohl überdachtem

Schema angelegt waren, eingetragen. In sie heftete er auch alles, was er von öffentlichen Papieren: Zeitungen, Wochenblättern, Predigtauszügen, Verordnungen, Komödienzetteln, Preiskuranten in die Hand bekam. Seine aus der Beobachtung und Lektüre gewonnenen Urteile schreibt er sogleich nieder, bespricht sie dann mit sachkundigen Männern und nimmt die neue Erfahrung und Belehrung wieder zu den Akten. „So gibt es Materialien," meldet er vergnügt aus Frankfurt, „die mir künftig als Geschichte des Äußeren und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und bei meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen." Von besonderem Werte waren ihm Nachrichten über die französischen Truppen, die man in Frankfurt in den letzten zwei Jahren reichlich kennen gelernt hatte. Wie hatte sich die republikanische Armee seit 1792 und 1793 fortgebildet? Er hörte nun zwar vieles von der Härte ihrer Requisitionen, von Erpressungen und Ausschreitungen, aber auch von dem Ernste und der Verschlossenheit der jungen Generäle, von der Ordnung und Tätigkeit ihrer Kanzleien und von dem Gemeingeist der Soldaten, „von der lebhaften Richtung aller nach einem Zweck". Ihm ist nach diesen Mitteilungen sogleich nicht zweifelhaft, daß „in Armeeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse". Die Erfolge des Erzherzogs Karl, der in raschem Siegeslauf die Franzosen binnen wenigen Monaten von der Raab bis über den Rhein zurückgeworfen hatte, konnten ihn in seinem Urteil nicht irre machen. Denn die größeren Erfolge des jungen Bonaparte in Italien zeigten nur zu deutlich, wohin sich endgültig das Zünglein der Wage in dem Kampfe zwischen dem alten und neuen Europa neigen würde.

Goethe fiel es diesmal recht schwer, sich von Frankfurt zu trennen. Die Anmut und Fruchtbarkeit der Gegend, der bewegte internationale Verkehr, der Umgang mit dem Anatomen Sömmerring, die gute Oper, die mannigfachen Kunstschätze, die Anhänglichkeit der alten Freunde, die Liebe der Mutter bildeten starke Fesseln.

Fast alle diese Faktoren waren schon früher vorhanden; es war aber, als ob er jetzt zum ersten Male mit ganz freiem Gemüt diese Vorzüge genießen könnte, als ob er mit der veränderten Wohnung — die Mutter hatte das Vaterhaus verkauft und verlassen — auch eine veränderte Stellung zur Vaterstadt einnähme. Und wie keine Erinnerung ihn bedrückte, so auch kein Wunsch für die Zukunft. Der Gedanke, der ihn 1792 noch bewegen konnte, in Frankfurt sich niederzulassen, war endgültig aufgegeben. „Der Abschied von der guten Mutter war nicht ohne Rührung, denn es war das erstemal nach so langer Zeit, daß wir uns wieder ein wenig aneinander gewöhnt hatten.“ So drückt er sich einige Tage nach der Abreise mit gedämpftem Worte aus, um seinen Schmerz nicht zu erneuern. Es lag über dem Abschied etwas Ahnungsvolles. Mutter und Sohn haben einander nicht wiedergesehen.

Am 25. August setzt Goethe seinen Weg fort. Er kommt zunächst nach Heidelberg, dessen Lage zwischen den bewaldeten Höhen und der fruchtbaren Ebene mit den überrheinischen blauen Gebirgen im Hintergrunde ihm ideal erscheint, und geht darauf über Heilbronn, wo er in der Nachbarschaft des Götzischen Gefängnisses einsam seinen Geburtstag verbringt, nach Stuttgart. Dort hält er sich acht Tage auf und knüpft mit Dannecker, der ihm als Mensch und Künstler sehr lieb wird, dem Architekten Thouret, den er später für den Schloßbau in Weimar gewinnt, dem Komponisten Zumsteeg und dem Kunstfreund Rapp nähere Beziehungen an. Dann fährt er weiter nach Tübingen, wo er eine Woche der Gast Cottas, des späteren Verlegers seiner Werke, des jetzigen der Horen, ist, und überzeugt sich zu seiner Zufriedenheit, daß die Universität trotz der größeren Geldmittel, die man für sie aufwendet, weit hinter der Jenaischen zurückstehe. Man ließ die besten Schwaben nach Jena ziehen: Schiller, Schelling, Hegel, Paulus. Nach vier weiteren Reisetagen, von denen einer dem Rheinfall bei Schaffhausen gewidmet ist, langt Goethe in Zürich an, das er vorläufig nur kurz besucht, um möglichst bald in Stäfa mit seinem geliebten Meyer in aller Ruhe dessen italienische Er-

werbungen, Schöpfungen und Erfahrungen betrachten und besprechen zu können. Nachdem der erste Durst in achttägigem Beisammensein gelöscht ist, will Goethe noch die günstige Jahreszeit zu einem Besuch des Vierwaldstättersees und des Gotthard, „der alten Freunde, die in früherer Zeit so viel Gewalt über ihn hatten," benützen. Er schlägt mit Meyer den Weg ein, den er 1775 mit Passavant gegangen ist, über Richterswyl und Einsiedeln nach Schwyz. Der achtundvierzigjährige Mann ist nicht mehr so leicht beschwingt wie der sechsundzwanzigjährige. Über den schlechten Weg, der vom Schwyzer Haken hinabführt, stöhnt er; und man hat die Empfindung, daß er verdrießlich und abgemattet in Schwyz angekommen sei. 1775 ist über den gleichen Weg notiert: „Nachts zehn in Schwyz. Müd und munter vom Bergabspringen. Voll Dursts und Lachens. Gejauchzt bis Zwölf."

Aber im weiteren wird es besser, und der Genuß in der Gesamtsumme größer. Der Rigi bleibt seitwärts liegen. Die Wanderer ziehen direkt auf Brunnen, von wo sie im Boot nach Flüelen übersetzen, um dann die Gotthardstraße bis zur Paßhöhe auf- und wieder abwärts zu steigen. Der Anblick der durch die Tellsage geweihten Örtlichkeiten am Urnersee und an der Gotthardstraße weckt den Plan zu einem Tellepos, in dem Geßler ein behaglicher Tyrann und Tell ein Abbild jener einfachen, für sich lebenden, kräftigen Träger sein sollte, wie sie ihn 1779 über die Furka geführt hatten. Bei der Rückkehr ereilte Goethe mitten in „den formlosen Gebirgen" die Nachricht von dem Tode der Christiane Neumann, und die Elegie „Euphrosyne", die er ihr aus tiefster Empfindung widmete, erinnert für alle Zeiten wie an die Tote so auch an die erhabene Naturumgebung, in der er die traurige Kunde empfing.

Von Flüelen suchen die Reisenden Beckenried, Stans, Küßnacht auf und erreichen über Zug bei Horgen wieder den Zürichersee. Das schönste Herbstwetter hatte sie auf der elftägigen Tour begünstigt. Von neuem läßt Goethe in Stäfa sich häuslich nieder, dessen Lage und reiche Kultur ihn entzücken. Meyers Schilde-

rungen älterer und neuerer Kunstwerke und die Erörterungen hierüber nehmen kein Ende. Ein freudig aufregendes Intermezzo ist es, als die Kiste mit Meyers Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit, die noch heute Goethes Wohnung schmückt, in Stäfa unversehrt anlangt. Er jubelt, daß sie dem weit und breit gewaltigen Bonaparte entronnen sei. Es ist das erste Mal, daß uns der Name des Mannes, der später einen so großen Zauber auf ihn ausüben sollte, in seinen Briefen begegnet.

Allmählich war nun aber die zweite Hälfte des Oktobers herangekommen, und es mußte ein Entschluß über Bleiben oder Gehen, über Weiter- oder Rückreise gefaßt werden. Goethe hatte nicht übel Lust, den Winter über in Stäfa zu bleiben und im Frühjahr nach Italien oder — Frankreich sich zu wenden. Das republikanische Frankreich der Direktorialregierung hatte sich das Vertrauen des Dichters erworben, und er hätte gern gesehen, wie es sich in der neuen Ordnung der Dinge ausnehme, — aber die Gedanken an die häuslichen Verhältnisse lenken ihn wieder zur Heimat. Er weiß seinen August und sein Haus durch Christiane nicht hinreichend wohl versorgt. Ja selbst das Vertrauen zu Christianens Treue ist nicht unbedingt. Hatte er doch wie schon in früheren Fällen so jetzt auch von Stäfa aus die hübsche, leichtlebige Geliebte gebeten, nicht zu viel Äugelchen zu machen. Die Eifersuchtsqualen im Schlusse von „Alexis und Dora“ (1796) entstammen dem Herzen des Dichters.

Seinen Entschluß zur Rückkehr mochte Meyer nach Kräften unterstützen. Kaum genesen, hatte dieser wenig Lust, sich wieder in das schöne, aber unbequeme und ungesunde und jetzt so unruhige Italien zu begeben. Auch eine Bereisung Frankreichs konnte ihm nichts Anlockendes bieten. Zudem billigte er wohl die Gesichtspunkte, aus denen Schiller ihn gebeten hatte, den Freund zur Rückkehr zu bestimmen. „Sie werden mir darin beipflichten,“ hatte dieser ihm geschrieben, „daß Goethe auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen…

Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen, denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben; — ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längeren Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde." Wir werden kaum anders als Schiller beistimmen können. Italien hätte Goethe, wenn er die vorgesetzten Zwecke ausführen wollte, auf Jahre hinaus festgehalten, und wenn es ihn dann losgelassen, hätte die Verarbeitung des Materials aufs neue seine Kräfte für lange Zeit mit Beschlag belegt. Er selber mag die Erwägungen Schillers später zu den seinigen gemacht haben. Denn er hat nie wieder auch nur den Plan zu einer erneuten Wanderschaft nach der hesperischen Halbinsel gefaßt.

Da er auf Italien verzichten mußte, so war es ihm ein doppelter Trost, daß er wenigstens Meyer als einen redenden Spiegel des Landes mit sich nehmen konnte. Zunächst wurde noch ein mehrtägiger Besuch dem auf der Hinreise nur flüchtig berührten Zürich abgestattet. Aber während Frankfurt diesmal Goethe ein liebenswürdigeres Gesicht denn je gezeigt hatte, war es mit der reizenden Limmatstadt grad umgekehrt. Die beiden Häuser, die ihm dort die liebsten gewesen, das Lavatersche und Schultheßsche, waren ihm fremd geworden. Das Lavatersche hatte er sich selber mit festem, entschiedenem Willen verschlossen — das Schultheßsche verschloß sich ihm sehr gegen seinen Willen. Er glaubte gegen die gemütvolle, kluge, feinsinnige Freundin ganz der Alte zu sein, aber sie empfand den Abstand von einst und jetzt. Sie merkte, was allen älteren Freunden nach der italienischen Reise sich aufgedrängt hatte, daß Goethe nicht mehr mit der früheren Fülle, Offenheit und Wärme sich ihnen eröffne. Erörterungen hierüber verschlimmerten mehr als sie besserten, und so löste sich langsam auch dieses „schöne, reine" Verhältnis, wie es Bäbe noch kurz vorher genannt hatte

(25. Juli 1797). Auf der Rückreise verfolgte Goethe bis Stuttgart den Weg, den er gekommen. Dann bog er nach Nürnberg ab, wo er zehn Tage verweilte. Wir wissen leider fast nichts von diesem Aufenthalt. Die Gesellschaft Knebels, den er dort traf, sowie die der fränkischen Kreisgesandten hielten ihn im Verein mit den zahlreichen Kunstwerken und Altertümern derart in Atem, daß er sowohl seine Korrespondenz als sein Tagebuch ganz vernachlässigte. In seinem Tagebuch finden wir aus jenen Tagen nichts als die Namen der Teilnehmer an der Table d'hôte im Roten Hahn, die sein Diener gewissenhaft eintrug. Für unsere Wißbegierde doch etwas wenig.

Am 15. November verließ er Nürnberg und traf am 20. wieder in Weimar ein. —

Goethe verbringt jetzt neun ruhige Jahre, in denen sein Leben äußerlich betrachtet keine einzige nennenswerte Wendung erfährt. Er verstrickt sich in keine Liebesleidenschaft, seine amtlichen und häuslichen Verhältnisse bleiben dieselben, er unternimmt keine größere Reise. Nur zwischen Weimar und Jena wechselt er oft. In Jena ist ihm wohler. Er kann dort besser und freier arbeiten. Ein Hang zur Bequemlichkeit, zur Seßhaftigkeit macht sich bemerkbar, der auf seine Gesundheit von keinem günstigen Einfluß ist. Er geht wenig und reitet gar nicht. Er liebt es jetzt mehr auszufahren und leistet dieser Neigung Vorschub, indem er sich Equipage anschafft. Der Besuch des Pferdemarktes zu Buttstädt, um Rosse zu erhandeln, gehört zu den Zügen dieses Zeitraumes und zur menschlichen Physiognomie des Olympiers.

Der Hang zur Bequemlichkeit ist aber nur körperlich. Geistig ist er unermüdlich rege, von einer unendlich vielseitigen, angespannten Tätigkeit, und das Verlangen, sich körperliche Ruhe zu gönnen, ist vielleicht nur eine Folge der hohen geistigen Anstrengungen, denen er sich unterwirft. Seine Wirksamkeit ist aber ganz vorwiegend praktischer und wissenschaftlicher Natur. Mit großem Eifer widmet er sich dem Theater, angefeuert durch Schillers verständnisvolle Teilnahme und die in jenen fruchtbaren Jahren reifenden dramatischen Schöpfungen des Freundes, die würdig

aufzuführen ihm Herzenssache war. Der Wunsch, seine Bühne stark zu machen in dem künstlerischen Stil, der die Naturwahrheit des Alltags verschmäht, veranlaßt ihn nicht nur, durch Wilhelm von Humboldts Schilderungen der Pariser Bühnenkunst angezogen, Voltaire für Weimar zu bearbeiten, sondern Goethe versteigt sich zu gewagten theatralischen Experimenten mit Terenz, mit allerlei romantischen Versuchen, mit Italienern und Spaniern. Selbst schwache Opernlibretti wie die „Zauberflöte" reizen ihn, nicht zum wenigsten durch ihre unrealistische Stilform, so weit, daß er sich um ihre Verbesserung oder Fortsetzung bemüht. Um seine Schauspieler sich frühzeitig auf seine Weise heranbilden zu können, eröffnet er 1803 eine Theaterschule für jugendliche Zöglinge, die bald zwölf Schüler zählt, und deren Direktor und einziger Lehrer er ist. Um das Weimarische Theater den größeren Anforderungen, die aus seiner gehobenen Stellung sich ergaben, auch räumlich anzupassen, baut er es im Jahre 1798 würdig um, während er für die Filialbühne in Lauchstädt ein ganz neues, angemessenes Haus schuf. Dem bautechnischen Departement seines Schaffenskreises erwuchs aber die größte Arbeit aus der Leitung des Schloßbaues. Dieser, 1791 in Angriff genommen, wurde seit 1798 energischer gefördert und 1803 endlich zum Abschluß gebracht. Goethe hatte auch hier wieder einmal Gelegenheit, die Last seiner Gaben zu empfinden. Sein technisch-künstlerisches Verständnis machte ihn trotz aller Architekten zur Seele des Baues, und er kümmerte sich schließlich um jeden Tischler und Stukkateur. Und da bei ihm immer ein Interesse das andere weckte, so beschäftigten ihn auch die sozialen Mißstände, auf die er hierbei stieß. So suchte er z. B. beim Engagement der Gesellen die Meister zu umgehen, weil diese vom Lohn der Gesellen als Entgelt für die Arbeitsvermittlung einen nicht unerheblichen Teil für sich einhielten.

Eine andere praktische Tätigkeit galt der Hebung der Kunst. Er brachte Geld zu Preisen zusammen, bestimmte mit Meyer die Preisaufgaben und stellte die eingelieferten Arbeiten im Verein mit anderen Werken lebender Künstler öffentlich aus. So veranstaltete

er unter mannigfacher Mühe und vielem Verdruß von 1799 bis 1805 sieben Kunstausstellungen in der kleinen Residenz.

Ein weiteres Feld bot seiner Betätigung die Fürsorge für die Universität Jena. Die Erhaltung und Berufung tüchtiger Kräfte, die Ausrüstung der Hochschule mit naturwissenschaftlichen Sammlungen und mit einer größeren Bibliothek, der Betrieb und die Ausstattung der anderen mit der Universität verbundenen Institute, die Förderung der von der Jenaischen Gelehrtenwelt herausgegebenen Zeitschriften, alles das nahm damals seine Kräfte besonders stark in Anspruch.

Daneben gab es viele kleine Geschäfte, die mit seiner Oberaufsicht über Künste und Wissenschaft und mit seinem Verhältnis zum Herzog zusammenhingen, und als ob er daran nicht genug hätte, vermehrte er sie noch, indem er 1798 das Freigut Oberroßla ankaufte. „Ich werde mir zwar nie einfallen lassen, es zu administrieren," meldet er nach dem Kaufe Knebel, „aber wenn ich nur deutlich wissen will, was ich denn eigentlich besitze, so muß ich mich in das geheimnisvolle Feld der Landwirtschaft wagen." Um dieses geheimnisvolle Feld zu studieren, notwendige Bauten und Meliorationen auszuführen, die Schwierigkeiten mit seinen Pächtern zu begleichen, hat er Tage und Wochen auf dem Gute sich aufgehalten und auch daheim manche kostbare Stunde, die für wichtigere Aufgaben hätte verwendet werden können, diesem Besitz geopfert, bis ihm schließlich doch, nachdem er die landwirtschaftlichen Lebenserfahrungen hinreichend gekostet, die Lust an dem Gutsbesitzertum verging und er froh war, daß er 1803 das geheimnisvolle Feld wieder los wurde.

So umfangreich die geschilderte praktische Tätigkeit war, sie wurde weit überragt von derjenigen, die er den Wissenschaften widmete. In erster Linie handelt es sich hier um die Naturwissenschaften, die, wie er es in Straßburg einmal von der Chemie sagte, seine heimlichen Geliebten fortdauernd blieben. Botanik, Zoologie, vergleichende Anatomie, Physik, Chemie, Astronomie beschäftigten ihn unablässig. Der Aufsatz „über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins" und der Plan zu einem großen Naturgedicht, die aus

dieser Zeit stammen, bezeichnen ungefähr, durch wie verschiedenartige Kreise, vom Besondersten bis zum Allgemeinsten, er sich bewegte. Doch der Löwenanteil der naturwissenschaftlichen Studien fiel seiner Farbenlehre zu. In den optischen Beiträgen (1791 und 1792) hatte er zuerst gegen die Newtonsche Lehre vom Licht Einspruch erhoben, ohne bei den Fachmännern Erfolg zu haben. Es galt also, seinen Angriff auf breiterer Grundlage zu wiederholen und zugleich seine eigene Theorie, die er damals noch zurückgehalten hatte, darzulegen. Zu diesem Zwecke stellte er eine lange Kette von Versuchen an, sammelte eine Fülle von Beobachtungen und durchstöberte die ganze Literatur der Farbenlehre bis ins griechische Altertum, um auch aus den Zeugnissen älterer Forscher Material für seine neue Farbenlehre zu gewinnen. Unter dem beständigen Drängen Schillers, den er für seine Lehre sehr interessiert hatte, begann er in dem neuen Jahrhundert das gewaltige Material zu sichten und zu verarbeiten. Er förderte seine Arbeit so weit, daß bis zum Jahre 1806 der erste Teil, der didaktische, ganz und die beiden übrigen, der polemische und historische, in ihren Grundlagen vollendet waren. Der historische Teil gestaltete sich andeutend zu einer großartigen Geschichte der Wissenschaften (auch Schlegel urteilte so), ja der geistigen Entwickelung überhaupt. Das Ganze umfaßte, als es 1810 mit vielfachen Tafeln versehen an die Öffentlichkeit trat, zwei Bände mit nahezu 1500 Druckseiten.

Durch die Naturwissenschaften wurde er von selber zur Naturphilosophie hinübergedrängt. Wie sich um jene Zeit die Naturwissenschaft auf der einen Seite mehr und mehr genauer Einzelforschung hingab, so hatte sie sich auf der andern mehr und mehr auch den tiefsten und letzten Zusammenhängen der Dinge zugewandt und sich damit zur Naturphilosophie umgewandelt. Es war gerade in Jena, wo diese Wandlung sich unter den Händen des jungen, hochbegabten Schelling am entschiedensten vollzog. Goethe selber war von Hause aus naturphilosophisch veranlagt; da nun Schellings Naturanschauung sich in seinen — pantheistischen — Bahnen bewegte, so wurde der junge Philosoph ihm rasch ver-

bunden („mein Zug zu Ihrer Lehre ist entschieden,“ schrieb er an ihn), und in vielen eifrigen Sitzungen hat Goethe mit ihm seine Einleitung zur Naturphilosophie durchgesprochen. Das damals entstandene Gedicht „Weltseele“, wie er es später in Übereinstimmung mit Schellings gleichnamigem Werk betitelte, ist auch im poetischen Reich ein kleines Denkmal jener Tage. Das geplante Naturgedicht wäre wahrscheinlich ein Monument großen Stiles geworden.

Mit kaum geringerer Lebendigkeit und Leidenschaft, wenn auch mit mäßigerem Zeitaufwand als die Naturwissenschaften, pflegte Goethe in unserer Epoche die Kunstwissenschaft. Das deutsche Kunstleben war matt und seicht. Man tastete in Theorie und Praxis unsicher umher. Winckelmann, tief und das Richtige ahnend, aber nicht zu seiner klaren Erfassung gelangend, und Lessing, klar und geistvoll, aber einseitig, wurden beide mehr mißverstanden als verstanden. Die meisten beruhigten sich mit flachen, schönheitsseligen Phrasen, die Nachklänge von Mengs und Batteux waren, oder mit einem unklaren Naturalismus, womit als neues Ingrediens romantische Gefühlsschwärmerei sich gemischt hatte. „Eine solche Salbaderei in Kunstprinzipien,“ schrieb Goethe mit gutem Recht nach seiner Rückkehr aus der Schweiz an Schiller (25. November 1797), „wie sie jetzt gilt, ist wohl noch nicht auf der Welt gewesen.“ Er suchte deshalb im Verein mit Meyer in die Kunstübung und in die Kunstwissenschaft reformierend einzugreifen. Wie er es mit Preisausschreibungen und Kunstausstellungen versuchte, haben wir gehört. Hier kommt sein kunsttheoretisches Wirken in Betracht. Er schuf sich zu diesem Zweck eine eigene Zeitschrift: die „Propyläen“. Und als diese wegen der geringen Teilnahme nach zwei Jahren einging, setzte er sein Bemühen in der Jenaer Literaturzeitung fort — teils mit eigener Hand teils durch die Meyers.

Man hat Goethes Bemühungen um die Reform des deutschen Kunstlebens vielfach bespöttelt, sie als nichtig bezeichnet und diesen Mißerfolg als ein Glück gepriesen, weil er versucht habe, die deutsche Kunst in die klassizistische Schablone zu pressen, mit der edlen, ruhigen Schönheitslinie des Winckelmannschen Ideals, die

zu einer schwächlich-gefälligen ausartete, das Charakteristische, Individuelle, Nationale aus der Kunst zu vertreiben.

Daß Goethe mit seinem Wirken nur bescheidenen unmittelbaren Erfolg hatte, ist richtig. Das lag am unvorbereiteten Publikum und am Zuge der Zeit. Das Publikum, Künstler wie Kunstfreunde, hätte er allmählich erziehen können; aber den Zug der Zeit konnte er nicht ändern, und wäre er noch geistesmächtiger gewesen als er war. Dieser ging auf das Religiöse und Vaterländische in mittelalterlich-dunklem, symbolischem Gewande. Goethe hatte an sich weder gegen das Religiöse noch gegen das Nationale etwas einzuwenden, aber das Religiöse sollte nicht in Mystik versinken, das Nationale nicht das allgemein Menschliche ausschließen, d. h. nicht in schlechtem Sinne patriotisch sein. Auch ist es ihm nie eingefallen, an Stelle des Deutschtums Griechentum zu setzen, indem er die Deutschen zu Nachahmern der Griechen zu machen und sie so ihrer Individualität zu berauben suchte. Das wäre dem Schüler Herders unmöglich gewesen Er wünschte vielmehr den Einfluß der griechischen Kunst auf die deutschen Künstler zur Erhebung ihrer Individualität, er wünschte, daß jeder ihn so erfahre, wie er ihn erfahren und wie ihn die Künstler der Renaissance einst erfuhren. Die deutschen Künstler sollten von den Griechen lernen, mit einem Gefühl von freierem Leben, höherer Existenz, Leichtigkeit, Grazie und, wie wir hinzufügen, mit vollendeter Technik, aber aus ihrer Individualität zu schaffen. „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!“ So hat er späterhin einmal sein künstlerisches Glaubensbekenntnis treffend formuliert. Damit ist auch schon die Bedeutung des Charakteristischen ausgesprochen, die er auch in der Epoche (1788 bis 1810), die man für den Höhepunkt seines Klassizismus, seiner Anbetung der schönen Form hält, immer wieder betont hat, wie er in derselben Epoche nicht aufhörte, sich für zahlreiche Kunstwerke, die vorzugsweise als charakteristisch angesprochen werden, zu erwärmen, ja zu entzücken. Im Jahre 1792 nimmt er in Düsseldorf Partei gegen diejenigen, die neben den Italienern die Niederländer nicht gelten lassen wollen, 1797 tadelt er den

Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe und lobt den Kunsttheoretiker Hirt, daß er auf das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff für die Kunst hingewiesen habe (an Meyer 14. Juli 1797). 1799 gibt er im „Sammler" den Charakteristikern den hervorragendsten Platz unter den Künstlern. 1803 spricht er im Verein mit Meyer bei der Beurteilung der zur Kunstausstellung eingelieferten Werke seine Genugtuung darüber aus, daß das Bedürfnis nach charakteristischer Darstellung wieder allgemeiner empfunden zu werden scheine. In demselben Jahre erklärt er, es bezeichne immer einen jämmerlichen Zustand, wenn die Form alle Kosten hergeben müsse. 1805 bewundert er Peter Vischers Erzbischof Ernst im Dom zu Magdeburg, 1807 stimmt er einer Rede Schellings zu, die ein nachdrücklicher Protest gegen die „geistlose Nachahmung schöner Formen" sowie gegen eine „verzärtelte, charakterlose", „unkräftig idealische" Kunst ist, 1808 begeistert er sich für christlich-mythologische Handzeichnungen Albrecht Dürers, und 1805 will er als Preisaufgabe für das nächste Jahr eine feilschende Hökerin nach Rubens stellen, um die Künstler anzuregen, anstatt verhimmelnde Figuren auf Goldgrund zu malen, ihren Blick ins derbe, frische Leben zu wenden. Und wie frei und weit sein Blick über Winckelmann und Lessing hinausreichte, zeigt die gegen Hirt gerichtete Bemerkung, er vergesse, daß Lessings, Winckelmanns und seine, ja noch mehrerer Auslassungen zusammen erst die Kunst begrenzen (an Schiller 5. Juli 1797).

Für ihn gab es überhaupt keinen Gegensatz zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen und konnte es keinen geben. Denn das Charakteristische war für ihn ein notwendiges Element des Schönen. Das Schöne ist nach seiner Auffassung nichts als die sinnlich-angenehme Verkörperung des Wahren. Wahr ist aber nichts, was nicht charakteristisch ist. Freilich konnte er im bloßen Abschreiben des Wirklichen noch nicht das Wahre und Charakteristische entdecken. Im Gegenteil. Das Charakteristische und damit das Wahre wird bei solchem Abschreiben nur zu oft durch allerhand Zufälligkeiten verdeckt. Noch weniger vermochte er in jeder

Fratze, in jedem Gräßlichen oder im Steifen und Eckigen einer unbeholfenen Technik an sich etwas Charakteristisches im Sinne echter Kunst zu sehen, um aus der Not früherer Jahrhunderte eine Tugend zu machen. Wer dies von ihm verlangt, dem mag er als Feind des Charakteristischen gelten.

Goethe war ein zu universeller Geist und hatte eine zu ausgebreitete Kunstanschauung, um nicht für die verschiedensten Ausdrucksweisen Verständnis zu haben, wenn diese Weisen nur dem Auszudrückenden gerecht wurden, was z. B. nach einer lange von ihm festgehaltenen Ansicht beim gotischen Monumentalbau nicht der Fall war, und wenn sie nur den Stempel des selbständigen Geistes trugen. Nirgends hat er dies schöner bekundet, als in dem für die Propyläen geschriebenen Aufsatz: „Der Sammler und die Seinigen“. Dieser sowie das Gespräch „über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke“ werden ihre dauernde Bedeutung behalten und ihre Wirkung wird man in einer vielleicht schon sehr nahen Zukunft nicht mehr nach dem unmittelbaren Ergebnis des Tages beurteilen.

Was Goethe für die Kunstwissenschaft geleistet, kann hier nicht näher dargelegt werden. Nur soviel ist gewiß, daß jeder Kunsthistoriker, auch derjenige, der sich gegen ihn auflehnt, auf seinen Schultern steht. —

„Mein Leben wird, so still es von außen aussieht, mit immer größerer Heftigkeit fortgerissen. Die vielen Fäden der Wissenschaften, Künste und Geschäfte, die ich in meinen früheren Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zusammen.“ Wir haben diese Schilderung, die Goethe von seinem Leben im Jahre 1800 gibt, bestätigt gefunden. Aber er hat in dem Bilde des Strudels, der ihn umherwirbelte und von der Poesie ablenkte, noch die Geselligkeit vergessen. Goethe war eine gesellige Natur im eigentlichen Sinne des Wortes. Es war ihm ein Bedürfnis, sich auszusprechen; schon darum, weil er im Unterreden sich selber klärte und anregte, weil das Gespräch oft die leuchtendsten Geistesblitze aus ihm herauslockte. Er brauchte freilich zu solchem Verkehr

Leute, die mit ihm auf leidlich gleichem Boden standen, Leute, die ihn empfanden und begriffen oder doch hingebend zu ihm aufhorchten. Bei den alten Freunden in Weimar war das nicht mehr der Fall. Wieland gehörte einer überlebten Zeit an, und Herder stellte sich mit Absicht feindlich zu Goethe. Dieser hatte gehofft, daß die Konfirmation von August, die er durch Herder im Juni 1802 vollziehen ließ, einen Ausgleich bringen werde. Er hatte sich getäuscht. Jede Unterredung endete mit einem Mißklang. Als die beiden im Sommer 1803 wieder einmal zusammenkamen, gebrauchte Herder „einen so widerwärtigen Trumpf" gegen Goethe, daß dieser ihn erschrocken mit großen Augen ansah und stumm das Gespräch abbrach. Es war das letzte Mal, daß sie sich gesehen. Im Dezember desselben Jahres starb Herder.

Knebel, obwohl nicht genügend fortgeschritten, war doch der alte Bewunderer Goethes geblieben, und seine naturwissenschaftlichen Interessen bildeten überdies ein starkes Bindemittel. Er hatte, als er sich zur Heirat mit der „Rudel" entschloß, im Juni 1797 Weimar verlassen und in Ilmenau seinen Wohnsitz genommen, den er 1804 mit Jena vertauschte, wo Goethe wieder in häufigen Verkehr mit dem originellen Kauz kam.

In Weimar traten an die Stelle der alten geistigen Mitarbeiter: Schiller, der Ende 1799 dorthin übersiedelte, Heinrich Meyer und 1803 Riemer, der Hauslehrer Augusts, ein junger, gut durchgebildeter Philologe, der aus dem Hause Wilhelm von Humboldts in Rom kam. Er war eine subalterne Natur, doch ein guter Resonanzboden und ein sehr brauchbarer Gehilfe für Goethes literarische Arbeiten. Ihn, den Schlesier, und Meyer, den Schweizer, muß man sich beständig in der Umgebung Goethes denken. Diese wurde fast täglich durch Besuche von auswärts vermehrt, die bald dem Theaterdirektor, bald dem Kunstliebhaber, bald dem Minister, bald dem Dichter, bald dem Naturforscher und am meisten dem großen berühmten Manne galten. Unter den Besuchern ragen die temperament- und geistvolle Frau von Staël, die sich 1804 über zwei Monate in Weimar aufhielt, der geniale Ge-

schichtsschreiber Johannes von Müller, der Berliner Komponist Zelter und der Hallesche Philologe Friedrich August Wolf hervor. Zu den beiden letzten knüpfte sich ein dauerndes engeres Verhältnis an.

Wenn der große Altertumsforscher für Goethes geistiges Leben von stärkerer Bedeutung war, so Zelter für sein Gemütsleben. Er fand ein außerordentliches Gefallen an diesem kernigen, graden, selbstgemachten Manne, der, entsprechend seinen beiden so entgegengesetzten Berufen des Maurermeisters und des Musikers, das Starke und Zarte wunderbar verband, der bei aller feinen Empfindung niemals empfindsam wurde, bei aller hohen Bildung sich niemals ätherisierte, sondern immer festen Boden unter den Füßen behielt und oft genug mit erfrischender märkischer Deutlichkeit sich ausdrückte, warmherzig und scharfkantig durchs Leben ging, des Dichters Schaffen und Existenz wohl zu würdigen wußte und seine Lieder glücklich komponierte. Er erschien Goethe in seiner ganzen Art als der Typus eines tüchtigen Vollmenschen, der in die schwächliche sentimentale Zeit, wie sie noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts herrschte, gar nicht paßte. „Diese grundwackere, treffliche Natur hätte unter Päpsten und Kardinälen zu recht derber Zeit geboren werden sollen," schrieb er im August 1804 an Schiller, hierbei augenscheinlich an die Menschen der Renaissance, an so handfeste Bursche wie Cellini denkend, dessen Memoiren er eben erst mit kräftigem menschlichen Wohlgefallen übertragen hatte. Und noch rühmender heißt es ein Jahr später an den Herzog: „Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen." Man kann Zelter als ein Seitenstück zu Heinrich Meyer bezeichnen, nur daß er aktiver, origineller, vielseitiger war. Goethe schloß ihn deshalb, was viel sagen will, noch herzlicher an sich als jenen. Zelter wurde recht eigentlich der Vertraute seines Alters. Und dem entsprach es, daß er ihm, nachdem das Verhältnis eine Zeitlang sich erprobt, das brüderliche „Du" anbot. Er war der einzige, dem Goethe in der zweiten Hälfte seines Lebens diese Auszeichnung zu teil werden

ließ. Goethe bewährte sich hingegen an Zelter, wie an so vielen, als der unvergleichliche Seelenöffner. Nach dem ersten längeren Besuch in Weimar 1803 schrieb der lebengehärtete, fünfundvierzigjährige Mann an den Dichter: „So viele Jahre habe ich mit Anstrengung mein Innerstes meinen nächsten Nachbarn verhehlt, und Sie haben in der Ferne den Schleier hinweggezogen."

Ferner als diese, doch in lebhaftem Verkehr mit Goethe standen die Glieder des früher erwähnten Jenensischen Kreises und eine große Zahl Weimaraner Frauen und Männer. Er selber vergrößerte noch den Umfang seiner geselligen Verpflichtungen, indem er die besseren Mitglieder des Theaters öfters zu sich lud, indem er ferner 1801 ein Kränzchen von Damen und Herren gründete, das jeden Mittwoch bei ihm stattfand und in seinen „geselligen Liedern" köstliche Frucht getragen hat. Als dieses Kränzchen, in dem die Gräfin Henriette von Egloffstein als Stern glänzte, sich bald auflöste, anscheinend weil Goethe den Ton der Unterhaltung doch zu hoch wählte, versammelte er einen auserwählten Kreis von Damen einmal in der Woche um sich und hielt ihnen anfangs Vorträge über Kunst, später über Naturwissenschaften, namentlich über die Farbenlehre.

Nichts gibt ein deutlicheres Bild von der Buntheit seiner damaligen Beschäftigungen und Interessen als seine Tagebucheinträge. Da sie bei seinen Aufenthalten in Jena reichlicher ausfallen als in Weimar, wo selbst zu diesen kurzen Notizen sich nur knappe Zeit findet, so wählen wir einen Jenenser Tag als Beispiel. Da lesen wir unter dem 7. Mai 1799:

„Früh ein wenig spazieren, dann das Schema zum siebenten Briefe des Sammlers. Gegen 10 Uhr Prof. Göttling, wegen des Zuckers aus Runkelrüben. Um 11 Uhr mit Herrn Hofrat Schiller gegen Lobeda spazieren gefahren, dann in Voigts Garten. Den Lauf des Merkurs durch die Sonne beobachtet. Abends bei Herrn Hofrat Schiller, vorher Expedition nach Weimar. Herrn Prof. Meyer. Wegen der Kunstanzeige für Cotta in die allgemeine Zeitung. Dem. Vulpius. Gemeldet, daß die Pferde die Feiertage hinüber kommen sollen. Herrn Hofkammerrat Kirms. Austeilung der Rolle des Ersten Jägers in Wallensteins Lager. Anfrage wegen Seren. Rückkunft pp."

Zwei Tage später finden wir notiert:

„Herrn Geheimrat Voigt. Schloßbau. Promemoria wegen Stuckator Hofmann. Prof. Meyer. Revision zurückgeschickt, wegen Stuckator Hofmann. Hofkammerrat Kirms. Neue Austeilung des Wallensteinischen Lagers.“ u. s. w.

Bei diesem Andrang von Leben, Amt, Kunst, Wissenschaft mußte der Poesie die Rolle des Aschenbrödels zufallen. Goethe klagt darüber. „Die arme Poesie,“ so bemerkt er im November 1800, „ist abermals in Gefahr, von Philosophen, Naturforschern und Konsorten sehr in die Enge getrieben zu werden . . .“ Aber er denkt nicht daran, es zu ändern, so deutlich ihm auch seit Italien bewußt ist, daß sein eigentlicher Beruf der des Dichters sei. Er läßt sich gehen; er folgt den Instinkten, die ihn treiben; immer mit dem dunklen Gefühl, es werde für seinen Hauptberuf schon etwas Gutes dabei herauskommen, und er könne sicher sein, daß sein Genius ihn zur rechten Zeit rufen werde.

So kommt denn in dem langen Zeitraum von zehn Jahren herzlich wenig Poetisches zu stande; ja fertig wird außer einer Anzahl lyrischer Gedichte und einigen kleinen Festspielen nichts. Neue Fragmente häufen sich zu den alten, wie die Natürliche Tochter und die „Achilleis“, die den Tod des Achill in weit angelegtem Rahmen behandeln sollte. Vollendet wäre sie ein episches Seitenstück zur Iphigenie geworden, ein antiker Stoff von modernem Geiste beseelt. Dem schicksalgeweihten Helden verklärt sich der Tod in einer milden Resignation, die ihm das Vollgefühl seiner schaffenden Kraft steigert. Die Entwicklung des Ganzen können wir freilich nur ahnen. Denn Goethe ist über den ersten Gesang nicht hinausgekommen: ein prachtvolles Bruchstück, das in dem weichen Glanze tiefster Empfindung schimmert. Den Faust brachte er wenigstens in seinem ersten Teil zum Ende. Vom zweiten Teil, den schon im Sommer 1799 abzuschließen er sich geschmeichelt hatte, warf er nur die Helenadichtung hin. An die Fortsetzung des Wilhelm Meister wurde sogar nur „gedacht“ . . .

Gehen wir, nachdem wir uns diesen allgemeinen Überblick über Goethes Dasein in dem Jahrzehnt von 1797 bis 1806 ver-

schafft haben, den Zeitraum als Chronist durch, so begegnen wir erst im neuen Jahrhundert, das man in Weimar wie anderwärts mit 1801 beginnen ließ, Ereignissen, die der Aufzeichnung wert erscheinen. Sie sind nicht freudiger Natur. Goethe war in das neue Jahrhundert, das er mit dem Festspiel „Palaeophron und Neoterpe“ begrüßt hatte, in schlechter psychischer und physischer Verfassung eingetreten. Seine seelische Verstimmung brachte Schiller in Verbindung mit den „elenden häuslichen Verhältnissen“, die ihn drückten, und es scheint für diese Erklärung der Umstand zu sprechen, daß er 1800 selbst über das Weihnachtsfest in Jena verblieb — getrennt von Christiane und seinem elfjährigen Sohne. Wenn schon eine schwere Verstimmung bei Goethe ernste Störungen seiner körperlichen Funktionen hervorrufen konnte, so kam hier noch eine unmittelbare Einwirkung hinzu. Er hatte sich in dem unwirtlichen Schlosse, das er in Jena gewöhnlich bewohnte, eine Erkältung zugezogen. So brachen geistige und physische Einflüsse seine Widerstandskraft und warfen ihn Anfang Januar aufs Krankenbett. Die Krankheit nahm sofort einen sehr heftigen Charakter an, er verlor längere Zeit hindurch die Besinnung, und sein Leben schien aufs äußerste bedroht. In diesen Tagen empfanden die Weimarischen Urfreunde, der Herzog und Frau von Stein, so recht, wie sie mit ihm verwachsen waren. „Ich wußte nicht,“ schrieb Frau von Stein am 12. Januar ihrem Sohne Fritz, dem einstigen Zögling des Dichters, „daß unser ehemaliger Freund mir noch so teuer wäre, daß eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde ... Die Schillern und ich haben schon viele Tränen die Tage her über ihn vergossen.“

Der Herzog seinerseits übernahm in seiner energischen, kräftigen Weise die Oberleitung aller die Pflege und Behandlung des teuern Patienten betreffenden Maßregeln. Den Weimarischen Ärzten nicht genügend vertrauend, rief er von Jena noch den Professor Stark herbei, und Goethe schreibt diesem Eingreifen die Wendung zum Besseren zu, die am 13. eintrat. Auch sonst löschte

die große Gefahr in vielen Herzen die Gefühle von Abneigung und Entfremdung aus, die sich gegen ihn durch mancherlei Vorkommnisse — nicht immer ohne sein Verschulden — eingenistet hatten. Das deutlichste und Goethe am meisten rührende Beispiel gab der Kapellmeister Reichardt, dem in den Xenien übel mitgespielt worden war.

Die Mutter erfuhr von der Krankheit erst, nachdem das Schlimmste überwunden und sichere Aussicht auf Genesung vorhanden war. Dankend erhob sie ihre Hände zum Himmel, daß Gott die Nägel wieder festgesteckt und die Seile neu gedehnt habe, und lebte der seligen Hoffnung, „daß ihr Wolfgang mit seinem schönen braunen Auge Gottes Schöpfung wieder fröhlich anschauen werde“. Als sie zwei Jahre später mit dem Herzog zusammentraf, da dankte sie auch ihm inniglich für die Sorge, die er um den Sohn getragen. „Da erwidert er sehr gerührt“ — so berichtet sie dem Sohne —: ‚Das hat er auch an mir getan. Schon dreißig Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander.‘“ Das war ein Band, das wohl einmal gelockert, aber nie zerrissen werden konnte.

Goethe war ziemlich rasch außer Bett. Aber seine Wiederherstellung machte sehr langsame Fortschritte. Auch der Besuch von Pyrmont im Sommer gab ihm nicht seine alte Gesundheit wieder. Insbesondere blieb eine starke nervöse Reizbarkeit zurück, die sich in den nächsten beiden Jahren bisweilen in peinlicher Weise äußerte. So wenn im Januar 1802 eine Rezension von Böttiger über die Aufführung von Schlegels „Jon“, die er einsah, bevor sie in Bertuchs Modejournal erschien, ihn derart aufbringt, daß er Böttiger mit den grimmigsten Scheltworten beehrt und Bertuch droht, falls dieser sich nicht bis vier Uhr nachmittags zur Unterdrückung der Rezension bereit erklärt habe, so werde er unverzüglich sich an den Herzog wenden und „alles auf die Spitze setzen“. Ebenso läßt sich nur aus dieser nervösen Disposition die Haltung erklären, die er zwei Monate später gegenüber einer öffentlichen Ehrung Schillers einnahm, die Kotzebue allerdings nur als

Demonstration gegen ihn selbst in Szene setzen wollte. Anstatt eine vornehme Zurückhaltung zu bewahren oder noch besser das Unternehmen freundlich zu protegieren, ihm dadurch die tendenziöse Spitze abzubrechen und zugleich den Schein einer Eifersucht oder gar Furcht zu vermeiden, tat er Kotzebue den Gefallen, die Ehrung Schillers mit seinen amtlichen Machtmitteln und seiner persönlichen Machtstellung zu vereiteln und damit eine für sich viel ungünstigere Wirkung herbeizuführen, als sie je die Veranstaltung der Feier hätte haben können. An sich wohl gerechtfertigt, aber doch auch mit krankhaften Auswüchsen behaftet, war die Erregung, in die ihn im nächsten Jahre die Schicksale der Universität Jena versetzten.

Sechs ihrer angesehensten und tätigsten Lehrer, die beiden Hufeland, Loder, Paulus, Schelling und Schütz, außerdem der Polyhistor Erich folgten vorteilhaften Rufen von auswärts. Und was das Schlimmste war, mit Schütz sollte zugleich die Allgemeine Literaturzeitung, deren Redakteur er war, auswandern und fortan in Halle erscheinen. Preußen hatte für die Verlegung an Schütz 10000 Taler gezahlt. Diese Zeitschrift, die alle Fächer berücksichtigte und Hunderte von Mitarbeitern hatte, erfreute sich eines außerordentlichen Einflusses in der ganzen Gelehrtenwelt, und Goethe konnte nicht mit Unrecht von ihr als einer „weltberühmten“ sprechen. Sie stützte die geistige Vorherrschaft Jenas und gewährte zugleich, wie früher erwähnt, den Professoren, die an ihr mitarbeiteten, nicht unerhebliche Einnahmen, die die Knappheit ihrer Gehälter ausglichen. Es mußte daher der Verlust der Literaturzeitung ein Schlag werden, den die Akademie kaum hätte verwinden können. Goethe, der sein Lieblingskind in dieser Weise bedroht sah, entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit, um den Schlag zu parieren. Sofort tut er (im August 1803) die nötigen Schritte, um eine neue Literaturzeitung an Stelle der abziehenden zu schaffen. In seiner Aufregung greift er zu allen Mitteln, die sich ihm bieten, sofern sie nur zum Ziele führen, und er hat die Genugtuung, daß in dem Augenblick, wo die alte Zeitschrift von Jena schied,

bereits die neue in alter, gediegener Gestalt erscheinen konnte (1. Januar 1804). Sie nannte sich Jenaische Allgemeine Literaturzeitung und erhob so den Anspruch, die echte Fortsetzung der alten zu sein. Die untergeordneten Redaktionsgeschäfte besorgte der Philologe Eichstädt, der eigentliche Chefredakteur war mehrere Jahre lang Goethe; er verlor darüber einen unschätzbaren Teil seiner Zeit. Gedrückt von den aufreibenden Kämpfen um die Erhaltung des Flors von Jena, deren wirklicher Erfolg Ende des Jahres 1803 noch sehr zweifelhaft war, genagt von Zweifeln, ob er recht daran tue, seine Kräfte derart von seinen Arbeiten abzuziehen, unzufrieden mit seiner Gesundheit, gerät er bei den düstern Dezembertagen in eine rechte und echte Wertherstimmung. Auf die Meldung, daß Frau von Staël in Weimar angekommen sei und ihn erwarte, erwidert er am 20. Dezember: „Sie kommt zu einer Zeit, die mir die verdrießlichste im Jahre ist, wo ich recht gut begreife, wie Heinrich der Dritte den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, und wo ich Herdern beneide, wenn ich höre, daß er begraben wird."

Bald nach Neujahr macht sich der gequälte Zustand in neuer Krankheit Luft, von der er sich wieder nur unzulänglich erholt. Aber er ist milder geworden. Er hat an das Ewige zu denken begonnen, und so erscheint ihm das Zeitliche in seiner beschränkten Bedeutung. Auch beginnt der Erfolg seiner Bemühungen um die Jenaische Akademie deutlicher hervorzutreten, und seine häuslichen Verhältnisse bessern sich ebenfalls sichtlich. Mit dieser behaglicheren Temperatur im Hause hängt es zusammen, daß er in dem Jahre 1804 so viel in Weimar bleibt, wie seit 1789 nicht mehr, obwohl die Leitung der Literaturzeitung ihm in Jena weit bequemer gewesen wäre. Seine poetische Kraft ist aber wie gelähmt. Er, der doch sonst in den dürrsten Jahren zu festlicher Gelegenheit seine Poesie kommandieren konnte, vermag in diesem zu Ehren der einziehenden Erbprinzessin, der anmutigen und begabten Großfürstin Maria Paulowna, nichts hervorzubringen. An seine Stelle muß Schiller treten, der, obwohl auch leidend,

rasch das sinnige Festspiel „die Huldigung der Künste“ verfaßt. Am 12. November wird es aufgeführt. —

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land, und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar . . . .
. . . .
Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?

Am 9. Mai des Jahres 1805 war der „hohe Freund“ seinen langen Leiden erlegen. Die beiden hatten sich in den letzten Monaten wenig gesehen. Goethe erlebte von Januar bis März mehrere schwere Rückfälle seiner Krankheit. Kaum war er kümmerlich genesen, da starb Schiller. Goethe war tief gebeugt. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins“ (an Zelter). Diese wenigen Worte sagen alles. Um sich den Freund im Geiste nahe zu bringen, beschloß er, den „Demetrius“, den Schiller als Bruchstück hinterlassen, zu vollenden. Aber der Versuch mißlang, ebenso wie der, in einer umfassenden allegorisch-dramatischen Dichtung Schiller eine großartige Totenfeier zu veranstalten. Nur in dem Epilog zur Glocke glückte es ihm, den Freund und sein begeistertes Wirken in großen, tiefempfundenen Zügen zu schildern und die eigene wie des ganzen Vaterlandes Trauer in mächtigen Tönen erschallen zu lassen. Neben dieser Totenfeier war jede andere überflüssig; sie konnte breiter, aber nicht wirksamer sein.

Goethe betrachtete es als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius, daß im Juni, wo die Wunde noch ganz frisch schmerzte, Friedrich August Wolf aus Halle auf vierzehn Tage ihn besuchte. Mit ihm verlor er sich in die heiteren Gefilde des griechischen Altertums, und die Antike, die ihm schon mehr als einmal ein erfrischender

Brunnen gewesen, bewährte auch diesmal ihre erquickende, letheische Kraft. Die Wirkung des durch das geistvolle, lebendige Wort Wolfs wachgerufenen Altertums verstärkte die junge Tochter, die „in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte".

Den trauernden Dichter verlangte es nach diesem Besuch, wieder rasch mit Wolf sich zu vereinigen. Er wählt als Erholungsaufenthalt Lauchstädt, wo Wolf in zwei Stunden bei ihm sein kann, und kündigt ihm sein Nahen mit den bezeichnenden Worten an: „Mittwoch den 3. Juli gelange ich wieder in Ihre Nähe, welches mir ein südliches Land zu sein scheint," besucht dann Wolf in Halle selber, macht mit ihm eine vierzehntägige Harzreise und nimmt von neuem einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Lauchstädt, wo er oft Wolf als Gast bei sich sieht. „Das viele Gute, das Sie mir erzeigt haben," schreibt er beim Schlusse seines Aufenthalts (am 5. September) an Wolf, „bleibt mir unvergeßlich, und für die Geduld, die Sie mit einem Kranken, einem notdürftig Genesenden haben können, bleibe ich Ihnen ewig dankbar." —

Das Jahr ging unter ernsten Vorzeichen zu Ende. Thüringen füllte sich mit preußischen Truppen. In den ersten Monaten des nächsten Jahres (1806) mehrten sich die Truppenbewegungen. Weimar lag zeitweilig voll von Soldaten. Man lebte trotzdem gedankenlos in den Tag hinein. Es war so lange im nördlichen Deutschland ruhig geblieben, warum nicht weiter? Goethe war nicht so unbekümmert, aber die Lage war noch nicht so drohend, daß er sich nicht hätte Ende Juni zu einer Badereise nach Karlsbad entschließen sollen, die ihm die Ärzte dringend empfohlen hatten. Er verbringt dort den ganzen Juli und hat einen ausgezeichneten Erfolg. Nach fünfjährigem Kranksein und Kränkeln erlangt er seine volle Gesundheit und damit seinen Humor, seinen Gleichmut, seine ruhige, souveräne Beherrschung der Umstände wieder. Zur rechten Zeit.

9. Der Krieg.

Gewaltige kriegerische Erdbeben hatten im letzten Jahrzehnt Europa erschüttert. Der jugendliche General Napoleon Bonaparte hatte die in der Revolution sich selbst zerreibenden Kräfte seines Volkes nach außen gewandt und Sieg auf Sieg errungen. Vergebens erhob sich das bewaffnete Europa bis an den Ural und Bosporus wider ihn. Uneinigkeit und mangelhafte Führung raubten den an Zahl überlegenen Bundesgenossen jeden dauernden Erfolg. Im Jahre 1805 hatten sich die drei Großmächte Österreich, Rußland und England noch einmal zu einem entscheidenden Schlage gegen Frankreich vereinigt, zu dessen Kaiser sich inzwischen der General und Konsul Bonaparte emporgeschwungen hatte. Aber auch diesmal heftete sich der Sieg an die französischen Fahnen. Französische Truppen besetzten die alte Kaiserstadt an der Donau, und nach der Niederlage von Austerlitz (2. Dezember) beugten sich die östlichen Kaiser dem westlichen. Bei all diesen Kämpfen, die allmählich Italien, Holland, die Schweiz, das linke Rheinufer teils in französischen Besitz, teils in französische Abhängigkeit gebracht hatten, war Preußen ruhiger Zuschauer geblieben. Es hatte wie die meisten deutschen Staaten seinen Vorteil darin gefunden, mit Frankreich sich auf friedlichen Fuß zu stellen. Für diese freundlich-neutrale Haltung hatte es ebenso wie Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und andere auf Kosten der geistlichen Stifter und der freien Reichsstädte erhebliche Besitzvergrößerungen empfangen und war dadurch für den Verlust auf dem linken

Rheinufer reichlich entschädigt worden. Die Neutralität hatte sich bei den süd- und westdeutschen Staaten im letzten Kriege in Waffenbrüderschaft umgewandelt, die ihnen von neuem ansehnlichen Lohn eintrug. Preußen war bei Beginn dieses Krieges zwar durch die Verletzung seines ansbachischen Gebietes schwer gereizt worden, und es ließ seine Regimenter deshalb schon durch Thüringen bis Bayreuth marschieren; doch ehe es weiter einen kräftigen Entschluß faßte, war der Friede geschlossen, und wieder schien sich seine Zurückhaltung zu belohnen, indem es für kleine Abtretungen ein großes Geschenk: Hannover empfing. Aber es dämmerte doch in den maßgebenden Kreisen Preußens endlich die Erkenntnis auf, daß Napoleon es nur täuschen und hinhalten wolle, um es isoliert niederzuschlagen und unter seine Botmäßigkeit zu zwingen. Diese Gefahr wurde dringlich, als Napoleon im Sommer 1806 aus den süd- und westdeutschen Staaten einen Rheinbund unter seinem Protektorat gründete und sein Heer trotz des eingetretenen Friedens in Süddeutschland stehen ließ. Da sah Preußen, was ihm drohe, und entschloß sich zum Kriege. Am 9. August wurde die Mobilmachung befohlen.

Kursachsen und die thüringischen Staaten waren der preußischen Neutralitätspolitik gefolgt, und so genossen sie derselben Ruhe. Goethe war von dieser Politik nicht sehr erbaut. Ihm war es nicht zweifelhaft, daß, wenn sich alle deutschen Staaten zu energischer, einheitlicher Kriegführung vereinigten, sie den Sieg über den revolutionären Gegner erringen mußten. In diesem Sinne hatte er in Hermann und Dorothea einen Appell an die Nation gerichtet. Er mußte nach Lage der Sache erfolglos sein. Ehe man aber bei der Zerfahrenheit und Schwächlichkeit der deutschen Stände in einem gegenstandslosen Patriotismus sich selbst aufrieb, war es nützlicher, sich die Ruhe zu sichern und in ihr die höchsten Aufgaben der Kultur zu pflegen. Zudem waren die Aussichten auf einen Erfolg gegenüber dem dämonischen, alles überwindenden Genie Napoleons immer geringer geworden. So ließ man die Dinge gehen, die man nicht ändern konnte.

Während Goethe in Karlsbad weilte, spitzte sich die Situation schärfer zu. Sie vermochte jedoch seine gute Laune nur wenig zu stören, nur daß sie ihn etwas zeitiger zurücktrieb. Am 4. August verläßt er das Bad. Am 6. erreicht ihn in Hof die Nachricht von der Bildung des Rheinbundes, durch die der Zerfall des heiligen römischen Reiches deutscher Nation besiegelt wurde. Das Schwinden dieses Schattengebildes, von dem er schon vor dreißig Jahren sich gewundert hatte, daß es noch zusammenhalte, konnte ihn nicht aufregen. Und mit Ironie schreibt er am 7. in sein Tagebuch: „Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzte, als die Spaltung des römischen Reichs.“ Die weiteren Folgen der Stiftung des Rheinbundes beschäftigten ihn freilich ernstlicher. Der Krieg zwischen Preußen und Frankreich war jetzt unvermeidlich, und er mußte Weimar mit in seine Fluten ziehen. Denn für Karl August konnte es als Patrioten, als preußischen General, als Neffen des preußischen Oberbefehlshabers, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, und als Fürsten eines Landes, das ganz in preußischer Machtsphäre lag, keine Wahl geben. Goethe sah ohne Hoffnung diesem Kriege entgegen. Und wenn er am 24. September im Hauptquartier zu Niederroßla „ein prägnantes Gespräch“ mit dem Herzog hatte, so bezog sich dies sicherlich nur auf die Schritte, die im Falle des Unglücks zu ergreifen wären. Wahrscheinlich hat er damals dem Herzog geraten, nach einer etwaigen Niederlage nicht in übertriebenem Treuebegriff an Preußen festzuhalten, sondern sich mit Ehren loszulösen und dadurch den vernichtenden Blitzstrahl von seinem Lande und Hause abzuleiten. Als es nach dem unglücklichen Treffen bei Saalfeld (10. Oktober) gewiß wurde, daß in der Nähe von Weimar der entscheidende Zusammenstoß zwischen den Kriegführenden erfolgen würde, flüchtete der ganze Hof mit Ausnahme der Herzogin Luise. Auch viele andere flüchteten. Goethe blieb auf seinem Posten und dachte nicht einmal daran, seine Papiere und Kunstschätze in Sicherheit zu bringen.

Am Morgen des 14. hörte man in Weimar den Kanonen-

donner der Schlacht bei Jena. Nachmittags erkannte man an den in voller Hast durch die Stadt jagenden Preußen den Stand der Dinge. Bald darauf besetzten französische Truppen die Stadt und legten sich ermüdet, hungrig, beutelustig ins Quartier. In Goethes Haus kamen sechzehn elsässische Husaren, die sich leidlich verhielten. In der Nacht aber brachen zwei Tirailleurs ein, die nach dem Hausherrn verlangten, ihn nötigten, mit ihnen zu trinken, später aber, als scheinbar alles schlief, in sein Schlafzimmer drangen und, wahrscheinlich um Geld und Kostbarkeiten zu erpressen, sein Leben bedrohten. In diesem Augenblicke der Gefahr rief Christiane einen von den vielen ins Haus geflüchteten Weimaranern zu Hilfe und sie brachten zusammen die beiden Marodeure aus dem Zimmer hinaus. Am Morgen kam Marschall Ney auf einige Stunden ins Haus und gab Goethe eine Schutzwache. An seine Stelle traten der General Victor und die Marschälle Lannes und Augereau. Victor und Augereau stellten für Goethe noch besondere Schutzbefehle aus, Augereau, indem er Goethe als einen „homme recommandable dans toutes les acceptions du mot“ bezeichnete. Am 17. früh verließen auch diese Offiziere das Haus, aber inzwischen hatte die Stadt zum Kommandanten den General Jentzel erhalten, einen geborenen Pfälzer, der in Jena studiert hatte und ein Bewunderer Goethes war. Er richtete an Goethe bald nach der Ankunft folgende Zeilen: „Der Generaladjutant des Kaiserlichen Stabes bittet Herrn Hofrat Goethe ganz ruhig zu sein. Der unterschriebene Kommandant der Stadt Weimar wird auf Ersuchen des Herrn Marschalls Lannes und in Rücksicht des großen Goethe alle Mittel nehmen, die Sicherheit Herrn Goethes und Ihres Hauses zu besorgen.“ Er ist diesem Versprechen gewissenhaft nachgekommen. Am 18. legte er Goethe den angenehmsten Feind, Herrn Denon, Generalinspektor der Künste und des Museums aus Paris, mit dem Goethe schon von Italien her befreundet war, ins Haus. Er blieb einige Tage und ließ Medaillons von Goethes und Wielands Kopf anfertigen.

Wenn es Goethe in dieser Weise nach dem ersten Schrecken

ganz erträglich ging, so war eine gleiche Gunst der Mehrzahl seiner Freunde und Bekannten nicht beschert. Sie hatten unter den Plünderungen und Roheiten der Sieger schwer zu leiden. Gegen die Not schützte er sie, soweit er konnte, obwohl er selber bei vierzig Mann Einquartierung bedrängt genug war. „Sagen Sie mir, mein Werter,“ lautet ein an Meyer gerichteter Zettel, „womit ich dienen kann. Rock, Weste, Hemd pp. soll gerne folgen. Vielleicht bedürfen Sie einiger Viktualien?“ — Große Sorge machten ihm die Jenaischen Freunde. Denn die Stadt war übel mitgenommen worden. Nachdem er ihr Schicksal erkundet, suchte er jedem einzelnen durch unmittelbare oder mittelbare Unterstützung, durch Ermutigung, durch Ratschläge zu helfen. Außerdem verwandte er sich für die Universität nachdrücklich bei Denon, der dem Kaiserlichen Hauptquartier nachgereist war, indem er, um auch das persönliche Interesse Denons zu gewinnen, betonte, daß er mit der Universität eine Arbeit von dreißig Jahren verlieren würde; denn „les institutions de Jena étaient en partie mon ouvrage“. Doch das Schicksal von Jena, und man kann auch sagen, das weitere Schicksal Goethes, hing eng mit dem des Herzogtums zusammen.

Der französische Kaiser war voller Zorn gegen Karl August. „Wo ist der Herzog?“ herrschte er die Herzogin an, als er das Schloß betrat. „An der Stelle seiner Pflicht,“ erwiderte sie mit ruhiger Hoheit. Finster eilte der Kaiser auf sein Zimmer. Am folgenden Tage schilderte die Herzogin in eindringlicher Unterredung dem Kaiser die Lage ihres Gemahls und ihres Landes und erreichte von ihm die Erklärung: „Sie haben Ihren Gemahl gerettet. Ich verzeihe ihm, aber allein um Ihretwillen.“

Karl August, der sich mit seinem Korps nach der Mark zurückgezogen hatte, legte die Entscheidung, ob er jetzt mit Ehren aus dem preußischen Dienst treten könne, in die Hände des Königs. Die Entlassung wurde ihm in verbindlichster Form gewährt, und so konnten die Friedensverhandlungen bald eingeleitet werden. Sie kamen am 15. Dezember zum Abschluß. Weimar mußte dem

Rheinbunde beitreten, sich zur Heeresfolge verpflichten und zwei Millionen zweihunderttausend Francs Kontribution zahlen, eine für das Land ungeheure Summe. Karl August mit seiner deutschen und landesväterlichen Gesinnung fügte sich blutenden Herzens in diese Bedingungen.

Not und Gefahr rufen oft in einem Augenblicke Entschlüsse ins Leben, die ohne sie noch jahrelang verschoben worden wären. So erging es auch Goethe. Seine Gewissensehe mit Christiane in eine bürgerlich legitime umzuwandeln, war ein von ihm längst erwogener Gedanke. Mußte schon die Rücksicht auf August ihm diesen Gedanken nahelegen, so noch mehr die Dankbarkeit gegen Christiane, die ihn in den vergangenen Jahren mit großer Hingebung und Sorgfalt gepflegt hatte. Nach der letzten langwierigen Krankheit hatte er ihr im August 1805 mit besonderer Innigkeit für ihre Liebe und Treue gedankt und hinzugefügt: „Möge es dir dafür immer recht gut gehen, wozu ich alles, was an mir liegt, zeitlebens beizutragen hoffe.“ Das Nächste aber, was er dazu beitragen konnte, war doch die bürgerliche Ehe. Trotzdem ließ er wieder mehr als ein Jahr verstreichen, ohne einen Schritt nach dieser Richtung zu tun. Man kann ihm nachfühlen, wie schwere Bedenken er zu überwinden hatte. Aber sie mußten überwunden werden. Und als die Kanonenkugeln über sein Dach flogen, der Feuerschein von brennenden Häusern in seine Wohnung leuchtete, gewalttätige Kriegsknechte sein Leben bedrohten, da schleuderte er diese Bedenken mit einem Ruck beiseite und kündigte dem Oberkonsistorialrat Günther seinen Entschluß an, die Frau, „die diese Stunden der Prüfung mit ihm durchlebt, völlig und bürgerlich als die Seine anzuerkennen,“ und bereits am 19. Oktober war er getraut. Die Trauringe ließ er bedeutungsvoll vom 14. datieren. So war Christiane seine anerkannte Frau und er hat ihr nicht bloß selbst von da ab die ihr nunmehr in dieser Stellung zukommenden Ehren erwiesen, sondern auch darauf gehalten, daß andere das Gleiche taten. Christiane hat ihm freilich in richtiger Erkenntnis ihrer unzulänglichen gesellschaftlichen und geistigen

Ausbildung durch bescheidene Zurückhaltung seine Aufgabe erleichtert.

Kaum waren die Kriegsstürme über Weimar hinweggebraust, als Goethe mit Energie an die Fortführung seiner Arbeiten ging und die ihm unterstellten Anstalten, insbesondere die Universität in Jena, das Zeicheninstitut und das Theater in Weimar wieder in regelrechten Gang zu bringen suchte. Die Universität eröffnete schon am 3. November — wenn auch unter den jämmerlichsten persönlichen und sachlichen Verhältnissen — ihre Vorlesungen. Aber sie erholte sich rasch. Das Unglück der Hallischen Universität, die durch Napoleon aufgehoben war, wurde ihr Glück, da viele Studierende von dort zu ihr übergingen. Das Zeicheninstitut begann den Unterricht unter der Direktion von Meyer am 5. November. Ihr bisheriger Direktor, der gute alte Kraus, an dem Goethe seit mehr als dreißig Jahren einen wackeren Freund und Gehilfen gehabt hatte, war an Mißhandlungen durch französische Soldaten gestorben.

Das Theater öffnete seine Pforte, so wenig auch Theaterlust in Weimar vorhanden schien, schon am zweiten Weihnachtsfeiertage wieder. Inzwischen weilte der Herzog immer noch auswärts. Nachdem er von seinem Kommando entbunden war, hielt er sich in Berlin auf, um von dort aus nach Abschluß des Friedens dem französischen Kaiser nach Warschau nachzureisen und ihm die schon lange schuldige Aufwartung zu machen. Es kam jedoch nicht dazu, Ende Januar kehrte der Herzog nach viermonatlicher schicksalsschwerer Trennung in sein Land zurück.

10. Die Wahlverwandtschaften.

Das Herzogtum hatte den Frieden und spürte dennoch den Krieg. Es hatte an der Kontribution und häufigen Einquartierungen schwer zu tragen, und sein Jägerbataillon mußte in der Ferne die Schlachten des französischen Imperators mitschlagen. So blieb die Stimmung im Lande eine gedrückte. Als ein weiterer Schlag wurde der Tod der Herzogin Amalie empfunden, der am 10. April des neuen Jahres (1807) erfolgte. Die Schrecken, Ängste und Sorgen der Kriegsmonate und die Peinlichkeit des neuen Napoleonischen Vasallenverhältnisses hatten die Widerstandskraft der hohen Frau gebrochen. Sie konnte nicht vergessen, daß sie die Nichte Friedrichs des Großen und eine Braunschweigische Prinzessin sei. „Sie verließ,“ wie Goethe schrieb, „den für sie im tiefsten Grunde erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, allen zur Trauer, mir zum besonderen Kummer.“ Ein warmer, gehaltreicher Nachruf, den er ihr widmete, wurde von allen Kanzeln des Landes verlesen.

Goethe, der die Summe widriger Erlebnisse und Empfindungen durch vermehrte Arbeit und lebhafte Geselligkeit zu überwinden suchte, verbrauchte in diesem Bemühen einen guten Teil der im vorigen Jahre neu gewonnenen Kräfte, und er fühlte zeitig eine lebhafte Sehnsucht nach der Wiederholung der Karlsbader Kur. Schon Mitte Mai brach er auf. Auf der ersten Station, in Jena, begann er die lang geplante und drängende Fortsetzung des Wilhelm Meister, die ihn zunächst mit seinen Gedanken in eine ganz andere Welt wie die ihn umgebende versetzen sollte. In

Karlsbad angelangt, ist er hochbeglückt, auch in der äußeren Situation nichts mehr von den Zügen der Kriegsfurie wahrzunehmen. „Ich kann Dir nicht ausdrücken," schreibt er seiner Frau kurz nach der Ankunft, „was wir (er und Riemer) uns glücklich fühlen, in einem friedlichen Lande unter guten Menschen nach unserer Bequemlichkeit und Weise nur diese wenigen Stunden gelebt zu haben. Dem Gemüte nach ist man schon fast ganz geheilt, und der Körper wird ja auch bald nachfolgen." Diese Hoffnung bewährte sich, und da zugleich die poetische Tätigkeit gut fortging und die Gesellschaft eine auserlesen angenehme und interessante war, so verlängerte er den erquicklichen Aufenthalt von Woche zu Woche, und ließ den vierten Monat herankommen, ehe er (am 6. September) zögernd den Rückweg nach Weimar antrat. Hier hatte sich inzwischen der Lebensmut gehoben. Der Friede mit Preußen war geschlossen; die Weimarischen Jäger durften aus den Laufgräben vor Kolberg heimziehen, und auch die Erbprinzessin Maria Paulowna, die sich am längsten von der unter einem französischen Kommandanten stehenden Residenz fern gehalten hatte, suchte das Schloß an der Ilm wieder auf, so daß Goethe die Winterspielzeit des Theaters mit einem Vorspiel auf die „Glückliche Wiederversammlung der herzoglichen Familie" eröffnen konnte.

Mit der eintretenden allgemeinen Beruhigung stellten sich auch die vielfachen Anforderungen und Verlockungen ein, die vor dem Kriege den Dichter so oft von seinen wichtigsten Arbeiten abgelenkt hatten. Er begibt sich deshalb am 11. November zu ungestörtem Schaffen nach Jena. Er findet dort, was er gesucht, aber wohl ist ihm dabei auch nicht. Er flieht die Geselligkeit und kann sie doch nicht entbehren. „Es ist hier so stille, daß es mir selbst zu still scheint, der ich um der Stille willen herübergekommen bin," bekennt er dem Minister von Voigt. „Die langen Abende sind hier fast unüberwindlich," klagt er Frau von Stein. Freilich das alte Jena mit seiner Überfülle geistreicher, reger Menschen war nicht mehr — „ich sitze hier auf den Trümmern von Jena," so lautet ein Wort von ihm aus jenen Tagen — aber es waren doch

noch einige ihm sehr liebe Familien da, in denen die Länge der Abende wohl überwunden werden konnte. So die Knebels und das Haus des Buchhändlers Frommann. Dieser war seit 1798 in Jena ansässig. Er selbst ein ernster, gediegener, vielseitig gebildeter Mann, neben ihm seine liebenswürdige, bedeutende Frau und seine liebliche Pflegetochter, Minna Herzlieb,*) eine schlanke, träumerische Rose. Bei ihnen hatte Goethe oft sich's wohl sein lassen. Auch bei Beginn des diesmaligen Aufenthalts. Aber bald folgt eine auffällige Zurückhaltung, begleitet von den Klagen, die wir eben vernahmen, und nachdem das etwa vierzehn Tage gedauert, ein häufigeres Verweilen im Schoß der werten Familie als je zuvor und eitel Freude und Zufriedenheit. Wie erklärt sich der merkwürdige Wechsel seines Verhaltens? Nicht anders als aus der Gewalt, die Minnas Persönlichkeit auf ihn ausübte. Sie hatte sich früh in sein Herz gestohlen, und wie sie an Jahren, an Schönheit, Anmut und seelischer Zartheit zunahm, so war auch seine Zuneigung zu ihr gewachsen. „Ich habe sie," gestand er im Jahre 1813 Zelter, „als Kind von acht Jahren zu lieben angefangen, und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig." Goethe irrt sich in den Altersangaben. Sie war ungefähr zehn Jahre alt, als er sie kennen lernte, und achtzehn, als seine Liebe zu ihr auf dem Gipfelpunkt stand. „Ich liebte sie mehr wie billig," d. h. mehr als für meine und vielleicht auch Minnas Ruhe gut war. Im Vorgefühl dieser nahenden Gefahr suchte er sie „weislich aus dem Sinne sich zu schlagen". Er hatte in dem Jahre Jena fast ganz gemieden. Und als er im November notgedrungen dorthin übersiedelt, belehrt ihn die Annäherung der ersten Tage, zu welcher Gefahr die häufige Nähe für ihn werden könne, und er vermindert seine Besuche bei Frommanns auf das geringste Maß, das die Höflichkeit zuläßt. Je mehr ihn dabei die Sehnsucht quälte, um so träger schlichen die Abende dahin, auch

*) Ihr eigentlicher Vorname war Wilhelmine. In der Frommannschen Familie und so auch von Goethe wurde sie gewöhnlich Minchen genannt. Sie selbst nannte sich, wenn sie ihren Namen abkürzte, Minna, und dieser ist später der allgemein übliche geworden.

wenn er sie nicht allein, sondern in dem unterhaltenden Hause Knebels oder bei dem ihm sehr sympathischen Major von Henderich verbrachte.

Nun aber trat ein Zwischenfall ein, der die geübte Vorsicht zerstörte. Am Abend des 1. Dezember kam Zacharias Werner an, der durch seine Dramen: „Die Söhne des Tals", „Das Kreuz an der Ostsee" und am meisten durch „Martin Luther oder die Weihe der Kraft" ein berühmter Mann geworden war. Ein häßlicher Faun, aber feurig, genialisch, aufregend, ein unbedingter Bewunderer Goethes, dem er nach Jena nachgefahren war. Ihn führte Goethe am 3. Dezember bei Frommanns ein. Der lebendige Mann inscenierte rasch eine bewegte poetische Geselligkeit, in der er aus der Gelegenheit heraus lyrische Gedichte in der beliebt gewordenen Sonettenform schuf, die die Damen des Hauses huldigend feierten. Goethe, Riemer, Knebel und wer sonst noch in dem Kreise Verse schmieden konnte, wollten nicht zurückbleiben, und so entfacht sich ein förmlicher Sonettensängerkrieg. Die täglichen Zusammenkünfte, zu denen anfangs Werner mehr als Goethe getrieben haben mag, rühren in diesem seine ganze Zärtlichkeit für Minna auf und steigern sie im Spiel der Dichtung zu bitterernster Leidenschaft.

Schau, Liebchen, hin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich-klug miniert er seine Grüfte;

Allein die Macht des Elements ist stärker,
Und eh' er sich's versieht, geht er zerschmettert
Mit allen seinen Künsten in die Lüfte.

„Die Gegenwart des Talssohnes," schreibt er am 14. Dezember an Meyer, „hat eine ganz eigne Epoche gemacht." Den Kommentar zu diesen Worten liefert das Sonett: „Epoche":

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Ebenso, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von achtzehnhundertsieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

Petrarcas Liebe, die unendlich hohe,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Karfreitag;

Doch stets erscheine fort und fort die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Maitag.

Zum Glück unterbrach äußerer Zwang die Fortsetzung der gefährlichen „Epoche“. Goethe mußte am 18. nach Weimar zurück, und in dem Augenblicke, wo er von dem Angesicht der Geliebten sich entfernte, errang er seine Selbstbeherrschung wieder. Minna hatte es ihm erleichtert, indem sie seine Huldigungen nur mit ruhigem Wohlgefallen aufnahm. Sie mochte sie für nicht mehr denn einen Ausfluß väterlicher Zuneigung, erhöht durch dichterische Phantasie, angesehen haben. Auch war ihr Herz durch eine Jugendliebe vor jeder stärkeren Versuchung gefeit. Im Mai des folgenden Jahres verließ sie auf vier Jahre Jena, und damit war selbst einem spielenden Fortspinnen des Minnedienstes der Boden entzogen. Wenn so das Liebesfeuer vom Advent 1807 rasch wieder zusammensank und nur noch unter der Asche einige Zeit fortglühte, so hinterließ es in der Dichtung auf die Dauer glänzende Spuren. Nicht bloß einen Strauß herrlicher Sonette trieb es hervor, sondern weit über diese kleinen, wenn auch noch so duftigen Blüten hinaus gab es einer großen tiefsinnigen Dichtung den Lebensodem.

Es waren „Die Wahlverwandtschaften“. Das Problem wird Goethe schon lange beschäftigt haben, aber zur dichterischen Entfaltung kam es erst durch die Erfahrung, die er als Ehemann an sich selbst machte. Wir können ihre Geburtsstunde mit ziemlicher Sicherheit — auch kalendarisch — bestimmen. Sie sollten ursprünglich einen Bestandteil der „Wanderjahre“ bilden. Goethe hatte die Absicht, das eine große Grundmotiv der Wanderjahre,

die Entsagung, in einer Reihe von kleinen Erzählungen (Märchen, Novellen) symbolisch zu behandeln. Mit diesen hatte er im Sommer des Jahres, in dem wir stehen, begonnen und „Die neue Melusine“, „Die pilgernde Törin“, den „Mann von fünfzig Jahren“ und, als bloße Unterhaltungseinlage, „Die gefährliche Wette“ hingeworfen. Im August hatte er die Arbeit liegen lassen. Und als er im November zu ungestörtem Schaffen nach Jena ging, beabsichtigte er nicht, sie dort wieder aufzunehmen, sondern er wollte nur neben der Farbenlehre seine inzwischen geplante Pandora ausführen. Wir sehen ihn auch fleißig am Werke; aber er ist bei weitem noch nicht fertig, als uns am 9. Dezember in seinem Tagebuch die Notiz überrascht: „Novellen zu Wilhelm Meisters Wanderjahren“. Sie verschwinden jedoch sogleich wieder, und erst am 11. April 1808 begegnen wir ihnen in folgender Form: „An den kleinen Erzählungen (Novellen) schematisiert, besonders den Wahlverwandtschaften und dem Mann von fünfzig Jahren.“ Wir können danach annehmen, daß ihm am Morgen des 9. Dezember, als er, wie sein Tagebuch der Notiz gewissenhaft hinzufügt, lange zu Bette lag, unter den unmittelbaren Eindrücken der letzten Abende die „Grundzüge“ der Wahlverwandtschaften als Dichtung lebendig aufgingen. Er überläßt sie nach der ersten Konzeption ruhig dem geheimen inneren Ausreifen. Dieses stille Bilden schreitet rasch fort. Noch steht nicht mehr auf dem Papier als ein Schema, und schon kann er Meyer am 1. Mai des neuen Jahres die erste Hälfte der Wahlverwandtschaften erzählen. Mit der wirklichen Niederschrift beginnt er in Karlsbad Anfang Juni, und sie geht so glatt vorwärts, daß er trotz längerer Pausen am 30. Juli mit ihr fertig ist.

Doch solange ein Manuskript von ihm im Pulte liegt, solange ist die Arbeit nicht zu Ende. Er beginnt von neuem den Roman zu durchdenken und findet viele Lücken. Im Augenblicke ist er nicht in der Lage, sie auszufüllen. Es muß erst wieder die innere Arbeit vorausgehen. So bleibt das fertig-unfertige Werk über acht Monate liegen. Im April 1809 nimmt er es wieder ernsthaft in die Hand, und wenn schon die erste Fassung die

Grenzen überschritten hatte, die einer in die Wanderjahre einzuflechtenden Novelle gesteckt werden mußten, so war das bei der zweiten Bearbeitung noch weit mehr der Fall. Sie schwillt und schwillt. Auch konnte er nicht gut warten, bis die Wanderjahre in unbestimmter Zukunft das Licht der Welt erblickten. Er wollte den Stoff los sein, um sich mit ihm von den eigenen Schmerzen zu befreien. Er konzentriert sich daher im Sommer mit aller Kraft auf das Werk und läßt es Cotta, seinen Verleger, um auch einen äußeren Zwang auf sich wirken zu lassen, schon für die Michaelismesse ankündigen. Vier Monate sitzt er in freiwilliger Isolierung in Jena und schafft an dem Roman. Es ist ein leidenschaftlich gespanntes Arbeiten. Niemand darf ihn stören. Er bittet dringlich und wiederholt seine Frau, ihn nicht zu besuchen und auch alle anderen Besuche von ihm fern zu halten. So darf auch August, der nach anderthalbjährigem Studium in Heidelberg in die Heimat zurückkehrt, nicht zu ihm. Erst als der letzte Druckbogen korrigiert ist, am 4. Oktober, gibt er sich den Seinen und der Weimarischen Welt wieder zurück.

Die Wirkung, die er sich von der Beendigung der Dichtung für sich selbst versprochen hatte, trat freilich nicht ganz ein. Und zwar deshalb, weil er die süße Wehmut des gemilderten Schmerzes noch weiter behalten wollte. „Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.“ So bekennt er selber in den Annalen. Und wir hören diese Wehmut noch leise tönen, wenn er 1815 seinem jungen Freunde Sulpiz Boisserée, der von dem realen Untergrunde des Romans keine Ahnung hatte, auf der Fahrt von Karlsruhe nach Heidelberg, als die Sterne aufgegangen waren, von seinem Verhältnis zu Ottilie vorphantasiert: wie er sie lieb gehabt und wie sie ihn unglücklich gemacht. „Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahnungsvoll in seinen Reden“. . . .

An den Kern des Erlebnisses mit Minna Herzlieb setzte sich vieles andere Erlebte, Geträumte, Gedachte an. Von der heiligen Ottilie hatte er sich als Straßburger Student bei seinem Besuch des Odilienberges ein Bild gemacht, das sich tief in ihm eingegraben und das jetzt mit Minna zu verschmelzen schien. Wahlverwandtschaft hatte einst ihn und Frau von Stein zueinander gezogen. In der Naturphilosophie und Naturwissenschaft war der Magnetismus zu einer Zentralkraft erhoben worden, aus der man auch die sittlich-geistige Anziehung im Leben der Menschen zu erklären versuchte; Goethe selbst hatte im Winter von 1805 zu 1806 über Galvanismus Vorträge gehalten. Alle diese Elemente schossen zusammen und konstituierten den eigenartigen Körper der „Wahlverwandtschaften".

Der Baron Eduard hatte in seiner Jugend die schöne, sanfte und kluge Charlotte geliebt. Sie war wie er aus vornehmem Geschlecht. Aber sie besaß kein Vermögen, und so wußten seine Eltern ihn zu bestimmen, auf Charlotte zu verzichten und eine ungeliebte, reiche Frau zu heiraten. Charlotte ihrerseits trug gleichfalls dem Zwang der Umstände und den Wünschen der Eltern Rechnung und reichte einem wohlhabenden, geehrten Manne ohne sonderliche Neigung die Hand. Darüber waren etwa sechzehn bis siebzehn Jahre vergangen. Inzwischen waren beide durch den Tod ihrer Ehegatten wieder frei geworden. Eduard sehr bald, Charlotte erst vor einem Jahre, gerade als Eduard von ausgedehnten Reisen zurückkehrte. In Eduard regen sich die alten Jugendgefühle, und er trägt Charlotten seine Hand an. Diese zögert. Sie hält sich jetzt für zu alt, ihre Schönheit ist verblichen, und sie glaubt, daß Eduard mit einer jüngeren glücklicher werden würde. Sie bringt ihn deshalb mit ihrer schönen, von ihr sehr geliebten Nichte zusammen, die sie nach dem Tode ihrer Mutter als Pflegetochter angenommen. Aber diese macht keinen Eindruck auf Eduard. Er dringt vielmehr von neuem in Charlotte, und jetzt willigt sie ein. Eduard zieht sich nach der Hochzeit mit ihr auf sein Landgut zurück, und wir treffen ihn dort, wie er im Vorfrühling heiter

im Garten Bäume pfropft, während Charlotte mit dem bedeutenderen Werke der Umgestaltung des Parkes beschäftigt ist. Die verschiedene Art und Größe der Beschäftigung ist für beide symbolisch. Aber so ganz scheint doch Charlotte, obwohl kaum die Flitterwochen vorüber sind, Eduards Seele nicht auszufüllen. Eduard hatte sich offenbar in seinen Gefühlen getäuscht. Was er für heißen Liebesdrang hielt, war mehr eine romantische Vorstellung von ritterlicher Treue und eine gewisse Hartnäckigkeit, wie wir sie beim Kinde beobachten, das das, was es sich in den Kopf gesetzt, um jeden Preis bekommen muß. Noch ist ihm das nicht bewußt. Aber für uns tritt das erste Symptom hervor, als er Charlotte den Vorschlag macht, seinen Freund, den Hauptmann, aufs Schloß zu laden. Freilich, wie er sagt, nur um des Hauptmanns willen, weil dieser sich nach einem ihm zusagenden Wirkungskreise sehne, und er ihm diesen auf ihren Gütern sehr gut bieten könne. Aber wir fühlen durch, daß der tiefer liegende Grund die Sehnsucht nach Gesellschaft ist. Charlotte, die den Hauptmann von lange her kennt, sehr schätzt und den Nutzen seiner vielfältigen Kenntnisse, zunächst zur Vermessung des Gutes, einsieht, erklärt sich doch gegen die Einladung, weil die Anwesenheit eines Dritten leicht ihr Glück stören könne. Sie erinnert Eduard daran, wie er selber nach der Hochzeit gewünscht, daß sie miteinander vereint fürs erste ganz sich selbst leben könnten. Sie habe um deswillen auch ihre einzige Tochter Luciane und ihre liebe Nichte Ottilie in Pension getan. Ottilie dort zu lassen, falle ihr ganz besonders schwer, weil diese weder bei Luciane noch bei der Vorsteherin irgend welches Verständnis finde. Aber wie sie auf Ottilie verzichte, solle es Eduard auch auf den Hauptmann. Sie hätten ja ohnehin genug Arbeiten vor sich und so viel angenehme Unterhaltung durch Rückerinnerungen, Lektüre, Musik, daß ihnen die Zeit so bald nicht lang werden würde. Eduard gibt das alles zu, kann aber nicht erkennen, wie ihr schönes, behagliches Leben durch die Dazwischenkunft des Hauptmanns beeinträchtigt werden könne. Er hält vielmehr dafür, daß es durch ihn nur gewinnen würde,

entschlägt sich jedoch vorläufig seines Wunsches, bis vom Hauptmann die Nachricht anlangt, er wolle anderweitig eine Stellung annehmen. Jetzt dringt Eduard so lebhaft in Charlotte, daß diese nicht mehr ablehnen kann, ja sich dazu verstehen muß, ihre Bitte mit der ihres Mannes zu vereinigen. Bei der Anschrift an den Brief Eduards macht sie, was der Besonnenen sonst nicht so leicht passiert, einen ominösen Tintenfleck; wie überhaupt die Vorbedeutungen in dem Roman zur reichlichen Verwendung gelangen. Wir sind gespannt, wie das neue Element sich einfügen wird.

Der Hauptmann kommt an. Die nächste Wirkung ist die, daß Charlotte einsamer als vorher ist, weil die Männer sehr viel zusammenstecken. Nur des Abends ist die kleine Gesellschaft regelmäßig vereinigt. Der Hauptmann, der starke naturwissenschaftliche Interessen hat, lenkt die Unterhaltung und Lektüre auf Physik und Chemie. Eines Abends wird in einem chemischen Buche von Wahlverwandtschaften gelesen. Da Charlotte der Ausdruck dunkel ist, so erläutert ihn der Hauptmann: wenn zwei zusammengesetzte Körper zueinander gebracht werden, deren Bestandteile wechselseitig näher verwandt sind, als die verbundenen unter sich, so trennen sich die verbundenen wie aus freier Wahl und gehen mit den verwandteren Elementen eine neue Verbindung ein. So würden z. B. unter dieser Voraussetzung die Verbindungen A B und C D sich auflösen und in die Verbindungen A D und B C übergehen. Eduard, immer redefertig und selten die Tragweite seiner Worte überschauend, macht sogleich scherzend die Nutzanwendung. Charlotte sei A, er das B, das ihr durch das C, den Hauptmann, einigermaßen entzogen werde, sie solle daher ein D besorgen, mit dem sie sich verbinden könne und das sei ohne Frage das Dämchen Ottilie. Charlotte kann nicht zugeben, daß das Gleichnis passe, aber sie benutzt die Gelegenheit, um ihm und dem Hauptmann zu eröffnen, daß sie allerdings zu dem Entschlusse gelangt sei, Ottilie aus der Pension kommen zu lassen.

Ottiliens Leben war dort eine Kette von Demütigungen. Für das verstandesmäßige Erfassen der Dinge nicht veranlagt,

lernte sie langsam und war beim Antworten nicht rasch und klar. Ihre häuslichen Tugenden kamen daneben ebensowenig wie ihre tiefe Innerlichkeit in Betracht. Sie blieb eine der schlechtesten Schülerinnen, und die Vorsteherin klagt seufzend in jedem Briefe über sie. Dagegen lobt sie Luciane über die Maßen. Sie sei in jedem Gegenstande die Erste und habe soeben wieder die Jahresprüfung glänzend bestanden. Anders lautet der Bericht des Gehilfen. Er muß Lucianens ausgezeichnete Leistungen zugeben, aber er sieht sich auch gezwungen, hinzuzufügen, daß Luciane übermütig ihre Preise und Zeugnisse benützt, um Ottilie, gegen die sie in einem instinktiven Gegensatz steht, recht zu kränken, wie sie ihr auch sonst ihre Überlegenheit oft fühlbar macht. Er entwirft darauf ein höchst sympathisches Bild von Ottilie, und wir ahnen, daß die Pensionärin seinem Herzen nicht gleichgültig geblieben ist.

Ottilie erscheint auf dem Schlosse. Nach dem ersten Zusammensein bemerkt Eduard zu Charlotte: „Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen". „Unterhaltend?" versetzt Charlotte, „sie hat ja den Mund nicht aufgetan." „So?" erwidert Eduard verwundert. Das ist das erste von dem Dichter sehr fein erdachte Symptom der Anziehungskraft, die Ottilie auf Eduard ausübt. Sie verstärkt sich bald, und es wird klar, daß, wenn Eduard vor der Verheiratung mit Charlotte kein Auge für sie gehabt, dies daran gelegen, daß er sich eigensinnig ganz in seinen nächsten Wunsch verbohrt hatte. — Im übrigen ist der Verkehr der vier vereinigten Menschen durchaus harmlos. Es macht sich wie von selbst, daß Charlotte und der Hauptmann, Ottilie und Eduard näher zusammenrücken. Der Hauptmann, von Eduard nicht mehr so in Anspruch genommen, kann sich der Lieblingsschöpfung Charlottens, den Parkanlagen, mehr widmen; und Ottilie und Eduard finden sich im Garten und am Abend beim Musizieren zusammen. Auffallend ist hierbei, wie wunderbar Ottilie sich auf Eduards fehlerhaftes Flötenspiel eingeübt hat. Da alle sich gemütlich und befriedigt fühlen, so wird das Zusammenleben noch heiterer und angenehmer als zuvor. Hierzu trägt an sich auch die Erscheinung

und Tätigkeit Ottiliens bei. Sie hat rasch die ganze Ordnung des Hauswesens eingesehen, ja empfunden. Und je besser sie alles kennen lernt, um so lebhafter greift sie ein, desto schneller versteht sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit und ihre gelassene Regsamkeit bleiben sich immer gleich. So ist ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen ohne einen Schein von Unruhe die ewig angenehme Bewegung. Und ihre engelhafte Schönheit wirft über alles einen milden Sonnenglanz.

Charlottens Besorgnis vor der störenden Dazwischenkunft Dritter scheint zunächst gründlich widerlegt. Aber allmählich kommt Leidenschaft in den Verkehr. Das gegenseitige Sichzuneigen steigert sich bedenklich. Am meisten bei Ottilie und Eduard. Er empfindet sie bereits als seinen Schutzgeist, dessen Anwesenheit ihn beglückt, dessen Abwesenheit ihn schmerzt. Und Ottilie kann sich's auch nicht verhehlen, wie der stattliche, gute, warmherzige Mann, der ihr schon in ihrer Kindheit so sehr gefallen, und der für alles, was sie beschäftigte, so verständnisvolle Teilnahme hatte, ihr lieber und lieber werde. Indessen bleibt alles in geziemenden Grenzen. Der Geburtstag Charlottens naht. Zu seiner Feier wird der Grundstein zu einem neuen Hause auf der Höhe der gegenüberliegenden Talwand gelegt, das wegen seiner weiten Aussicht und der Nähe einiger kleiner Seen künftig als Sommeraufenthalt benutzt werden soll. Am darauffolgenden Tage langt ein seltsamer Freund des Hauses an. Es ist ein ehemaliger Geistlicher namens Mittler, der jetzt in der Nähe ein eigenes Gut bewirtschaftet, aber seine alte Kunst, Zwistigkeiten in Familien auszugleichen, gerne weiter ausübt. Hier ist offenbar kein Feld für seine Kunst. Er ist auch nur gekommen, um Charlotte nachträglich zum Geburtstag zu gratulieren. Als er aber hört, daß der Graf und die Baronesse sich zum Besuch angemeldet hätten, rüstet er sogleich wieder zum Aufbruche. Er kann die beiden Menschen nicht vertragen. Sie ist geschieden von ihrem Manne und unterhält mit dem verheirateten Grafen ein Verhältnis, das die Gesellschaft außerhalb des Wohnortes des

Grafen toleriert. „Nehmt euch in acht," ruft er den Freunden zu, „sie bringen nichts als Unheil." Und es ergießt sich eine feurige Lobrede auf die Ehe, die — ähnlich dem Helenaakte im zweiten Teil des Faust — der Gipfelpunkt wird, zu dem alles in den Wahlverwandtschaften emporblickt. „Wer mir den Ehstand angreift," ruft er aus, „wer mir durch Wort, ja durch Tat, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun.... Sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht..... Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?" —

Kaum hat Mittler ausgesprochen, so empfangen wir schon in Wort und Tat das Gegenstück zu seiner Rede. Ein Wagen rollt vor, dem der Graf und die Baronesse entsteigen. Ein Ungefähr bringt bei Tische das Gespräch auf das Heiraten, auf die Ehe, und beide äußern sich in scherzendem Tone wie leichtfertige Weltleute, denen die eheliche Gebundenheit etwas ebenso Unverständliches wie Unbequemes ist. Nur mit Mühe vermag Charlotte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Im weiteren Verlauf des Tages hat der Graf Gelegenheit, den Hauptmann näher kennen zu lernen, und er gewinnt eine so vorteilhafte Meinung von seinen Fähigkeiten, daß er sich entschließt, ihn sofort einem fürstlichen Freund, der einen solchen Mann sucht, zu empfehlen. Als Charlotte davon hört, ist sie wie vom Donner gerührt. Sie bricht in Tränen aus,

und hierdurch kommt ihr erst zum Bewußtsein, wie tief sich die Neigung zu dem trefflichen Mann in ihr eingewurzelt hat. Die Gäste bleiben noch die Nacht über, die der Dichter mit blendender Kunst ausgestaltet, um den verführerischen Einfluß des Grafen auf Eduard zu zeigen und die Entfremdung zwischen Charlotte und Eduard durch den Schleier einer zärtlichen Ehescene hindurchblicken zu lassen.

Die frivolen Gäste sind abgereist. Eduard, Charlotte und der Hauptmann machen einen gemeinsamen Spaziergang, während Ottilie zu Hause bleibt, um die dringliche Abschrift eines Aktenstückes für Eduard fertig zu stellen. Sie kommen zu dem mittleren See, besteigen einen Kahn und sind im Begriff abzufahren, als Eduard, den es zu Ottilie zieht, rasch wieder mit einer flüchtigen Entschuldigung hinausspringt. Es dunkelt. Der Hauptmann, des Fahrwassers nicht ganz kundig, fährt den Kahn fest. Zum Glück ist es nicht tief, und er kann Charlotte trocken ans Land tragen. Als er sie am Ufer niedersetzt und ihre Arme, wie in einem Zwange, an seinem Halse noch einen Augenblick hängen bleiben, überwältigt den festen Mann sein Gefühl, und er drückt einen Kuß auf ihre Lippen. Aber sogleich findet er seine Besonnenheit wieder, und er bittet Charlotte fußfällig um Verzeihung. Auch Charlotte, obwohl es in ihrem Herzen noch mehr wogt, beherrscht sich mit großer Kraft; und mit dem sittlichen Ernste, der sie durchdringt, bemerkt sie: „Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser wert sei, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden.“ Still kehren die beiden zum Schlosse zurück. Dort hat sich inzwischen das Gegenstück abgespielt. Ottilie, mit der Abschrift fertig, übergibt sie Eduard. Mit Staunen sieht er, wie die eigentümliche Handschrift Ottiliens sich gegen den Schluß hin ganz zur seinigen umgebildet hat. „Das ist meine Hand,“ ruft er entzückt aus. Ottilie schweigt, blickt ihm aber mit der größten Zufriedenheit in die Augen. „Du liebst mich! Ottilie, du liebst mich,“ und sie halten einander umfaßt. Der Eintritt Charlottens und des Hauptmanns trennt die Liebenden.

Am Abend sucht jeder bald sein Zimmer auf; nur Eduard irrt in der warmen Mondnacht umher, bis er ermüdet auf der Terrasse unter Ottiliens Fenstern einschläft, ganz ähnlich wie Wilhelm Meister die Nacht vor Marianens Haus verbringt und wie Goethe selbst in seiner Bräutigamszeit nach einem Abendspaziergange mit Lili nicht die Enge seines Zimmers aufsuchen kann, sondern im Freien nächtigt, bis der Morgen ihn wieder zu der Geliebten zurückführt. Eduards Leidenschaft kennt keine Grenzen mehr. Ottilie ist ihm alles. Sie zu besitzen ist sein einziger Gedanke. Sein Gewissen ist verstummt. Er ist glücklich, als er bemerkt, daß Charlotten tiefe Zuneigung zu dem Hauptmann zieht. Er hofft, daß sich nun leicht eine Scheidung werde bewerkstelligen lassen, und indem er Ottilie vorstellt, daß Charlotte das Gleiche wünsche, beruhigt er das Herz des unschuldigen und unerfahrenen Mädchens und wiegt es in die schönsten Hoffnungen.

Der Sommer neigt zum Ende. Das Haus, zu dem an Charlottens Geburtstag der Grundstein gelegt worden ist, soll an dem Ottiliens feierlich gerichtet werden. In der Dunkelheit soll an dem mittleren Teich ein Feuerwerk abgebrannt werden. Eine Masse Volk drängt sich zusammen. Einige brüchige Schollen am Ufer lösen sich los, und mehrere Personen stürzen ins Wasser. Die Erwachsenen retten sich leicht, ein Knabe aber sinkt unter und wird vom Hauptmann für leblos aus dem Wasser gezogen. Der Hauptmann und Charlotte eilen mit dem Ertrunkenen nach dem Schlosse, um ihn dort wenn möglich zum Leben zurückzurufen, und die gesamte Menge, verstimmt durch den Unglücksfall, verläßt den Ort. Nur Eduard bleibt zurück und auf sein Drängen auch Ottilie. Sie muß sich das Feuerwerk noch ansehen, das ihr zu Ehren bereitet worden ist und auf seinen Befehl jetzt abgebrannt wird. Es macht einen schauerlichen Eindruck, wie die Raketen, Leuchtkugeln und Sonnenräder vor den Einsamen am Unglückssee aufzischen und rasseln. Aber kaum kann etwas anderes die fast wahnsinnige Liebe Eduards zu Ottilie so grell erhellen wie das Beharren auf der Ausführung des leeren

Schauspiels. Wir wundern uns nur, daß die feine Seele Ottiliens von der Gefühl- und Taktlosigkeit, die in Eduards Befehl liegt, nicht abgestoßen wird. Wohl widerstrebt ihr der lärmende, knatternde Feuerzauber, aber ihre Liebe zu Eduard wird nicht beeinträchtigt. Vielleicht empfangen wir später dafür die Aufklärung.

Als der verunglückte Knabe wieder ins Leben gerufen und im Schlosse Ruhe eingetreten ist, eröffnet der Hauptmann Charlotten, er werde demnächst abreisen, da er die Stellung, die der Graf ihm verschafft, anzutreten gedenke. Am nächsten Morgen ist er fort. Charlotte erträgt seine Abreise mit großer Fassung. Da in dem Briefe des Grafen auch von einer passenden Heirat die Rede gewesen ist, so sieht sie auch diese schon als gewiß an und entsagt dem teuren Freunde „rein und völlig".

In dieser Seelenlage bringt sie es leicht über sich, mit Eduard offen über seine Leidenschaft für Ottilie zu sprechen und ihm darzulegen, daß es für den Frieden aller das Beste sei, wenn Ottilie das Haus verlasse. Eduard, weit entfernt die Stimme der Vernunft zu hören, schaudert vielmehr vor dem Gedanken, daß Ottilie wieder zu fremden Leuten kommen und unverstanden ein schmerzvolles Dasein führen könne. Um Aufschub zu gewinnen und Ottilie, wie er meint, zu retten, erklärt er in einem Briefe Charlotten, er werde sich entfernen; inzwischen fordere er von Charlotte, daß sie keinen Versuch mache, Ottilie in der Fremde unterzubringen. Außerhalb des heimatlichen Gutes gehöre sie ihm und werde er sich ihrer bemächtigen. Wenn aber Charlotte seine Wünsche ehre, so wolle er der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich biete. Er schreibt das Letzte, ohne daran zu glauben, und reitet davon.

Die beiden Frauen sind allein. So wenig Eduard die Fassung des Hauptmanns hat, so wenig Ottilie die Charlottens. Sie hat durch Eduard und in ihm zuerst Leben und Freude gefunden. Bis dahin ist ihr das Leben grau, leer, totenhaft gewesen. Sie ist deshalb nach seinem Verschwinden wie gebrochen. Am wohlsten ist ihr noch in der Einsamkeit. Einsame Spaziergänge und Kahnfahrten, immer mit dem Buche in der Hand, um sich in eine

Phantasiewelt hineinzuträumen, in der sie Eduard wiederfindet, sind ihre Erholungen. Die Tätigkeit, die so heilsam auf jedes Gemüt wirkt, tritt dagegen zurück. — Der alte Eintrachtsstifter Mittler hat von dem Zwiespalt zwischen Eduard und Charlotte gehört und forscht nach Eduard, um einen Einigungsversuch zu machen. Er entdeckt ihn leicht auf einem bescheidenen Vorwerk, nicht gar weit von seinem großen Gute. Aber Eduard besteht nach wie vor auf dem Besitz Ottiliens, und wenn Mittler etwas Gutes stiften wolle, so solle er Charlotte zur Scheidung bewegen. Mittler nimmt den Auftrag an, um Zeit zu gewinnen und die Gesinnung der Frauen zu erfahren. Als er auf dem Schlosse eintrifft, teilt ihm Charlotte mit, daß sie auf die Geburt eines Kindes hoffe. Mittler hält damit seine Mission für beendet. Nach seiner Erfahrung genüge diese Tatsache, um jeden Zwiespalt zwischen Eheleuten zu heilen. Wie sehr täuscht er sich! Er beurteilt die Menschen nach dem Durchschnitt, den er kennt. Die Leidenschaft Eduards geht aber über alles Durchschnittsmaß weit hinaus. Nicht der geringste Freudestrahl durchzuckt ihn beim Empfang der Nachricht. Im Gegenteil: er ist außer sich, daß dadurch die Scheidung von Charlotte und der Besitz Ottiliens erschwert, ja vielleicht unmöglich gemacht würde, und beschließt, um seinen Qualen Luft zu schaffen, in den Krieg zu gehen. Komme er um, so solle ihm das nur lieb sein, dann seien er und alle befreit. Ottilie erfährt von seinem Entschlusse nichts, sie erfährt nur, was Charlotte hofft, und ergibt sich in ihr Schicksal wie ein Schlachtopfer. Zu einer sittlich freien Entsagung hat auch sie noch keine Kraft.

Damit endet das erste Buch.

Indem das zweite anhebt, überrascht uns ein ganz anderer Ton. Der Dichter wird gemächlich, behaglich. Er spricht öfter mit uns, läßt Nebenfiguren mit gefälliger Breite hervortreten, schiebt Episoden, Erzählungen, Tagebuchblätter ein, die nur in sehr losem oder auch in gar keinem Zusammenhange mit der Handlung des Romans stehen. Es gilt dies namentlich von den ersten elf Kapiteln, und man merkt ihnen leicht an, ja, es ist hie und da nach-

zuweisen, daß sie, mit Ausnahme eines kurzen Abschnittes, erst bei der zweiten Bearbeitung zur Ausfüllung eingeschoben sind. Warum mag der Dichter dies getan haben? Er brauchte Zeit; Zeit, bis Eduard wieder aus dem Kriege zurückkehrt, Zeit, bis das Kind Eduards und Charlottens geboren ist. Er brauchte auch Zeit, um den Körper Ottiliens durch langen Kummer sich zerrütten zu lassen. Nur dem Leser ankündigen, daß diese Zeit verfließe, ist ein oft gebrauchtes, aber schlechtes Mittel. Eine künstlerische Natur wird es immer drängen, dem Leser das Gefühl zu geben, daß zwischen dem einen und dem anderen Teil der Entwickelung wirklich ein geraumer Zeitabschnitt liege. Das kann aber nur durch aufhaltende Mittel jeder Art geweckt werden. Durch solche Mittel konnte zugleich die überstarke Erregung, die unsere klassische Ästhetik immer, besonders aber im Roman vermeiden wollte, gemildert werden, und der tragisch ergreifende Ausgang der Handlung sollte ausgeruhte, durch eine Fülle von Lebensweisheit gestärkte Seelen finden. Diese Lebensweisheit wird uns hauptsächlich durch das Tagebuch Ottiliens zugeführt. Daß sie dorthin nicht ganz passen will, macht dem Dichter wenig Kummer. Er hilft sich durch die Bemerkung, Ottilie habe nicht bloß eigene Gedanken, sondern auch fremde in ihr Tagebuch eingetragen. Haben demnach die Retardationen an sich ihre tiefe Berechtigung, so ist doch zu bedauern, daß sie nicht künstlerisch genug gewählt und eingefügt sind. Zunächst schiebt der Dichter einen jungen Architekten, den man zur besseren Ausführung der Parkanlage und des Sommerhauses hatte kommen lassen, in den Vordergrund. Er wird von der magischen Erscheinung Ottiliens wie Eduard und der Gehilfe in der Pension angezogen, und da auch bei Ottilie ein Hinneigen zu ihm bemerkbar wird, und das Ausmalen der alten Kirche sie oft zu gemeinsamer Arbeit vereinigt, so scheint sich eine neue Verwickelung, die vielleicht zur Auflösung der alten führt, in der Ferne zu zeigen. Wir atmen ein wenig erleichtert auf. Das Jahr rückt vor; der Winter bricht herein. Er wäre auf dem einsamen Schlosse endlos gewesen, wenn nicht der Besuch Lucianens für Abwechselung gesorgt hätte. Sie hat

die Pension verlassen und ist bei einer Verwandten in die große Welt getreten. Ihre glänzenden Eigenschaften verfehlen nicht Eindruck zu machen, und bald ist sie verlobt. Jetzt kommt sie, um ihren Bräutigam der Mutter vorzustellen.

Es ist für Charlottens Charakter sehr bezeichnend, wie kühl ihr Verhältnis zu der Tochter ist, während sie ihre Nichte so innig liebt. Sie läßt jene die Verlobung in der Ferne schließen, und auch bei dem Besuche bleibt ihr Luciane eine Fremde. Die Naturen von Mutter und Tochter stehen an entgegengesetzten Polen.

Luciane bringt außer ihrem Bräutigam, der Großtante, Freunden und Freundinnen einen ganzen Schwarm von Dienern und Zofen und ganze Wagenladungen von Koffern, Kisten, Schachteln mit. Jeder Tag hat sein reichbesetztes Programm; die ganze Umgegend wird abgesucht; Bälle, Diners, musikalische Unterhaltungen, lebende Bilder, Jagden halten daheim und auswärts die Gesellschaft beständig in Atem. Luciane duldet auch nicht, daß Ottilie sich irgendwie dem tollen Treiben entziehe. Es macht ihr eine Art grausamen Vergnügens, sie mit herumzuschleppen und in jeden gesellschaftlichen Tumult hineinzuzerren. Zwei Monate tobt die wilde Jagd, dann zieht sie ab. Die Episode ist unbequem, oft verdrießlich, für Ottilie bisweilen auch kränkend gewesen, aber sie hat doch Abwechselung und Tätigkeit geboten und dem Brüten über sich selbst einigen Einhalt getan.

Bald darauf verläßt auch der Architekt das Schloß, ohne aus Ottiliens Verhalten eine Hoffnung für sich schöpfen zu können. Sie hat ihn gern, sie hat Interesse an ihm, aber von Liebe regt sich nichts in ihr. Er wird ersetzt durch den Gehilfen aus der Pension. Er ist die dritte Nebenfigur, die aus dem Dunkel ans Licht tritt. Der Gehilfe kommt nicht ohne Absichten. Er soll die Pension übernehmen und bedarf dazu einer Gattin. Sein Herz hat sich schon längst für Ottilie entschieden. Aber darf er auf sie hoffen? Er wagt nicht Ottilie selbst sich zu offenbaren. Nur Charlotten enthüllt er sich. Sie vertröstet ihn auf die Zukunft.

Der Winter geht zu Ende. Das erste Grün keimt. Charlotte wird von einem Sohne entbunden. Das Kind ist aus der Lüge geboren. Zum Zeichen dessen trägt es die Züge des Hauptmanns und Ottiliens. Es ist als Geschöpf der Lüge zum Tode verurteilt. Denn nur die Wahrheit ist wesenhaft. Die Schuld an seinem Tode muß auf die fallen, die ihre Schuld an seiner innerlich unwahren Existenz nicht durch Selbstüberwindung gesühnt haben. Das sind Ottilie und Eduard. — So ungefähr wird das naturphilosophisch-ethische Schema gelautet haben, das Goethe sich für die Schlußkapitel entwarf.

Vorbedeutend für den Fluch, der auf dem unschuldigen Kinde lastet, ist es, daß bei seiner Taufe der alte Geistliche stirbt. Ottilie blickt auf ihn mit einer Art Neid. „Das Leben ihrer Seele war getötet. Warum sollte der Körper noch erhalten bleiben?“ Nichtsdestoweniger scheint das junge Wesen ihr Segen zu bringen, sie in ein neues Leben überzuführen. Sie liebt es und übernimmt seine Pflege. Wenn sie es an den schönen Frühlingstagen durch Garten und Park trägt, sich den reichen Besitz anschaut und erwägt, wie fröhlich es diesem Erbe zuwachsen könnte, wenn es unter den Augen liebend verbundener Eltern aufwüchse, da wird ihr klar, daß ihre Liebe zu Eduard, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse. Und sie glaubt sich fähig, dem Geliebten zu entsagen, ja ihn niemals wiederzusehen.

Sie täuscht sich über sich selbst. Sie ist ein besonderes, naturbestimmtes Wesen, und es gehören ganz andere sittliche Kräfte dazu, um diesem Naturzwange zu widerstehen, als sie ihr gegeben sind. Um uns die Naturbestimmtheit Ottiliens recht deutlich und zugleich im voraus die weitere Entwickelung, die sich mit dieser im Grunde so edlen Natur vollzieht, verständlich zu machen, gebraucht Goethe ein eigentümliches Mittel. Er bringt von ungefähr einen Lord und seinen Begleiter auf das Schloß. Der Begleiter, der nebenher die unsterbliche Novelle von den „wunderlichen Nachbarskindern“ zu erzählen hat, gehört zu den Naturphilosophen der Zeit, die von einer wunderbaren Wechsel-

wirkung zwischen der unorganischen Natur und eigen organisierten Menschen überzeugt und in dieser Überzeugung durch Beobachtungen bestärkt worden sind, die man an dem italienischen Wunderknaben Campetti 1806 bis 1807 gemacht hatte. Ottilie hat bemerkt, daß sie auf einem bestimmten Wege Kopfschmerzen bekomme. Der Engländer schürft an dem Wege und entdeckt deutliche Spuren von Steinkohlen. Darauf läßt er sie das Pendelexperiment machen, das man auch mit dem Knaben Campetti versucht hatte, und sofort schwingt der Pendel, der in Charlottens Händen aus seiner trägen Ruhe nicht herausgegangen war. Bei Ottilie geht das magnetische Fluidum, auf das Mesmer seine Lehre begründet hatte, ungehemmt durch, bei Charlotte wird es durch die sittliche Kraft aufgehalten. Nach diesen episodischen Partien setzt die Entwickelung wieder lebhafter und geradliniger ein.

Eduard ist aus dem Kriege, in dem er sich allen Gefahren tollkühn ausgesetzt, unverwundet heimgekehrt. Er betrachtet das als Gottesurteil, und alle seine Wünsche werden mit verstärkter Kraft lebendig. Er beruft den Hauptmann zu sich, damit er die Scheidungsverhandlungen mit Charlotte einleite. Alle Bedenken, die der Hauptmann dagegen vorbringt, fallen bei Eduard zu Boden. Eduard sieht nur Unglück, wenn die Dinge so bleiben, wie sie sind, nur Glück, wenn sie nach seinem Sinne geregelt werden: der Hauptmann und Charlotte, er und Ottilie würden glückliche Paare; auch für den neugeborenen Sohn wäre bestens gesorgt, wenn er von dem Freunde und Charlotte erzogen würde. Der Hauptmann weiß schließlich Eduard nichts mehr entgegenzusetzen, zumal seine eigenen Wünsche noch nicht ganz verstummt sind, und er glaubt auf das leidenschaftliche Andringen Eduards hin bei Charlotte den Versuch machen zu sollen. Eduard hält ein günstiges Ergebnis für so sicher und ist zugleich so fieberhaft ungeduldig, daß er den Hauptmann bittet, ihm die Zustimmung Charlottens durch einige Kanonenschläge oder, wenn es dunkel geworden, durch Raketen anzuzeigen. Er wolle auf diese Signale in einem dem väterlichen Gute ganz nahe gelegenen Dorfe warten. Der Haupt-

mann trifft Charlotte nicht zu Hause. Sie ist auf einem Besuch in der Nachbarschaft. Inzwischen kann Eduard seine Ungeduld nicht bemeistern. Er schleicht sich auf einsamen Pfaden in den Schloßpark, geht immer weiter und sieht endlich an dem mittleren See Ottilie mit dem Kinde sitzen. Er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen. Es folgt eine stürmisch bewegte, heiße Liebesszene, Ottilie vermag ihren Gefühlen nicht zu wehren, und sie wechselt zum ersten Male mit ihm „entschieden freie Küsse". Dann aber drängt sie ihn ängstlich sich zu entfernen. Eduard folgt ihrem Gebot. Inzwischen ist der Abend hereingebrochen, die Sonne untergegangen, und Ottilie will, um mit dem Kinde rasch zu Hause zu sein, den Weg abkürzen und zu dem Zweck mit dem Kahn quer über den See fahren. In der großen Aufregung, mit dem Kinde auf dem Arm und einem Buche in der Hand, verliert sie beim Abstoßen das Gleichgewicht, sie fällt in den Kahn und das Kind entstürzt ins Wasser. Es gelingt ihr das Kleid des Kindes zu erhaschen und es daran herauszuziehen — aber sein zartes Leben ist bereits vernichtet. Charlotte findet bei der Heimkehr das tote Kind. Tiefes Weh durchdringt ihre Seele. Ottilie liegt in totenähnlicher Erstarrung auf dem Boden. Charlotte legt ihren Kopf auf ihre Kniee. Sie glaubt, sie schlafe, erschöpft von Anstrengung und Schmerz. Es ist schon spät in der Nacht, als sie den Hauptmann vorläßt und leise nach seinem Begehr fragt. Er bringt sein Anliegen an, und mit tiefernster, sanfter Entschlossenheit erwidert Charlotte, sie willige in die Scheidung. „Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern habe ich das Kind getötet." Dem Freunde aber könne sie keine Hoffnung machen. Der Hauptmann bringt die Nachricht Eduard. Von dem Tode des Kindes hat er vorher schon gehört und nichts dabei empfunden als eine Befriedigung, daß nun auch diese Schwierigkeit beseitigt sei. Jetzt nach der Willenserklärung Charlottens will er gleich in die nächste Stadt, um das Weitere zu veranlassen. Daß er von Ottiliens Seelenzustand so gar keine Vorstellung hat, begreifen wir. Er besitzt sehr wenig Anempfindung und sieht alles immer so, wie

es seinen Wünschen entspricht. Aber daß Ottilie mit ihrer wunderbaren Kraft der Einfühlung die in der Leidenschaft nahezu brutale Selbstsucht wie so manche andere schwere Charakterfehler Eduards nicht peinvoll empfindet, das ist uns diesmal noch schwerer verständlich als bei dem Feuerwerk.

Ottilie hat das Gespräch zwischen dem Hauptmann und Charlotte gehört. Aber erst nach seiner Entfernung löst sich die Erstarrung, in die sie verfallen ist. „Ich bin aus meiner Bahn geschritten," erklärt sie der geliebten Tante, „auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Eduards werd' ich nie!" Die Tante solle ihre Einwilligung zur Scheidung zurücknehmen, oder sie büße in demselben See, in dem das Kind ertrunken, ihr Verbrechen. Charlotte willfahrt Ottilien, in der Stille hoffend, Ottiliens Sinn werde sich ändern und es werde die teure Nichte an Eduards Seite das Glück finden, das ihr versagt ist. Aber Ottilie bleibt unerschüttert. Sie hat Versöhnung mit sich selbst nur gewonnen aus dem in der Tiefe des Herzens gelobten Entschlusse völligen Entsagens. In dieser Geistesverfassung gelingt es ihr auch, an Charlottens Seite zu bleiben und unbefangen wie früher mit ihr zu verkehren. Aber allmählich kommt ihr doch der Wunsch nach einer Ortsveränderung. Die vertrauten Stätten sind zu voll von traurigen Erinnerungen. Zudem sehnt sich Ottilie, durch hingebende, segenstiftende Tätigkeit besser noch als bisher sich von der schrecklichen Gewissenslast zu befreien. Sie glaubt eine solche Tätigkeit in der Erziehung von Kindern zu finden und will zu diesem Zweck in die Pension zurück. Auf Charlottens Frage, ob sie sich zutraue, auch fest zu bleiben, wenn Eduard sich ihr persönlich nahe, legt sie das Gelübde ab, nicht einmal in ein Gespräch mit ihm sich einzulassen. Charlotte unterrichtet Eduard von dem Willen Ottiliens, damit er nicht glaube, sie sei von ihr entfernt worden, und dann den Versuch mache, wie er einst gedroht, sich gewaltsam ihrer zu bemächtigen.

Zu gleicher Zeit, wo Mittler die Botschaft Charlottens an

Eduard bringt, tritt Ottilie ihre Reise an. Da diese mehr als einen Tag beansprucht, so muß sie unterwegs in einem Wirtshaus übernachten. Eduard hat beim Empfang der Nachricht nur einen Gedanken: Ottilie zu sprechen. Er ermittelt das Wirtshaus, wo sie übernachten soll, und reitet dorthin. In einem liebeglühenden Brief, den er ihr ins Zimmer legt, beschwört er sie aufs neue, die Seine zu werden. Ottilie kommt an, liest den Brief und legt ihn beiseite, Eduard aber wird von ihr mit flehender und gebietender Geberde aus dem Zimmer gewiesen. Am nächsten Morgen tritt er wieder vor sie und fragt sie nochmals liebevoll, ob sie ihm angehören wolle. Sie bewegt verneinend das Haupt, befiehlt jedoch dem Kutscher, ins Schloß zurückzufahren. Eduard folgt zu Pferde. Zu Hause faßt sie mit Gewalt die Hände beider Ehegatten, führt sie zusammen und eilt auf ihr Zimmer. Ottilie begeht jetzt einen verhängnisvollen Fehler. Sie tritt nicht aufs neue ihre Reise nach der Pension an, sondern bleibt. Wohl verharrt sie in ihrem Schweigen, in ihrer Ablehnung, aber wenn sie in demselben Raum mit ihm ist, muß sie sich zu ihm stellen, zu ihm setzen; wenn er liest, in sein Buch blicken, ihn, wenn er die Flöte zur Hand nimmt, auf dem Klavier begleiten. Eduards Hoffnungen sind daher so lebendig wie nur möglich. Er glaubt, es brauche nur Zeit zu vergehen und alles werde sich finden. Er irrt sich schwer. So stark auch nach wie vor die Gewalt ist, die er anwesend auf Ottilie ausübt, ihr sittlicher Wille hält jetzt das Gleichgewicht. Und dieser ist darauf gerichtet, nicht bloß an ihrer Entsagung festzuhalten, sondern auch mit dem Leben hienieden ein Ende zu machen. Sie hatte ein neues anzufangen gesucht. Die Tätigkeit in der Pension hätte es ihr geboten; da sich Eduard ihr in den Weg stellte, glaubt sie, es sei ihr versagt. Und so sehnt sie sich nach dem Tode. Sie entzieht sich Speise und Trank. Um es ungehindert tun zu können, hat sie um die Erlaubnis gebeten, auf ihrem Zimmer speisen zu dürfen. Ihre Kräfte zehren sich allmählich auf. Aber man merkt es kaum. Denn wenn sie in Gesellschaft erscheint, hält sie sich mit großer Geisteskraft aufrecht.

Mittler ist zu Besuch anwesend. Das Gespräch kommt auf die zehn Gebote. Mittler tadelt, daß so viele einen negativen Charakter hätten. Wie viel schöner klänge das sechste Gebot, wenn es lautete: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst, die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und teil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältnis etwas trüben, so sollst du suchen, es aufzuklären; du sollst suchen, sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vorteile deutlich zu machen und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst, was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet. Während Mittler in dieser Weise das Gebot erläutert, erhebt sich Ottilie fahlen Antlitzes und verläßt das Zimmer. Bald darauf stürzt Nanny, ein Dorfmädchen, das sich aufs innigste an sie angeschlossen hat, herein mit dem Ruf: „Das Fräulein stirbt.“ Alle eilen auf ihr Zimmer. Sie sitzt totenbleich auf dem Sofa und beantwortet alle Fragen durch Gebärden. Nur noch einmal öffnet sie die Lippen, indem sie zu Eduard, der neben ihr kniet, sagt: „Versprich mir, zu leben.“ Er verspricht es, aber schon ist sie entschlummert.

Es folgt Ottiliens Beisetzung. Diese und was sich unmittelbar daran knüpft, ist von Goethe mit mannigfachem, bei ihm höchlichst befremdenden, sentimentalen, effektreichen, für den Abschluß ganz überflüssigem Beiwerke versehen worden. Ottilie wird in offenem Sarge begraben. Nanny sieht von einem oberen Stockwerk ihres Hauses den Trauerzug vorüberziehen. Die geliebte Herrin scheint ihr zu winken. Verworren neigt sie sich über und stürzt herab. Man hebt die scheinbar Zerschmetterte auf und lehnt sie über den Leichnam. Und bald springt sie heil an allen Gliedern auf. Sie läßt es sich nicht nehmen, bei dem Sarge, der offen bleibt, die Nacht über in der Kapelle zu weilen. Da tritt der aus der Ferne herbeigeeilte Architekt ein. Seine Empfindungen werden uns in voller Breite mitgeteilt. Zu dem in Schmerz Auf-

gelösten spricht Nanny, das Dorfmädchen, mit so viel Kraft, Wahrheit und Beredsamkeit, daß er getröstet die Kirche verläßt. In den nächsten Tagen kommen neue Besuche. Die Leiche Ottiliens wird nach dem Vorfall mit Nanny für wundertätig gehalten. Es drängen sich die Alten, Schwachen, Kranken, die Mütter mit ihren Kindern herbei, um die Wunderkraft der Heiligen zu erfahren. Das alles in einer protestantischen Kirche und Gegend. Goethe zahlte der katholisierenden Romantik seinen vollen Tribut. „Auch der größte Mensch," hatte er Ottilie in ihr Tagebuch schreiben lassen, „hängt immer mit seinem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen."

Was wird aus Eduard? — Er hat mit dem Tode Ottiliens allen Halt verloren und weiß nichts Besseres zu tun oder vermag nach der Idee des Dichters bei der Abhängigkeit, in der seine Natur von Ottilie sich befindet, nichts anderes zu tun, als ihr und zwar gleichfalls durch Fasten in den Tod zu folgen. Es fällt ihm schwer. „Es ist eine schreckliche Aufgabe," meint er einmal zum Hauptmann, „das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrertum." Aber es gelingt doch. Eines Tages ist er tot. Seine Leiche wird neben Ottilien beigesetzt.

„So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen."

Mit tiefer Bewegung haben wir das Schicksal der vier Hauptpersonen begleitet. Aber bei aller Ergriffenheit ist gegen den Ausgang hin ein steigender Widerspruch in uns laut geworden und hat die Reinheit unserer Empfindungen, durch die wir aus dem Schmerz zur Erhebung emporsteigen, getrübt. Dies gilt besonders von dem Augenblick ab, wo Ottilie zurückkehrt. Daß sie von ihrer Reise absteht, um Eduard und Charlotte zusammenzuführen, ist groß und schön gedacht, der geläuterten Ottilie würdig.

Aber warum bleibt sie? Sie begründet es in einem Briefe mystisch damit, daß ein feindlicher Dämon über sie Macht gewonnen. Wir wissen, was damit ausgedrückt sein soll: die magische Gewalt, die die Nähe Eduards auf sie ausübt. Aber können wir uns diese so unbedingt denken? Solange Ottilie noch keine Klarheit über ihr Verschulden hat, solange Gewissenspein und Reue sie noch nicht gepackt und zur Entsagung gebracht und durch Entsagung zur freien sittlichen Persönlichkeit erhoben haben, kann diese Anziehung vielleicht als zwingend sich uns glaubhaft machen; aber danach nicht mehr. Wer hinreichend sittliche Kraft errungen hat, um dauernd im Schweigen neben dem Geliebten zu verharren; wer die Kraft errungen, ihm für immer zu entsagen, obgleich die einzige, die gegen die Verbindung mit ihm Einspruch erheben könnte, ihr die Tore öffnet; wer trotz der unmittelbaren Nähe des Geliebten über die Kraft verfügt, sich mit ganz klarem Bewußtsein vom Leben zum Tode zu bringen, also auf ewig vom Geliebten zu scheiden, dem müssen wir auch die Kraft zusprechen, sich durch einen Ortswechsel von ihm zu entfernen und dadurch das fortzusetzen, was durch die Wiedervereinigung der Ehegatten eingeleitet worden ist. Wir müssen das um so eher erwarten, als mit der örtlichen Entfernung Ottilien zugleich eine Tätigkeit winkt, von deren sühnender, reinigender, segensvoller Bedeutung sie durchdrungen ist. Sie spricht es aus, daß sie mit der Jugenderziehung ein Heiliges ergreife, durch das sie ein ungeheures Übel für sich und die anderen vielleicht aufzuwiegen vermöchte. Sie fühlt im voraus das Glück, das sie finden werde. „Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschößlinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen.“ Und endlich äußert sie das tiefe, wahre Wort: „Findet man mich freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.“

Und ein Mädchen, das zu einer solchen Höhe der Auffassung gediehen ist, sollte sich von einem Manne, dem innerlich verbunden

zu bleiben sie schon lange nur als Sünde betrachtet, so widerstandslos fesseln, vom graden, fruchtreichen, Seligkeit verheißenden Wege abbringen lassen? Und wenn wirklich der klare und grade Zug ihrer Gedanken, ihres gesunden, sittlichen Sehnens einen Augenblick durch den dämonischen Einfluß einer starken Leidenschaft unterbrochen ist, muß er sich nicht alsbald wieder herstellen, muß sie nicht von neuem zur Klarheit über das Gefährliche, ja Sträfliche ihres Verweilens sich durchringen, und muß ihr Gewissen sie dann nicht um so schonungsloser fortpeitschen? Macht sie sich nicht jetzt von neuem schuldig, ja wird sie nicht jetzt erst mit Bewußtsein schuldig? Und daß die sittliche Kraft nicht eingeschlummert gewesen, das beweist ihr gewollter Tod. Kann sie denn hoffen, durch den Tod sich zu entsühnen? — Der Dichter freilich nimmt dies an. Er läßt sie — wohl der heiligen Ottilie zuliebe — als Heilige sterben und im Glauben des Volkes Wunder tun.

Aber vielleicht war der Gedankengang Ottiliens noch ein anderer. Vielleicht sagte sie sich, daß sie durch ihren Tod Eduard schneller und wirksamer Charlotten wieder zuführen würde als durch den Übergang in die Pension. Und als Todgeweihte sich betrachtend, mochte sie ihrer Schwäche nachsehen, die sie zu Eduard überall sich gesellen läßt. Aber wenn sie starb, lediglich um die volle Vereinigung von Eduard und Charlotte zu beschleunigen, dann hätte der Dichter, der uns — entgegen den strengen Forderungen heutiger Romantechnik — oft genug die bewegenden Gedanken und Gefühle der handelnden Personen mitteilt, dies angedeutet und andeuten müssen. Er tut es nicht nur nicht, sondern er weist uns in andere Richtung. Wohl war der Wunsch, die Wiedervereinigung der Gatten zu ermöglichen, ihr letztes Motiv auch beim Tode, aber nicht ihr nächstes; — hätte sie sich ihrer selbst sicher gefühlt, so hätte sie den Tod gemieden und sich, gemäß ihrer ursprünglichen Absicht, einer entsühnenden, heiligenden Tätigkeit gewidmet. Gewiß war sie ohnehin nicht, zu welchen Entschlüssen ihr Tod Eduard treiben würde. Fühlt sie sich doch veranlaßt, Eduard das Versprechen abzunehmen, er werde leben. Aber sie wußte nicht, wozu

es sie selbst bei längerem Erdenwandel noch hinreißen konnte. Die Wiederbegegnung hat sie über den Fortbestand der dämonisch-süßen Gewalt belehrt, und es gibt danach für sie, eine zweite Emilia Galotti, keine andere Rettung als den Tod. Daß dies der Gedankengang des Dichters war, hat er kurz nach der Vollendung des Werks hinreichend deutlich in einer Unterhaltung mit Riemer betont: „Das Sinnliche muß Herr werden, aber bestraft durch die sittliche Natur, die sich durch den Tod ihre Freiheit salviert.... So muß Ottilie sich kasteien (‚karterieren') und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen."

Aber eben daß der Dichter nach allem Vorangegangenen, bei einer so edlen und sittlich so hoch emporgestiegenen Natur wie Ottilie noch eine solche Obmacht ihrer Liebesregungen voraussetzt, ist schwer verständlich. Ja wir gehen weiter. Wir bezweifeln auch für die nächstvorhergehenden Stadien die starke Anziehungskraft Eduards, die der Dichter walten läßt. Daß ein junges, verschüchtertes Mädchen, wenn es aus der Pension kommt und bei einem Manne, der ihr schön, gut, brav, freimütig, wohltätig erscheint, zum ersten Male leidenschaftliche Liebe, Hingebung und Vergötterung findet, daß es die Liebe dieses Mannes, die ihr die Welt mit einem Male vergoldet, heiß und voll erwidert, ist begreiflich. Auch Charlotte hat in der Jugend Eduard geliebt und später, noch in halber Täuschung über ihn befangen, geheiratet. Über Charlotte verliert diese Liebe sehr bald ihre Macht. Aber in Ottilie bleibt sie unerschüttert, auch nachdem sie den Geliebten in seiner Launenhaftigkeit, seinen Taktlosigkeiten, Roheiten, Kindereien kennen gelernt, nachdem sie sein Verbleiben beim Feuerwerk, seine Wut über die Kritik seines Flötenspiels, seine Gefühllosigkeit beim Tode des Kindes, das unzarte Bestellen eines Kanonenschlags u. a. erlebt, nachdem sie ihn mit seinem geringen Streben, mit seinen mäßigen Talenten wochen- und monatelang zwischen ihrer Tante und dem Hauptmann, neben denen er eine kleine Figur macht, hat beobachten können. Wenn er wenigstens als Virtuos in irgend einer Kunst etwas Bestechendes leistete, feurig dichtete, hin-

reißend sänge, schmelzend musizierte oder es auch nur verstünde, wie Fernando, dessen leibhaftiger, minderwertiger Bruder er ist, mit reizender Empfindsamkeit die Schmerzen einer Welt am Busen Ottiliens hinzuströmen! Aber auch das nicht. Alles soll seine Schönheit tun, die gar nicht einmal als sonderlich berückend und noch dazu mehr für seine Jugendzeit hervorgehoben wird, sie soll diese Gewalt üben über Ottilie, die, von Hause aus unsinnlich, nach den ersten rauhen Schicksalsstößen mit Innigkeit sich ihrer geistigen, übersinnlichen, überirdischen Heimat zuwendet! Das ist unglaublich. Es liegt hier etwas nicht Zusammenstimmendes vor, wie in der Stella. Eduard hätte höher oder Ottilie tiefer gerückt werden müssen.

Nun kann man gegen all das einwerfen: und doch, es kommen solche rätselhaften Verkettungen zwischen Mann und Frau vor. Möglich. Es mag im Leben hie und da eine solche abnorme Erscheinung anzutreffen sein. Aber dann zucken wir die Achseln und sagen: wir verstehen es nicht. Eine solche Erklärung, gegenüber einer dichterischen Erfindung abgegeben, ist ihre schwerste Verurteilung. In der Dichtung wollen und müssen wir verstehen. Denn der Dichter ist Schöpfer. Er schafft die Seelen und kann und soll uns daher die Fäden, die sie miteinander verbinden, bloß legen. Darauf beruht eben die Gewalt, der Zauber der Dichtung, daß sie uns die rätselvollen Tiefen des Lebens erhellt.

Das hat Goethe hier nicht getan; er hat von seinem Schöpferrecht keinen Gebrauch gemacht. Er hat uns einfach auf ein Wunder verwiesen. Ottilie und Eduard gehören zusammen von Natur wegen wie zwei wahlverwandte Stoffe. Hätte man eins von beiden, so heißt es in der Schilderung der letzten Lebenstage Ottiliens, am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andere „hätte sich nach und nach von selbst ohne Vorsatz zu ihm hinbewegt". „Ottilie konnte sich der seligen Notwendigkeit nicht entziehen." „Es war (wenn sie beisammen waren) nur ein Mensch im bewußtlosen, vollkommnen Behagen." Nur ein Mensch! Naturgesetzlich zusammengeschlossen! Darum kann Ottilie nicht vom Schlosse fort. Darum

auch das wunderbar-wunderliche Symptom, daß Ottilie auf der linken, Eduard auf der rechten Seite Kopfweh hat. Darum muß selbst der Koffer mit den schönen Toiletten, den er ihr zum Geburtstag geschenkt, ein erquickendes Trostmittel sein. Sie wirft sich über ihn, nachdem sie Eduards Hände in die Charlottens gelegt, sie öffnet ihn kurz vor ihrem Tode und wählt sich eins von den kostbaren Kleidern als Totenkleid aus! Die magnetische Kraft Eduards hat sich auf den von ihm berührten Koffer übertragen. Eines der peinlichsten Motive, das der Dichter dem angenommenen Naturzwange zuliebe verwandt hat.

Goethe sagte einmal zu Eckermann, die Wahlverwandtschaften seien das einzige größere Werk, wo er sich bewußt sei, nach einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben. Dieses Arbeiten nach einer Idee ist, wie wir schon gesehen haben, dem Werke nicht gut bekommen, und zwar weil er die Idee, die wir einfach als Kampf zwischen Pflicht und Neigung bezeichnen können, in eine naturwissenschaftliche Formel gebannt, zu deren Lösung er dunkle Naturkräfte zu Hilfe nahm. Aber die Formel der Wahlverwandtschaft verleitete ihn auch zu einer unnötig schematischen Entwickelung. Um sie nicht zu dürftig an drei Personen darzustellen, schuf der Dichter zwei Paare, von denen das eine den Sieg der Pflicht über die Neigung, das andere den Sieg der Neigung über die Pflicht darstellte. Dieses zweite sollte und mußte untergehen; denn die sittliche Freiheit soll bei diesem Paare erst durch den Tod über den Zwang der Natur triumphieren. Dieser Zwang reißt Ottilie ins Grab. Aber wir müssen anerkennen, daß, so mächtig bis dahin der Naturtrieb war, sie doch in sittlicher Freiheit den Tod wählt.

Aber trifft das auch für Eduard zu? Der Dichter will und behauptet es. Ist bei ihm, wenn er Ottilie in den Tod folgt, noch von sittlicher Freiheit die Rede? Liegt hier nicht vielmehr eine sittliche Ohnmacht vor, d. h. wiederum Naturzwang? Wenn aber schon Eduard Ottilien ins Jenseits nachfolgt, wie konnte der Dichter, anstatt den Leser mit dem ganzen furchtbaren und doch erhebenden Ernste des Todes zu entlassen, in einer Schlußwendung auf die

Wiederauferstehung verweisen, die die Liebenden glücklich vereint sehen werde? Wie einfach groß ist dagegen der Schluß im Werther! Wir müssen auch hier dem schwächlichen romantischen Zeitgeist die Schuld an diesem künstlerisch unwirksamen und innerlich unwahren Abschluß geben. Innerlich unwahr, weil weder der Dichter noch Ottilie nach Ausweis ihres Tagebuches an eine körperliche Auferstehung glauben. Künstlerisch unwirksam, weil er den Leser mit der widrigen Vorstellung entläßt, daß Ottilie mit dem ihrer völlig unwürdigen Eduard in einem zweiten Leben verbunden sein werde, während wir uns der Hoffnung hingeben, daß im Jenseits der Naturzwang nicht mehr wirksam sein und Ottilie endlich Eduard in seiner wahren Gestalt erkennen werde. — — —

Aber alles, was wir an dem Werke auszusetzen haben, ist gegenüber dem großen Ganzen doch nur ein Kleines.

Es bleibt trotz alledem und alledem eine der höchsten Leistungen Goethes. Mit den einfachsten Mitteln wird ein Vorgang aus der besseren Gesellschaft zur größten Wirkung gebracht. Wir durchleben anderthalb Jahre auf einem Landsitz. Wir sehen vier Personen, die man beinahe „uninteressant" finden kann, ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen, sich unterhalten, lustwandeln, musizieren, lesen. Nichts Außerordentliches passiert. Es kommt und geht Besuch, man feiert einen Geburtstag, man richtet ein Haus. Kein großes Ereignis, keine größeren Verhältnisse von außen wirken ein, weder das Getriebe einer Großstadt noch die Intrigue der Gesellschaft noch die Macht und der Glanz eines Hofes noch das Theaterleben. Auch der Krieg, in den Eduard zieht, bleibt schattenhaft am fernen Horizont. Und doch ist unsere Teilnahme von den ersten Seiten an aufs höchste geweckt — nur durch das Seelenspiel der wenigen auf dem Plane erscheinenden Figuren. Die Dichtung ist nach dieser Hinsicht das vollendete Muster einer Novelle, wie sie die heutige Ästhetik fordert. Sie ist mit einem köstlich stillen, feinen Stift gearbeitet; so still und fein wie der Tasso, an dessen zarte, tiefe Geistigkeit sie am meisten erinnert. Kein hastiges

Vordringen, kein gewaltsamer Sprung, sondern wie in der Natur ein langsames organisches Wachsen und Welken. Die Töne schwellen an und schwellen ab in gleich linden Übergängen. Wohl treten manchmal die Ergebnisse einer Entwickelung plötzlich zutage, aber nur für die Beteiligten, nicht für uns, die wir lange darauf vorbereitet sind. Darauf vorbereitet durch eine Fülle von Zügen, die uns in ihrem scheinbar absichtslosen, unschuldigen Wurf und ihrer Wahrheit und Feinheit überraschen und entzücken.

Auch alles Äußere, das eine Rolle zu spielen bestimmt ist, wird frühzeitig im harmlosesten Zusammenhange mitgeteilt. Wunderbar breitet sich das Ahnungsvolle über die Dichtung aus. Der See, an dem Eduard in der Jugend Platanen und Pappeln gepflanzt, wird eine unheimliche Schicksalsstelle. Am Geburtstage Charlottens legt Ottilie die goldene Halskette, an der das Bild ihres Vaters gehangen, auf Zureden Eduards in den Grundstein des neuen Hauses. Sie begräbt ihre goldreine Vergangenheit. Zur Nachfeier desselben Geburtstages hält Mittler seine eindringliche Rede über die Bedeutung und Unlöslichkeit der Ehe. Während der Geburtstag Charlottens rein und froh verlaufen ist, legt sich auf den Ottiliens der Schatten eines Unglücksfalls. Aus den Astern, die Ottilie im zweiten Frühjahr pflanzt, wird ihr Totenkranz geflochten, die Kapelle, die sie mit dem Architekten ausmalt, wird ihre Grabstätte u. s. w. . . . Durch diese Mittel wird auch das Glänzende, Heitere abgedämpft, das Ganze in einen einheitlichen, elegischen Ton getaucht und unsere Gedanken vom Gegenwärtigen ins Zukünftige gelenkt, vom Einzelnen ins Allgemeine. Was ist uns ein Totenkranz? Wenn wir uns aber erinnern, daß die Blumen, aus denen er geflochten, von der Toten einst selbst gesät wurden, dann vergegenwärtigt er uns das allgemeine Menschenlos, wie wir dunkel hintappen, nicht wissen, ob wir ernten werden, was wir säen, ob Freude oder Schmerz uns aus der Saat erblühen soll.

Mit ausgezeichnetem Takte sind ferner vom Dichter die Hauptfiguren des Romans zusammengestellt. Er konnte z. B. alle vier jung sein lassen, aber dann war bei Charlotte und dem

Hauptmann die Selbstüberwindung schwerer zu motivieren; es hätte stärkerer Kämpfe, Katastrophen, Verwickelungen bedurft, und der Roman hätte den Charakter des Einfach-Ruhigen verloren. Andererseits wäre bei Eduard die Naturgewalt der Leidenschaft nicht so eindrucksvoll hervorgetreten. Außerdem war es an sich anziehender, die Lebensalter verschieden anzusetzen. Ebenso hätte es die einfache Schönheit des Werkes geschädigt, wenn zwei Ehepaare einander gegenübergestellt wären; denn auch in diesem Falle mußten die Krisen sich erschweren und häufen, und der Reiz, der in der unerfahrenen Jungfräulichkeit Ottiliens liegt, wäre dem Werke genommen worden. Bei der Differenzierung der Charaktere kam es vor allem darauf an, sie an sittlicher Stärke und Klarheit des Geistes angemessen abzustufen. Das ist vom Dichter mit vieler Weisheit vollbracht worden. An der Spitze steht Charlotte. Sie überragt alle an ethischer Kraft. Das kommt der Frau zu, der die Sittlichkeit das Element ist, auf dem sie ruht. Ihr ähnelt der Hauptmann, ohne sie zu erreichen. An Geistesklarheit ist er ihr ebenbürtig, tritt jedoch an echter Lebensweisheit hinter ihr zurück, da diese nicht bloß ein Produkt der Erfahrung und des klaren Denkens und Anschauens, sondern noch mehr angeborener Empfindungen für das Rechte ist. Ihnen gegenüber stehn Ottilie, jung und edel, aber dumpf-leidenschaftlich und erst durch Leidensprüfung zu mäßiger Klarheit und zögernder Entsagung gebracht, und Eduard, obwohl viel älter, durch alle Erfahrung weder zur Klarheit noch zur Mäßigung seiner Leidenschaften, seines Begehrens gereift, ohne festen sittlichen Halt, ein großes Kind. Um sie herum gruppieren sich zeitweise der Architekt und der Gehilfe, Luciane und Nanny, der Graf und die Komtesse, bald Abklänge, bald Gegenklänge der Hauptpersonen, bald sie zur Harmonie ergänzend, bald sie durch Disharmonie stärker herausprägend.

Ein nicht geringer Reiz des Werkes ruht wie im Werther auf dem Zusammenstimmen der Geschehnisse mit der Natur. Es ist erster Frühling, als Eduard und Charlotte die Flitterwochen verleben, es ist Sommerglut, als die Liebe Charlottens und des

Hauptmanns, Ottiliens und Eduards zu voller Höhe sich steigert, es ist Herbst, als allen die Zukunft wie ein öder Winter naht, und es ist wieder Frühling, als die Geburt des Kindes neue Hoffnungen bringt; aber der Sommer betrügt die Hoffnungen des Frühlings, und als die Blätter fallen, wird Ottilie zu Grabe getragen. Und wie die Jahreszeiten die Entwickelung mit einem stimmungsvollen Akkorde begleiten, so die Tageszeiten, das Wetter, die Naturumgebung, Morgen und Abend, Sonne und Mond, Felsen und Gebüsch, Wasser und Wiese.

Bei aller Leidenschaftlichkeit, die das Werk durchzieht, steht es in bewunderungswürdiger Ruhe da. Es ist nicht zum wenigsten der Stil, der den brausenden Strom in dies gelassene Ebenmaß der Bewegung zwingt. Er bleibt sich immer gleich, gleich in der Höhe und gleich in der Ruhe. Wenn uns die gleichmäßige Höhe hie und da nicht zusagt, so tut uns die gleichmäßige Ruhe dafür um so wohler. Es ist dem Dichter durch sein Stilprinzip gelungen, daß auch das Prosawerk in gleicher Weise wie Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea uns den Eindruck einer griechischen Kunstschöpfung macht. Man könnte es mit der Niobidengruppe vergleichen. Der Schmerz in die Ruhe des Marmors gezwungen.

Und nun der innere Gehalt. Er ist nach der ethischen Seite der höchste, den man sich denken kann. Der Roman erscheint wie eine symbolische Bekräftigung von Kants kategorischem Imperativ oder der Forderung Spinozas, durch Niederkämpfung der Begierden sich zum „liber homo“, zum wahrhaft freien Menschen zu machen. Die Ethik des Romans läßt keine Wahl: wer dem Sittengesetz nicht folgt, muß zu Grunde gehen. Es ist freilich nicht leicht, ihm zu gehorchen, wenn die Natur sich dagegen auflehnt. Aber die Natur ist nicht unüberwindlich. Diesen Trost hat Goethe den idealistisch gesinnten Zeitgenossen gegeben, denen es unter dem Druck, den die Mystik der Naturphilosophie, des Mesmerismus, des Somnambulismus samt der großen Entdeckung des Galvanismus auf die Geister ausübte, vor der geheimnisvollen Gewalt der Natur zu grauen begann. Die Natur ist nicht unüberwindlich,

wenn sie den Menschen zur Verletzung des Sittengesetzes treibt. Und wer in sich selbst die Kraft nicht findet, sie zu überwinden, der muß alle Mächte zu Hilfe rufen, die ihm beistehen können: Religion, Wissenschaft, Kunst, Arbeit, „schwerer Dienste tägliche Bewahrung“. Ottilie hat dies versäumt, nachdem sie einen Anlauf genommen. Eduard nimmt überhaupt keinen Anlauf.

Der allgemein ethische Grundgehalt der Dichtung gipfelt in dem Kampf um die Heiligkeit und Würde der Ehe. Niemals ist diese herrlicher gefeiert worden als in den Wahlverwandtschaften, die nur sonderbarem Mißverstand und kurzsichtig blöden Augen unsittlich erscheinen konnten. „Sie ist der Grund aller sittlichen Gesellschaft, der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein. Sich zu trennen gibt es gar keinen hinlänglichen Grund.“ Das sind nicht bloß Sätze des eifernden Sittenpredigers Mittler, dem sie in den Mund gelegt sind, sondern es ist Goethes eigenste Überzeugung, wie denn die Wahlverwandtschaften durchaus auf ihnen ruhen. Schon die Verletzung der Ehe durch den Gedanken wird in ihnen gestraft. Goethe hat nicht immer so hoch und streng, obwohl immer ernst und würdig von der Ehe gedacht, und er hat auch später, besonders was die Auflöslichkeit der Ehe betrifft, im Einzelfalle eine mildere Praxis gelten lassen. Aber im Prinzip hat er jene Anschauungen im höheren Mannesalter stets vertreten. Er selber erzählt, wie der Oberhofprediger Reinhard in Dresden sich oft über ihn gewundert habe, daß er in Bezug auf die Ehe so strenge Grundsätze habe, während er doch in allen übrigen Dingen so läßlich denke. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß die kranken Jahre von 1801 bis 1805, in denen er bei der treuen Pflege Christianens erfuhr, wie unermeßlich viel Ehegatten einander schuldig werden, seinen Respekt vor der Ehe zur tiefen und nachhaltigen Ehrfurcht gesteigert haben. Ein äußeres Zeichen haben wir an der Erzählung des jungen Voß, wie Goethe im Februar 1804, als er bei der Vorlesung der

„Luise“ zu der Schilderung der Trauung kam, in Tränen ausgebrochen sei: „eine heilige Stelle“ habe er mit einer Innigkeit ausgerufen, die alle erschütterte.

Aber Goethe hatte noch einen besonderen Grund, als er in den Wahlverwandtschaften im Bilde sowohl wie im direkten Worte die Ehe so außerordentlich hoch und heilig hinstellte. Er wollte wirken und wußte, daß man, wenn man wirken wolle, seine Ansicht in extremer Fassung aussprechen müsse. Er wollte der laxen Auffassung der Ehe, die sich in Leben und Dichtung seit mehr als einem Menschenalter in den oberen Schichten der Nation eingebürgert und durch die Romantiker zu besonderer Höhe und Gefahr gediehen war, einen mächtigen Wall entgegentürmen. Ja man kann vielleicht den ersten Anlaß zu Goethes Gegenpredigt in dem frivolen, in den gleißenden Schein von Tiefsinn gehüllten Worte Friedrich Schlegels finden, durch das er im Athenaeum (1798) der Lebenspraxis der Romantiker die rechtfertigende Theorie unterzuschieben suchte. „Fast alle Ehen,“ heißt es da, „sind nur Ehen an der linken Hand, oder vielmehr provisorische Versuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Wesen darin besteht, daß mehrere Personen nur Eine werden sollen ... Schon darum sollte die Willkür, die wohl ein Wort mitreden darf, wenn es darauf ankommt, ob einer ein Individuum für sich oder nur der integrante Teil einer gemeinschaftlichen Personalität sein will, hier so wenig als möglich beschränkt werden, und es läßt sich nicht absehen, was man gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden könnte.“ Auf diesen frivolen, in philosophelndem Dünkel sich spreizenden Wortschwall erteilen die Wahlverwandtschaften die gründliche, in Granit gegrabene Antwort. Goethe wußte sehr wohl, daß er sich mit dieser Antwort selbst geißelte. Auch er hatte sich vom Zeitgeist und von der eigenen Leidenschaft bisweilen, so noch zuletzt bei Minna Herzlieb, über die Grenzen, die die Ehrfurcht vor der Ehe forderte, treiben lassen. Aber diese Selbstgeißelung war ihm gerade willkommen. Und um sie recht scharf vollziehen zu können, karikierte er das

schwache Teil seines Ich zu der Gestalt Eduards, während er das stärkere Teil dem Hauptmann gab; auch diesen ließ er immer noch mit leiser Hand von Charlotte stützen, in der er Frau von Stein ein Iphigenien, Leonoren von Este und Natalien ebenbürtiges Denkmal gesetzt hat. Die Selbstgeißelung für die Vergangenheit war zugleich eine Selbstwarnung für die Zukunft. Denn auch diese blieb nötig. Obschon der Dichter mit der Vollendung der Wahlverwandtschaften ins siebente Jahrzehnt eintrat, er blieb in seinem Zauber und in seiner Entzündlichkeit genug Anfechtungen von innen und außen ausgesetzt. Der Roman war kaum im Druck erschienen, da schrieb er von Jena aus an Frau von Stein (11. Mai 1810): „Ich habe diese Zeit her zwar ohne Schmerzen gelebt und habe also nach Epikurs Lehre mich über nichts zu beklagen, doch bleibt ein beständiges Abwiegen unseres physischen und moralischen Betragens immer eine lästige Sache." Man merkt, wie er sich wiederum gegen ein holdes weibliches Wesen im Gleichgewicht zu halten hatte. Es ist nicht mehr Minna, sie war fern in Züllichau, sondern sehr wahrscheinlich die liebreizende Silvie von Ziegesar, die in dem benachbarten Drakendorf wohnte.

Je mehr Goethe sich in seine Gewalt bekam, desto weniger erhalten wir einen Einblick in die Kämpfe, die in seinem Innern wühlen. Aber wir dürfen sie ahnen.

. . . . Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchschaue diese Brust,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Lust . . . .

Lerne entsagen! Das ruft der Dichter uns im westöstlichen Divan zu, um uns einen Begriff zu geben, welch ein hartes Kämpfen sein Leben war. Er hat gekämpft und gesiegt. Er hat sich getötet und ist zum Leben aufgestiegen. Er hat erfahren, daß dem, der entsagt, die Pforten des Lebens sich öffnen, dem, der der Begierde nachstürmt, die Pforten des Todes. Was er gelernt, suchte er zu lehren. Darum gipfeln alle großen Dichtungen seines Alters in der Forderung der Entsagung, nicht der müßigen, sondern der tätigen Entsagung.

---

11. Pandora.

Wir kehren zu der Geburtsepoche der Wahlverwandtschaften zurück. Das heimische Herzogtum, das mittlere und nördliche Deutschland blutete noch aus den Wunden des Krieges, das ganze Vaterland stand unter französischer Oberherrschaft und horchte auf den Willen des französischen Imperators, ungewiß, ob er nicht von neuem mit gewaltsamer Hand in das Geschick der einzelnen Menschen und Landschaften eingreifen werde. Ein rauhes, hartes Weltalter war angebrochen. Ruhe, Friede, Harmonie, Schönheit waren aus dem Leben entwichen. Werden sie je wiederkehren? So fragten die Menschen klagend, und am meisten klagten und fragten und wandten ihre Blicke sehnsüchtig zum Himmel die zahlreichen Gebildeten, die wenig beschäftigten Leute unseres Vaterlandes, die ihr behagliches künstlerisches und wissenschaftliches Genießen für sicher verbürgt gehalten hatten und nun grausam aus ihrem schönen Traumdasein herausgerissen waren.

Pandora, die holde, alles Schöne in sich bergende Göttin, hatte von ihnen Abschied genommen. Ihnen zum Trost sang Goethe das Lied von „Pandorens Wiederkunft“ (so war der ursprüngliche Titel). Aber indem er es sang, verfolgte er weitere, allgemeinere Ziele. Jene hätten die Schönheit aus ihrem Dasein gar nicht verlieren können, wenn sie von ihr einen richtigen Begriff gehabt hätten. Die Schönheit in ihrer ganzen großen Wesenheit zu enthüllen, mußte daher seine Hauptaufgabe sein. Das Lied von Pandorens Wiederkunft war dann nicht bloß ein lieblicher Hoffnungs-

traum, den der Dichter den Sehnsüchtigen vorgaukelte, sondern ein dauernd kräftigendes und läuterndes Symbol der Verheißung für alle die, die sich in Zukunft seiner Dichtung nahten und ihren Gehalt weiter trugen. Indem er das hohe Lied den anderen sang, sang er es auch sich selber. Wohl besaß er seit frühen Jahren die volle Einsicht in das Wesen der Schönheit, aber er ließ sich ihr Bild doch nicht selten von den Zeitläuften und der Leidenschaft trüben, und er fand ihre erhebende Kraft erst wieder, wenn er sich von neuem zur Klarheit des Schauens durchrang. Über die Zeitläufte war er rasch hinweggekommen, aber die Leidenschaft hatte das reine Licht der Schönheit und damit ihre heiligende Wirkung gebrochen. Es war wieder die Liebe zu Minna Herzlieb, die sein Gleichgewicht so ernstlich erschüttert hatte. Von dem Verwirrenden und Bedrohlichen, das diese Liebe barg, sang er sich in Pandora los und läuterte sie, indem er sich auf das Urwesen des Schönen besann, zu stiller Wonne der Wehmut und zu tatkräftigem Schaffen.

So sammelte sich im Laufe des Jahres 1807 eine Reihe von Motiven bei ihm an, die zu einer Dichtung von der Art der Pandora treiben mußten. Ein günstiger Zufall gab ihnen ihre bestimmte Form und Richtung. Zwei jüngere Freunde, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, wollten eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Prometheus“ herausgeben mit dem Ziel, „menschliche Schönheit auf Erden gedeihen zu machen“.

Sie erbaten sich einen Beitrag des Dichters. Damit schossen jene Motive an den Prometheusmythus an. Zu gleicher Zeit, wo die jungen Freunde ihre Bitte ihm vortrugen (Ende Oktober 1807), traf von Schelling eine Festrede ein, in der er gewissermaßen des Dichters Anschauungen vom Wesen des Schönen diesem selber scharf und tiefsinnig im Zusammenhang auseinanderlegte. So konnte der Fluß der neuen Dichtung rasch aus reicher und klarer Quelle hervorbrechen. Schon am 11. November teilte Goethe Riemer auf dem Wege nach Jena den Plan mit. Die Jenaer Atmosphäre war dem Wachstum des Stückes nur förderlich. In den Tagen vom 21. November bis zum 2. Dezember, wo er besonders fleißig an dem Werk arbeitete,

konnte er sich so recht in den nach Pandora sich sehnenden Epimetheus hineinfühlen, da er während dieser Tage fast ganz von der Geliebten sich fernhielt. Am 1. Dezember kommt Werner an, die Liebesleidenschaft lodert hell auf. Die ruhige Arbeit war gestört, und sie wird nach einigen Versuchen erst wieder im Mai nächsten Jahres in Karlsbad aufgenommen, wo die Dichtung so weit geführt wird, wie wir sie heute besitzen. Der Dichter bricht sie an dem Punkte ab, wo die Wiederkunft Pandorens verkündet ist und ganz nahe bevorsteht. Er läßt das Poem als Bruchstück liegen, um sich den Wahlverwandtschaften zuzuwenden, die immer dringender an seine Tür geklopft hatten. Soweit die Pandora persönlichen Gehalt hatte, war dieser mit dem Fertigen erschöpft, an dem rein Lehrhaften aber hatte er nur ein gedämpftes Interesse. Auch der Schwerpunkt des Zeitinteresses lag ganz im ersten Teil. Aus der Art, wie er sich bei dem vorläufigen Abbruch der Dichtung ausspricht und verhält, geht hervor, daß er schon damals eine Fortsetzung so gut wie aufgegeben hatte.

Mit der „Pandora“ griff Goethe in ein Stoffgebiet, das ihm von früher Jugend an besonders lieb und wert war, und das er sich jeweilig nach seinen Bedürfnissen und Anschauungen immer wieder von neuem umgestaltet hatte. Den Jüngling hatte das Heldentum des Titanen gereizt, der im Gefühl eigner Schöpferkraft selbst den Göttern Trotz bot; der gereifte Mann wagte sich auf Äschylos' Spuren an einen „gefesselten“ und „befreiten“ Prometheus, dessen geringe Reste freilich die geplante Handlung nicht ahnen lassen. In dem Drama von 1773 hatte Goethe gegen die antike Sage Pandora zur Tochter des Prometheus gemacht; in dem Festspiel von 1807 nähert er sich wieder der Überlieferung, indem er sie als Göttin, die vom Himmel zu den Menschen kommt, darstellt und von Epimetheus aufnehmen läßt. In beiden Fällen aber wirft er die antike Charakteristik der Pandora als des schönen, allerhand Übel über die Menschheit bringenden Weibes beiseite. Wohl ist sie schön, aber die Schönheit kann die Menschheit nur stärken, erheben, segnen.

Pandora ist das Sinnbild der Schönheit. Das sagt uns der Dichter selber. Aber der Schönheit in dem weiten Begriff, in dem

er sie faßte. Die Schönheit ist ihm die Erscheinung des Wahren, des (Welt-)Gesetzes, der Idee, des Wesens der Dinge. Alle diese Ausdrücke gebraucht er abwechselnd. Aber was ist das Wahre, das Gesetz, „das in der größten Freiheit nach seinen eigensten Bedingungen in die Erscheinung tritt," die Idee, „die ewig und einzig ist," das Wesen der Dinge anders als Gott? Und das ist auch Goethes tiefste Überzeugung: die Schönheit ist Gott in der Erscheinung. Nur daß er ungern dieses höchste Wort gebraucht, aus Sorge, daß die meisten sich etwas anderes darunter denken würden als er. Aber im Anblick der griechischen Meisterwerke entlockt ihm die Begeisterung auch das Bekenntnis: „Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden; . . . da ist die Notwendigkeit, da ist Gott". Aus diesem Grunde legt Epimetheus entschiedene Verwahrung ein gegen die Bezeichnung Pandorens als eines Geschöpfes des Hephästos, einer untergeordneten Gottheit. Das sei ein Fabelwahn. Sie sei eine Uranione, Schwester des Zeus. Also höchste Gottheit wie er. Dieser erhabenen Wesenheit entspricht es, daß ihre Erscheinung trotz aller Reize, mit denen sie geschmückt ist, „fast erschreckend" wirkt.

Indem aber Pandora die Gottheit in sich darstellt und als die Personifikation des Urschönen nicht bloß das Schöne, sondern auch das Wahre und Gesetzmäßige zur Erscheinung bringt, ist sie ebensowohl Mutter der Wissenschaften, die das Wahre begrifflich suchen, als der Künste, die es sinnlich vorstellen.*) Wer in Kunst und Wissenschaft etwas Dauerndes erreichen will, muß zum Wahren vordringen. Indem er dies aber tut, dringt er zu Gott vor. Deshalb hat nach Goethes Meinung derjenige, der Wissenschaft und Kunst besitzt (dieses „besitzt" in ganz prägnantem Sinn), zugleich Religion. Wie wiederum denjenigen, der die Schönheit (Wahrheit) erblickt, ein Frommsein ergreift. Er fühlt sich mit sich und der Welt in

*) In der Natur ruhen beide in einer Knospe, und wie das Wahre als Schönes erscheint, so zeigt das Schöne das Wahre. „Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben" (Sprüche Nr. 197).

Übereinstimmung. Daher konnte es im Schema der Fortsetzung unserer Dichtung nach dem Erscheinen Pandorens heißen: „Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe“.

Wer sich von Kunst und Wissenschaft nicht heiligen läßt, wer in ihrem Dienste nicht allen Selbstsinn ablegt, sich nicht selbst vergessen kann, der bringt nur Werke hervor, die dem Ich des Verfassers, aber nicht der Menschheit nützen, die eine augenblickliche Wirkung, keine dauernde tun, die den Schein des Wahren und Schönen haben, nicht ihr Wesen. Das sittlich Gute ist mit dem Schönen und Wahren unzertrennlich verbunden.

Demgemäß ist Pandora ebenso die Vertreterin des sittlich Guten, wie des Wahren und Schönen. Sie leitet zu dem Ewig-Schönen und Ewig-Guten. Sie erwidert nur das Liebe und Gute. Sie führt mit Kunst und Wissenschaft Gottesfurcht und Gottesdienst herab. Mit anderen Worten: sie bringt alle höhere Kultur, alle wirkliche Schönheit des Lebens.

Alle Schönheit des Menschheitsdaseins ist eine Gabe der Götter. Aber sie wird uns nicht geschenkt, sondern nur gezeigt. Wir müssen sie erwerben, um sie zu besitzen, und wir können sie nur erwerben durch einen ihrer würdigen Sinn. Das ist ein Hauptmotiv des ausgeführten Teils der Pandora.

Pandora kommt auf die Erde herab. Sie wird von Prometheus abgewiesen. Er braucht keine Schönheit, keine abstrakte Wissenschaft, keine Philosophie, keine Religion. Er braucht Kraft, Wille, Tat. Denn die Welt ist auf die Arbeit und auf die Spitze des Schwertes gestellt. Handwerker und Krieger sind seine lieben Gesellen, die er mit der ihm ureignen Energie zweckvoll lenkt. Anders sein Bruder Epimetheus. Sein Sinn ist den Idealen des Lebens zugewandt, das Augenblickliche, das Greif- und Sichtbare, das bloß Zweckmäßige genügt ihm nicht. Er ist schönheitsdurstig, liebebedürftig, grüblerisch. Man könnte ihm die Welt zu eigen geben und er würde nicht befriedigt sein, wenn sie nicht mit Schönheit und Liebe erfüllt wäre, und wenn er in ihren Zusammenhang nicht hineinblicken könnte. Er empfängt daher die Göttin, die solche Gaben zu bringen scheint, mit Freuden und vermählt sich mit ihr.

Pandora hat ein Gefäß mitgebracht, aus dem allerhand liebliche Götterbilder emporflattern. Er greift nicht danach, er hat ja Pandora, die ihm höher steht als alle diese Luftgestalten. Aber so wie das Volk sich irrt, das da glaubt, man brauche nur nach diesen Bildern zu haschen, um sie zu haben, so irrt sich auch Epimetheus in Pandora. Anstatt sie sich durch Handeln zu verbinden, gibt er sich ihrem Genusse hin. Er ist so recht der untätige, schwärmende Schöngeist, wie sie Deutschland so zahlreich besaß, wie ihn Goethe schon im Wilhelm Meister gezeichnet hatte: zart und rein empfindend, für alles Schöne und Hohe erglühend, aber nur aufnehmend, nicht schaffend, über sein Selbst nicht hinausgehend, völlig zufrieden, wenn dieses Selbst im feinsten Genusse schwelgt. Auf diese Weise kann man die Güter der Schönheit nicht wahrhaft gewinnen. Pandora steigt daher nach kurzem Eheleben wieder zum Himmel empor. Epimetheus sieht sich jetzt dem Nichts gegenüber. Und verfällt folgerichtig dem Pessimismus. „Besser blieb es immer Nacht!“ „Menschenpfade zu erhellen sind sie nicht.“ Was Goethe einst Fritz Jacobi zugerufen hatte, doch in seine Hände zu sehen, die Gott gefüllt habe mit Kraft und allerlei Kunst, das zeigt ihm Prometheus an seinem Beispiel. Umsonst. Der weiche Epimetheus verliert sich in die Erinnerung, grübelt unfruchtbar über das Vergangene, durchwacht die Nacht und verschläft den Tag. Und doch hat Pandora ihn nicht ganz allein gelassen. Er ist ein zu edler Stoff, den es lohnte, den Göttern zu erhalten. Sie hinterläßt ihm eine Tochter: *Epimeleia*, das ist die Fürsorge, die liebende Hingebung an andere. Vielleicht daß Epimetheus an ihr lernt, aus seinem Selbst herauszugehen, sich der Tat, der Tat für andere zu widmen; wie es Wilhelm Meister an seinem Felix gelernt hat. Aber davon ist vorläufig, obwohl ein halbes Menschenalter seit dem Verschwinden Pandoras vergangen sein mag und Epimeleia zur Jungfrau herangereift ist, noch nichts zu merken. Er ist der alte, nur sich selbst Zugewandte, in der Erinnerung Qual und Erquickung Findende geblieben. In dieser Versunkenheit in sich selbst hat er auch nicht bemerkt, daß Epimeleia ein Liebes-

verhältnis mit Phileros, dem Sohne des Prometheus, angeknüpft hat. Phileros schleicht oft zu ihrer Hütte nächtlich, so auch vor dem Anbruch des Tages, an dem das Drama spielt. Epimetheus trifft ihn, bleibt aber auf die Bitte, seinen Weg zur ungenannten Geliebten nicht zu hemmen, zurück und legt sich ohne Argwohn auf sein Lager nieder. In dem Augenblick, wo er, von langer Nachtwache ermüdet, endlich einschlummert, tritt Prometheus zu neuer, rüstiger Arbeit hervor. Er wartet in seiner Schaffenslust nicht den Aufgang der Sonne ab. Leuchtet ihm Helios noch nicht, so muß es die Fackel tun.

„Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt!
Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste,
Ist morgendlich."

So spricht er ganz in Goethes Sinne, für den die Morgenarbeit die liebste und fruchtbarste war. Er ruft seine Schmiede zur Arbeit. Was er mit ihnen vollbringt, ist allerdings nur mechanische, praktische Arbeit. Aber sie nützt und macht ihm Freude. Und sie nützt nicht ihm bloß und seinen Arbeitern, sondern allen. Wie alles, was geschaffen, unabhängig von dem Willen und der Absicht des Schöpfers, allen zu gute kommt. Insofern liegt an sich in der Arbeit etwas Soziales. Aber Prometheus ist auch in seinen Gedanken eine soziale Natur. Er will den anderen nützen und gibt ihnen gern von den Erzeugnissen seiner Arbeit. So verteilt er an die Hirten, die vorbeiziehen, Werkzeuge, Waffen, Schalmeien zu ihrem Schutz und zu ihrer Lust. Er freut sich, daß die Hirten vergnügt und friedlich von dannen ziehen; aber er weiß, daß dem Menschen Friede nicht bestimmt ist, sondern nur Kampf, ewiger Kampf. Darum fordert er seine Schmiede auf, vor allem Waffen zu schmieden. „Geschaffen habt ihr alles dann." Wir hören die napoleonische Zeit hineinklingen. Jetzt entdeckt er seinen schlafenden Bruder. Mit liebevollen Augen betrachtet er ihn. Und damit erhöht sich uns die Figur des Prometheus. Dieser rauhe Mann der Arbeit, der am letzten Ende an die Waffe appelliert, hat

doch ein weiches Herz, und es läßt sich erwarten, daß aus diesem Stamm ein vollkommenes Reis hervorsprießen wird. Er kann das Verhalten des Bruders nicht loben, aber er kennt seinen edlen und himmelwärts gerichteten Sinn und hat darum mit seiner Melancholie, die er vorläufig nur aus seiner grüblerischen Schwerlebigkeit herleitet, ehrliches Mitleid. Doch sieht er in seinen Schmerzen ein erzieherisches Element.

„Zu dulden ist! Sei's tätig oder leidend auch."

Kaum hat er sich entfernt, da wird Epimetheus durch das durchdringende Hilfegeschrei der Epimeleia geweckt, die von Phileros mit erhobenem Beil verfolgt und im Nacken verwundet wird. Jetzt ruft auch Epimetheus um Hilfe, und sogleich kommt Prometheus herbei und faßt den Sohn mit eherner Faust. Er ist empört, daß Phileros im friedlichen Bezirk, wo das Gesetz entscheidet, zur Waffe gegriffen hat. Er verurteilt ihn, ohne weiter nach den Gründen seines Verhaltens zu fragen. Die Übeltat der gewaltsamen Selbsthilfe ist an sich offenbar. Aber es ist ein schönes Zeugnis für die sittliche Kulturstufe, die Vater und Sohn bereits errungen, daß der Vater die Strafe in des Sohnes eigene Hand legen kann. Er gibt ihn frei mit den Worten: „Bereuen magst du oder dich bestrafen selbst". Jetzt erst kommt Phileros zu Wort. Er entschuldigt seine Tat mit dem Hinweise, daß er die Geliebte beim Verrat ertappt und für diesen Verrat bestraft habe. Nun aber, da er sie verloren, läge ihm am Leben nichts mehr. Er suche den Tod. Damit stürzt er fort. Prometheus scheint die letzten Worte nur als einen Ausfluß höchster schmerzlicher Erregung, die sich nicht sobald in die Tat übersetzen werde, zu betrachten und macht daher keinen Versuch, ihn zurückzuhalten. Dem Vater und dem Oheim gibt Epimeleia darauf die Erklärung für die Beschuldigung, die Phileros gegen sie gerichtet. In einem von hinreißendem Schwunge der Empfindungen belebten Liede erzählt sie den Beginn ihrer Liebe und den Hergang der letzten Nacht. Wie ein frecher Hirte sich durch die Gartentüre, die für Phileros offen gestanden, geschlichen, und sie, die Sträubende, im selben Augenblick umfaßt habe, als

Phileros eingedrungen sei. Ohne weiter zu hören, habe er sofort sich wütend auf den Hirten, und, nachdem er diesen getötet, auf sie selbst gestürzt. Nach diesem, mit fliegendem Puls erstatteten Bericht eilt sie schmerzdurchwühlt davon. Prometheus hat mehr als der Bericht die Persönlichkeit Epimeleias gefesselt. Er fragt daher, noch ehe er sich über den Vorfall selbst geäußert, wer sie sei, und erfährt erst bei diesem Anlaß — höchst unwahrscheinlich —, daß Epimetheus seinerzeit Pandora nicht bloß aufgenommen, sondern sich mit ihr vermählt habe und daß Epimeleia ihrer beider Tochter sei. Epimetheus habe ihm das verheimlicht, um Bruderzwist zu vermeiden. Es entspinnt sich ein langes Wechselgespräch zwischen den Brüdern, in welchem Epimetheus die Herrlichkeit Pandorens, die Prometheus nur in ihrer äußerlichen Schönheit aufgegangen ist, nach ihrem innern Werte schildert, so daß sie als das höchste Gut, die alles Hohe in sich vereinigende Göttin erscheint. Prometheus, anfangs die Schmerzen um Pandora mißbilligend, gewinnt allmählich mehr und mehr Verständnis dafür. Die begeisterten Hymnen des Epimetheus, seine innigen, rührenden Erzählungen von seinem Liebesglück und dem letzten Abschied lassen ihn nicht unbewegt. Aber als Epimetheus sich immer weiter in seinen Schmerz vergräbt, da ruft er ihm zu, sich zu fassen („des Greisen Aug' entstellt die Träne") und zur T a t zu greifen; denn aus seinen Wohnungen, seinen Wäldern flamme B r a n d empor. Die Genossen des erschlagenen Hirten sind rächend hereingebrochen und haben die Brandfackel in die Häuser des Epimetheus geworfen. Aber sogleich zeigt sich, wie wenig weder Glück noch Schmerz dem Epimetheus zur Überwindung seines Selbstsinns geholfen hat.

„Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf."

Er denkt an nichts als an seinen Schmerz, nicht an seine Leute, ob diese obdachlos werden, ob sie an Leib und Leben gefährdet sind, ja nicht einmal an Epimeleia. Ganz anders diese. Auch ihr ist Leben und Besitz gleichgültig, ja noch gleichgültiger

als dem Vater, aber sie spornt kräftig zur Hilfe an, nicht so aus dem Bewußtsein der Schuld, die sie sich unschuldig beimißt, als aus angeborenem Gemeingefühl. Ihr Wohl kann ihr gleichgültig sein, aber nicht das der anderen, auch nicht angesichts des eignen Todes, den sie sucht, indem sie sich in die Flammen stürzt. Epimetheus dagegen rafft sich erst auf, als er Epimeleia in den Flammen sieht. Er geht endlich zur Tat über, um Epimeleia und sein Haus zu retten. Inzwischen ist Prometheus mit seinen Kriegern herbeigeeilt, — „diesem Nachbar werdet hilfreich," befiehlt er — und löscht Aufruhr und Brand.

Die Röte der Feuersbrunst verbleicht, da färbt eine neue den Himmel. Eos, die Morgenröte, steigt aus dem Meere und kündigt den neuen Tag an. Ihr folgt Phileros, der vom Felsen ins Meer sich gestürzt hat, aber in den Wassern „von des Lebens eignem, reinem, unverwüstlichem Bestreben" gefaßt und neugeboren, rüstig schwimmend sich dem Leben zurückgibt. Als Dionysos festlich von Fischern und Winzern empfangen betritt er das Ufer. Er hat in den Armen des Todes den Wein des Lebens getrunken und kann ihn andern kredenzen. Auf der anderen Seite schreitet Epimeleia gerettet aus den Flammen. „Des Tages hohe Feier, allgemeines Fest beginnt," ruft Eos dem Prometheus zu. Er ist davon wenig erbaut. Die Feste liebe er nicht. „Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!" Und als Eos weiter auch neue Gaben, die an diesem Festtage sich vom Himmel niedersenken würden, verkündet, wird Prometheus noch verdrießlicher. Das Menschengeschlecht sei genugsam ausgestattet, ihm tue nur not, das Gegebene verständig zu nützen. Aber freilich, es lebe kindisch in den Tag hinein. „Möchten sie Vergangnes mehr beherzigen, Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen," das wäre gut, das wünschte er. Worauf Eos mit den bedeutsamen Worten von ihm scheidet:

Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Damit schließt das Fragment, oder wie wir mit Goethe sagen können, der erste Teil der Dichtung. Aus dem erhaltenen dürftigen Entwurf des Folgenden ersehen wir, daß der neue Tag Pandora der Welt zurückbringt. Durch sie soll die Welt zu dem ewig Guten, ewig Schönen geleitet werden.

Was ist geschehen, daß Pandora zu der Menschheit zurückkehrt? Epimetheus kann das Verdienst um diese Segnung nicht haben. Er hat freilich den Wert der Tat, des Handelns schätzen gelernt. Er hat erkannt, daß mit allem Sehnen und Schwärmen nichts geholfen sei, daß man ohne die Tat Gefahr laufe, auch das Höchste und Liebste zu verlieren, und daß man durch die Tat, im Schaffen, über sein Selbst hinausschreiten müsse. Aber dieses Aufdämmern einer neuen Erkenntnis, die noch kaum in bewußtes Handeln umgesetzt ist, begründet für sich allein noch nicht den Anbruch des neuen Tages, den Anbruch einer Epoche des Guten und Schönen, der Pflege von Kunst und Wissenschaft, der Frömmigkeit, die sich ausprägt in der schöpferischen Begeisterung für alles Hohe und in der hingebenden Liebe zum Nächsten. Ebensowenig kann Prometheus diesen neuen Tag heraufgeführt haben. Denn obwohl ihm Tat und Nächstenliebe eigen ist und Keime des Verständnisses für das Ideale sich zeigen, so hält er sich in der Praxis eigensinnig diesem Idealen verschlossen. Dem einen fehlt es an Tatkraft und Gemeinsinn, dem anderen an Schönheitssehnsucht.

Es muß das Verdienst der neuen Generation sein, das Pandorens Wiederkunft bewirkt. Und das ist der Fall; in den Kindern ist die Einseitigkeit der Väter überwunden. Das gilt besonders von Phileros, dem Führer des jungen Geschlechts. Phileros ist von vornherein zum Träger einer neuen, über das Nützliche hinausragenden Kultur bestimmt und befähigt. Er hat die Tatkraft, die Entschlossenheit des Vaters und die Begeisterung des Oheims für das Schöne, wie schon sein Name andeutet: „Liebhaber des Eros“, nicht des mutwilligen Patrons der Geschlechtsliebe, sondern des Gottes, der die Liebe zu dem Urschönen weckt, mag es sich nun im Individuum oder in der Allgemeinheit, in Kunst oder Wissen-

schaft, Staat oder Gesellschaft offenbaren, und der zugleich die strebende Sehnsucht, im Dienste dieses Schönen zu schaffen, erzeugt: des Eros, den Plato gezeichnet hat und der der echte Zwillingsbruder der Goetheschen Pandora ist.

Desgleichen sehen wir in Epimeleia eine verheißungsvolle Verbindung von Tatkraft und Schönheitssinn. Aber beide müssen noch die höchste Prüfung ablegen: ob sie bereit sind, ihr Selbst für ein ideales Gut vollständig hinzugeben. Diese Prüfung bestehen sie glänzend. Sie gehen beide um der Seelenreinheit willen in den Tod und retten sich dadurch zum Leben. Sie geben ihre Existenz auf, um zu sein; sie sterben, um zu werden. Erst als dies geschieht und sie sich vereinigen und dadurch der Bund reiner, hingebender, begeisterter, tatfreudiger, idealistischer Menschen geschlossen ist, kann der neue Tag anbrechen.

„So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und Tat sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals."

Aber so würdig Phileros und Epimeleia der neuen Ära des Schönen sind, für sich allein und aus dem Nichts hätten auch sie sie nicht hervorzaubern können. Sie sind vielmehr Erben zugewachsener Besitztümer; das Schaffen und Streben der älteren Generation, der fleißigen Generation des Prometheus, war nicht vergeblich gewesen. Jede Arbeit, sie mag noch so sehr auf das Nützliche an sich gerichtet sein, entwickelt zugleich Kunst und Wissenschaft, um bei diesen deutlichen und von Goethe im Schema ausdrücklich hervorgehobenen Repräsentanten des Göttlich-Schönen stehen zu bleiben. Sie entwickelt Wissenschaft aus dem Streben, das Nützliche immer rascher und zweckvoller herzustellen; Kunst aus dem eingeborenen Drange, das Nützliche gefällig zu machen, und aus der Wahrnehmung, daß das Schöne meist auch das Zweckmäßigere ist. Die Ergebnisse der Arbeit werden ergänzt durch die Wirkungen derjenigen Begierden des Menschen, die ihn

über das unmittelbar Praktische und physisch Brauchbare hinausdrängen.

Pandora hat als weise Menschenerzieherin solche Begierden erweckt, indem sie aus dem Gefäß, das sie mitbrachte, die Bilder von Liebesglück, Reichtum, Macht, Ehre, Einfluß aufsteigen ließ. Ihnen nachjagend, bemächtigt sich der Mensch in immer steigendem Maße der Künste und Wissenschaften. Gesellt sich nun zu diesem dunklen, eigennützigen Streben und Schaffen der Masse noch der auf das wahrhaft Ideale gerichtete Sinn der Führer — hier des Phileros und der Epimeleia —, so sind Kunst und Wissenschaft in ihrer Reinheit da. Sie brauchten nicht erst von einer Gottheit gebracht zu werden. Und so hat der Dichter auch tiefsinnig die Dichtung gestaltet. Das Gefäß, in dem jene niederen Idole von Liebesglück, Macht u. s. w. enthalten sind, hat Pandora gebracht; ein zweites Gefäß, Kypsele genannt, in dem Kunst und Wissenschaft sich bergen, schwimmt von selber heran, beim Anbruch des neuen Tages, noch ehe Pandora erschienen ist.

Es entspricht der Entwickelung, daß jetzt nicht mehr Epimetheus, sondern Phileros in Gegensatz zu Prometheus tritt. Dem Phileros, heißt es im Schema, ist die Kypsele willkommen, dem Prometheus nicht. Er ahnt wohl, daß dieses Gefäß die Göttergaben enthält, von denen Eos gesprochen, und erinnert sich, wie sehr die ersten himmlischen Geschenke, die Pandora brachte, seine Leute verwirrt und von ernster Arbeit abgehalten haben. Auch daß die geheimnisvolle Truhe bei ihrem Heranschwimmen die noch niedrig stehende Sonne verdeckte, mochte er als schlechtes Omen ansehen. Er will daher diesen Kasten unbedingt beseitigt wissen und befiehlt das seinen Kriegern. Der Krieg ist ein Feind der Musen. Es hilft auch nichts, daß Epimeleia alles Gute und Schöne von der Kypsele weissagt.

So sind Künste und Wissenschaften, kaum errungen, in Gefahr, durch den Krieg wieder verschüttet zu werden. Die Zeitgenossen sahen in gleicher Weise von den Napoleonischen Kriegen alle edlere Kultur bedroht. In einem solchen kritischen Momente kann nur

die Gottheit selber helfen. Pandora erscheint und paralysiert durch ihr bloßes Erscheinen die Gewaltsamen. Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe ziehen ein, von Phileros, Epimeleia, Epimetheus freudig begrüßt, von Prometheus trotzig bekämpft. Aber sei es, daß er von Bruder und Kindern überzeugt zu Pandora übertritt, sei es, daß er seinen Widerstand fortsetzt, genug, seine Gefolgschaft verläßt ihn, und er ist in jedem Falle überwunden. Die Kypsele öffnet sich nunmehr von selbst. Es ist ein Tempel, in dem die Gottheiten der Wissenschaft und Kunst thronen. Zu ihrem Dienst bildet sich eine Priesterschaft, an ihrer Spitze Phileros und Epimeleia.

Es wird voller Tag. Helios vereint seine Strahlen mit dem Glanze von Pandorens Gaben, und Epimetheus wird in diesem Doppelglanz verjüngt. Nachdem die Menschen sich durch Gesinnung und Tat Pandorens bemächtigt, ja sie zum Gegenstand religiösen Dienstes gemacht haben, kann die Göttin zum Himmel wieder aufsteigen und braucht erst dann auf Erden wieder zu erscheinen, wenn einmal durch irgend welche Umstände ihre Gaben wieder der Menschheit verloren gegangen sein sollten. Sie hebt den alten Freund Epimetheus, der immer mehr vom untätigen Schwärmen zum tätigen Handeln sich entwickelt zu haben scheint, mit sich empor in den Äther.

So etwa können wir den Gedankenbau des Dramas rekonstruiren; es ist, obwohl Gedankendichtung, ein ungemein lebendiges, ja teilweise leidenschaftlich bewegtes Ganzes. Die Figuren sind keine kostümierten Abstraktionen, sondern warmblütige Menschen mit selbständigem Leben. Nur die Gottheiten Eos und Pandora haben etwas von der Blässe der Begriffe, die sie vertreten, behalten. Indem aber Goethe eine für sich selbst anziehende Handlung schaffen wollte und schuf, mußte er bisweilen die notwendige Folge der Gedanken zu Gunsten der notwendigen Folge der Handlung verlassen. Nichtsdestoweniger sind, wie wir meinen, die Hauptlinien des Goetheschen Gedankenganges deutlich erkennbar.

Wir haben im Eingang das Drama ein Lied genannt. Und das ist es in der Tat, ein Lied aus einer Kette von Liedern ge-

fügt, von dramatischem Feuer. Einzelne von ihnen sind echte Lieder, auch in der Form. Die herrlichsten: die Ballade, in der Epimeleia ihre Liebe erzählt, mit dem Eingang

Einig, unverrückt, zusammenwandernd,
Leuchten ewig sie herab die Sterne;
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln
Und im Fächeln atmet Philomele,
Atmet froh mit ihr der junge Busen,
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume ....

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.

Lieblich, horch! Zur feinen Doppellippe
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen,
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen. ...
Man horchet,
Und wer draußen wandle schon so frühe? ..
Mädchen möcht' es wissen, Mädchen öffnet
Leis' den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters ....

und die Elegie, in der Epimetheus den Abschiedsschmerz sich erneuert:

Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist,
Fliehe mit abegewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück ...

Wenn man diese Lieder unter die übrigen Goetheschen stellen wollte, so liefen vor ihrer Pracht und ihrer Glut die bescheideneren, stilleren Geschwister Gefahr, als kalt und farblos in den Schatten zu treten. Man erstaunt, über welche Fülle poetischer Kraft der Dichter verfügte. Es ist, als ob kunstreiche Wortfügungen, Bilder, Gedanken, Empfindungen, Rhythmen ihm nur so zugeströmt seien. Die Formkunst des Klassizismus feiert in der „Pandora“ ihre

größten Triumphe; sie hat über das Ganze einen schier unbegreiflichen Glanz ausgegossen.

Wenn wir überlegen, daß Goethe zu gleicher Zeit den Sonettenzyklus und die Wahlverwandtschaften schuf, so werden wir an sein Wort erinnert, daß geniale Naturen eine wiederholte Jugend erleben. Er erlebte sie gewöhnlich durch die Liebe. Aber diese ward ihm erst wahrhaft fruchtbar durch die Entsagung: er entwickelt seine größte Schöpferkraft nicht im Sturme der Leidenschaft, sondern nachdem diese verbraust und von der Leidenschaft nur noch der ideale Kern übrig geblieben ist, dessen reines Feuer nicht mehr verzehrt, sondern alle edlen im Innern der Seele eingelagerten Erze zum Schmelzen bringt.

Die Welle, wie es in dem ersten Sonett heißt,

schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

---

12. Lebensverhältnisse 1808 bis 1815.

Indem Goethe in seiner Leidenschaft für Minna Herzlieb sich selbst überwand, wurde ihm das seelenvolle, liebliche Mädchen ein Stern, an dessen Schöne er sich von ferne weidete. Die Begierde schwieg, — ohne Unruhe und ohne Reue, mit freiem, heiterm Gemüt konnte er fortleben. So finden wir ihn im Jahre 1808. Den Höhepunkt des Jahres bildet sein langer Karlsbader Aufenthalt, wo Mädchen und junge Frauen, die ihn mit glänzenden Augen umschwärmten, —

Wie des Goldschmieds Bazarlädchen
Viel gefärbt' geschliffene Lichter,
So umgeben hübsche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter —

und Schaffenslust, leichtes Gelingen sowie körperliches Wohlbehagen ihn in die beste Stimmung versetzen. „Ich fühle mich hier sehr glücklich," bekennt er in einem Briefe. „Es traf gar vieles zusammen, das uns (ihn und Bury, der ihn dort besuchte) an die vorigen (römischen) Zeiten erinnerte, das heiße Wetter und meine Heiterkeit, die er in den Zwischenzeiten an mir nicht gewohnt gewesen," heißt es in einem anderen.

Leider entsprach der Wiedereintritt in Weimar nicht der Karlsbader Frühlings- und Sommerlust.

Als er sein festlich geschmücktes Haus betrat, empfing er die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Am 13. September war sie im achtundsiebzigsten Lebensjahre gestorben. Goethe war, wie sein

Schwager Vulpius berichtet, von der Nachricht ganz hingenommen. Seit elf Jahren hatte er die geliebte Mutter nicht mehr gesehen. Kriegsunruhen, Krankheiten, Badereisen hatten ihn beständig vom Westen ferngehalten. Die Mutter selbst erkannte diese Hindernisse an, und nicht mit einem Laut hat sie sich über sein Fernbleiben beklagt. Ja, sie hat, um ihn nicht zu irgend einer Ungelegenheit oder Anstrengung zu veranlassen, jedes Wort der Sehnsucht unterdrückt. Sie war glücklich, wenn er glücklich war, wenn er schöne Werke schuf und wenn die Menschen Gutes von ihm sprachen. Zudem hatte sie ihren lieben Gott, auf den sie sich in allem Wechsel der Dinge verließ, ihre vielen Freunde und Freundinnen, die die Frau Rat auf Händen trugen, und ihre großen inneren Schätze, die ihr die Einsamkeit oft erwünscht scheinen ließen. Da überließ sie sich ihrer Phantasie, ihrer beschaulichen, tiefsinnig-heiteren Betrachtung der Dinge, der rezitierenden Erinnerung an die Werke ihres Sohnes und merkte gar nicht, wie die Stunden verflossen. Solche köstliche Selbstunterhaltung nannte sie „die Seele abspannen“. Freilich meinte sie: „Meine Freunde würden nicht begreifen, daß eine Frau wie ich ihre einsamen Stunden damit hinbringen könnte. Ihre Seelen, die den ganzen Tag abgespannt sind, das man sehr an ihrer Unterhaltung merkt, haben demnach von Abspannen keinen Begriff.“ Ihre festlichsten Stunden gehörten dem Sohne, und es war ihr eine besondere Lust, der kleinen Hausfreundin Bettina mit mütterlichem Stolze von ihres Wolf Kindheit und Jugend zu fabulieren, was in dem empfänglichen Herzen der phantasievollen Zuhörerin manche seltsamen Ranken trieb. Ihre letzte große Freude hatte sie, als der Sohn ihr von Karlsbad schrieb, wie gut es ihm ginge. „Dein Brief hat mich erquickt und hoch erfreut. Ja, ja! man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samariä — man pflanzt und pfeift! So oft ich was Gutes von Dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrten Verheißungen lebendig.“ Und am Schlusse desselben Briefes sagt sie vom ersten, die Gedichte enthaltenden Bande der neuen Gesamtausgabe von Goethes Werken: „Der kommt mir nicht von der Seite. Wollte ich alles dir darlegen,

was mich himmlisch entzückt, so müßte ich den ganzen Band ausschreiben. ... Behalte lieb Deine glückliche und treue Mutter." Dieselben Töne schlägt der letzte uns erhaltene Brief an den Sohn (vom 1. Juli) an: „Deine Werke sind bei mir angelangt. Alle acht Bände sind beim Buchbinder und werden in Halbfranz auf das schönste eingebunden, wie sich das vor solche Meisterwerke von selbst versteht. Dein liebes Briefchen vom 22. Juni war mir wieder eine tröstliche, liebliche, herrliche Erscheinung." Von körperlichen Gebrechen nicht geplagt ist sie frisch, vergnügt und beweglich bis zur letzten Krankheit geblieben. Als sie von dieser befallen wurde, verbot sie, ihrem Sohne davon Nachricht zu geben, und als sie den Tod nahen fühlte, ordnete sie in ihrer originellen Art mit einer Ruhe und Genauigkeit ihr Begräbnis an, als ob es sich um eine Gesellschaft handelte, die sie demnächst geben wolle. Selbst daß nicht zu wenig Rosinen in den Kuchen zum Leichenschmaus genommen werden sollten, vergaß sie nicht einzuschärfen. Denn „das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können".

So groß Goethes Trauer über den Tod der Mutter war, so lag es weder in seiner Natur, einem Schmerze sich hinzugeben, noch hätten es diesmal die Zeitereignisse geduldet. Denn sogleich nach der Rückkehr umdröhnte ihn ein „brausendes Hof- und Weltgetöse", das aufgeregte, lärmende Vorspiel zu dem großen Fürstenkongreß, den der französische Kaiser nach Erfurt berufen hatte, und der diesen wahrscheinlich, den russischen Kaiser aber gewiß nebst einer glänzenden Umgebung auch nach Weimar bringen sollte. Von dieser Zusammenkunft der Kaiser mußte für Weimar viel abhängen, und man war politisch und festlich nicht wenig auf die bedeutungsvollen Tage, die sich nahten, gespannt.

In der letzten Zeit war die französische Regierung dem Herzogtum keineswegs freundlich gesinnt gewesen. Nicht mit Unrecht vermutete man in dem Herzog einen heimlichen Gegner der französischen Oberherrschaft, und mehrere seiner Handlungen hatten den Verdacht erregt, als ob er Weimar zu dem Herde einer antifranzösischen Bewegung innerhalb des Rheinbundes machen

wolle. So hatte er entlassene preußische Offiziere in dem weimarischen Staats- und Hofdienst untergebracht und dem General Blücher viertausend Taler geliehen. Die französische Behörde in Erfurt, das Frankreich nach der Niederwerfung Preußens für sich behalten, um im Herzen Deutschlands eine feste Überwachungsstation zu haben, hatte dem Herzog durch den Legationsrat Falk ihre Beschwerden und Warnungen im Frühjahr mitteilen lassen. Falk verfehlte nicht, auch Goethe zu unterrichten — es muß am 9. Mai gewesen sein, wo Goethe in sein Tagebuch notierte: „Abends Meyer und Falk: über französische Anmaßungen und Ungerechtigkeiten" — und brachte diesen damit in zornigste Erregung. „Was wollen denn diese Franzosen?" rief er. „Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmütigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von viertausend Talern machte, das wollt Ihr eine Verschwörung nennen? Das gedenkt Ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei Eurer großen Armee einträte: was würde wohl ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers wert sein, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage Euch, der Herzog soll so handeln wie er handelt! Er muß so handeln! Er täte sehr unrecht, wenn er je anders handelte! Ja und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren, wie sein Vorfahr, der unglückliche Johann, so soll und darf er doch um keine Hand breit von dieser edlen Sinnesart und dem was die Menschen- und Fürstenpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen." Goethe sprach in der Erregung nach dem Berichte Falks noch vieles andere, er wolle ein Lied von Deutschlands Schande singen, das seinen Herrn, wenn man ihn absetze, wieder auf den Thron heraufheben, den französischen aber herunterreißen werde u. s. w.; dies scheint jedoch eine spätere Ausschmückung des Autors zu sein.

Genug, es war eine Verstimmung zwischen Weimar und den Franzosen vorhanden, die unter Umständen recht gefährlich

werden konnte. Da aber der russische Kaiser der Bruder der Erbprinzessin war, und Napoleon im gegenwärtigen Moment alle Ursache hatte, auf den Czaren Rücksicht zu nehmen, so konnte man mit einiger Zuversicht dem Kongreß entgegensehen. Am 24. September kam der Großfürst Constantin, am folgenden Tage der Kaiser Alexander an; sie reisten am 27. weiter nach Erfurt, wohin auch der Herzog sich begeben hatte. Neben den beiden Kaisern waren vier Könige, vierunddreißig Fürsten und Prinzen und eine große Anzahl von Hofleuten, Generalen, Ministern versammelt. Ein höchst bewegtes Leben entwickelte sich in der kleinen Stadt, das einen künstlerischen Reiz durch die Aufführungen der Schauspieler vom Théâtre français — an ihrer Spitze der berühmte Talma — erhielt. Hinter dem Vorhang der rauschenden Festlichkeiten unterhandelten die beiden Kaiser über die Geschicke Europas.

Goethe, dem es der Herzog wohl von vornherein nahegelegt hatte, ebenfalls nach Erfurt zu kommen, hielt sich, wie der in der Begleitung des Herzogs befindliche Geheime Regierungsrat (spätere Kanzler) von Müller meldet, „nach seiner eigentümlichen Sinnesweise“ fern. Als aber der Herzog ihn ausdrücklich zum Erscheinen aufforderte, gab er dem Wunsche seines Herren nach und reiste am 29. September zu der glänzenden Fürstenversammlung. Sein dichterisches Auge, sein künstlerisches Interesse fand dort reiche Nahrung. Das internationale Gewühl mächtiger, ruhmreicher oder zum mindesten hochgestellter Persönlichkeiten spielte sich auf einem ihm wohlbekannten Hintergrunde ab. Wie oft war er in den siebziger Jahren in dem stillen Erfurt Gast des Statthalters von Dalberg gewesen und hatte dort heitere und ernste Stunden verbracht. Aber alles so klein, so beschränkt, so sanft und ruhig! Die Weltgeschichte und besonders die deutsche schlich noch in ausgetretenen Pantoffeln. Jetzt hatte sie einen beflügelten, dröhnenden, ehernen Schritt angenommen, und nicht besser konnte der große Gang der Ereignisse und die gewaltige Veränderung der Karte Europas, die er herbeigeführt, dem Dichter sich verdeutlichen, als dadurch daß sich ihm in diesem altvertrauten Rahmen das gegenwärtige Bild

darbot, auf dem ein ehemaliger französischer Artillerie-Leutnant der beherrschende Mittelpunkt war. Auch sein alter Gönner Dalberg war anwesend, als Fürstprimas von Deutschland und Herrscher von Frankfurt. Die freie Reichsstadt schien für immer zu Grabe getragen. „Das altbekannte Lokal und neues Personal", in diese kurzen, scherzhaften Worte drängt Goethe in einer Skizze, die er für die Schilderung jener Tage entwarf, seine tiefen Eindrücke zusammen.

Neben dem Spiel der Akteure auf der Weltbühne gewährte ihm das der berufsmäßigen Pariser Schauspieler einen außerordentlichen Genuß. „Es war höchst interessant," berichtet Müller, „ihn nach jeder Vorstellung noch stundenlang bei dem Herzog über die Eigentümlichkeiten der französischen Tragiker und dramatischen Künstler sprechen zu hören. Er war dabei stets in der höchsten Aufregung, voll Feuer und hinreißender Beredsamkeit." Er wird dabei auch Vergleiche mit der Weimarer Bühne und nicht zu ihren Ungunsten gezogen haben. Denn bei aller Anerkennung der bewunderungswürdigen Leistungen der Franzosen entging ihm nicht die übertreibende Manier, die bei ihnen zum Stil geworden war.

Als Napoleon am 1. Oktober durch den Minister Maret von Goethes Anwesenheit erfuhr, befahl er ihn trotz der Überfülle auf ihn eindringender Geschäfte und Obliegenheiten für den nächsten Vormittag um 11 Uhr zur Audienz. So sollten die beiden größten Männer Europas einander gegenübertreten, beide Weltbezwinger, beide von übermenschlicher Kraft, die in dem einen zu stiller, wohltuender Schönheit und Weisheit gebändigt war durch eingeborenes und stetig in ernster Selbstzucht gefestigtes göttliches Maß, in dem andern frei ausströmte bald zu zerstörendem, vulkanischem Wirken, bald zu gewaltig und gewaltsam aufbauendem schöpferischem Tun. Als Goethe eintrat, sah ihn der französische Kaiser lange mit aufmerksamem Blicke an und rief dann bewundernd: „Voilà (oder vous êtes) un homme!" Der Dichter war ihm kein Fremder — er hatte aus dem Werther, den er siebenmal gelesen, die beste Vorstellung von ihm bekommen. Aber die persönliche Erscheinung schien ihm doch über alle Erwartung hinauszugehen. Er ging nicht sogleich auf den Werther

ein, sondern erkundigte sich nach Goethes Dramen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte der anwesende Daru, Goethe habe auch Voltaires Mahomet übersetzt. „Das ist kein gutes Stück," versetzte der Kaiser und legte dann sehr umständlich dar, wie unschicklich es sei, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache. Danach lenkte er das Gespräch auf den Werther, und Goethe erfuhr erst bei dieser Gelegenheit, daß Napoleon zu seinen Lesern gehöre. Er machte verschiedene scharfsinnige Bemerkungen, darunter auch die, daß Goethe den Eindruck der übermächtigen Liebe Werthers geschwächt, indem er dieses Selbstmordmotiv mit dem des gekränkten Ehrgeizes vermischt habe. Außerdem bezeichnete er eine gewisse (von Goethe niemals näher bezeichnete und schwer zu erratende) Stelle und sagte: „Warum habt Ihr das getan? Es ist nicht naturgemäß" und begründete diesen Vorwurf weitläufig und „vollkommen richtig". „Ich hörte ihm," erzählt Goethe in seiner knappen, unvollständigen Skizze der Unterredung, „mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: daß ich zwar nicht wisse, ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe, daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sei. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte. So kam er auch auf die Schicksalstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. ‚Was,' sagte er, ‚will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.'" Hierauf unterbrach er sich auf einige Zeit, um mit Daru und Soult über politische Dinge zu verhandeln. Sich wieder Goethe zuwendend, fragte er ihn nach seinen

persönlichen Verhältnissen, nach den Gliedern des Weimarischen Hauses und anderem. „Ich antwortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich's in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedenere Art, als ich mich hatte ausdrücken können." Der Kaiser war in der besten Laune, spendete Goethe wiederholten Beifall und brachte ihn durch Scherze zum lauten Lachen, sodaß Goethe glaubte, sich entschuldigen zu müssen. Nach etwa einstündiger Dauer der Audienz wurde der Dichter entlassen.

Aber bald sollte sich Gelegenheit zu einer zweiten Unterredung finden. Napoleon lud sich für den 6. Oktober zum Herzog von Weimar ein und schickte zur Verherrlichung seiner Anwesenheit seine Schauspieler hin, die nun auf Goethes Bühne — eine Konstellation, die er sich nie hätte träumen lassen — den Tod Cäsars von Voltaire aufführten. Bei den Worten Cäsars:

Je sais combattre, vaincre et ne sais point punir.
Allons, n'écoutons point ni soupçons ni vengeance,
Sur l'univers soumis régnons sans violence —

ging eine tiefe Bewegung durch das Haus. Die einen sahen darin das Bild Napoleons, die anderen wünschten es darin zu sehen. Nach dem Theater war Ball. Napoleon zog den Dichter alsbald an seine Seite und bemerkte an die Vorstellung anknüpfend: das ernste Drama sollte die Schule der Fürsten und Völker sein, denn es stehe in gewissem Sinne über der Geschichte . . . „Sie sollten den Tod Cäsars schreiben, großartiger als Voltaire. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Ideen zu verwirklichen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden."

Auch Wieland entging der Aufmerksamkeit des Kaisers nicht. Er unterhielt sich längere Zeit mit ihm in geistreicher und vielfach treffender Weise über politische Gegenstände, über das Geschichtswerk des Tacitus, das er sehr gefärbt, von engem Horizont

und psychologisch mangelhaft fand, über die Vermittelung des Christentums durch die Griechen und über das Christentum selbst, welches die beste aller Philosophien sei, indem es das Glück der Staaten und der Individuen in gleichem Maße verbürge. Beide Dichter erhielten einige Tage später das Kreuz der Ehrenlegion. Der Kaiser erwies sich auch gegen das Land sehr gnädig. Er befreite das Weimarische Kontingent von dem Zuge nach Spanien und wies der Stadt Jena zur Entschädigung für die bei der Schlacht erlittenen Verluste dreihunderttausend Franken an. Wie viel zu Napoleons Verhalten die Rücksicht auf den Kaiser Alexander beigetragen hat, wie viel die Berechnung, daß der Eindruck, den er auf die ersten Schriftsteller der Nation mache, sich notwendig auf diese selbst übertragen müsse, wie viel endlich wahre Bewunderung und Sympathie mitwirkte, die auch der Herzogin galt, das ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich, daß alle Motive gleichzeitig ihn bestimmten.

Jedenfalls war Weimar voller Wonne. Ein solcher Umschwung nach zwei Jahren, ein solcher Glanz nach dem Elend ging über alle Erwartung. Und welche Aussichten für die Zukunft, Napoleon der Freund des Landes, der Freund der Musen! Weimar schien sich wie ein Phönix aus der Asche zu erheben. „Napoleon ist unser Heiliger,“ schrieb kurz nach den Festtagen der Minister von Voigt.

Auch Goethe nahm an dem allgemeinen Entzücken in seiner Weise teil. Er hatte von Napoleons Genie bereits vorher einen sehr bedeutenden Begriff gehabt. Aber daß dieses Genie sich vor ihm in einer so liebenswürdigen und reichen Form entfalten würde, das hatte er doch nicht erwartet, das steigerte seine günstige Vorstellung von dieser Individualität ins Außerordentliche. Der Welteroberer, vor dem die Fürsten Europas sich beugten, sprach mit ihm und auch mit Wieland wie mit seinesgleichen. „Ich habe nie einen einfacheren, ruhigeren, sanfteren und anspruchsloseren Menschen gesehen,“ erklärte Wieland. Er sprach nicht wie ein Feldherr und Staatsmann, sondern wie ein literarischer Kritiker, ein Historiker, Philosoph. Und mit welchem Scharfsinn, welcher

Feinheit, welcher Originalität! Napoleon hatte alles im Fluge erraffen und durchdenken müssen. Welch ein Geist! „Der größte Verstand, den je die Welt gesehen" (Goethe zu Boisserée, 8. August 1815). Und nun trat diese ungeheure Persönlichkeit vor ihn und ehrte ihn in der vollgültigsten Weise. „Das ist ein Mann!" hatte er auf ihn gesagt. Mehr als die Summe von Anerkennung, die in diesem Wort aus diesem Munde lag, konnte Goethe nicht verlangen. Er erklärte denn auch, Napoleon habe ihm das Tüpfelchen auf das I (seines Lebens) gesetzt; und an Cotta schrieb er: „Ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei." Er habe die Beruhigung empfangen, daß, wo er auch immer dem Kaiser begegnen werde, er ihn als seinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde.

Und dies konnte Goethe nicht bloß um seinetwillen sehr erwünscht sein. Mit neuem, frischem Mut setzte er seine Tätigkeit fort, die im nächsten Jahre (1809) besonders den Wahlverwandtschaften galt. Um sich in ihrer Umarbeitung nicht zu unterbrechen und zugleich etwaigen Störungen auszuweichen, die der zwischen Österreich und Frankreich ausgebrochene Krieg für einen böhmischen Kurgast im Gefolge haben konnte, verzichtete er auf den gewohnten Karlsbader Aufenthalt. Seinen sechzigsten Geburtstag feierte er in aller Stille zu Jena. Der Termin mahnt ihn aber, an seine schon seit einiger Zeit erwogene Lebensbeschreibung heranzutreten. Gleich nach dem Abschluß der Wahlverwandtschaften beginnt er die Vorarbeiten zu dem großen Werk. Doch lebhafter vorwärts kann es erst schreiten, nachdem ein anderes verabschiedet ist: die Farbenlehre. Das gelingt ihm im nächsten Frühjahr (1810) — nach zwanzigjährigen Mühen.

Erleichtert aufatmend tritt er Mitte Mai seine Badereise an. Er bleibt fast drei Monate in Karlsbad, wo ihm die Gesellschaft vieler ausgezeichneter Männer und Frauen die Zeit angenehm verkürzt. Zu den Frauen gehört auch die jugendliche Kaiserin von Österreich, die wie ein neues Gestirn an seinem Himmel aufging. Von Karlsbad siedelt er nach Teplitz über und gebraucht dort noch eine sechswöchentliche Kur. Sein Wandnachbar im „goldenen Schiff" ist der Bruder Napoleons, Ludwig, der soeben als König von Holland abgedankt hatte. Beide Männer gewinnen einander rasch lieb und sind täglich beisammen. Goethe nennt ihn ein anmutig zartes, beinahe frauenhaftes Wesen, von der höchsten Milde, Herzensgüte und Frömmigkeit, ohne die geringste religiöse Schwärmerei. Man könne ihn nie verlassen, ohne daß man sich besser fühlte. Goethe begriff, daß diese weiche, feine Natur mit dem eisernen Bruder nicht auskommen konnte und lieber sich in ein bescheidenes Privatleben zurückzog, als die dornenreiche Krone von Holland weiter trug. Immerhin war es eine eigene Fügung, daß Goethe nun mit einem zweiten Gliede der Napoleonischen Familie in Berührung kam, einem Manne, der ebenfalls der Goethischen Poesie das wärmste Interesse entgegenbrachte, und daß er auch für diesen Napoleon, wenn auch von ganz anderer Seite her, die höchste Wertschätzung gewann.

Von Teplitz wandte sich der Dichter nach Dresden, das er lange Jahre nicht besucht hatte, und labte sich wieder einmal an den unvergleichlichen Kunstsammlungen von Elb-Florenz. Er traf dort einen kleinen Kreis Jenaischer Freunde, den Buchhändler Frommann mit seiner Frau und seiner Schwägerin, Betty Wesselhöft, die Malerin Luise Seidler, die Freundin von Minna Herzlieb, und den Professor Seebeck. Außerdem aus Weimar Johanna Schopenhauer, aus Berlin Henriette Herz, Schleiermacher, von denen wir nicht erfahren, welchen Eindruck Goethe von ihnen fortnahm, und Sarah von Grotthus, die nebst ihrer geistreichen Schwester, Marianne von Eybenberg, schon längere Zeit mit ihm in näherem Verkehr stand. „Die Nachricht von seiner Ankunft,"

erzählt Luise Seidler, „traf die versammelten Freunde wie ein Blitzstrahl. Eines Morgens, während ich auf der Galerie arbeitete, erscholl die Kunde: ‚Er ist da! Er ist auf der Galerie!‘ Betty Wesselhöft meinte: ‚Ich weiß nicht, ob es nötig ist, ihm entgegenzugehen; ich denke, wir warten ihn hier ab.‘ Aber als die imponierende Gestalt des Dichterfürsten, der trotz seiner einundsechzig Jahre in voller männlicher Schönheit strahlte, am äußersten Ende der Galerie sichtbar wurde, da flog sie ihm doch schnell entgegen.“ Es war wie vor vierzig Jahren.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Dresden besucht Goethe Freiberg, wo das Bergwesen ihn beschäftigt, Chemnitz, wo er die neue mechanische Spinnerei besichtigt, Löbichau bei Altenberg, wo er der Herzogin von Kurland zwei Tage widmet, und trifft endlich am 3. Oktober in Weimar wieder ein.

Zu Hause nimmt ihn bald das Theater sehr in Anspruch, da man sich wegen des berühmten Sängers Brizzi, dessen Gastspiel erwartet wurde, auf italienische Vorstellungen einüben mußte und Goethe Calderon in sein Repertoir zu ziehen versuchte. „Der standhafte Prinz“ sollte zunächst über die Bretter gehen, und das Beispiel des frommen Spaniers lockte ihn selbst zu dem bald aufgegebenen Versuche einer „Tragödie aus der Christenheit“, die aus dem Kampf der neuen Religion mit den alten Göttern in unruhigen Rhythmen, aber in ruhig abwägendem Verständnis eine ergreifende Episode hervorhob. Zu diesen Theateraufgaben trat eine Pietätspflicht; einer seiner italienischen Freunde, der von ihm geschätzte Landschaftsmaler Philipp Hackert, hatte ihm durch letztwillige Verfügung seine Papiere hinterlassen, damit er sie zu einem biographischen Denkmal zusammenfasse.

Die in der Hauptsache redaktionelle Arbeit führte Goethe auf ein vertrautes Gebiet. Wenige Jahre früher hatte er in der Schrift über „Winckelmann und sein Jahrhundert“ nicht nur seiner Begeisterung für das Altertum fast dithyrambischen Ausdruck gegeben und den neugebornen Heiden, dessen kongenialem Auge die Geschichte antiker Kunst sich enthüllt hatte, in den idealen Grundlinien

griechischer Plastik nachgeschaffen, sondern er hatte es verstanden, mit wunderbarer Leichtigkeit den großen Gelehrten und Schriftsteller in ein Bild seiner zeitlichen und örtlichen Umgebung hineinzuzeichnen, das ihn in seinem Wesen erst verständlich machte. Und als ihm nun Hackerts Aufzeichnung den Gedanken nahelegte, sein eigner Biograph zu werden, da vermochte er auch diese Aufgabe nicht anders zu fassen, als daß er seine Jugend darstellte im Zusammenhang mit den lokalen und zeitlichen Verhältnissen, unter denen er aufwuchs, mit den politischen, sozialen, vor allem literarischen Strömungen, die auf seine Entwickelung Einfluß übten: es war ihm Bedürfnis, sich nicht nur zu schildern, sondern auch zu verstehen in seiner persönlichen und geschichtlichen Bedingtheit und Notwendigkeit. Er verwandte ernste Studien auf seine Lebensgeschichte, die er so förderte, daß von 1810 ab drei Jahre hintereinander je ein Band fertiggestellt wurde. Er schrieb sie mit vollendeter Kunst und zugleich mit größter Sorgfalt und Wahrhaftigkeit, obschon er sie — wie er sagt, „bescheiden genug" — Dichtung und Wahrheit betitelte, weil er sich bewußt gewesen sei, daß der Mensch in der Gegenwart und viel mehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten modele. Wir können hinzufügen: und weil er um der höheren Wahrheit willen das Nebensächliche beiseite lassen, das Bedeutende und Charakteristische zusammenrücken und ins Licht stellen mußte.

Mitte Mai 1811 geht er wieder nach Karlsbad, bleibt aber diesmal nur sechs Wochen, da seine Frau ihn begleitete und seine gesellschaftliche Freiheit einengte. Um so ausgedehnter wird sein Badeaufenthalt im nächsten Jahre (1812). Erst verbringt er zehn Wochen in den Bergen von Karlsbad und begegnet dort dem Kaiser von Österreich und seiner Tochter, der Kaiserin von Frankreich. Wie rasch lebte man in der Napoleonischen Zeit. Vor drei Jahren rangen Kaiser Franz und Napoleon miteinander auf blutigen Schlachtfeldern, und ein Jahr später war die österreichische Kaisertochter die Gattin des französischen Herrschers. Und andererseits: vor vier Jahren sah die Welt Napoleon mit dem Zaren in enger

Freundschaft, jetzt zog er gegen ihn in den Krieg, in sein Verderben. Goethe, der im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad die hohen Gäste poetisch begrüßte, nahm daher Anlaß, das Begrüßungsgedicht nach einer Verherrlichung des Gatten mit einer Mahnung zum Frieden zu schließen. Es gehörte dazu ein gewisser Mut. Ein Fürst, der zu Felde zieht, nimmt es übel, wenn er statt des Gegners zum Frieden gemahnt wird. Nun hatte Napoleon noch ausdrücklich seine Friedensliebe beteuert und alle Schuld auf den Zaren geschoben. Aber er hat wohl das Gedicht nie zu Gesicht bekommen. Im übrigen hielten sich die Fürstlichkeiten in gemessener Entfernung von dem Dichter. Sie mochten ihn nur vom Hörensagen kennen.

Anders war es in Teplitz, wo der Dichter mit der Kaiserin von Österreich zusammentraf. Sie wußte besser als ihr kaiserlicher Gemahl und ihre kaiserliche Stieftochter, was Goethe bedeutete; und wie sie ihm schon bei der ersten Begegnung vor zwei Jahren ihre Wertschätzung zu erkennen gegeben hatte, so auch diesmal, nur in erhöhtem Grade. Sie zog ihn in ihren engeren Zirkel, und es verging kaum ein Tag, an dem Goethe dort nicht einige durch zarte, graziöse und vornehme Unterhaltung geistig belebte Stunden verbracht hätte. Auf eine im Gespräch scherzhaft aufgeworfene Frage, ob Herr oder Dame zuerst die Liebe gestehen dürfe, schrieb er das kleine Lustspiel „Die Wette“, das in seinem schmalen Umfang einen der feinsten Beiträge zur Psychologie der beiden Geschlechter einschließt, und das er mit einigen Gliedern des kaiserlichen Hofstaats vor der hohen Herrin zur Aufführung zu bringen suchte. In dem angeregt vertraulichen, vier Wochen andauernden Verkehr entfaltete die heitere, lebhafte, an allem Menschlichen teilnehmende Kaiserin ihre ganze schöne Persönlichkeit. Der Zauber, der von ihr ausfloß, samt der ungewöhnlichen Huld, die sie dem Dichter erwies, versetzte ihn in eine Art Trunkenheit. Er glaubte in ihr die Offenbarung eines der hohen Urbilder der Menschheit zu sehen. „Eine solche Erscheinung,“ schrieb er von Karlsbad an den Grafen Reinhard, „gegen das Ende seiner Tage

zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist." Und nachdem er drei Monate von ihr getrennt war, berichtet er der Gräfin O'Donnel, der reizenden Palastdame der Kaiserin: „Ich habe mir seit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, abgewöhnt, von unserer Angebeteten zu sprechen, denn die bravsten und sonst fürs Vortreffliche empfänglichen Menschen enthielten sich nicht, mir zu versichern, ich rede enthusiastisch, wenn ich nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte. Es kann zwar sein, daß, wie jener Prosa machte, ohne es zu wissen, ich unbewußt poetisch rede. Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, so will ich doch nicht aufgeweckt sein und halte mich daher fern von den Menschen, welche nur das Wahre zu sehen glauben, wenn sie das Gemeine sehen." — In Teplitz lernte Goethe auch Beethoven kennen, der ihm durch Varnhagen seine Verehrung hatte bezeugen lassen. Auch in Karlsbad trafen die beiden großen Männer wieder zusammen; doch hat Goethe ein tieferes Verständnis für die Bedeutung des Komponisten, den er in einem Briefe an Zelter als eine „ganz ungebändigte Persönlichkeit" bezeichnet, leider nie gewonnen.

Das Jahr ging ernst, unerwartet ernst zu Ende. Goethe hatte mitten in dem zerstreuenden und zugleich arbeitsreichen Badeleben aufmerksam auf die Nachrichten gehorcht, die aus dem fernen Osten kamen. Während sonst sein Tagebuch über die großen Kriegsereignisse, die seit zwanzig Jahren die Welt erschütterten, gewöhnlich schweigend hinweggeht, heißt es diesmal: „Nachricht von den Fortschritten Napoleons." „Nachricht von dem Übergang über die Düna." „Zeitungen, die die Einnahme von Smolensk berichten"; und später in Weimar unterm 29. September: „Nachricht von der Einnahme von Moskau." Dann große Pause. Dumpfe Gerüchte gehen um, es stehe mit der großen Armee nicht gut; bis plötzlich am 15. Dezember der französische Gesandtschaftssekretär bei Goethe

erscheint und ihm meldet, der Kaiser habe soeben in einem Schlitten die Stadt passiert und beim Umspannen sich nach ihm erkundigt. Der französische Gesandte, der den durchreisenden Kaiser verpaßt, eilt ihm nach und erreicht ihn in Erfurt. Und auch hier vergißt Napoleon nicht, dem erlauchten deutschen Dichter „schöne Grüße" zu senden. Karl August, der dies zuerst vom Gesandten erfährt, teilt es Goethe mit und fügt hinzu: „So wirst du von Himmel und Hölle beliebäugelt." Aber grade diese Wertschätzung, die er rechts und links erfuhr, verschärfte für ihn die gespannte Situation, in die Deutschland jetzt eintrat.

Der Vernichtung der großen Armee auf den Schneefeldern Rußlands folgte die herrliche stürmische Erhebung des preußischen Volkes zum Kampfe gegen die Fremdherrschaft. An ihr nahmen viele deutsche Nichtpreußen, teils im Stillen, teils öffentlich durch Wort oder Tat, begeisterten Anteil. Goethe war nicht unter ihnen. Er blieb kühl, ja ablehnend.

Er empfand den gegenwärtigen Zustand nicht mit Schmerz, noch weniger mit Unwillen. Er konnte sich einen idealeren vorstellen; aber daß der gegenwärtige so schlimm sei, schlimmer als der frühere, das konnte er nicht zugeben. Im Gegenteil. Er konnte sich sagen: es sei in Deutschland unter dem Einfluß Napoleons vieles besser geworden. An Stelle der Unzahl lebensunfähiger, winziger oder zerstückelter Staatengebilde war eine kleine Zahl größerer, in sich wohl abgerundeter, lebens- und leistungskräftiger getreten. In ihnen war Verwaltung, Gesetzgebung, Bildungswesen nach modernem Zuschnitt, nach gerechteren Grundsätzen reformiert worden. Von einer Gefährdung des Deutschtums war in den Staaten, in denen deutsche Fürsten regierten, nicht die Rede. Und in denjenigen, die französische Herrscher erhalten hatten, wie das Königreich Westfalen, brauchte vorläufig wenig gefürchtet zu werden. Sobald die Untertanen gehorsam waren, ließ man sie in ihrer Art fortleben. So waren Hannover, das zu England, Schleswig-Holstein, das zu Dänemark, Vorpommern, das zu Schweden gehörte, durch und durch deutsch geblieben. Und auch vom Elsaß

wußte Goethe aus eigener Erfahrung, daß das Deutschtum des Landes trotz hundertjähriger Zugehörigkeit zu Frankreich kaum merkliche Einbuße erlitten hatte. König Jérôme, der in Kassel residierte, war durchaus nicht in der Absicht gekommen, dem nationalen Wesen wehezutun, und sein Bruder hatte ihm die verständigsten und freisinnigsten Instruktionen gegeben, deren Kern sich in den Worten aussprach, daß er seinen Thron nur auf das Vertrauen und die Liebe seiner Untertanen gründen könne. Zur Überwachung Jérômes aber setzte Napoleon einen durch und durch deutsch- und hochgesinnten Mann ein, den Grafen Reinhard, den Freund und Verehrer Schillers und Goethes. Bibliothekar Jérômes wurde der Begründer deutscher Sprach- und Altertumsforschung, Jakob Grimm, den Goethe nach dieser Richtung grade während der Franzosenzeit kennen lernte. Die Leitung des gesamten Bildungswesens übernahm der Deutsch-Schweizer Johannes von Müller, der vertraute Freund Goethes. Daß einige Minister und höhere Beamte Franzosen waren, konnte sich Goethe als vorübergehende Maßregel auslegen, die aufhören würde, sobald der König die deutsche Sprache, die zu erlernen er sich einige Mühe gab, sich angeeignet haben würde. Nun führte Jérôme freilich ein liederliches, leichtfertiges Leben, aber das sagte man auch manchen deutschen Fürsten nach, und jedenfalls war er nicht der eng- und hartherzige, beschränkte, geizige Mann, wie sein Vorgänger, über dessen Sturz, nach dem Ausdruck eines so tüchtigen Napoleonhassers wie des zeitgenössischen Schlosser, „alle Menschen und wahrscheinlich auch die Engel im Himmel sich freuten".

Und ganz im allgemeinen: Napoleon, seine Marschälle und Gesandten trugen allenthalben eine hohe Würdigung der deutschen Literatur und Wissenschaft zur Schau. Ja, Napoleon hatte im Vergleich zur deutschen die französische herabgesetzt und hatte Goethe dringend aufgefordert, gewissermaßen als Reformator des literarischen Geschmackes nach Paris zu kommen. Lag für Goethe der Gedanke so fern, das Verhältnis, wie es einst im Fridericianischen Preußen bestand, könne sich jetzt umkehren und Napoleon sich mit

einem Kreise deutscher Dichter und Gelehrter umgeben, so wie Friedrich der Große sich mit einem französischen umgeben hatte? War nicht die deutsche Literatur so hoch gestiegen, daß diese Umkehrung möglich war? Und war nicht vielleicht Napoleon von der Vorsehung als Werkzeug ausersehen, die deutsche Literatur über die zivilisierte Welt zu verbreiten, wie die gesunden Ideen der Revolution? —

Warum sollte man also die Lage so pessimistisch ansehen? Warum als so unerträglich, daß man zu den Waffen griff? Genügte als Grund, daß Napoleon und seine Funktionäre jede Opposition energisch unterdrückten? Wann war denn in Deutschland die Opposition gegen die Regierenden frei gewesen? Die Schicksale Schubarts, Wekherlins und anderer waren noch in aller Erinnerung. Ja, was hatte man in Weimar zu leiden von den Beschwerden der Nachbarstaaten über die Lehren der Jenenser Professoren! Da war es nicht bloß die politische, „jakobinische", sondern auch die religiöse, „atheistische" Propaganda, gegen die man zu Felde zog. Fichte war infolgedessen Jena verloren gegangen, die Literaturzeitung in Preußen verboten worden, und anderes Ungemach konnte nur mit Mühe abgewehrt werden. Sehr drückend waren allerdings die Kriegslasten. Aber verringerte man sie, indem man Krieg gegen Krieg stellte? Und war die Hoffnung so unberechtigt, daß Napoleon, nachdem Rußland niedergeworfen, der Welt den Frieden geben würde?

Am allerwenigsten konnte Goethe es verstehen, daß man über den Verlust des deutschen Vaterlandes klagte. Ja, er konnte über solche Klagen sich ernstlich erhitzen. „Wenn die Menschen," schrieb er schon am 27. Juli 1807, „über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, und das doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen." Nimmt man zu all dem die ganz persönlichen, höchst angenehmen Erfahrungen, die er mit den französischen Großen gemacht hatte — und wer könnte sich solchem Einflusse ganz entziehen? — so wird man es erklärlich finden, daß er die Erhebung von 1813 nicht mit reiner Freude begrüßen konnte.

Aber auch wenn er so empfunden hätte wie diejenigen, die jetzt zu den Waffen gegen Napoleon griffen, er würde doch den Freiheitskampf unter den Umständen, wie sie im Anfang des Jahres 1813 lagen, nicht gebilligt haben. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er nicht an seinen Erfolg glaubte. Napoleon war in Rußland nicht von den Waffen, sondern von den Elementen besiegt worden. Sein militärisches Genie hatte noch immer selbst über das ganze bewaffnete Europa die Oberhand behalten. Er schien unüberwindlich. Rußland hatte im Verein mit Österreich, England, der Türkei, Neapel und anderen Mächten nicht gesiegt; was durfte es hoffen von der Allianz mit dem armen, kleinen Preußen? Mit dem Preußen, das 1806 einen so jämmerlichen Zusammenbruch erlebt hatte! Die Begeisterung konnte nicht Taktik und Strategie, Kanonen und Bajonette, Lebensmittel und Munition ersetzen. Und wie lange würde diese Begeisterung bei Entbehrungen, Strapazen, Wunden anhalten? „Begeistrung ist keine Heringsware, die man einpökelt auf einige Jahre." So dichtete der Realpolitiker Goethe. Wenn aber die Erhebung ihr Ziel nicht erreichte, welch ein namenloses Unglück für alle Staaten und alle die einzelnen, die daran teilnahmen!

Doch selbst in dem Falle, daß Goethe an den Erfolg geglaubt hätte, würde er nur mit halbem Herzen dem Freiheitskampfe gefolgt sein. Denn er fragte sich, was dann weiter? Ein anderer Zustand wird kommen, ob ein besserer? Die französische Oberherrschaft wurde abgeschüttelt, aber würde nicht eine preußische, österreichische oder russische eingetauscht? Und so äußerte er im Spätherbst 1813, als der glückliche Ausgang schon so gut wie fest stand, zum Professor Luden: „Was ist gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." Wir, besonders wir Preußen, wundern uns, daß Goethe

auch eine preußische Herrschaft als Fremdherrschaft ansah. Aber wir vergessen, daß Preußen durch die Teilungen Polens ein halb polnischer Staat geworden war, daß sein Schwerpunkt in der Nähe der Weichsel lag, Warschau und Bialystock preußische Städte waren; und daß man grade bei einem Erfolge voraussetzen konnte, es werde in seinem alten Besitzstande wiederhergestellt werden. Was westlich der Elbe — auch vor dem Tilsiter Frieden — an preußischen Besitzungen lag, waren geringfügige Splitter. Und vergessen wir doch auch nicht, daß selbst heute das Land östlich der Elbe, obwohl der größte Teil der polnischen Besitzungen wieder losgelöst ist, den Süddeutschen und Westdeutschen noch immer als ein slavisch gefärbtes Gebiet vor Augen steht.

Goethe konnte auch nicht glauben, daß eine preußische Vormacht gelinder mit den deutschen Staaten verfahren werde als das französische Protektorat. Er trug es im Gedächtnis, wie der preußische König im Jahre 1778 einfach seine Husaren ins Herzogtum schickte, um dort Soldaten auszuheben; und auch später hatte das preußische Gouvernement sich nichts weniger als freundlich Weimar gegenüber benommen, trotz der nahen verwandtschaftlichen und dienstlichen Verhältnisse des Herzogs und trotz der Gefolgschaft, die man politisch leistete.

Und wie konnte er hoffen, daß diese Oberherrschaft der höheren Kultur, der Literatur, Kunst, Wissenschaft zu gute kommen würde! In Berlin existierte bis 1810 keine Universität, keine Galerie, keine größere naturhistorische Sammlung. Sein geistiges Niveau war für Goethe etwa durch Nicolai markiert, jüngst noch durch Kotzebue und Merkel, die in ihrem „Freimütigen“ Goethe erbittert bekämpften. Friedrich der Große hatte nur Franzosen begünstigt, einen Franzosen zum Präsidenten der Akademie, einen Franzosen zum Bibliothekar ernannt und Goethes Götz als ein detestables Stück an den Pranger gestellt. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten wurde die Entwicklung einer freien Wissenschaft nach Möglichkeit niedergehalten. Kant entging nur mit genauer Not der Absetzung. Unter Friedrich Wilhelm dem Dritten suchte Preußen das Ver-

säumte einigermaßen nachzuholen, aber nach Goethes Empfindung geschah es auf eine rücksichtslose Weise, indem man auf seine Geldmittel pochte und mit ihrer Hilfe die anderwärts liebevoll gepflegte und wurzelhafte Kultur gewaltsam zu verpflanzen suchte. So hatte man die Jenaische Literaturzeitung für Halle erkauft, einige Professoren von Jena weggeholt, und es war nahe daran, daß man Schiller von Weimar nach Berlin durch hohes Geldanerbieten lockte. Es mag noch vieles andere zwischen Weimar und Berlin sich abgespielt haben, was wir nicht kennen. Genug, in Goethe sammelte sich allmählich die stärkste Abneigung gegen Preußen. Nachdem er schon 1780 in den „Vögeln" von den „immer bereitwilligen Krallen des schwarzen Adlers" gesprochen hatte, schreibt er im Oktober 1809 an Zelter: „Weimar und Jena, ein paar Örtchen, die Gott immer noch erhalten hat, ob sie gleich die edlen Preußen auf mehr als eine Weise vorlängst gerne zerstört hätten." Seine Stimmung konnte es auch nicht verbessern, daß das preußische Königspaar ihm bei wiederholter Anwesenheit in Weimar keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Wie konnte er daher Freude an einem Kriege haben, der bei günstigem Ausgange diesem Staate ein noch stärkeres Übergewicht verleihen mußte, als er früher gehabt hatte?

Und wenn es noch bei Preußen geblieben wäre, aber was stand hinter ihm? Das im Banne eines starren Kirchentums liegende, zum kleinsten Teile deutsche, zum größeren slavisch-magyarische Österreich und das geistig tote, despotische, halb asiatische Rußland. Mit prophetischem Blicke wies er Luden auf die Gefahr, die von dort her drohe, hin. „Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dort her zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus." Wie sehr erfüllten sich Goethes Befürchtungen. Fünfzig Jahre lang hat Deutschland unter der Herrschaft Österreichs und Rußlands gestanden . . .

Und trotz alledem waren die unerfahrenen Jünglinge und Männer, die freudig klopfenden Herzens zu den Waffen eilten und

der Zukunft entgegensahen, im Recht, und der erfahrene Goethe im Unrecht. Es gibt im Völkerleben Augenblicke, wo die Weisen Toren sind und die Toren Weise; wo nicht der Verstand, die kühle Erwägung, das Berechnen der realen Faktoren, sondern einzig das Gefühl entscheidet. Ein solcher Moment war das Jahr 1813. Man fühlte, daß gegenüber der moralischen Einbuße, die Napoleons Gewalt und Napoleons Glauben an sich selbst durch die Vernichtung der großen Armee in Rußland erlitten hatten, alle Berechnungen, die aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart genommen waren, nicht Stich hielten. Man fühlte ferner, daß es vor allem darauf ankomme, das Napoleonische Joch von Deutschland zu nehmen; man fühlte, daß dieses nicht drückender, aber gefährlicher sei als jedes andere. Gefährlicher wegen des großen Genies, das es auflegte, und wegen der einschmeichelnden Kraft der französischen Sprache und Kultur, wegen der Sirene Paris mit allen ihren holden Reizen und ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Schätzen. Österreich und Rußland, um von Preußen zu schweigen, dessen deutschen Beruf man doch herausfühlte, mochten Deutschland in Ketten legen; diese Ketten mochten drücken, reiben, verwunden, die Seele des deutschen Volkskörpers blieb unangetastet. Dagegen die französische Herrschaft drohte das deutsche Volk seiner innersten Individualität zu entfremden, seine eigentümliche Entfaltung zu knicken, es zu einem bloßen Nebenzweige des französischen zu machen.

Daran konnte alle Wertschätzung, die Napoleon und seine Untergebenen für die deutsche Literatur an den Tag legten, nichts ändern. Die französische Nation wäre in ihrer Masse dem deutschen Geiste unzugänglich geblieben, und ihr Schwergewicht mußte allmählich das entscheidende werden. Das verkannte Goethe; so wie er auch die mächtige geheime sittliche, geistige und militärische Erstarkung Preußens verkannte, die sich seit 1807 vollzogen hatte. Er sah die Dinge von Weimar aus; und man mag auf noch so hohem Gipfel stehen, der Blick ist durch den Standort bestimmt und beschränkt.

Doch ob nun Goethe diese oder jene Anschauungen hatte, seine Haltung konnte darum keine andere werden, als sie war. Er konnte weder in Prosa noch in Poesie, weder in Wort noch Tat der Bewegung Vorschub leisten. Er mußte um seiner selbst, um des Herzogtums, ja um der deutschen Sache willen die größte Zurückhaltung beobachten. Weimar befand sich bis Ende Oktober 1813 im Bereich der französischen Macht; es lag unter den Kanonen von Erfurt. Die Franzosen, durch den mißglückten Feldzug und durch die preußische Erhebung höchst gereizt und mißtrauisch, beobachteten scharf jeden verdächtigen Schritt und bestraften schon diesen schonungslos, geschweige denn eine offene Auflehnung oder Aufreizung. Als sie im April einen an sich unverfänglichen chiffrierten Brief des Weimarischen Regierungsrates von Voigt (des Sohnes des Ministers) und Kammerherrn von Spiegel auffingen, wurden die Verfasser sogleich aufgehoben und nach Erfurt gebracht, wo sie erschossen werden sollten. Jena wollte Napoleon niederbrennen lassen, weil einige als Kosaken verkleidete Studenten die französischen Truppen erschreckt hatten. Nur durch die Intervention des Geheimen Rats von Müller, der auf Napoleon in der mutigsten und geschicktesten Weise eindrang, und durch einen Canossagang des die Franzosen verwünschenden Herzogs wurden beide Maßregeln abgewendet. Was hätte Goethe riskiert, wenn er damals offen feindselig gegen Frankreich aufgetreten wäre! Je höher er stand, um so gefährlicher war sein Beispiel, und je größere Freundschaft ihm der Kaiser entgegengebracht hatte, um so krasser wäre ihm sein Verrat erschienen. Er hätte seine und des Herzogtums Existenz aufs Spiel gesetzt und zu den schärfsten Unterdrückungsmaßregeln in ganz Deutschland den Anlaß gegeben. Auch mußte Goethe für den Fall des Unglücks sich intakt erhalten. Wenn irgend jemand nach einem erneuten Niederwerfen Deutschlands den französischen Kaiser zur Erhaltung der deutschen Nationalität bestimmen konnte, so war er es.

Die Zeitgenossen, die die Situation kannten, dachten auch nicht daran, von Goethe ein demonstratives Auftreten zu fordern;

erst später sind solche Forderungen aufgetaucht. Im Gegenteil, damals wünschte man nichts anderes, als daß Goethe in den Wirren der Zeit die Ruhe und Stimmung behielte, um sein unsterbliches, über den Augenblick hinausragendes, von niemandem zu ersetzendes Wirken fortführen zu können. Man empfand dieses Wirken als ein wahrhaft patriotisches, nicht bloß weil es aus den deutschesten Wurzeln emporsproß, so daß selbst ein Mann wie der für alles Teutsche blind erglühende Welschenfeind Jahn ihn den deutschesten Dichter nannte (1810), sondern weil es jeden Deutschen erquickte und stärkte. „Mit innigster Teilnahme freute ich mich," schreibt der Dichter und preußische Kürassieroffizier Fouqué im Rückblick auf die Jahre 1806 bis 1813, „daß der erhabene Dichter sein würdiges Leben ohne Störung fortführe, ob zwar inmitten einer — schien es damals — zusammenbrechenden Welt." Schelling sagt von jener Zeit: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange Goethe lebte." Knebel schrieb an ihn am 4. April 1813: „Ich hoffe und wünsche, daß Dir die gegenwärtigen Stürme nicht den Geist bei Deinen Arbeiten mögen beunruhigen. Gar oft denke ich deshalb an Dich — den Einzigen, der so hoch durch seinen Geist über dies Zeitalter emporragt." Und als ob er diesen Brief gelesen, schrieb Ernst Moritz Arndt, einer der eifrigsten Mitarbeiter an der Erhebung des deutschen Volkes, im historischen Taschenbuch von 1814: „... doch ragten einige hervor aus allen, und einer so hoch, daß er wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Goethe, der Dichter, nicht aus der Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der teutschen Vergangenheit und auf der andern ein Bild ihrer Zukunft." Welch ein schönes und tiefes Wort!

So war er ein Stamm, an dem man sich emporrankte, eine Säule, zu deren leuchtendem Kapitäl man mit Begeisterung aufblickte. Durch ihn fühlten die Besten erst, was sie an ihrer Deutschheit besaßen. Und in diesem Sinne hat er den Arm der Freiheitskämpfer mehr gestählt als alle Kriegslieder, Reden und

Flugblätter es tun konnten. Wenn aber bei einer so edlen und reichen Verkörperung des Deutschtums ein Mangel an Patriotismus von vornherein ausgeschlossen war, so fehlt es auch nicht an unmittelbaren Zeugnissen seiner tätigen deutschen Gesinnung. Bald nach der Katastrophe hat er sich sehr ernstlich mit Plänen zu einem lyrischen und einem historisch-religiösen Volksbuch, einem „Homer der Deutschen“, getragen, das geeignet gewesen wäre, der deutschen Nation unter dem politischen Druck das Bewußtsein ihres Selbst zu erhalten. Und wem der Dichter einmal seine Brust öffnete, der stieß auf den rückhaltlosen Ausdruck der tiefsten Vaterlandsliebe. In dem bedeutungsvollen Gespräch, das er im November 1813 mit Luden führte, sagte er: „Eine Vergleichung des (politisch so herabgekommenen, hilflosen) deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein: da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht.“

Luden fügt seinem Bericht die Bemerkung hinzu: „In dieser

Stunde bin ich auf das innigste überzeugt worden, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück" . . . Mit Tränen in den Augen schied er von dem großen Manne. —

Das Jahr 1813 konnte nach allem, was wir dargelegt, für Goethe kein freudiges sein. Dazu bedrängte ihn fortdauernd die nächste Gegenwart: die hochgespannte Lage in Weimar, das so recht zwischen zwei Feuern stand; die Kämpfe um die Stadt, die sein überaus wertvolles Besitztum, Errungenschaften eines langen Lebens bedrohten; die ewigen Einquartierungen samt all der Unruhe, die damit verknüpft war, Epidemien und anderes. Die ersten Monate des Jahres waren noch leidlich hingegangen. Im April aber verfinsterte sich rasch der Horizont. Das Weimarisch Bataillon wurde von den Preußen gefangen genommen, Preußen und Russen besetzten die Höhen bei Weimar; ein Kampf mit den von Westen anrückenden Franzosen konnte jeden Augenblick ent brennen. Goethes Stimmung verdüsterte sich bei der Passivität in der er gegenüber den Ereignissen verharren mußte, derartig — Frau von Stein hielt ihn für tiefsinnig geworden —, daß sein Angehörigen in ihn drangen, er möge verreisen, ins Bad nac Teplitz gehen. Er hat dies besonders seiner Frau, die den natür lichen Wunsch haben mußte, in den drohenden Nöten sich seines Bei standes zu versichern, hoch angerechnet. Er gab nach und verlie nachdem seine Kunstschätze und wohl auch die wichtigsten Manu skripte aus dem Hause gebracht und vergraben waren, am 17. Apr Weimar. Zur rechten Zeit. Am nächsten Tage sausten schon d Kanonenkugeln über die Stadt und in den Straßen knatterte da Gewehrfeuer. Östlich war noch alles friedlich, obwohl das vie Militär den nahen Krieg verriet. Dresden war voll von preuß schen und russischen Truppen. Bei einem Kosakenhaufen sah Goetl ein Kamel und betrachtete nachdenklich dieses „asiatische Wahrzeichen Dem Vater Körner, dessen Sohn Theodor in das Lützowsche Fre

korps eingetreten war, und Ernst Moritz Arndt, den er bei ihm traf, verhehlte er seine Hoffnungslosigkeit nicht: „O Ihr Guten," rief er ihnen zu, „schüttelt nur an Euren Ketten; der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Wie wenig Arndt dies an Goethes deutscher Gesinnung irre machte, haben wir gehört.

In Teplitz blieb Goethe über drei Monate. Er hatte dort die Ruhe, die er suchte, und benutzte sie zum Abschluß des dritten Bandes von „Dichtung und Wahrheit", einer patriotischen Arbeit ersten Ranges — auch im landläufigen Sinne. Denn es war derjenige Band, in dem er uns das Elsaß als deutsches Land mit allen seinen intimen Reizen und das siegesfroh aufstrebende Deutschtum der Stürmer und Dränger in jugendlicher Wärme schilderte, während sich ihm daneben das französische Geistesleben als kalt und greisenhaft darstellte. Belebte er hier die Hoffnungen, so dort die Sehnsucht. So viel ist sicher, wenn 1870 nicht strategische Rücksichten das Elsaß zurückgefordert hätten, so hätte es die von Goethe angefachte Liebe zu dem schönen Lande zwischen dem grünen Rhein und den blauen Vogesen getan.

Außer der Freude an der Arbeit hatte Goethe bei dem diesmaligen Aufenthalt keine geistige Erfrischung. Denn das ganze Interesse der Badegesellschaft war auf den Krieg gerichtet, und es gab keine andere Unterhaltung als von Kriegserlebnissen, Kriegsbefürchtungen und Kriegshoffnungen. Goethe aber war nichts widerwärtiger als ein Wiederkäuen überstandener Schrecknisse und ein unfruchtbares Politisieren. Mit einem gewissen Galgenhumor schreibt er deshalb an die Gräfin O'Donnell: „Teplitz ist jetzt so eine Art von Fegefeuer, wo sich halbverdammte Seelen untereinander peinigen, indem sie sich zu unterhalten gedenken."

Am 10. August verließ Goethe Teplitz. In Dresden konnte er wieder eigenartige Beobachtungen machen. Es war jetzt von den Franzosen besetzt, und während im April die guten Bürger dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland durch weißgekleidete Jungfrauen und Illumination gehuldigt hatten, feierten sie jetzt den Napoleonstag mit Illumination und Feuerwerk.

Es nahten unter vielfachen Beängstigungen, die Goethe durch Versenkung in die Geschichte und Poesie des Orients und die vergleichende Anatomie zu überwinden suchte, die entscheidenden Oktobertage. Während der Schlacht bei Leipzig schrieb er ahnungsvoll die Verse im Epilog zu Dyks Trauerspiel „Graf von Essex“:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Zwei Tage nach der Schlacht wälzte sich der Kriegsstrom über Weimar. Die Franzosen suchten ihren Rückzug gegen die nachrückenden Verbündeten zu decken, und so wurde am 21. und 22. Oktober Weimar und Umgegend wieder der Schauplatz mannigfacher Kämpfe. „Wenn Sie sich vorstellen,“ äußerte Goethe am 30. Oktober in einem Briefe, „daß wir in achtundvierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarsten bis zum Gemeinsten durchgeduldet haben, so werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Anteil gedenken.“ Auch die nächsten Wochen und Monate waren noch nichts weniger als angenehm. Erfurt wurde belagert, und während dieser ganzen Zeit bildete Weimar die Lazarettstation für das Belagerungskorps. Aus den Lazaretten übertrugen sich Krankheiten — Ruhr und Typhus — auf die Bevölkerung. Zudem rissen die Masseneinquartierungen, die bisweilen sehr ungemütliche Kameraden ins Haus brachten, nicht ab. Eine neue Peinlichkeit entstand für Goethe, als August sich zu dem Weimarischen Freiwilligenkorps meldete, das der Herzog im Dezember bilden ließ. Goethe konnte den Sohn nicht entbehren; Riemer war 1812 ans Gymnasium gegangen, der an seine Stelle getretene John hatte im Sommer wegen Kränklichkeit entlassen werden müssen, ein geeigneter Ersatz war noch nicht gefunden. So blieb August als der Einzige, der in des Vaters Sammlungen, seinen Büchern, Handschriften, Korrespondenzen, Akten und in seiner Vermögensverwaltung Bescheid wußte und dem er mit Vertrauen überall Einblick gewähren konnte. Goethe erklärte deshalb geradezu dem Minister von Voigt, daß ohne die Unterstützung Augusts seine Lage im Augenblick unerträglich, ja sein Dasein unmöglich gemacht würde. Er bat daher den Herzog, August in seinem Zivilamte als Kammerassessor zu belassen. Der

Herzog bewilligte das ohne weiteres, nicht so das Publikum, das es an übler Nachrede nicht fehlen ließ. Als ob irgend ein Fürst oder Minister einen unentbehrlichen Sekretär für Freiwilligendienste abgegeben und Goethe, der erste Mann der Nation nach Ifflands Ausdruck vom Jahre 1814, nicht die gleiche Rücksicht verdient hätte! —

Der Herzog selbst ging im neuen Jahr als russischer General und Befehlshaber eines deutschen Bundeskorps an den Rhein und bald über den Rhein. Deutschland war vom Feinde und vom Kriege frei, und man konnte erleichtert aufatmen.

Am 9. April empfing man in Weimar die Nachricht von der Einnahme von Paris. „Freudenschießen den ganzen Tag" notiert Goethes Tagebuch. Und schon im Mai traf ihn die Aufforderung von Berlin her, ein Festspiel zur Rückkehr des Königs zu verfassen. So entstand „Des Epimenides Erwachen". Die Aufgabe konnte nur allegorisch gelöst werden. Jede Allegorie aber hat etwas Kaltes: sie konnte in diesem Falle einen warmen Hauch nur bekommen, wenn der Dichter sie möglichst eng an die geschichtlichen Vorgänge knüpfte und zugleich das Pathos der Sieges- und Freiheitsfanfaren hineinlegte. Das eine versäumte er und über das andere verfügte er nicht. Indem er aber den Einfall hatte, den allegorischen Vorgang zwischen Einschlafen und Erwachen des Epimenides einzuspannen, machte er die Dichtung noch schwerer genießbar. Er selber freilich gewann dadurch den Vorteil, daß er in dem Bilde des Epimenides seine eigene heiter resignierte Gelassenheit während der Fremdherrschaft zugleich anklagen*) und doch, weil sie ihm ein „reines Empfinden" und den klaren Blick in die Zukunft gewahrt habe, auch rechtfertigen konnte.

Und mit diesem Ergebnis wollen und können auch wir zufrieden sein und wollen nicht verlangen, daß die Johannisberger Rebe auch Äpfel trage.

*) Doch schäm' ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

13. Marianne von Willemer.

Während der Kriegsstürme hatte Goethe sich mehr und mehr in die asiatischen Ursitze der Menschheit verloren, um in diesen, von der europäischen Welt weitab liegenden Fernen die heitere Ganzheit seines durch die Unruhe der Zeit getrübten und zerstückelten Daseins wiederzufinden. Der Weltlauf selber lenkte damals die Augen auf das Morgenland. Wie zur Zeit der Kreuzzüge war der Westen unter den Fahnen Napoleons in den Osten vorgedrungen, und das syrische Hochland war wieder von abendländischem Blute gefärbt worden. Und noch einmal rückten fast alle westlichen Völker vereinigt, wenn nicht nach Asien, so doch nahe an seine Pforten — nach Moskau — vor. Und ähnlich den Folgezeiten der Kreuzzüge, nur in viel rascherem Gegenschlage, wälzten sich östliche Scharen über den Westen Europas. In der Seine tränkten mohammedanische Reiter ihre Rosse, und im Weimarer Gymnasium wurde mohammedanischer Gottesdienst abgehalten. Dieser engen Berührung zwischen Orient und Occident, wie sie der Krieg herbeiführte, entsprach die friedliche Entwickelung. Ein allgemeiner Geisteszug nach dem Osten hatte sich geltend gemacht. Wissenschaftliches Streben nach Erkenntnis traf zusammen mit einer phantastischen Sehnsucht nach dem Sinneszauber des Orients und einem Hindämmern in seiner Geistesatmosphäre, in der Poesie, Philosophie, Religion und Leben sich miteinander verschlangen.

Diese Wanderung machte nun auch Goethe mit, wenn auch in anderer Sinnesweise und aus anderem unmittelbaren Impulse

als die meisten. Sie anzutreten war schon lange eine stille Forderung seines Bildungsganges. Von den europäischen Ländern und ihrem Geistesleben hatte er sich deutliche Bilder verschafft; der asiatische Horizont war ihm bis auf den kleinen Winkel, in den die Bibel einen Einblick eröffnet, ganz oder halb verschleiert geblieben. Und doch wies so vieles in Religion und Geschichte, Kunst und Poesie in jene merkwürdigen Regionen, die so frühe zu hoher Kultur sich emporgeschwungen hatten, um dann in stummer Erstarrung zu versinken. Goethe steckte die Ziele seiner Forschung weit. Bis an die Küsten des Stillen Ozeans schritt er vor, um die Wesenseigentümlichkeit des Nachbarkontinents voll zu erfassen. Aber China und Indien vermochten ihn nicht festzuhalten. Das eine war ihm zu kahl, das andere zu ungeheuerlich-verworren, dagegen lud ihn Persien zum Verweilen ein. Freilich nahte sich ihm dieses Kulturgebiet in seinem sympathischsten Vertreter, in Hafis, dem gefeierten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts. In den Jahren 1812 und 1813 war die Hammersche Übersetzung seiner Liedersammlung, des Divan, erschienen, und Goethe brauchte nur die Vorrede zu lesen, um von dem Leben und Dichten seines östlichen Genossen aufs lebhafteste angesprochen zu werden. Der Sänger von Schiras erschien wie sein leibhaftiges Ebenbild. Ob er vielleicht in des Persers Gestalt schon einmal auf Erden gewandelt? Dieselbe Erdenfreudigkeit und Himmelsliebe, Einfachheit und Tiefe, Wahrheit und Gradheit, Glut und Leidenschaftlichkeit, und endlich dieselbe Offenheit und von keinerlei Satzung eingeschränkte Empfänglichkeit für alles Menschliche. Paßte es nicht auch auf ihn, wenn die Perser ihren Dichter zugleich die mystische Zunge und den Dolmetsch der Geheimnisse nannten, wenn sie von seinen Gedichten sagten, sie wären dem Äußeren nach einfach und ungeschmückt, hätten aber tiefe, die Wahrheit ergründende Bedeutung und höchste Vollendung? Und genoß nicht Hafis wie er die Gunst der Niederen und Großen? Ja, eroberte er nicht auch den Eroberer, den gewaltigen Timur? Und rettete er sich nicht aus allem Umsturz der Dinge seine Heiterkeit und sang weiter wie vordem

im Frieden, in den alten gewohnten Verhältnissen? — So wurde ihm Hafis ein geliebter Bruder aus der Vorzeit, und gerne trat er einmal in die verwandten orientalischen Spuren und versuchte dem östlichen Divan einen westlichen entgegenzusetzen, der ein west-östlicher werden mußte, da der westliche Dichter die Anschauungen und Formen des Ostens mit denen des Westens verschmolz und getrost die Maske des persischen Sängers anlegen konnte, ohne von der eigenen ausgeprägten Persönlichkeit einen Deut aufzugeben. In dieser innerlich angenommenen Maske reiste Goethe im Juli 1814 nach den Rhein- und Maingegenden. Das erste lakonische Wort des Reisetagebuches ist: „Hafis“.

Schon seit Jahren hatte er sich gesehnt, die geliebten Heimatgegenden mit ihrer reicheren Fruchtfülle und ihrem bunteren Kleide wiederzusehen. Doch die Ärzte und die Politik hatten ihn immer nach Osten genötigt. Jetzt, wo beglückender Friede über Europa und Deutschland ruhte, ließ er sich nicht länger zurückhalten. Er brachte die Ärzte dazu, ihm Wiesbaden zu verordnen, und so rollte er am 25. Juli dem Rheine zu.

Es ist ihm unendlich wohl, so wohl wie damals, als er den Gefilden Italiens zueilte. Ahnungsvoll fühlt er neues Leben und neue Liebe voraus, und zur Bestätigung seiner Ahnungen wölbt sich im Nebel der Ausfahrt aus Weimar ein Himmelsbogen. „Zwar ist er weiß, doch Himmelsbogen . .“

So sollst du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirst du lieben.“

Mit den weißen Haaren war es nicht so schlimm, wie der Dichter reimte; sie fingen kaum an, die braune Fülle zu färben.

Der Dichter fährt weiter, kommt durch Erfurt, die alten Bekannten, die Frauen aus den Buden nicken ihm freundlich zu — „und ich schien nach vielen Jahren wohl empfangen, wohl gelitten“. Am nächsten Tage blickt er auf zur Wartburg und den Wäldern,

die sie umrahmen. Die Erinnerungen an die Zeiten, wo er hier gestürmt und gejagt, geliebt und gelitten, steigen in ihm auf:

„Und da duftet's wie vor alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Psalters
Mit dem Morgenstrahl sich stritten;
Wo das Jagdlied aus den Büschen
Fülle runden Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfrischen,
Wie's der Busen wollt' und brauchte."

In Hünfeld mischt er sich unter die Jahrmarktsbesucher, und da er wieder jung geworden, ist es ihm, als ob er auch wieder Lavaters Jünger wäre, und er holt seine physiognomischen Künste hervor und prüft die Gesichter der Soldaten und Mägde, Bürger und Bauern, wie er es lustig im „Jahrmarkt zu Hünfeld" geschildert hat. Denn auch darin verkündet sich die wiedererwachte Jugendkraft, daß jedes kleine Erlebnis ihm zum Liede sich wandelt.

Am vierten Reisetage trifft er in seiner Vaterstadt ein, von der ihn seit siebzehn Jahren scheinbar unüberwindliche Wälle getrennt hatten, und die ihm in den letzten Jahren, wo er seine Jugendgeschichte niedergeschrieben, mit neuer Gewalt ans Herz gewachsen war. Er vermeldet dann seine Ankunft in beinahe so feierlicher Form wie seinerzeit die in Venedig. „Also fuhr ich zu Frankfurt ein, Freitag abends, den 28." So beginnt der Frankfurter Brief an seine Frau. Er blieb aber zunächst nur kurze Zeit. Erst nach Beendigung der Wiesbadener Kur wollte er sich gemächlich in der alten Heimat umsehen. Schon am zweiten Tage setzt er seinen Weg fort.

Ach, diese schöne, südlichere Landschaft mit den „hochgesegneten Gebreiten, mit den Auen, die den Fluß bespiegeln, mit den weingeschmückten Landesweiten", wie hauchte sie ihn so beglückend an! Selbst der vaterländische Staub macht ihn als Zeichen des Südens so froh wie einst auf dem Wege zwischen Bozen und Trient.

„Staub, den hab' ich längst entbehret
In dem stets umhüllten Norden,
Aber in dem heißen Süden
Ist er mir genugsam worden."

Es naht ein Gewitter. Regentropfen fallen, und es wird „der wilde Staub des Windes nach dem Boden hingefeuchtet" —

„Und sogleich entspringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdischen Bezirken."

Unter diesen guten Vorzeichen erreicht er Wiesbaden. Er trifft hier seinen wackern Zelter und verlebt mit ihm und dem Oberbergrat Cramer, einem kundigen Mineralogen und angenehmen Gesellschafter, fünf schöne Wochen. Zahlreiche Ausflüge an den Rhein, dessen majestätische Fluten und anmutig-reiche Ufer ihn immer wieder von neuem locken und entzücken, unterbrechen aufs willkommenste die Badekur. Einer dieser Ausflüge galt der St. Rochuskapelle oberhalb Bingen, die, von den Unbilden des Krieges geheilt, neu geweiht wurde. Da das Weihefest zugleich eine Art Friedensfest war, an dem die Anwohner des Rheins von links und rechts nach langer Leidenstrennung sich wieder fröhlich vereinigen konnten, so strömten viele Tausende zusammen; und Goethe hatte eine solche Freude an dem Schauspiel, das am heitersten Tage in der herrlichsten Umgebung sich entfaltete, und empfand eine solche Teilnahme an der frommen Naivität der Landleute, an den Geschicken der Kapelle und ihres Heiligen, daß er sich nicht bloß sogleich an eine historisch, menschlich und landschaftlich reich-belebte Schilderung des Festes machte, sondern auch daheim ein Altarbild entwarf, das, von Heinrich Meyer und Luise Seidler ausgeführt, im Jahre 1816 der Kapelle gewidmet wurde.

Goethe als Heiligenmaler! Dieser Ton hatte noch in seinem Register gefehlt. Aber er blieb auch hier sich selbst gleich. Er malte keine Marterqual, keine Verzückung, keinen Abgezehrten, keinen Leichnam, sondern einen gemütlich-traulichen Vorgang: ein hübscher

Jüngling mit liebreichen, sanften Zügen (der heilige Rochus) verläßt als frohgemuter Pilger den Palast seiner Väter, sein Gold und seine Kostbarkeiten mit herzlichem Behagen an Kinder verteilend.

Am 1. September folgte Goethe einer Einladung des Brentanoschen Ehepaares auf ihren Landsitz in Winkel am Rhein. Den Gatten Franz Brentano kannte Goethe von Kindesbeinen an. Er gehörte zu den fünf Kindern, die Maximiliane von der ersten Frau Peter Brentanos übernommen, und war nach dem Tode seines Vaters der Inhaber des Geschäfts und das Haupt der großen Familie geworden. Ein trefflicher Mensch, von Goethe höchlichst geschätzt. Seine Gattin Antonie, vielseitig gebildet und liebenswürdig, die Tochter des österreichischen Staatsmannes und Kunstsammlers von Birkenstock, hatte Goethe 1812 in Karlsbad kennen gelernt. Acht prächtige Tage verbrachte er auf dem Landsitz, von dem er erneut den Rheingau nach allen Ecken und Enden durchstreifte. Zur Erinnerung an den Aufenthalt schrieb Frau Brentano, an eine Klopstocksche Strophe sich lehnend, in sein Stammbuch: „Hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand über Hügel und Tal belebende Schöpfung goß, mit verweilendem Tritte still — hier gefiel es auch Ihnen acht schöne Tage zu weilen, und Ihrer Gegenwart Sonnenblick schien mir der Anmut Vollendung."

Nachdem Goethe noch auf einige Tage nach Wiesbaden zurückgekehrt war, siedelte er am 12. September nach Frankfurt über. Er konnte diesmal bemerken, daß der Prophet begonnen hatte, auch in seinem Vaterlande etwas zu gelten. Die Oberpostamtszeitung nahm von seiner Ankunft respektvolle Notiz, indem sie meldete: „Se. Exzellenz der herzoglich sachsen-weimarische Geheimerat, Herr von Goethe, der größte und noch lebende älteste Heros unserer Literatur, ist gestern von Wiesbaden kommend hier in seiner Vaterstadt eingetroffen, die zwanzig Jahre lang dessen erfreulicher Gegenwart beraubt war."

Goethe genoß in Frankfurt wie in Winkel die Gastfreundschaft der zweiten Generation. Er wohnte bei Fritz Schlosser, dem Sohne von Hieronymus, dem Neffen seines Schwagers Georg

Schlosser. Das ältere Geschlecht war dahingegangen. Aber die Söhne von Hieronymus, Fritz und Christian, lebten als angesehene Männer in Frankfurt und hatten die Verehrung für Goethe von den Eltern ererbt. „Von unserer Kindheit an," so äußerte später Fritz, „hatte Goethes Gestirn mit immer gleichem Glanze über uns gestrahlt." Seine Gattin, auch eine Frankfurterin, lernte ihn erst jetzt näher kennen und teilte nach dieser Bekanntschaft so sehr die Gefühle ihres Mannes, daß sie, wenn nach Goethes Tode Fremde etwas gegen ihn sagten, den Streit kurz mit den Worten abzubrechen pflegte: „Sie haben ihn nicht gekannt."

Goethe fühlte sich bei Schlosser äußerst wohl, obschon zwischen ihm und seinen Wirten eine breite Kluft sich geöffnet hatte. Die beiden Brüder, tief gemütvolle Naturen, waren von dem romantischen Zuge der Zeit, der Andacht für die Einheit und Schönheit des Mittelalters und damit der Vorliebe für die katholische Kirche erfaßt. Christian hatte die Konsequenzen schon gezogen und war in die Arme der alten Kirche zurückgekehrt; Fritz und seine Frau standen unmittelbar davor. Ihre Gesinnung konnte Goethe nicht verborgen bleiben, aber wie sollte er, der soeben in Dichtung und Wahrheit der Lehre von den sieben Sakramenten so viel Gutes abgewonnen, der in den Wahlverwandtschaften mit unverkennbarem persönlichen Wohlgefallen in eine protestantische Kirche und Gegend katholischen Schmuck und Wunderglauben getragen und für die Rochuskapelle ein Altarbild versprochen hatte, der Schlosserschen Familie einen solchen Schritt verargen, einen Schritt, der aus den reinsten Beweggründen erfolgte! Und so wenig er sich dessen auch bei dieser Familie in dem erzlutherischen Frankfurt versehen mochte, so wußte er doch längst, daß der Pietismus in Frankfurt eine Form angenommen hatte, die mit einer gewissen Notwendigkeit dem Katholizismus zuführte. Ist doch auch seine liebe Christin, die Klettenbergin, in seiner Charakteristik kaum von einer gläubigen Katholikin zu unterscheiden.

Der Kreis der katholischen und katholisierenden Freunde Goethes in Frankfurt wurde noch vermehrt durch den Zutritt von Sulpiz Boisserée. Dieser junge Kölner war Goethe kein Neu-

ling. Er hatte ihn schon 1811 in Weimar kennen gelernt und ihn sehr sympathisch gefunden. Sulpiz war mit seinem Bruder Melchior Erbe eines großen Kaufhauses. Das Vermögen, das ihnen daher floß, verwandten sie in der würdigsten Weise. Durch die Strömung der Zeit, die ihr Glaube unterstützte, wurden sie in die Begeisterung für das Mittelalter hineingezogen, und sie äußerte sich bei ihnen in dem lebhaftesten Interesse für mittelalterliche, insbesondere niederrheinische Baukunst und Malerei. Sulpiz, der bedeutendere der Brüder, versenkte sich mit wahrhafter Andacht in die Kölner Domruine und stellte ihre Schönheit und Größe in einer Reihe sorgfältiger Zeichnungen dar, um durch sie für die Gotik und für die Vollendung des erhabenen Bauwerkes Propaganda zu machen. Einen mächtigen Aufschwung mußte die Sache bekommen, wenn Goethe sich ihrer freundlich annahm. Es schien freilich unmöglich, wenn man sich des entschiedenen Bekenntnisses zur Antike erinnerte, das er vor zehn Jahren in der Einleitung zu Winckelmanns Briefen vor der Welt abgelegt hatte. Aber Sulpiz machte den Versuch. Er sandte ihm einen Teil seiner Zeichnungen und suchte ihn dann selber auf. Und dabei gelang es ihm wirklich, durch das tiefe, feine Verständnis, mit dem er seine Blätter erläuterte, den alten, widerstrebenden Dichter, der anfangs wie ein angeschossener Bär brummte, von seiner Abneigung gegen die Gotik so weit zu heilen, daß er sie als eine historisch bedeutsame Erscheinung gelten ließ, der man die gebührende Teilnahme zu schenken habe. Aber neben dem Erfolg für die Sache gelang es ihm durch die ehrliche Wärme und durch die bescheidene Selbständigkeit, mit der er auftrat, den Olympier auch für seine Person einzunehmen. Der anfänglich steife und zugeknöpfte Geheimrat entließ ihn als Freund unter herzlichen Umarmungen und wies alsbald in Dichtung und Wahrheit beim Straßburger Münster auf seine Bemühungen mit warmen Worten hin. Nun hatte Boisserée keinen glühenderen Wunsch, als daß Goethe auch die von ihm, seinem Bruder und seinem Freunde Bertram zusammengebrachte Galerie altniederrheinischer und -nieder-

ländischer Meister, die sie zugleich mit ihrem Wohnsitz 1810 nach Heidelberg verlegt hatten, besichtigen möge.

Jetzt endlich schien dieser Wunsch sich zu erfüllen, und Sulpiz fand sich in Frankfurt ein, um den großen Gönner in sein und seines Bruders Haus nach Heidelberg zu führen. Goethe kam dort am 24. September an und war volle vierzehn Tage lang der Gast der Boisserées. Während der Nachmittag und Abend dem geselligen Verkehr mit den vielen Heidelberger Freunden Voß, Paulus, Thibaut, der Frau von Humboldt und anderen gewidmet war, gehörte der Vormittag ganz dem Studium der Boisseréeschen Sammlung. Goethe vertiefte sich in sie mit unglaublicher Zähigkeit, um sich einen klaren, festen Begriff von dieser ihm bisher fremden Kunstsphäre zu verschaffen. Jeden Morgen um acht Uhr war er auf dem Saale und wich bis Mittag nicht von der Stelle. Jedes Bild ließ er sich einzeln herabreichen und auf eine Staffelei stellen, um es ungestört von seinen Nachbarn an der Wand zu genießen. Seine Bewunderung stieg von Tag zu Tage. „Ach Kinder," rief er mehrmals aus, „was sind wir dumm, was sind wir dumm! Wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle als wir, ja Schwerenot! Die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben!" Die Boisserées waren ganz glücklich über den Erfolg, und Sulpiz verkündete strahlend, daß er den alten Heidenkönig zur Verehrung des deutschen Christkindes gebracht habe. Aber wenn er damit meinte, daß Goethe die altdeutsche Kunst, wo nicht höher, so doch als gleichwertig mit der griechischen schätzen gelernt habe, so täuschte er sich.

Als Goethe auf dem Rückwege nach Frankfurt in Darmstadt unter den Abgüssen der Antiken, darunter auch die einiger Parthenonfriese, umherwandelte, da trat die altdeutsche Kunst wieder stark in den Schatten, und heimgekehrt bekannte er Knebel: „Ich habe an der homerischen wie an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die breite und tiefe, immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner."

Goethe war am 11. Oktober wieder in Frankfurt. Obwohl die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war und er bereits einmal einen längeren Aufenthalt in der Vaterstadt genommen hatte, blieb er doch noch neun Tage in ihren Mauern. Es mußte ein Magnet in ihr stecken. Dieser Magnet war die junge Frau des (später geadelten) Bankiers und Geheimrats Johann Jakob Willemer. Mit ihm, der nur elf Jahre jünger war als Goethe, war dieser schon seit langer Zeit bekannt, ja befreundet. Er verdiente vollauf des Dichters achtungsvolle Freundschaft, denn er war eine durch Talent und Charakter über das Mittelmaß hinausragende Persönlichkeit. Uneingeengt von seinem Berufe lernte, strebte und wirkte er auf überraschend vielen Gebieten; als Dichter, Philanthrop, Pädagog, Volkswirt, Politiker, Kritiker und Mitglied der Frankfurter Theaterdirektion. Im Jahre 1800 hatte er die liebliche, aus Linz in Österreich gebürtige Schauspielerin und Tänzerin Marianne Jung in sein Haus aufgenommen, um sie vor den Gefahren der Bühne zu bewahren. Er konnte dem sechzehnjährigen Mädchen keine Mutter bieten — denn er war Witwer —, aber in seinen beiden jüngeren Töchtern Schwestern, mit denen sie zusammenleben und sich ausbilden konnte. Marianne mit ihrem lieben, offenen, von braunen Locken umrahmten Gesichtchen und ihren reichen Geistesgaben wurde bald der Stern des Hauses. Sie war ganz naive, feinste Natur. Nichts Gemachtes, nichts Beabsichtigtes lag in ihr, und bei aller Wärme, Lebhaftigkeit und Heiterkeit ruhte auf ihr etwas durchaus Gehaltenes und Bescheidenes und verbreitete über ihr ganzes Wesen eine glückliche Harmonie. Die Tiefe ihrer Empfindungen und Gedanken wurde verschönt durch die wunderbare Grazie, mit der sie zum Vorschein kamen. Und da sie alles klar und rein erschaute, so konnte die hohe dichterische Begabung, die ihr die Götter zu allem Guten verliehen hatten, Gebilde hervorbringen, die von den auf gleichem Grunde erwachsenen Strophen Goethes nicht zu unterscheiden waren, ja als Perlen zwischen den seinigen glänzten.

Für das gastliche Willemersche Haus war es auch nicht unwichtig, daß Marianne große gesellige Talente besaß. Durch

eine angenehme Entschiedenheit, die ihr von Goethe den Beinamen des „kleinen Blücher“ eintrug, wußte sie jede Gesellschaft zu leiten und zu bestimmen, durch ihren ausdrucksvollen Gesang gewährte sie selber den erquickendsten Beitrag zur Unterhaltung. Da dieses so seltene Geschöpf seit der Verheiratung ihrer jüngsten Pflegeschwester die einzige Gefährtin Willemers war, so konnte es nicht fehlen, daß aus dem Pflegevater ihr Liebhaber und 1814 ihr Gatte wurde.

Goethe traf sie, als er im September nach Frankfurt kam, noch unverheiratet und nicht in der Stadt selbst, sondern draußen auf dem hübschen Landsitz am Obermain, in der Gerbermühle. Sie scheint auf ihn sogleich einen starken Eindruck gemacht zu haben. Er fand in ihr so vieles von früheren Geliebten wieder, von Lotte, Lili, Frau von Stein. Und sie erinnerte durch ihren Namen und ihr Wesen, zum Teil auch durch ihr Schicksal an zwei der liebsten Figuren seiner Dichtung, an die beiden Mariannen in den Geschwistern und in Wilhelm Meister, an die sich im Hintergrunde Mignon und die Bajadere reihten. Er mag sich oft bei ihrem Anblick in Gedanken verloren und still über die Wiederkehr versunkener Gestalten verwundert haben. Und wie sollte ihr Gemüt von seiner Erscheinung unbewegt bleiben! Schrieb doch die verwitwete älteste Tochter Willemers, Rosette Städel, sogleich nach dem ersten Beisammensein in ihr Tagebuch: „Er ist ein Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte.“ Und hören wir nicht dasselbe Geständnis aus dem Munde Mariannens in einem Gedichte, das sie Goethe nach Weimar nachsandte: „Sieht man dich, muß man dich lieben“ —? So kehrte Goethe, als er von Heidelberg kam, schon als ein liebend Geliebter in das Willemersche Haus ein. Inzwischen hatte sich der vorauszusehende Wandel in Mariannens Stellung vollzogen. Sie war am 27. September die Frau Willemers geworden; aber, wie Goethe sich gegen Christiane diplomatisch ausdrückt, „so freundlich und gut wie vormals,“ das heißt in klareres Deutsch übersetzt: sie kam mir mit derselben Liebe wie als Mädchen entgegen, und mir tat diese Wahrnehmung ungemein

wohl. Nachdem er gleich am ersten Tage nach der Ankunft, am 12. Oktober, sie besucht hatte, war er am 14. den größten Teil des Tages dort. „Wir waren sehr lustig und blieben lange beisammen, so daß ich von diesem Tage keine weiteren Begebenheiten zu erzählen habe“ (an Christiane den 16. Oktober). Am 18. abends werden in Gemeinschaft die Höhenfeuer, die man zur Feier der ersten Wiederkehr der Schlacht bei Leipzig allenthalben abbrannte, von Willemers Aussichtsturm auf dem Mühlberg besichtigt; und auch dieser Abend muß seine besonderen Reize gehabt haben, da Goethe seiner in späteren Jahren noch oft gedachte. Am folgenden Tage erneutes Zusammensein, und am nächsten Vormittage, dem letzten, den Goethe in Frankfurt zubrachte, noch ein Abschiedsbesuch. Nachmittag ging es rückwärts nach dem „stets umhüllten Norden“. Die Ahnung, die ihm bei der Abfahrt von Weimar zugeflüstert hatte, „doch wirst du lieben“, hatte recht behalten.

Während des Winters war es Goethes liebster Gedanke, im nächsten Sommer die herrlichen Rhein- und Maingegenden und die zahlreichen teuern Freunde, die sie bewohnten und die ihm alle „Wiederkommen! Wiederkommen!“ nachriefen, abermals aufzusuchen. Marianne sang ihm zu:

Zu den Kleinen zähl' ich mich,
„Liebe Kleine“ nennst du mich.
Willst du immer mich so heißen,
Werd' ich stets mich glücklich preisen . . . .

Mit ihr hatte sein west-östlicher Divan erst den Liebesmittelpunkt gewonnen, von dem aus er kräftig nach allen Seiten wuchs. Marianne wurde die gesuchte Suleika, und die „Liebe Kleine“ als zu klein für die Dichtung und zu deutsch für den Osten ablehnend, antwortet er:

Daß du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen,
Sollst mir ewig Suleika heißen.

Er selber aber nimmt für sie den Namen Hatem an, der reichlichst Gebende und Nehmende. Denn er will als Liebender geben und nehmen.

Indem aber Goethe seine schönen Sommerpläne machte, steht plötzlich Timur=Napoleon wieder auf und scheint sie alle über den Haufen zu werfen. Denn mochte auch der Krieg auf Frankreich beschränkt bleiben, daß er alle Stimmung verscheuchen und den Rhein mit Truppen bevölkern würde, schien sicher. Und so schwankte Goethe bereits, ob er nicht lieber nach den gewohnten böhmischen Bädern sich wenden solle. Aber schließlich trug doch die Hoffnung, daß ein freundlicher Genius den Liebenden beistehen werde, den Sieg davon, und er pilgert wieder nach dem Rheine. Er hatte sich in seinem Glauben an den Liebesgott nicht getäuscht. Noch während der Wiesbadener Kur, die er von Ende Mai bis über die Mitte des Juli ausdehnte, tobte das Kriegsgewitter aus, und bei heiterstem politischen Horizont konnte er den weiteren Sommer am Rheine genießen.

Anfang Juli war Goethe an der nassauischen Hoftafel mit dem Minister vom Stein zusammengetroffen und hatte von diesem eine Einladung empfangen, ihn auf Burg Nassau, seinem Stammsitz, zu besuchen. Da Goethe die geologischen Verhältnisse des Taunus eingehender studieren und später nach Köln wollte, so vereinte sich das sehr gut mit seinen Absichten, und nachdem er vom 21. bis 23. Juli den Taunus durchquert hatte, langte er am 24. auf Burg Nassau an. Als Stein hörte, daß sein weiteres Ziel Köln sei, entschloß er sich sogleich mitzureisen. So fuhren die beiden teils im Wagen, teils im Nachen rheinabwärts und wußten sich, wie wir von Arndt wissen, vorzüglich miteinander zu vertragen; der knorrige, feurige Stein so sanft und milde, wie ihn noch niemand gesehen hatte. Welcher Gegensatz zu 1774, wo das Weltkind mit den beiden Propheten dieselbe Straße zog, und welcher noch größere zu 1792, wo er einsam, halb in der Nacht, auf leckem Kahn an Köln und seinem Dom gleichgültig vorübergerudert war!

Diesmal kam er eigens wegen des Domes, sich durch den Augenschein über das zu belehren, was die Boisseréeschen Blätter ihm eröffnet hatten, und zuzusehen, ob er für den Ausbau des Werkes etwas tun könne. Er besichtigte ihn sehr genau, außen und innen, oben und unten, und gewann eine hohe Meinung von ihm. Er hat darüber in der „Reise am Rhein, Main und Neckar“ berichtet. Es ist jedoch zu beachten, daß die starken Accente, mit denen er hier von dem Dome spricht als einem Wunderwerke, so genial als verständig gedacht, durch vollendete Kunst und Handwerk ausgeführt, wesentlich im Hinblick auf den agitatorischen Zweck, den Ausbau des Domes anzuregen, gewählt sind.

Neben dem Dom gilt sein Augenmerk den mittelalterlichen Bildern, die er 1774 nicht beachtet hatte, und das Lebrunsche Bild der Familie Jabach wird von neuem warm hervorgehoben, obschon er die schwärmerischen Gefühle, die ihn vor vierzig Jahren beseelten, sich kaum noch in die Erinnerung zurückrufen kann.

Nach zweitägigem Aufenthalt treten Goethe und Stein die Rückreise an, auf der in Bonn, Neuwied, Koblenz ein kurzer Halt gemacht wird. Das Wetter begünstigt sie, und Goethe genießt mit Entzücken die wundervolle Landschaft. Die Schönheit der Natur mochte er noch lebhafter als in der Jugend fühlen, so daß sein Begleiter den Eindruck gewann, daß Rhein und Main, wie Goethes Geburtsstätte, so seine eigentliche Heimat seien; aus diesem Gefühl heraus spann Stein dann im Winter mit Antonie Brentano an Plänen, wie sie ihn dauernd dorthin verpflanzen könnten. In Koblenz traf Goethe mit Görres zusammen, der damals noch nicht der Vorkämpfer des deutschen Ultramontanismus, sondern der romantischen Demokratie war. Seines Organs, des „Rheinischen Merkurs“, bediente sich Stein, um seine Verfassungspläne in die Öffentlichkeit zu bringen. Stein nahm dann Goethe noch auf mehrere Tage nach Burg Nassau. Es ist schade, daß Goethe diesen Besuch weder in Briefen noch sonstwie näher geschildert hat. Er muß, nach den dürftigen Notizen des Tagebuches zu schließen, sehr angeregt und eigenartig verlaufen sein.

Viele durch Amt und Talente hervorragende Persönlichkeiten fanden sich ein, wie Eichhorn und Motz, beide später preußische Minister und Mitstifter des Zollvereins. Es war gewissermaßen ein Kongreß der Hauptvertreter deutscher verfassungsmäßiger Einigung. Wie Goethe sich bei seinem politischen Pessimismus zu ihnen gestellt haben mag, ist schwer zu sagen. Mit Stein scheint es trotz aller Mäßigung, die sich der Staatsmann auferlegte, Zusammenstöße gegeben zu haben, bei denen die Funken flogen. Im Tagebuch steht einmal hinter: „Im Garten mit Herrn von Stein und den Damen" die vielsagende ganz ungewöhnliche Bemerkung: „Gesprochen und contradiziert". Das tat aber der Freundschaft keinen Eintrag. Die beiden Großen verstanden sich schon.

Am 31. Juli nach Wiesbaden zurückgekehrt, blieb Goethe dort noch bis zum 10. August, widmete einen Tag den römischen Altertümern in Mainz und lenkte dann endlich am 12. August mit seinem lieben Boisserée, der sich in der letzten Wiesbadener Woche zu ihm gesellt hatte, Frankfurt oder sagen wir lieber der Gerbermühle zu. Denn er kommt — und das ist bezeichnend für das engere Verhältnis, in das er seit dem vorigen Jahre zu dem Willemerschen Ehepaar getreten war — diesmal als ihr Gast. Er mochte ohne Bedenken der freundlichen Einladung gefolgt sein. Er fühlte sich in der Entsagung fest und versah sich des Gleichen von Marianne. Und warum sollten sie unter dieser Voraussetzung nicht den Reiz und die schöne Erhebung der Seele genießen, die aus dem Zusammensein und dem Zusammenklang verwandter, reicher Geister entspringt? — Es waren unvergleichliche Wochen, köstliche Tage, die Goethe hier draußen verbrachte, in der ländlichen Stille am breiten Mainstrom, der sich in der Abendsonne glühend färbte. Grad vor vierzig Jahren, da hatte er auch hier ganz in der Nähe, ein wenig stromaufwärts, in den Terrassen und Gärten der Bernard und d'Orville an der Seite Lilis geweilt! Er war jetzt fast ein Greis und doch glücklicher als damals, es ging nicht mehr himmelauf und höllenab, eine gleichmäßige Heiterkeit der Seele durchzog ihn und gab ihm das süßeste Behagen

Und mit tiefer Befriedigung konnte er auf die zwischenliegende Zeit blicken. Damals hatte er inmitten aller Schmerzen gelobt, daß sein Innerstes doch ewig der heiligen Liebe gewidmet bleiben werde, weil er hoffe, durch den Geist der Reinheit, der sie selber sei, die Schlacken mehr und mehr auszustoßen. Und so war es geworden. Und mit diesem Geiste der Reinheit erfaßte er die neue Liebe und suchte in ihr sich wieder zu höherer Läuterung emporzuheben. Die Liebe einer edlen Frau war für ihn der Abschein der Liebe Gottes. Er hat in dieser hohen Auffassung der Liebe etwas gemein mit den morgen- und abendländischen Mystikern. Er konnte deshalb auch vom Buche Suleika sagen: „Der Schleier irdischer Liebe scheint höhere Verhältnisse zu verhüllen.“

Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß nicht auch Marianne von diesem Geiste getragen war, und ihr Gatte muß ihn beiden nachempfunden haben. Er wußte auch sehr wohl, daß die feurigen Küsse und Umarmungen der Liebeslieder, die die beiden miteinander tauschten, der Phantasie entstammten, und daß als Gefühlsgrund der Gedichte nichts übrig blieb als ein reines, entzücktes Wohlgefallen aneinander. Daß seine Frau es in Goethe weckte, darauf konnte Willemer stolz sein. Und wenn Marianne so für Goethe fühlte, wie konnte er es ihr verargen? War nicht alles — Männer und Frauen, Greise und Kinder — in den guten, großen Menschen verliebt? War er es nicht selber? Und so hat er dem Verkehr der beiden nicht bloß nicht scheel zugesehen, sondern in mannigfacher Weise Vorschub geleistet. Freilich gehörte dazu eine vornehme Seele, und Goethe hat das mit Rührung und Bewunderung anerkannt. Nach einem Besuche Willemers in Weimar schrieb er an Marianne: „Bei seinem treuen Anblick ward alles in mir rege, was er uns so gern und edel gönnt.“

Wenn die Örtlichkeit Lilis Bild heraufbeschwören mochte, so gemahnte die Eigenart dieser Liebe an Lotte.

Auf etwa acht Tage war Goethe nach der Gerbermühle gekommen, aber das Leben ging ihm dort so süß ein, daß er so rasch sich nicht zu trennen vermochte. Der luftige Altan, der

schattige Garten, der benachbarte Forst, die Blicke auf Wasser und Gebirge, die freigebigste und ungenierteste Gastfreundschaft und vor allem die liebenswürdige Gesellschaft zwangen immer wieder zum Bleiben. Besonders schön waren die Abende, wenn milde, würzige Luft durch Haus und Garten zog, Goethe vorlas und Marianne sang. Ob bewußt oder unbewußt, sie wählte immer beziehungsreiche Lieder: Mignons Sehnsuchtslied, Füllest wieder Busch und Tal, Der Gott und die Bajadere. Als sie diese Ballade zum zweiten Male sang, wünschte Goethe, sie möge es nicht mehr tun. Ihn schüttelte es bei dem Gedanken im Innersten, daß die Fabel des Gedichtes beinahe ihre eigene Geschichte geworden wäre. Sie dagegen mochte es unschuldig dahin umdeuten, daß ihre Seele aus den irdischen Tiefen, in denen sie lag, von Mahadöh-Goethe zu himmlischen Höhen emporgehoben worden sei, und daher einen Ausdruck hineingelegt haben, daß Goethe noch nach Monaten Zeltern vom Gesange dieses Liedes vorschwärmte.

Nun aber waren in diesem mild-leidenschaftlichen Zauberdasein fünf Wochen unmerklich vergangen, und es mußte an den Abschied gedacht werden. Sollte es doch noch kein endgültiger sein. Goethe wollte sich auf einige Zeit nach Heidelberg begeben, um die Gemäldesammlung der Boisserées noch eingehender zu studieren, und wieder über Frankfurt den Heimweg antreten. Aber es war immerhin eine Trennung, das Ende eines herrlichen Zustandes, von dem es nicht sicher war, ob er sich wiederholen würde. Wenn im vorigen Winter im Scheiden das Wort zum Liede sich steigerte, so jetzt schon beim Nahen der Trennung. Am 12. September beginnt die lange Reihe der Einzel- und Wechselgesänge, die die Liebenden miteinander tauschten. Goethe dichtet das zierlich-leidenschaftliche Lied von der Diebin Gelegenheit, die ihm den letzten Rest von Liebe gestohlen, worauf Marianne schelmisch-feurig erwidert: sie wolle, von seiner Liebe hochbeglückt, die Gelegenheit nicht schelten. Zu feierlicheren Tönen schwillt der Liebessang am Abend des 17., dem letzten, den Goethe auf der Gerbermühle verbringen sollte. Suleika hatte geträumt, daß ihr ein Ring, den ihr Hatem ge-

schenkt, in den Euphrat gefallen sei. „Was bedeutet dieser Traum?“ fragt sie Hatem.

„Dies zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt? ....

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain,
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet sein.“

Der schöne Mondschein hielt sie noch bis in die Nacht hinein zusammen, und der Dichter las Suleikalieder vor, die die Stimmung weiter erhitzten. Am anderen Tage trieb die kleine Frau dringlich zur Abfahrt. Es war ihr in Goethes Nähe zu siedend heiß geworden. In der Ferne konnte man sich wieder ungefährliche Freiheiten gestatten. Man hatte dafür ein neues zierliches Mittel ersonnen: durch Verweise auf Seiten und Verse in Hammers Hafis-Übersetzung sich seine Gefühle mitzuteilen. Indem man nur Zahlen schrieb, hatte man Mut, mehr auszusprechen als selbst im Liede. Schon am 21. empfing Goethe einen solchen Chiffernbrief und antwortet noch am selben Tage in zwei Liedern, von denen das eine zur schwungvollsten Hymne wird, deren Gefühls- und Bilderstrom in freien Rhythmen rauschend dahinflutet.

Einige Töne daraus:

Wenn du Suleika
Mich überschwenglich beglückst,
Deine Leidenschaft mir zuwirfst
Als wär's ein Ball ....
Das ist ein Augenblick! — —

Hier nun dagegen
Dichtrische Perlen,
Die mir deiner Leidenschaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.

Jeder Tag bringt jetzt neue Lieder. Denn „von Suleika zu Suleika ist mein Kommen und mein Gehen“. Zu neuer Glut lodern ihre Gefühle empor durch ein überraschendes Wiedersehen. Am 23. kommen Willemer und Marianne nach Heidelberg. Unterwegs hatte Marianne ihr dem Freund entgegenklopfendes Herz durch die schönsten Strophen beruhigt, die je dem Munde einer deutschen Dichterin entquollen:

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Ostwind frohe Kunde?
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Kosend spielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur sichern Rebenlaube
Der Insekten frohes Völkchen.

Lindert sanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen;
Eh noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen. . . .

Enthusiastisch begrüßt der Dichter seine Suleika:

„Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach, was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart . . . .“

Am selben Abend ist Vollmond, und es wird verabredet, an jedem nächsten Vollmond einander zu gedenken. Der nächste Abend ist wieder ein Abschiedsabend, und er scheint so verlaufen zu sein wie

jener, den er in den Wanderjahren am Lago Maggiore schildert: „Hauch um Hauch und Glück um Glück." Am Morgen des 26. reist das liebe Ehepaar ab, und während Marianne das tiefempfundene Lied an den Westwind dichtet: „Ach, um deine feuchten Schwingen, West, wie sehr ich dich beneide", das dem Lied an den Ost ebenbürtig zur Seite steht, hängt Goethe in Heidelberg dem Gedanken nach, ob er sich in Marianne besitze oder verloren habe, und faßt diese Zweifel zu dem tiefsinnigen Zwiegesang zwischen Suleika und Hatem zusammen, dessen erste, der Suleika in den Mund gelegte Strophen:

Volk und Knecht und Überwinder
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

als Goethes eigenstes Glaubensbekenntnis vielfältig hingenommen werden. Nur mit halbem Rechte. Wohl war es seine Meinung, daß wir nur glücklich sein können, wenn wir den innersten Kern, das eigentlich Wertvolle und damit das allein Wesenhafte unserer Persönlichkeit bewahren, aber nicht, indem wir auf unserer Persönlichkeit verharren, uns auf sie zurückziehen, sondern indem wir sie hingeben an und für andere. Wir genießen uns selbst am höchsten im anderen und durch den anderen. Und darum antwortet Hatem seiner Suleika:

Kann wohl sein! so wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur!
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie sie sich an mich verschwendet,
Bin ich mir ein wertes Ich;
Hätte sie sich weggewendet,
Augenblicks verlör ich mich . . . .

Am nächsten Tage nimmt Goethe noch einmal das Thema auf, indem er am Blatte des Gingo biloba, das eins und geteilt ist, „geheimen Sinn zu kosten gibt, wie's den Wissenden erbaut". —

Je heißer seine Liebesgefühle unter dem Zauberstab der in feinstem poetischen Duft sich offenbarenden Neigung Mariannens hervorbrechen, umsomehr fühlt er die Jahre von den Schultern genommen: herrliches Jugenddasein. Gegen die braunen Locken der Geliebten, so singt er, habe er freilich nur weiße entgegenzusetzen, aber das Herz,

> . . . es ist von Dauer,
> Schwillt in jugendlichstem Flor;
> Unter Schnee und Nebelschauer
> Rast't ein Aetna dir hervor.
> Du beschämst wie Morgenröte
> Jener Gipfel ernste Wand,
> Und noch einmal fühlet Hatem
> Frühlingshauch und Sommerbrand . . . .
>
> (Heidelberg, 30. September.)

Der Aufenthalt in Heidelberg verfließt sonst in demselben Verkehr und in denselben Beschäftigungen wie im Vorjahr, nur daß außer Willemers auch der Herzog, der schon längere Zeit am Rhein weilte, ihn auf zwei Tage besucht. Auf des Fürsten Wunsch muß Goethe seine Reise bis nach Karlsruhe erstrecken, um dort das Gmelinsche Mineralienkabinett samt den für den Herzog ausgesuchten Stücken zu besichtigen. Später wollte er in Frankfurt wieder mit ihm zusammentreffen.

Goethe hielt sich in Karlsruhe nur zwei Tage auf. An seinem Jugendfreund Jung-Stilling, der dort wohnte, hatte er keine Freude. Er war in einer geistlosen Frömmigkeit erstarrt und obendrein eitel geworden. Die beiden einst so herzlich verbundenen Freunde hatten jede Fühlung miteinander verloren. Viel wohltuender mutete ihn Hebel an, dessen alemannische Gedichte er schon lange schätzte.

Den schönsten Reiz hätte der Karlsruher Aufenthalt bekommen, wenn er dort, wie er gehofft hatte, seiner Lili begegnet wäre. Sie

kam wohl manchmal zum Besuche ihrer dortigen Verwandten aus dem Elsaß hinüber. Durch die Gerbermühle und dann wiederum durch Heidelberg war die Erinnerung an sie in ihm außerordentlich lebendig geworden, und er hatte noch auf der Fahrt nach Karlsruhe Boisserée seine ganze Liebesgeschichte, von der bisher nur wenige weniges erfahren hatten, ausführlich erzählt. Aber die Erwartung, sie in Karlsruhe zu finden, wurde getäuscht. Er sollte die Jugendbraut überhaupt nicht mehr wiedersehen. Am 6. Mai 1817 starb sie im Elsaß, von allen Freunden und Bekannten des Hauses, von ihrem Gatten und ihren Kindern aufs höchste verehrt. „Der ewige Vater," so schrieb der Gatte an den Bruder Lilis, „der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen." —

Ob Goethe in Karlsruhe einer anderen Jugendgeliebten im nahen überrheinischen Lande — Friederikens — gedacht haben mag? Hätte er sie aufsuchen wollen, er hätte zu einem Grabe wallfahren müssen. Und dieses Grab war gar nicht weit von ihm, im Badischen, auf deutscher Erde. Sie hatte nach mannigfacher Bedrängnis bei ihrem Schwager, dem Pfarrer Marx, erst in Diersburg, dann in Meisenheim (zwischen Lahr und Offenburg) eine friedliche Zufluchtsstätte gefunden und war dort am 3. April 1813 gestorben — auch sie allgeliebt, allverehrt. Goethe hat sein Herz niemals an eine Unwürdige verschenkt.

In Goethe war durch die Erinnerungen vieles aufgewühlt worden, und seine Unterhaltung weilte bei dem Rückwege ganz in der Vergangenheit. Auch Minna-Ottiliens ward gedacht. — Am folgenden Morgen erklärte er Boisserée, er gehe nicht nach Frankfurt, sondern wolle über Würzburg heimreisen und zwar sofort. Er fühle sich nicht wohl. Dazwischen spricht er von der Abneigung, dem Herzog und seiner Geliebten, der Opernsängerin Karoline Jagemann, zu begegnen. Mit Mühe bereden ihn die jungen Freunde, noch einen Tag auszuruhen. Dann nimmt er Abschied von Heidelberg, „traurigen, schweren Abschied". Sulpiz

begleitet ihn bis Würzburg. Je mehr Goethe sich von Heidelberg und damit von der Straße nach Frankfurt entfernte, desto wohler wurde ihm; wie Boisserée meint, weil er die Sicherheit gewann, nicht mehr vom Herzog und der Jagemann erreicht zu werden. Wir werden es anders beurteilen, wenn wir folgenden Brief lesen, den er noch von Heidelberg aus an Willemer richtete: „Daß ich, teurer, verehrter Freund, immer um Sie und Ihre glücklichen Umgebungen beschäftigt bin, ja Ihre selbstgepflanzten Haine, das flüchtig gebaute und doch dauerhafte Haus, lebhafter als in der Gegenwart sehe und mir alles Gute, Liebe, Vergnügliche, Nachsichtige wiederholt wiederhole, werden Sie an sich fühlen, da ich gewiß aus jenen Schatten nicht vertrieben werden kann, und Ihnen oft begegne. Hundert Einbildungen hab' ich gehabt: wann? wie? und wo? ich Sie zum erstenmal wiedersehen würde; da ich noch bis gestern Beruf hatte, mit meinem Fürsten, am Rhein und Main, schöne Tage zu verleben, ja vielleicht jene glänzende Jahresfeier auf dem Mühlberg zu begehen. Nun kommt's aber! und ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse."

Er wollte zur rechten Zeit scheiden, um rein zu scheiden. Die Schatten Lilis und Friederikens hatten ihm den raschen, festen Entschluß gegeben. So erklären wir uns den plötzlichen Umschlag vom Abend zum Morgen. Er wird unterwegs immer freier und vergnügter, und in Meiningen, wo er am 10. Oktober anlangt, kann er bereits wieder in Gedichten mit der lieben Bewohnerin der Gerbermühle scherzen. In dem einen läßt sich Hatem von den Mädchen, denen er sonst gehuldigt, zur Rede stellen, daß er nur noch an Suleika hinge. Sie seien doch auch hübsch. Hatem gibt es zu und preist die Schönheit jeder einzelnen. Schon sehen wir die geschmeichelten Gesichter — da macht er plötzlich die verblüffende Wendung, daß Suleika alle diese Schönheiten zusammen besitze, und als die Mädchen darauf ihren letzten Trumpf aus-

spielen, ob denn Suleika auch des Liedes so mächtig sei, wie sie, da antwortet Hatem hochgehobenen Hauptes:

„Kennt ihr solcher Tiefe Grund?
Selbstgefühltes Lied entquillet,
Selbstgedichtetes dem Mund.
Von euch Dichterinnen allen
Ist ihr eben keine gleich . . . .“

Mit diesen Liedern, denen in Weimar weitere nachwachsen, sucht er sich und den Freunden über die Sehnsuchtswehmut hinwegzuhelfen. —

Im neuen Jahre traf ihn ein großer Schmerz. Am 6. Juni 1816 wurde ihm seine Frau nach schweren Leiden entrissen. Er verlor viel an ihr. Sie hatte sich in schlimmen Tagen, Krankheit und Not, treu und tapfer bewährt und ihm jederzeit von den kleinlichen Lasten des täglichen Lebens vieles abgenommen. Dann war sie auch, ob sie schon an seinem höheren geistigen Dasein nur sehr beschränkten Anteil nehmen konnte, immer eine Gefährtin, die ihm durch ihre frohsinnige Natürlichkeit das Haus angenehm belebte. Der Schmerz über den Verlust, seine tiefe Dankbarkeit, die Erinnerung an die Unbilden, die sie um seinetwillen von der Außenwelt hatte erdulden müssen, und zugleich der unwillkürliche Wunsch, dieser Außenwelt aufs entschiedenste zu zeigen, was sie ihm gewesen, gaben ihm am Todestage die überschwenglichen Verse ein:

Du versuchst, o Sonne, vergebens,
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen. —

Indem der Sommer vorrückte, fragte es sich für ihn, wo er diesmal seine Badekur gebrauchen wolle. Für die Wirkung war es gleich, ob er Wiesbaden oder Teplitz oder sonst eine Therme aufsuchte. Die Liebe zum Rhein, zu den dortigen Freunden, zu Marianne zog ihn mächtig nach dem Westen. Aber durfte er?

Da schien Zelter die Entscheidung zu bringen. Er reiste nach Wiesbaden und bewog den Freund zu dem Versprechen, ihm dorthin zu folgen. Doch bald änderte Goethe seinen Entschluß. Er wollte den gefährlichen Weg, der ihn über Frankfurt in die geliebte Nähe Mariannens bringen mußte, nicht noch einmal wandern. Am Rhein hielt er fest, aber das Ziel wurde geändert. Es sollte Baden-Baden sein und nicht über Frankfurt, sondern über Würzburg erreicht werden. Am 20. Juli trat er in Gemeinschaft mit Meyer die Reise an. Zwei Stunden hinter Weimar warf der Wagen um, und Meyer wurde an der Stirn verletzt. Goethe brachte ihn nach Weimar zurück und gab die Reise auf. Der Unfall war ihm ein Omen. Er ist trotz hundertfacher stärkster Verlockung*) von innen und außen nicht mehr an den Rhein, in sein deutsches Italien gegangen; und da auch Marianne nicht nach Thüringen kam, so hat er sie nicht wiedergesehen. Aber er unterhielt bis an seinen Tod einen zärtlichen schriftlichen Verkehr, der in Versen bisweilen noch zu überraschender Glut sich steigerte. Den Liedern Mariannens erwies er die höchste Ehrung, indem er sie in seinen westöstlichen Divan aufnahm. Als er ihr Ende 1818 die Druckbogen zuschickte, die das Buch Suleika enthielten, da erwiderte sie: „Ich war überrascht, gerührt, ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit." — —

*) Von vielen Belegen nur einen. Im Juli 1819 schrieb Goethe an Willemer: „Welche Seligkeit würde es für mich sein, an dem freundlichen, heiteren Mainstrom die teuren, wahrhaft geliebten Freunde wiederzufinden und aufs neue das übrige Leben zu verpfänden." Es mag hierbei noch bemerkt werden, daß Goethe in den ersten Jahren nach der Trennung seine Briefe mit ganz wenigen Ausnahmen an beide Ehegatten oder auch nur an Willemer richtete, obwohl von der anderen Seite Marianne allein die Korrespondenz führte.

14. Goethes Lyrik.

Indem wir von Goethes Lyrik sprechen, rücken wir in den Mittelpunkt seines Dichtens überhaupt. Er selber erkannte an dem Entstehen und Glücken seiner Lieder am besten seine dichterische Begabung. Sie war ihm frühzeitig etwas Wunderbares und Rätselhaftes. Die Lieder sprangen von selbst hervor, ohne vorherige Überlegung, ohne Willen, ja mitunter gegen den Willen des Dichters; oft fix und fertig, oft nur in den Anfängen oder Umrissen, aber mit dem unwiderstehlichen Zwange, sie zu vollenden. Sogar mitten in der Nacht überfielen ihn die poetischen Luftgestalten und verschwanden, wie sie gekommen, wenn er sie nicht rasch festhielt.

Ein Stoff konnte jahre- und jahrzehntelang in ihm ruhen, plötzlich formte er sich zum Liede. Das eine Erlebnis versank im Sande, das andere, vielleicht minder wichtige, tauchte als Lied aus seiner Seele zu neuem, ewigen Dasein hervor. Ja, das unwillkürliche dichterische Schaffen in ihm ging so weit, daß selbst Dinge, die er weder erlebt noch gelesen noch in der Phantasie sich ausgebildet, sich unversehens als Lieder ihm darboten. Es waren Inspirationen im vollsten Sinne des Wortes. Und so konnte er mit Recht sagen: „Die Lieder machten mich, nicht ich sie," „die Lieder hatten mich in ihrer Gewalt," „es sang bei mir," und er hätte sich ohne jede dichterische Phrase die Worte seines „Sängers" aneignen können: „Ich singe, wie der Vogel singt."

Was war das nun für eine geheimnisvolle Kraft, deren Gefäß er geworden war? Diese Kraft, der nicht bloß Reime und Rhythmen, sondern hohe Kunstgebilde entwuchsen, die das Leben durchsichtig wie Kristall zeigten und den Dichter in Harmonien wiegten.

Goethe hat sich selber gern mit dieser Frage beschäftigt, hat aber in seiner zarten Scheu, den Schein der Selbstvergötterung auf sich zu laden, mehr die dichterische Kraft beschrieben als ihren Urgrund aufgezeigt. Als er den letzten Teil seiner Biographie schrieb, fühlte er das Bedürfnis, auch anderen eingehendere Rechenschaft von seinen Gedanken darüber zu geben. Er kam aber wiederum über schwer zu entziffernde und fragmentarische Andeutungen nicht hinaus. Er berichtet da ausführlich über die Philosophie Spinozas, wie sie ihn gelehrt, das All als ein notwendiges Ganze zu erfassen, wie er Frieden und Klarheit von ihr empfangen, wie sie ihn zur Entsagung befähigt, und fährt dann zu unserer Verwunderung fort: dieses alles habe er nur vorgetragen, um das, was er nunmehr über sein dichterisches Talent sagen werde, begreiflich zu machen. Dieses schildert er jedoch nur von der Seite des Zwanges, den es ausgeübt, so daß er es als eine Naturkraft habe ansehen müssen. Jene Naturkraft sei aber nicht immer tätig gewesen, und er habe es deshalb für richtig gehalten, in den Pausen seine übrigen Kräfte nutzbar zu machen und sie den Weltgeschäften zu widmen. Diese Auslassung mit den Lehren Spinozas zu verknüpfen, hat Goethe den Lesern überlassen. Versuchen wir es, indem wir Spinoza so erklären, wie ihn Goethe aufgefaßt hat.

Spinoza sieht in der Welt eine Verkörperung Gottes. Aber obschon alle Teile dieses Körpers notwendige Glieder des göttlichen Ganzen sind, so sind sie nicht gleichmäßig von Gott durchdrungen. Nur die rein-göttlichen sind wesenhaft, ewig, in sich zusammenstimmend, während die minder göttlichen veränderliche, flüchtige Erscheinungen sind, Wellenspiele auf den oberen Schichten des in den Tiefen unbewegten Meeres,*) einander drängend und stoßend.

*) Als „ewig Meer" charakterisiert sich der Erdgeist.

In diesem Weltbilde fand Goethe sein eigenes doppeltes Wesen wieder. Das rein-göttliche Essentielle in ihm war der Dichter, das getrübt-irdische Accidentielle der Alltagsmensch, der Geschäfts- und Weltmann. Deshalb lag die Welt so klar und harmonisch vor ihm, überkam ihn so tiefe Ruhe, wenn er als Dichter, als reiner Wesensteil Gottes mit dem Auge Gottes in sie hineinschaute, und so verworren und widersprechend, wenn er sich als gewöhnlicher Erdensohn mit getrübtem Blick in ihr bewegte. Deshalb machte sich seine Dichtergabe als eine Kraft geltend, die von selbst wirkte und mit souveräner Sicherheit ihren Weg fand, während er sonst unsicher, zweifelnd, irrend sich an der Welt versuchte.

Deshalb konnte er leichter als andere Entsagung üben; die Entsagung tat ihm, wenn nicht sogleich, so doch in den Nachwirkungen wohl, im einzelnen und im ganzen. Denn er entsagte nur dem Flüchtigen, Scheinhaften und rettete dafür um so reiner seine eigentliche Wesenheit, den Dichtergenius. Aber sein Entsagen durfte kein Verzicht auf die Welt sein. Denn so wie Gott die Welt braucht, um sich zu vollenden, so auch der Dichter. Sie ist Nahrung für ihn und Aufgabe.

Indem also der Dichter die Dinge in ihrer Klarheit und Zusammenstimmung sieht, schaut er sie in ihrer Wahrheit. Und es war ein neues Erstaunliches, das Goethe in sich wahrnahm. Sobald das Erlebte in ihm sich zur Dichtung umbildete, klärte, reinigte es sich und zeigte sich in seinem Gehalt und Zusammenhang; er sah dann im Zeitlichen das Ewige, im Kleinen das Große, im Engen das Weite, im Zufälligen das Notwendige. Damit verlor das einzelne seine nichtige, bedeutungslose Isolierung. „Das lebhafte poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes," so spricht er es selbst einmal aus, „erhebt ein einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, so daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehen glauben." Das einzelne wurde Muster für tausend gleichartige Dinge und Fälle und Gleichnis für tausend ähnliche. Es wurde typisch und symbolisch. Indem wir uns dieses Erfassens der Wahrheit durch das dichterische Schauen erinnern,

verstehen wir das im ersten Augenblicke so verblüffende Bekenntnis Goethes, das uns anmutet, als ob er aus der Schule Gottscheds käme: er habe gedichtet, nicht bloß um sich zu beruhigen, sondern auch um seine Begriffe von den Dingen zu berichtigen.

Der dichterische Enthusiasmus, im ursprünglichen Sinne des Gotterfülltseins,*) stattete ihn aus mit Seherkraft, hob ihn in eine Höhe, aus der betrachtet die Irrgänge der Welt klar geordnet vor ihm lagen. „Wie könnte ich die Welt so rein sehen, als seitdem ich nichts drin zu suchen habe!“ so schreibt er einmal. Das soll eine Huldigung für Frau von Stein sein; aber sie könnte auch der Muse der Dichtung gelten, die ihm ja ohnehin in der Gestalt der Geliebten erschien. So empfängt er den Schleier der Dichtung aus der Hand der Wahrheit, und so spricht er zu ihr:

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen;
Da ich dich kenne, bin ich fast allein.“

Im Reiche der Wahrheit pflegt man sehr einsam zu sein. Und so verlangt der Dichter, im Vorspiel zum Faust, wenn er dichten solle, den „Drang nach Wahrheit“. Von diesem Standpunkt aus ergibt sich auch der volle Sinn des Wortes: „Die Gedichte machten mich, nicht ich sie.“ Sie haben, indem sie ihm die Wahrheit erschlossen, seine höhere Wesenheit ausgebildet.

Indem aber Goethe als Dichter mit göttlicher Seele die Welt sieht, empfindet, erkennt, erlebt, spricht er nicht nur sich selbst, sondern zugleich die Welt in ihrer Normalität aus, so daß jeder in des Dichters Welt sich wiederfindet. Die geheimnisvolle Eigenschaft großer Genien, daß sie Genialität und Normalität,

*) In demselben Sinne definiert Goethe die Lyrik als die enthusiastisch aufgeregte. Die Stelle, an der es geschieht, ist sehr bemerkenswert. Goethe sucht alle drei Dichtungsgattungen zu bestimmen. Aber während er dies bei der dramatischen und epischen Poesie objektiv tut, je nachdem ein Vorgang als vergangen erzählt oder als gegenwärtig vor unseren Augen abgespielt wird, tut er das bei der Lyrik subjektiv nach dem Zustande des Dichters. Daher entdeckt er auch überall da Lyrik, wo ein solcher Zustand des Dichters hervortritt.

das Außerordentliche und das Gemeingültige auf eine wunderbare Weise verbinden, kommt bei Goethe zum Vorschein wie kaum ein zweites Mal. So hoch er über jeden Durchschnittsmenschen hinausragt, so liegt doch in seinem Wesen etwas durchaus Normales. Es kann wohl eine Empfindung bei ihm höher steigen, heißer sein als bei einem anderen, aber diese Empfindung wird nur dort wach, wo sie auch bei kleineren Menschenkindern sich regt. Ebenso sind seine Gedanken in der Regel tiefer als die anderer, aber sie bewegen sich in einer Richtung, die von der normalen Linie nicht abweicht. Infolge dessen erlebt er auch von vornherein nur Fälle, wie sie jeder normale Mensch erlebt oder erleben könnte. Diese Normalität des Menschen wird durch den Dichter nicht verringert, sondern erhöht, und zwar ebenso durch die Auslese und Reinigung der Züge des Erlebnisses oder Bildes, das er gestaltet, wie durch die Mäßigung des Ausdrucks. Das ist besonders wichtig für den Ausdruck seiner Leidenschaft. Denn obschon wir wissen, daß seine Leidenschaft nur aus normalem Anlaß erregt wird, so steigt sie doch so hoch, daß sie durch ihre Stärke etwas Anomales erhalten könnte. Aber da tritt die Muse hinzu und „besänftigt" mit himmlischer Hand „jede Lebenswelle".

Umgekehrt steht es bei vielen anderen Dichtern, namentlich bei den Halbgenies. Ihnen haftet etwas Absonderliches, Schiefes, Krankes, Extremes an. Und aus dieser Anlage heraus erleben oder ersinnen sie entweder Dinge, wie sie anderen Sterblichen nicht leicht begegnen, oder sie begleiten das Erlebte, Ersonnene mit solchen Empfindungen und Gedanken, wie sie nie oder nur ganz ausnahmsweise bei anderen sich einstellen. Bei ihnen wirkt der Akt des Dichtens nicht beruhigend, sondern erhitzend, so daß selbst das Normale in Stoff, Gedanken, Gefühlen zu überreiztem Ausdruck gelangt. Wir wollen das an einem einzigen Beispiel zu deutlichem Bewußtsein bringen. Heines Liebesleidenschaft war gewiß nie größer, war kaum jemals so groß als die Goethes. Und doch überbietet der Ausdruck dieser Leidenschaft alles, was Goethe im Liebesfeuer sang, wenn er schreibt:

. . . Aus Norwegs Wäldern
Reiß' ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Ätnas glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder
Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!"
Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsenden Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

Solche Gedichte mit halbwahren, geistreich gesteigerten Gedanken, mit schöner Gewaltsamkeit der Rede mögen unsere Bewunderung erregen, sie mögen uns reizen und fesseln, aber sie vermählen sich nicht mit unserem tiefsten Innern, sie werden nicht tätige Bestandteile unseres Seelenlebens, die jeweilig hervortauchen und wohltuend unser eigenes Sein klären oder bestätigen und kräftigen. Wir haben nie bei ihnen das Gefühl, wie es aus aller Munde Felix Mendelssohn einmal aussprach: es sei ihm oft so, als müsse ihm dasselbe bei ähnlicher Gelegenheit eingefallen sein und als habe Goethe es nur zufällig ausgesprochen. Wie weit diese Gemeingültigkeit und wohltuende Wirkung geht, wird jeder aus seiner Erfahrung hinreichend belegen können; aber es mag nicht überflüssig sein, auch ein merkwürdiges — literarisches — Beispiel dafür anzuführen. Die vom Dichter aus besonderstem Anlaß vom Hang des Ettersberges am 12. Februar 1776 zum Himmel gerichteten Verse:

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

läßt Pestalozzi eine Schweizer Bäuerin mit ihren Kindern zum Abendgebet singen, und sie passen so trefflich in ihren Mund, daß man sie auch dort nicht ohne Rührung lesen kann.

Solche Gemeingültigkeit würde noch lebhafter und häufiger hervortreten, wenn Goethe seine Gedichte nicht seiner Gewohnheit gemäß eng an das persönliche Erlebnis geknüpft hätte. Diese Gewohnheit ruhte auf einer uns schon bekannt gewordenen Notwendigkeit. In Epos und Drama, wo der Dichter den erlebten Vorgang in einem in sich zusammenhängenden Bilde darstellen, also ihn gewissermaßen wiederum von sich ablösen muß, führt dies Verfahren nur Vorzüge mit sich. Anders bei der Lyrik, wo das Erlebnis unmittelbar — ohne Verwandlung in ein Bild — in das Gedicht übergeht. Hier macht sich neben glänzenden Vorteilen, die uns noch beschäftigen werden, nicht selten auch ein Nachteil geltend. Die aus besonderer Situation geborenen Gedichte werden von so besonderen persönlichen, örtlichen und zeitlichen Beziehungen durchsetzt, daß sie für den ununterrichteten Leser dunkel werden. Man hat dies schon zu Lebzeiten des Dichters übel empfunden, und der Dichter hat darauf selber zur Verteidigung das Wort ergriffen. Er gibt den Vorwurf zu:

> Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
> Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
> Da ist alles dunkel und düster;

Aber —

> Kommt nur einmal herein!
> Begrüßt die heilige Kapelle!
> Da ist's auf einmal farbig helle,
> Geschicht' und Zierrat glänzt in Schnelle,
> Bedeutend wirkt ein edler Schein . . .

Das ist es. Wir müssen in das Innere von Goethes Gedichten eindringen, sie von innen her betrachten, müssen ihren Krystallisationsprozeß, in dem Lebensschicksale und Weltanschauung zusammenwirken, zu erkennen suchen, wenn sie in vollem Glanze vor

uns aufleuchten sollen. Das gilt auch für die, die uns von vornherein klar und durchsichtig anblicken. Auch sie haben ihre heimliche individuelle Wurzel, deren Bloßlegung ihren Reiz und Wert noch erhöht.

Viele mag dies ein etwas mühsamer Weg zum Genuß eines Gedichtes dünken. Aber sie dürfen nicht vergessen, daß kein großes Kunstwerk — und das sind oft die kleinsten Gedichte Goethes — sich ohne weiteres in seinem Vollwert erschließt, so stark sein Eindruck auch sein mag.

Wir werden uns also am besten des Sinnes und Gehaltes eines Goetheschen Gedichtes bemächtigen, wenn wir uns seine Geschichte vergegenwärtigen. Und indem wir dies tun, erhalten wir, wenn auch nur durch Ritzen, höchst anziehende Blicke in des Dichters Werkstatt. Wir sehen einen großen Teil der Lieder aus einem einfachen Anlaß rasch emporwachsen und bis zur Blüte sich entwickeln. Wir sehen einen kleineren Teil ebenfalls rasch aufsprießen, dann aber still stehen, bis erneute Anlässe kommen, die sie weiter treiben. Einen dritten Teil sehen wir mehrere Gestalten durchwandern. Bald ändert sich nur die Hülle, bald auch die Richtung. Am lehrreichsten sind die der zweiten Art. Verfolgen wir an einigen ihre Entwickelung. Zunächst die „Harzreise im Winter“.

Der Dichter reitet einsam am Morgen des 29. November 1777 dem Harz zu. In düsterm Schneegewölk sieht er einen Geier hoch über sich schweben. So soll das, was sich auf dem einsamen Zuge in seine befreite Seele eindrückt, als Lied hoch über dem Erdenleben schweben. Die erste Strophe des Liedes hat sich gebildet. Der Dichter will auf dieser Reise einen jungen, selbstquälerischen Mann (Plessing)*) besuchen. Unwillkürlich malt er sich den Gegensatz aus, der zwischen ihrer beider Lage besteht. Dieser Vergleich findet in der zweiten Strophe seinen Niederschlag. Er reitet weiter und sieht am nächsten Tage eine Stadt behaglich liegen; ihr Anblick gibt einer weiteren Strophe das Leben. So wächst das Lied in Absätzen fort, immer den Erlebnissen, gelegent-

*) Band I Seite 340.

lich auch einem plötzlich aufsteigenden Nebengedanken folgend, bis es in der Besteigung des Brockens am zwölften Tage der Reise seinen Höhe- und Endpunkt findet.

Wenn nicht schon die Komposition lehrte, daß in der Dichtung keine nachträgliche Zusammenfassung der Reiseerlebnisse und -stimmungen vorliegt, so würden es die Tagebücher und Berichte aus jenen Tagen erweisen. Sie ist unmittelbar unter den Eindrücken konzipiert und in ihren einzelnen Teilen niedergeschrieben. Trotzdem hat sie bei der instinktiven Künstlerkraft Goethes eine Einheit bekommen, die nur durch die kleine Abschweifung auf die zur Jagd ausgezogenen Freunde gestört wird. Es ist das große Thema vom Glück der Menschenliebe und Unglück des Menschenhasses, das sie behandelt, und der Brocken, der am Schlusse aus Wolken „auf die Reiche und Herrlichkeit der Welt“ niederschaut, steht da als Sinnbild Gottes, der Glücklichen und Unglücklichen in gleicher Weise seine Schätze spendet.

Genau so wie die Harzreise müssen wir uns „Willkommen und Abschied“ entstanden denken, nur daß die vielgliederige Kette jenes Gedichtes sich hier auf eine dreigliedrige verkürzt. Aber auch bei diesem Gedicht hat sich jedes Glied unter der Erregung des Augenblicks gebildet. Das verrät der Atem des Liedes sowie der äußere Umstand, daß in Friederikens nachgelassenen Papieren sich nur die ersten zehn Verse ohne Strophenabsatz vorfanden.

Ein eigentümliches Beispiel bietet ferner „Ilmenau“. Das große Mittelstück, die Vision, die dem Dichter den Herzog und seine Genossen beim nächtlichen Lager im Walde vorführt, ist sehr wahrscheinlich schon 1776 — ebenfalls unter der frischen Einwirkung des Geschauten — entstanden, dann sieben Jahre liegen geblieben, bis es in eine zweite Dichtung, die Goethe dem Herzog widmete, eingeschlossen ward.

Wenn das Wachstum dieser Lieder an einer Kette von Eindrücken entlang über eine Reihe von Tagen oder gar Jahren sich hinzieht, so dauert ein andermal dieser Prozeß nur wenige Stunden. Aber die Entwickelung ist dieselbe. Kein nachträgliches Bedichten

mehrfacher Eindrücke am Schreibtisch, sondern ein unmittelbares Empfangen, Schaffen, Aneinanderreihen. So bei „Wanderers Sturmlied“, das er, die einzelnen Impulse begleitend, auf dem Marsche, „Schwager Kronos“, das er in der Postchaise vor sich hingesungen, „Auf dem See“, wo er die bei der Bootfahrt in Augen und Herz eintretenden Bilder und Gefühle sogleich dichterisch formt und dem Tagebuch anvertraut; oder aus ganz später Zeit bei „Dem aufgehenden Vollmonde“, wo er die rasch wechselnden Mondbilder am leicht bewölkten Himmel mit seinen Gefühlen in Einklang setzt.

Die allmähliche Entstehung eines Liedes aus mehreren Motiven, die nicht von vornherein gleichzeitig in der Brust des Dichters vorhanden sind, sondern nach und nach ihm zuströmen, geht aber auch in anderer Weise vor sich. Das erste Motiv treibt für sich allein keinen dichterischen Schoß; da kommt ein zweites, drittes, viertes hinzu; nun gewinnen sie alle Leben, sie verbinden sich und aus ihrer Verbindung entspringt eine dichterische Frucht. Wir haben dann äußerlich nur einen oder vielleicht zwei Schöpfungsakte. Innerlich aber haben sich deren mehr vollzogen. So liegt die Sache bei dem Liede „An den Mond“, das uns auch mit der Harzreise wieder in Berührung bringt.

Am 16. Januar 1778 hat sich eine junge Dame aus dem Weimarischen Hofkreise, Christel von Laßberg, in der Ilm, nahe bei Goethes Gartenhause, aus unglücklicher Liebe ertränkt — wie man sagte, mit dem Werther in der Tasche. Er war tief ergriffen von diesem Fall und war „einige Tage in stiller Trauer um die Szene des Todes beschäftigt“. Seine Gedanken halten sein sonst bewegliches, glühendes Herz wie ein Gespenst an den Fluß gebannt. Ein Druck liegt wochenlang auf ihm. Er verstärkt sich, da Frau von Stein sich vor ihm verschließt. Aber bei Beginn des neuen Monats wendet die Geliebte sich ihm wieder zu, und in ihrem Besitz glücklich, bemerkt er gern seine „fortdauernde, reine Entfremdung von den Menschen“. Ein Spaziergang mit ihr im Mondenscheine vollendet diese schöne, reine Stimmung, seine Seele

fühlt sich endlich wieder ganz befreit von dem Druck und der Spannung der letzten Wochen. Die ersten vier Strophen des Mondliedes in seiner ursprünglichen Gestalt*) krystallisieren sich.

Es vergehen wieder einige Tage. Am 22. Februar besucht ihn Plessing, der sich „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank“, und in erbitterter Entfremdung verborgen lebt.

Damit sind auch die letzten Strophen gewonnen, die der Dichter an Plessing, an Frau von Stein und an sich selbst gerichtet. Sie lenken zugleich wieder zu Christel von Laßberg zurück, der es nicht vergönnt war, mit einem Manne das Beste des Lebens zu genießen.

---

*) Füllest wieder 's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick
Wie der Liebsten Auge, mild
Über mein Geschick.

Das du so beweglich kennst,
Dieses Herz im Brand
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knospen quillt.

Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Wenn das Mondlied mit einer Wurzel in dem traurigen Ende des Fräuleins von Laßberg ruhte, so wächst ein anderes mit allen daraus empor. Es ist der „Fischer“, der die Naturgewalt des lockenden Wassers schildert. Goethe selbst schrieb in den Tagen, wo er beschäftigt war, einen Parkwinkel mit Spaten und Hacken zu einem Andenken an die Tote umzuschaffen, an Frau von Stein: „Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde“. Er warnt Frau von Stein, deren melancholische Stimmungen er kannte, zum Flusse hinunterzugehen. Denn „diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“

Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau? —

Wir haben hier den Fall, daß aus einem Anlaß zwei Lieder hervorspringen, die nach verschiedenen Seiten ihr Gesicht wenden; nicht bloß, weil das Erlebnis gehaltreich genug war, um verschiedene Stimmungen, Bilder, Gedanken aufzuregen, sondern weil das eine in der harmonischen Seele Goethes als Gegenstück das andere forderte. Dem verderblichen Naturzauber des Wassers, in dessen Fluten ein trügerisches Mondbild glitzert, stellt sich gegenüber der heilende des wahren Himmelsgestirns, das sein Licht über Busch und Tal ergießt.

Das Mondlied kann uns zu der Klasse von Gedichten überleiten, die mehr oder minder starke Umwandlungen erleben. Goethe hat die erste Gestalt des Mondliedes nicht veröffentlicht. Sie erschien ihm wohl zu hart und zu dunkel. 1789 trat es in einer neuen Fassung an die Öffentlichkeit. Anfang und Schluß wenig verändert (am wichtigsten die Änderung in Strophe 2: „des Freundes“ statt „der Liebsten“), dagegen die Mitte bedeutend erweitert und jede Beziehung auf den Tod der jungen Hofdame ge-

löscht. Ein neues Motiv ist in das Lied eingedrungen, das zum Grundmotiv wird, dem sich die herübergenommenen alten höchst kunstvoll einordnen. Es wird das Klagelied einer vom Geliebten verlassenen Frau, deren Seele an den vom Mondschein verklärten Stätten süß-schmerzlicher Erinnerungen Linderung erfährt. Die letzten Strophen bilden den Gipfel dieser Erinnerungen. Sie sind in ihrem Schwergehalt schon vorher angedeutet in den Versen: „Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist“.

Wir dürfen vermuten, daß dieses neue Lied in Italien aus der Seele der Frau von Stein gedichtet ist, zu einer Zeit, wo sie die heimliche Flucht Goethes und sein hartnäckiges Schweigen als ein treuloses, dauerndes Verlassen deutete. Er befreite sich durch das Lied von dem Schmerz, den der Kummer der Geliebten ihm bereitete, und er glaubte auch den ihrigen zu besänftigen, indem er ihr diese Selbstanklage zusandte, die ein so tiefes Nachempfinden ihres Leides bekundet. Aber es war der ungläubigen, tief enttäuschten Frau kein hinreichender Ausdruck ihrer Empfindungen. Sie verstärkte Klage und Anklage, und in dieser Umformung hat man es unter ihren Papieren gefunden.

Ein Beispiel einer milderen und doch bedeutsamen Umgestaltung ist das berühmte Friederikenlied „Kleine Blumen, kleine Blätter“. Der Dichter tilgte aus der ebenfalls nie veröffentlichten Urform die Strophe:

Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unserer Liebe
Doch kein Rosenleben sein;

und indem er den zweiten Vers der letzten „Reich mir deine liebe Hand“ in „Reiche frei mir deine Hand“ änderte und in einer andern für „Kuß“ „Blick“ einsetzte, dämpfte er das Liebeslied, in dem der Liebhaber nach ewiger Vereinigung sich sehnt, zu einer warmen Huldigung, die nichts als dauernde Freundschaft — im Stile des 18. Jahrhunderts — begehrt. Ein doppeltes Bedürfnis

lenkte ihn hierbei. Ein seelisches, das jenes Dokument mit dem späteren Verlauf seiner Jugendneigung in Einklang zu bringen, und ein künstlerisches, das die Wiederholung so ähnlicher Gedanken und Gleichnisse in den beiden letzten Strophen zu vermeiden suchte.

Gewöhnlich kommt bei den Änderungen, die nicht wie beim Mondlied durch neue persönliche Motive bestimmt werden, etwas minder Individuelles, etwas mehr vom Augenblicke Abgelöstes hinein. Die Dichtung wird dadurch verständlicher, verliert aber auch an persönlichem Reiz. So z. B. wenn in „Willkommen und Abschied“ der zweite Vers „Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!“ — für den jungen Goethe, der wild-feurig nach Sesenheim losstürmt, so bezeichnend! — in die zahme Wendung sich verwandelt: „Es war getan, fast eh gedacht“; oder wenn der Dichter in des „Jägers Abendlied“, das in Weimar seiner Lili nachklang, die orestisch-faustische Strophe:

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast;
Dem wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last.

ersetzt durch eine neue, die nichts als den unglücklichen Liebhaber bezeichnet:

Des Menschen, der die Welt durchstreift,
Voll Unmut und Verdruß;
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Diese Rücksicht auf die Gemeinverständlichkeit hat auch im einzelnen Worte manches schöne, interessante Kennzeichen verlöscht. In „Wonne der Wehmut“, das er 1775 aus der Trauer über die Loslösung von Lili verfaßte, hieß es ursprünglich: „Trocknet nicht, Tränen der heiligen Liebe“, wie er denselben Ausdruck gleichzeitig in einem Briefe an Auguste Stolberg gebraucht. Er schrieb dafür später, in der Besorgnis, der Leser werde nicht recht begreifen, warum er die Liebe als etwas Heiliges bezeichne, „ewige Liebe“. In des „Wanderers Nachtlied“ vom 12. Februar 1776

schreibt er statt „alle Freud und Schmerzen“ „alles Leid und Schmerzen“. In dem Liede „Einschränkung“ (3. August 1776), einem der köstlichsten Denkmäler seiner ersten Weimarischen Existenz, hat er vieles in Rücksicht auf Karl August geändert, aber auch ohne diesen Zwang die Wendung „in reine Dumpfheit gehüllt“, die das im Dunklen noch tastende, aber doch reine Streben des jungen Goethe und des Herzogs so treffend ausdrückt, in das einfache und kaum verständlichere „eingehüllt“ abgeflacht. —

Wir haben die innere und äußere Wahrheit der Goetheschen Gedichte hervorgehoben. Äußere Wahrheit: sie stellen Erlebtes dar; innere Wahrheit: das Erlebte ist normaler, typischer Art und wird durch die künstlerische Läuterung in seiner typischen Gültigkeit noch erhöht. Mit dieser ihrer Wahrheit bedeuten sie einen gewaltigen Fortschritt gegen die Vergangenheit. Vor Goethe war, wenn wir etwa den unglücklichen Johann Christian Günther und weiter Klopstock ausnehmen, der doch im wesentlichen Gedankenlyrik schuf, die Lyrik, soweit sie mit literarischen Ansprüchen auftrat, wie die gesamte Dichtung nichts als „schöne Wissenschaft“. So hat sie sich selber zutreffend genannt. Man hatte die lyrischen Muster, gute und schlechte, bei den Alten und den Franzosen gelesen, ihre Redewendungen und ihre Mache gelernt und leimte mit dieser Wissenschaft gefühlvolle, galante Lieder zusammen. „Uns treibt,“ sagte der junge Goethe im Hinblick auf diesen Zustand, „ein gemachtes Gefühl; unsere Imagination dichtet mit kaltem Herzen.“ Der gute Anakreontiker Christian Felix Weiße ahnte nicht, wie sehr er seiner selbst spottete, als er im Bewußtsein seiner Unschuld beteuerte:

Ich träumte stets in Rosenlauben,
Und ward am Schreibetische wach.
Ich träumte Most aus Hochheims Trauben,
Und schöpfte meinen aus dem Bach.

Mit dieser leeren und feigen Verständelei hatte Goethe aus der wahrhaftigen Grundanlage seiner Natur heraus schon als Leipziger Student gebrochen, mochte er auch hie und da noch den Mode-

götzen opfern und Perücke und Galanteriedegen anlegen. Aber erst Herders Lehren und die Volkspoesie sprengten die letzten Schalen weg, die seinen Genius klammernd umfingen. Und als er kurz nach der Straßburger Zeit den Genius des Vaterlandes bittet, einen Jüngling aufblühen zu lassen, in dessen Liedern Wahrheit sein werde und lebendige Schönheit, keine bunten Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen, da weiß er sehr wohl, daß dieser Jüngling bereits in ihm selber erstanden sei. Schon waren damals „Willkommen und Abschied", das „Mailied", das „Heidenröslein", der „Wanderer", „Wanderers Sturmlied", der „Felsweihegesang", „Elysium", „Pilgers Morgenlied" gesungen, und bald folgten „Adler und Taube", „Mahomets Gesang", „Prometheus", „Ganymed", „Schwager Kronos", „Künstlers Abendlied", und wie all die bald stürmischen, bald ruhigen Ergüsse seiner Jugendjahre heißen.

Vor diesem kräftigen Anhauch zerstob die alte süßliche Scheinwelt mit ihren Schäfern und Schäferinnen, verschwanden die Chloën und Phyllis, die Damöte und Philinte und machten wahrhaftigem Sein und lebendigen Menschen, aus dem Weltwirrwesen rüstig gegriffen, Platz. Hier war kein erfundener Liebhaber, keine erfundene Geliebte — kaum daß er noch um eines Decknamens willen in den alten Requisitenkasten griff —, hier war kein gemachter Zustand, höchstens ein wirklicher ins Bild verwandelt, und kein „gemachtes Gefühl". Wir werden bei Goethe, dem Todfeind von Wortschällen, vergebens nach Phrasen suchen. Man mag an den vielen Hunderten der großen und kleinen Bildwerke, die sein lyrisches Pantheon einschließt, anklopfen, wo man will, sie klingen nirgends hohl. Im Gegenteil, man kann bei den meisten sagen: ihr Metall ist von zu gedrungener Fügung. Die lyrischen Formen waren zu knapp, um die Fülle des Erzes, das er in sie hineingoß, bequem aufzunehmen. Diese Gedrungenheit steigert sich noch mit den Jahren. So senkt sich auch von dem Überreichtum des Dichters her über viele seiner Lieder eine Dunkelheit oder doch eine Art Dämmerlicht, wie wir es vorhin von ihrer individuellen

Bedingtheit her ausfließen sahen. Und abermals fällt uns das Gleichnis von den gemalten Fensterscheiben ein.

Wenn wir sagten, daß die Gedichte typische Wahrheit wiederspiegeln, haben wir damit auch ausgesprochen, daß ihr Gedankengehalt ein wahrer, echter ist. Aber nicht jeder wahre Gedanke braucht sich durch Tiefe auszuzeichnen. Die Wahrheit Goethescher Gedichte läßt uns zugleich in die letzten Tiefen der Menschenbrust und der Welträtsel hineinschauen.

Wir wählen als Beispiele aus der Gefühlslyrik ganz kurze Gedichte, weil sich an ihnen der bedeutende Gehalt am besten offenbaren wird.

„Wonne der Wehmut“, ein Gedicht von nur sechs Zeilen:

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen der ewigen Liebe!
Ach, nur dem halb getrockneten Auge
Wie öde, wie tot die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Tränen unglücklicher Liebe!

Aber in welche Tiefe lassen sie blicken! Es gibt kein wahres, hohes Glück ohne Schmerz. Darum muß auch das Glück echter Liebe mit Schmerzen, mit Tränen verknüpft sein. Echte Liebe ist von Gott, ein Teil der das All durchdringenden göttlichen Liebe. Darum ist sie ewig, oder wie es in der ursprünglichen Fassung hieß, heilig. Würden die Tränen dieser Liebe trocknen, so wäre es ein Zeichen, daß die Liebe selbst verdorrte. Ohne Liebe aber erscheint die Welt öde und tot, ein seelenloser, klappernder Mechanismus. Und so erschien sich Gott selbst, wie Goethe in späten Jahren in einem seiner schönsten Divansgedichte ausführte, einsam, als er in die Welt noch nicht die Liebe gesandt hatte. Für diese Weltanschauung gibt es keine unglückliche Liebe: auch der Schlußvers sprach ursprünglich nur von der „ewigen“ Liebe. Denn auch die Tränen der unglücklichen Liebe haben immer noch etwas Beglückendes. Ja, sie schaffen ein noch innigeres Zusammenempfinden mit der Welt als die der glücklichen Liebe.

Und so schreibt Goethe aus der Situation heraus, in der er das kleine Lied dichtete, als seine Liebe zu Lili schon unglücklich geworden war: „Durch die glühendsten Tränen der Liebe schaute ich Mond und Welt, und alles umgab mich seelenvoll.“ Insofern bedeutet der letzte Vers jetzt eine Steigerung, und Goethe hat mit gutem Bedacht nicht unverändert die ersten Verse als Refrain wiederholt, sondern der „unglücklichen“ Liebe Eingang gewährt. —

Echte Liebe hat nach allen Seiten hin etwas Befruchtendes. Nicht bloß daß sie inniger mit der Welt verbindet, sondern sie macht überhaupt den Menschen edler, reiner. Sie stößt alles Unedle, Rauhe, Harte aus, zerschmilzt den Selbstsinn „in winterlichen Grüften“, weil sie „der Geist der Reinheit selber“ ist und verhilft dem Guten im Menschen zu freiem, fröhlichem Wachstum. Aus diesem Gefühl heraus verfaßte Goethe zu derselben Zeit „Herbstgefühl“. Der Wein vor seinem Fenster wird betaut von den Tränen der ewig belebenden Liebe, und darum hebt das Lied an:

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!

Von einem beschränkten Herbstbildchen werden wir in rascher Wendung zu der fruchtbarsten Grundlage der sittlichen Welt geführt.

Auch in diesem Zusammenhange müssen wir des Mondliedes gedenken, das in der Schlußstrophe den glücklich preist, der sich mit einem anderen geliebten Menschen vor der Welt verschließt. Aber nicht zum weichlichen Selbstgenuß. Darum der Zusatz „ohne Haß!“ Das soll nicht gleichgültig heißen, sondern: mit Liebe zur Welt und mit dem Entschluß, fortdauernd in ihr zu wirken. Und daher der noch deutlichere Zusatz:

Und mit dem genießt,
Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Also nur, um des Besten, was im Menschen lebt, inne zu werden und eben dadurch sich für das Wirken in der Welt zu stärken, soll und darf der einzelne sich von der Welt zu Zeiten zurückziehen. Denn die Welt mit ihrem lauten und oberflächlichen Treiben stört die Erweckung des Besten. Dieses will in der Stille mit gleich empfindender Seele aus der Tiefe heraufgeholt sein. Es wandelt — von den Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht — im Dunklen durch das Labyrinth der Brust. Auch das keine unklare Rhetorik, mit der flache Geister so gern wuchern, um Dunkelheit für Tiefe zu geben, sondern gleich den „labyrinth'schen Grüften" in der ursprünglichen Fassung der Marienbader Elegie das eindrucksvolle Bild für die labyrinthische Verschlingung unserer Seelenkräfte, die unsere Psychologen nur mit Mühe künstlich auseinanderhalten.

Noch ein kleines Liedchen mag diesen Proben angereiht sein. Es zählt vier Verse und ist in den Mund Suleikas gelegt. Es beginnt mit dem Äußerlichsten. Suleika steht vor dem Spiegel und gefällt sich: „Der Spiegel sagt mir: ich bin schön!" Da hört sie höhnische Stimmen: „Ihr sagt: zu altern sei auch mein Geschick." Wohl, aber: „Vor Gott muß alles ewig stehn." Wenn Ihr auch meine Schönheit als etwas Vorübergehendes seht, so wie dieser Spiegel, vor Gott steht sie ewig. Denn sie ist, wie alles, ein Strahl von ihm, darum: „In mir liebt Ihn, für diesen Augenblick"; wenigstens für den Augenblick, den meine Schönheit dauert. So lenkt das winzige Lied von einem Blick in den Spiegel uns zum Ewigen, Höchsten. Und indem der Dichter im engsten Bezirk die rasch aufwärts steigenden Gedanken entwickelt, hat er doch noch Raum genug, um uns zugleich Suleika in ihrer Schönheit, Tiefe und Demut zu zeigen.

Als eine niedrigere Klasse der Stimmungslyrik gilt das Gesellschaftslied. Aber welchen anregenden Ernst hat Goethe auch dieser heiteren Symposiendichtung einzuschmelzen gewußt! Er erteilt den Treuen, die mit ihm beim Becher sitzen, nur Absolution, wenn sie unablässig streben wollen, sich „vom Halben zu entwöhnen und im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben" (Generalbeichte 1804). Er rät, seine Sache verwegen auf die Nichtigkeit der Welt zu stellen, das ist in seinem Sinne, einen Generalverzicht auszusprechen, um die Welt sich desto sicherer eigen zu machen (vanitas! vanitatum vanitas! 1806). Er verheißt demjenigen die bereitwillige Mitwirkung der Menschen, der sie läßlich nimmt, wie sie sind (Offne Tafel 1813). Er feiert die entschlossene, ehrliche, freudige Tat und verdammt das ewige Ächzen und Krächzen oder gar den affektierten Schmerz über die Schlechtigkeit und Elendigkeit der Welt (Rechenschaft 1810). Den tüchtigen Leuten aber, die immer den Kopf oben behalten, verspricht er nicht bloß gute Stunden, wo ein Bibamus ihnen fröhlich ins Ohr klingt, sondern bessere, wo die Wolken, die auf der Welt lagern, sich teilen und aus dem Riß glänzend die Gottheit hervorblickt (Ergo bibamus 1810). Ja, die fröhlichen Paare des Mittwochkränzchens verteilen sich vom heiligen Schmaus, als gesellige Monaden neue Welten schöpfend, durch das weite All (Weltseele 1803). Und alle diese ernst fordernde oder tiefsinnig deutende Lebensweisheit wird nicht pedantisch aufdringlich, schwerfällig, sondern graziös, flüssig, launig, ja übermütig vorgetragen, und damit dem Gesellschaftsliede sein eigentlicher Charakter gewahrt. Goethe konnte den alten Spruch: „Pro patria est, dum ludere videmur" abwandeln in ein „Pro deo est".

Bei der Gefühlslyrik fordern wir noch eine gewisse Gedankentiefe, bei der erzählenden nicht. Wir sind zufrieden, ja können ergriffen und entzückt sein, wenn das Geschehnis selbst, das der Dichter uns erzählt, ergreifend, wirksam dargestellt ist. Und so haben wir Balladen, unter welchem Namen wir alle erzählenden Gedichte begreifen wollen, die keinen oder geringen Gedankeninhalt

haben und doch als hohe Kunstwerke geschätzt werden: wie Bürgers „Lenore", Schillers „Taucher", Uhlands „Des Sängers Fluch", Heines „Belsazar", oder von Goethe selbst: „Alexis und Dora".

Aber den höchsten Kunstwert haben doch die Dichtungen, in denen ein bedeutender Gehalt sich mit der Darstellung einer fesselnden Handlung verbindet. Solcher Balladen hat Goethe mehr als ein anderer Dichter geschaffen. Und gerade weil bei ihnen der Gedanke entweder ganz oder am stärksten durch das Bild ausgesprochen wird und dieses Bild wie ein übergeworfener Schleier wirkt, durch welchen der Gedanke ahnungsvoll hindurchschimmert, haben diese Gedichte für uns einen magischen Reiz. Er erhöht sich noch dadurch, daß Goethe den Schleier aus wunderbarem Stoffe gewebt hat. Er hat mit feinem Gefühle dafür, daß das Tiefste, was Menschenbrust bewegt, in den Sagen und Mythen der Völker eingeschlossen ist, wo über- und unterirdische Mächte und Kräfte in das gewöhnliche Dasein eingreifen, aus diesen Schachten seine Stoffe geholt. Dahin gehört die „Braut von Korinth" (1797).

Wir sehen die Wirkungen eines weltgeschichtlichen Vorgangs, des Zusammenstoßes von Christentum und Heidentum, im kleinsten und doch wichtigsten Kreise der Menschheit, in der Familie, sich vollziehen. Dieser Zusammenstoß selber ist aber wiederum nur Symbol für alle Kämpfe, die aus verschiedenem Glauben, verschiedenen Ansichten, Überzeugungen entspringen, mögen sich diese auf Gott, Staat, Gesellschaft, Stand, Familie oder gar nur auf das einzelne Individuum beziehen, mit dem man zu gemeinsamem Leben durch Wahl oder Zufall zusammengeführt ist. Wir sehen, wie der Egoismus (hier der kranken Mutter) den Glauben nur zu gern in seine Dienste nimmt, mit der süßen Selbsttäuschung, daß die Opfer, die man sich zuliebe verlangt, der Allgemeinheit, der guten Sache dienen werden. Wir sehen den Kampf zwischen den ewig berechtigten Ansprüchen der Natur und den beschränkten Satzungen und Einbildungen der Menschen; wir sehen die unendliche Kraft der Liebe, die über das Grab hinaus die Liebenden vereint, wie der eine Teil den andern an sich

zieht, erst der Lebende die Tote, indem er ihr Lebensblut einflößt, dann die Tote den Lebenden, indem sie ihm Lebensblut entzieht. Dieses gemeinsame Sterben ist aber nur ein Erwachen zu neuem Leben, ein Wiedererwachen bei den gütigen alten Göttern, die geblieben sind und bleiben werden, weil in ihnen Gesetze der Natur sich verkörpern.

Wenn Goethe in der „Braut von Korinth“ den Konflikt zwischen Christentum und Heidentum auf griechischem Boden schilderte, so auf heimischem in der „Ersten Walpurgisnacht“ (1799), und zwar ist ihm hier die Schilderung des Gegensatzes alleiniger Zweck. Darum denn auch die beiden Glaubensformen mit charakteristischer Schärfe gegen einander gestellt sind.

Es ist ein höchst bewegtes Nachtbild. Die Heiden haben sich zur Maifeier auf Bergeshöh zusammengefunden, und während sie sich Allvater mit nächtlichem Feuer und Gesang nähern, stellen ihnen christliche Krieger wie gefährlichem Wilde nach. Sie schrecken die Christen mit dem Teufel, den jene fabeln, und vollenden in Ruhe ihr hehres Fest.

Goethe läßt alles Licht auf das Heidentum, allen Schatten auf das Christentum fallen. Freilich meinte er nicht das Christentum, wie es Jesus gelehrt, sondern die borniert mißverständliche Weltanschauung, der die Natur etwas Gottfeindliches, eine Domäne des Teufels ist, während sein Heidentum in der Natur Gottes Selbstoffenbarung sieht. Die Christen erscheinen in der Ballade als die Grausamen, sie verfolgen Andersgläubige, weil sie sich durch diese Geschöpfe des Teufels in ihrem Glauben behindert fühlen, und zugleich als die Furchtsamen, weil die Natur als Teufelswerk ihnen schreckhaft gegenübersteht. Dagegen sind die anderen mild — ihnen ist jegliche Kreatur Geschöpf Gottes, das wohl die Existenz, aber nicht den Glauben des anderen beeinträchtigen kann; sie wehren deshalb nur Angreifer ab, während jene auch Friedliche hinschlachten — und sie sind ohne Furcht vor allem Natürlichen. Kein Teufel kann ihnen Schrecken einjagen, weil sie ihn nirgends in der Natur finden. Die Christen halten ihren Glauben für

einen von Gott ihnen vollständig offenbarten und darum vollkommenen, die Heiden den ihren für einen an sich wahren, aber noch unvollkommenen, weil die Gott-Natur sich nur allmählich dem Menschen erschließt. Doch wie das Feuer sich vom Rauch reinigt, so hoffen sie, daß mit der Zeit auch ihr Glaube von jeder Trübung sich reinigen werde.

„Und raubt man uns den alten Brauch,
Dein Licht, wer kann es rauben!“

Zum dritten Male behandelt Goethe das Thema von dogmatischer und Naturreligion, aber sich kurz auf die letzten Gegensätze beschränkend, in der Legende vom ephesischen Goldschmied „Groß ist die Diana der Epheser“ (1812), — der Gott lieber nach seinen Gleichnissen in der Natur als nach den Vorstellungen „da hinter des Menschen Stirn“ bilden will.

Wir sind mit dem Dichter, um uns der Tiefe seiner Balladen zu versichern, weit ausgeschritten. Von Griechenland nach Deutschland und von dort nach dem Boden Vorderasiens. Wir wollen noch etwas weiter Umschau halten und gehen jetzt mit ihm bis zu den Wassern des Indus und Ganges. Dort liegt die äußere Heimat der Gesänge vom „Paria“ und von „Der Gott und die Bajadere“. In die Urheimat der Indogermanen hat er die tiefsinnigsten Bilder seines Gottesbegriffs verlegt. Wir finden ihn besonders ausgebildet im „Paria“. Darum hat er diesen Stoff auch vierzig Jahre mit sich herumgetragen und erst im Jahre 1824 sich entschlossen, „ihn von seinem Innern durch Worte loszulösen“.

Sein Grundgedanke läßt sich vielleicht so aussprechen: Die große Masse sehnt sich nach Gott, kann ihn aber von selbst nicht finden. Sie bedarf eines Mittlers. Diese Mittler sind die Genien der Menschheit. Sie haben eine Doppelnatur. „Mit dem Haupt im Himmel weilend, fühlen sie der Erde niederziehende Gewalt.“ Diese Doppelnatur ist eine von Gott gewollte Notwendigkeit. („So hat Brama dies gewollt.“) Denn nur durch ihr irdisches Teil sind sie imstande, Gott die Gebrechen der Menschheit zu verkünden

und ihn zum Mitleid mit den Beladenen und Mühseligen zu stimmen. Dieses führt die indische Mittlerin, die Bramane, deren edles Haupt auf dem Rumpf einer Verbrecherin ruht, mit feurigem Munde aus und schließt: „Was ich denke, was ich fühle — ein Geheimnis bleibe das.“ Ein sehr überraschender Abschluß. Wir hatten geglaubt, sie habe alles, was sie über ihre Mittlerstellung denke und fühle, ausgesprochen, und nun erfahren wir, daß ihre letzten, innersten Gedanken und Gefühle Geheimnis geblieben seien. Sollte dies Geheimnis nicht gelüftet werden können? —

Die Bramane hat von Gott wie von etwas außerhalb ihrer selbst Stehendem gesprochen. Ihr heimlicher Gedanke ist aber, daß Gott nur innerhalb ihrer selbst lebt, lebt im höchsten Sinne des Wortes. Und wie sie das denkt, so fühlt sie es auch, ja sie denkt es, weil sie es fühlt. Aber besser dünkt sie, diese Gedanken und Gefühle zu verschweigen, weil die Menge davor wie vor einer blasphemischen Überhebung schaudern und in ihr anstatt einer Helferin vor Gott eine Gottesvernichterin sehen würde. — Man erkennt, warum Goethe diese „höchst bedeutende Fabel“ als einen „stillen Schatz“ Jahrzehntelang hegte und hütete.

Gewissermaßen ein Vorspiel, in dem jene Grundmotive des Paria schon deutlich vorklingen, ist „der Gott und die Bajadere“ (1797). Mahadöh, der Herr der Erde, wird Mensch, um Gott sein zu können. „Soll er strafen oder schonen, muß er Menschen menschlich sehn.“ Den Reinen tut er nicht not, aber den Sündigen. Daher gesellt er sich zur Sünderin, flößt ihr Liebe bis in den Tod zum Göttlichen ein und reinigt sie hierdurch von dem Schlamme, in dem sie versunken war. Sie darf mit ihm zum Himmel emporsteigen.

In diesen ausgewählten Beispielen hat der Dichter den symbolischen Schleier teils hie und da selber emporgehoben, teils leicht genug gewebt, daß wir den Sinn, den er deckt, erkennen konnten. Dagegen haben wir andere Balladen, bei denen er so dicht aufliegt, daß wir nicht hindurchzublicken vermögen, ja wohl meinen können, es sei überhaupt hier von keinem Schleier die Rede; sondern

das, was wir sehen, sei alles, was der Dichter uns habe sagen wollen. In diesen Kreis scheinen die „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen“ (1816) und das „Hochzeitlied“ (1802) zu gehören. Aber wir werden sofort schwankend, wenn wir vernehmen, daß Goethe diese beiden Balladen neben die Braut von Korinth, den Gott und die Bajadere und den Paria stellt und von ihnen gemeinsam aussagt, daß er ihren Stoff Jahrzehnte lang mit sich herumgetragen, und lebendig und wirksam im Innern erhalten habe. „Mir schien der schönste Besitz,“ fährt er fort, „solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen.“

Es bleibt nach diesem Bekenntnis kein Zweifel, daß auch die genannten Balladen Symbole für tiefer liegende Gedanken waren, die durch allerhand Erlebnisse in Goethe immer wieder sich erneuten und beruhigend und klärend wirksam wurden. Schon das überlange zärtliche Bewahren der Stoffe würde dafür sprechen. Denn hätten sie ihm nichts bedeutet, so hätte er sie, einem Augenblicksreize folgend, rasch verarbeitet oder, was wahrscheinlicher ist, wieder fallen lassen. Wir müssen demnach versuchen, ihren Sinn zu erfassen.

Was sehen wir im „Hochzeitslied“? — Ein Graf, der nach langer Abwesenheit auf sein Schloß zurückkehrt, findet dort alles öde und leer. Diener und Habe sind zerstoben, durchs Fenster ziehen die Winde. Das tut ihm nicht das Geringste, er bleibt wohlgemut, legt sich mit Behagen ins Bett, und erlaubt den Zwergen, die ihn im Schlafe besuchen, wie ein gütiger großer Herr nach Belieben im Schlosse zu wirtschaften. Sie feiern eine Hochzeit, bei der sich das Schloß mit Reichtum und Glanz füllt. „Und was er, so artig, im kleinen gesehn, erfuhr er, genoß er im großen.“ Der Graf ist eine jener tüchtigen Persönlichkeiten, wie Goethe sie liebte, an denen er sich selbst heranzubilden suchte. Nicht klagen, nicht jammern über geschehenes Unglück, sondern mit freudigem und frischem Mute das Zerstörte wieder aufbauen, und, wenn es angeht, von dem Wenigen, was einem geblieben, den

andern noch mitteilen. Dann kann man darauf rechnen, zu den eigenen kräftigen Armen auch die von Genossen zu erhalten, und das Verlorene steht schöner auf, als es gewesen. „So ging es und geht es noch heute."

Das ist der Sinn des Gedichtes, ein Lieblingsmotiv des Dichters.

Die „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen", deren Stoff Goethe im „Löwenstuhl" auch dramatisch zu fassen suchte, kann man einen Hymnus auf die großen Wohltäter, auf den „hohen Adel" der Menschheit nennen. Der Graf gehört zu dieser Gattung. Er ist ein zurückkehrender Christus, ein zurückkehrender Mahadöh. Ihn verstehen die Kinder am besten. „O du Guter" reden sie ihn trotz seines Bettlerkleides sogleich an, als sie ihn erblicken. Seine Liebe und seine Güte sind durch nichts zu erschüttern. Weder durch die Unbilden des harten Schicksals, noch durch die Unbilden der harten Menschen, die wir hier im Bilde des fürstlichen Schwiegersohnes sehen. Ja er scheint durch Unglück, Leiden, Entbehrung nur immer besser und milder zu werden. Er gibt die Tochter, seinen köstlichsten Schatz, ohne Zaudern hin und verlangt nicht, daß er mit ihr von dem fürstlichen Schwiegersohn aufgenommen werde, sondern er bleibt in seinem Bettlerelend, weil er empfindet, daß es so für die Tochter besser ist, und „träget in Freuden sein Leiden". Er meidet jahrelang sie und die Enkel, und erscheint und gibt sich erst zu erkennen, als er sie alle beglücken kann — Gerechte und Ungerechte. Seinem Eintritt leuchten „selige Sterne". Er ist ein Verkünder „der milden Gesetze", er löst „die Siegel der Schätze" und beglaubigt sich dadurch als rechtmäßigen Herren.

Ist es noch nötig, die „Moral" der Fabel aufzuzeigen? — Eine Parallele hat sie an den lebendig begrabenen und wieder auferstehenden „Siebenschläfern" im westöstlichen Divan. Auch ihr Auserwählter, Jamblika, „bestätigt seine Persönlichkeit" dadurch, daß er Schätze, die wie sie eingemauert waren, dem neuen Geschlecht eröffnet. „Und als Urvater prangend steht Jamblikas Jugendfülle." Solche Wohltäter der Menschheit bleiben ewig jung.

„Der getreue Eckart“ (1813) scheint nur eine versifizierte Kinderfabel zu sein, mit der vom Dichter selbst angehängten Moral: Schweigen ist Gold. Aber auch hier liegt mehr drin, als der Dichter, der das zu Kindern gesprochene unschuldige Lied nicht mit zu schwerer, breiter Moral belasten durfte, uns glauben machen will. Der Schwerpunkt ruht nicht im Schweigen, sondern in der Bewirtung der Unholden, die durch die ihnen erwiesene Liebe zu Holden werden. Das Gold des Schweigens kann man näher dahin ausprägen, daß man von dem Besuche guter Geister schweigen soll. Sonst verscheucht man sie und die Krüge vertrocknen. Es liegt im Aussprechen eine gefährliche Minderung des Guten. Das gilt nicht bloß ethisch, sondern auch poetisch. Goethe hatte das oft genug erfahren. Sowie er von den Eingebungen guter Geister, von seinen Plänen und Entwürfen plauderte, stockte ihr Wachstum, sie gerieten in die Gefahr des Vertrocknens.

Wir wollen schließlich noch an zwei der berühmtesten Balladen die tiefe Symbolik, die Goethe in diese Gedichte versenkt hat, darlegen: am „Erlkönig“ und am „König in Thule“.

Die Symbolik des „Erlkönigs“ (1781, im Druck 1782) malt die Gewalt der unteren Götter über die schwachen Geister, denen sie sich in verführerischem Gewande nahen. Die schwachen Geister treten uns in der Gestalt des kranken Kindes entgegen. Werther hatte sein Herzchen gehalten wie ein krankes Kind und war dem Selbstmord verfallen. Von Lenz hatte Goethe 1776 geschrieben, er sei unter ihnen wie ein krankes Kind, und zwei Jahre später machte er Selbstmordversuche. Von Christel von Laßberg, welche ihren Tod in einer Umgebung fand, die stark an die Scenerie im Erlkönig erinnert, mochte Goethe auch urteilen, sie sei ein krankes Kind. Als nun 1779 „Erlkönigs Tochter“ in dem 2. Bande von Herders Volksliedern erschien, wird Goethe die dänische Ballade als geeignetes Bild für das in ihm ruhende Motiv erkannt haben, indem er Herrn Olaf in das kranke Kind und Erlkönigs Tochter, die ihm zu zart für die finsteren Erdgeister sein mochte, in den Erlkönig selbst umwandelte. Das Ganze wurde ein Seitenstück

zum „Fischer“, neben den es Goethe in der Sammlung seiner Gedichte gewiß nicht absichtslos stellte, sowie das Bewußtsein dieser Parallele ihn bestimmt haben wird, es der Fischerin (in dem gleichnamigen Singspiel) in den Mund zu legen, der Fischerin, die aus Verdruß über ihren Bräutigam nicht übel Lust hat, sich ins Wasser zu stürzen. Die Fischerin ist nun freilich kein krankes Kind, sondern ein sehr gesundes, aber gerade dadurch gibt sie uns einen Fingerzeig, daß Goethe den symbolischen Gehalt der Ballade noch weiter ausgedehnt wissen wollte.

Wir haben, um sogleich deutlich zu werden, etwas willkürlich von kranken Kindern gesprochen. Das Lied selbst spricht nur allgemein vom Kind, das wir uns allerdings — auch in Goethes Sinne — als krank vorstellen mögen. Aber hinter dem kranken Kind steht das Kind überhaupt. Solche — gesunde — Kinder sind die meisten Menschen. Sie sehen die Dinge nicht wie sie sind, sondern wie ihre von keiner strengen Sittlichkeit und Objektivität gezügelte Phantasie sie ihnen vorspiegelt. Diese Phantasie ist besonders erregbar, wenn die Menschen von irgend einer Angst heimgesucht werden. Dann erblicken sie überall Gespenster, böse Geister. So gleich in der „Fischerin“ der Fischer Niklas, ein handfester Bursche, der, von keiner Sentimentalität angekränkelt, sein Brot und seinen Branntwein vertilgt, und doch in der Angst um sein Dortchen schreien hört, wo alles still ist, und von Ahnungen, bösen Geistern sich foltern läßt, die bald als Wahngebilde in die Luft zerflattern. Solche Niklase sind die Menschen. Sie verlieren, ohne zu sterben, durch ihre Einbildungen das Leben. Und so stellt sich die innere Wahrheit des Liedes für die Kinder unter den Menschen ganz allgemein her.

Der „König in Thule“ (zwischen 1771 und 74). Der Keim der Erklärung liegt in dem goldenen und heiligen Becher. Der Becher ist die süß-schmerzliche Erinnerung, die ein großes Erlebnis hinterläßt. Goethe setzt hier als Sinnbild des großen Erlebnisses (gemäß seinen eigenen Erfahrungen) eine heiße, bedeutungsvolle Liebe. Sie gehört der Vergangenheit an. Die Geliebte ist tot.

Die Erinnerung noch ist süß, golden — denn sie ruft köstliche Bilder vors Auge, sie bringt die hohe sittliche Förderung, die der Liebende sofort und in dauernder Nachwirkung erfahren, zum Bewußtsein — deshalb geht dem König nichts darüber; und sie ist voller Schmerzen und heilig, — denn sie erinnert an eine entschwundene Zeit, an eine teure Verstorbene, an eine edle, durch ihre Reinheit und ihre Schmerzen geheiligte Persönlichkeit — deshalb gehen dem König die Augen über, so oft er sich in den Becher versenkt. Solche Erinnerungen kann man nicht vererben. Sie tauchen mit uns unter in den Ozean, der unser Leben umspült. —

Zu der Wahrheit, Echtheit, Gediegenheit und Tiefe gesellt sich als köstlicher Vorzug: die Innigkeit der Gedichte. „Innere Wärme, Seelenwärme — Mittelpunkt!“ hatte der feurige Jüngling in lapidaren Rhythmen als Forderung dem kaltherzigen Jahrhundert zugerufen. Sein Genius war Phoebus Apollo, die Sonne, die mit natürlicher Wärme den Menschen erfüllt, nicht Vater Bromius, Bacchus, durch den andere sich künstlich zu erhitzen suchten. „Wen Du nicht verlässest, Genius, Wirst im Schneegestöber wärmumhüllen!“ (Wanderers Sturmlied). „Allgegenwärt'ge Liebe durchglühst mich!“ (Pilgers Morgenlied). „Ich fühle, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz“ (Franz im Götz). Aus diesem vollen, heißen Herzen hat Goethe gedichtet, und darum haucht uns aus allen seinen Gedichten der warme, erquickende Atem der Innigkeit entgegen. Von dieser Innigkeit ist nicht bloß die eigentliche Lyrik, die Gefühlsdichtung, sondern auch, was mehr überrascht, seine Gedanken- und seine Balladendichtung getränkt.

Wohl haben auch andere Dichter ihre Gedanken mit hoher Begeisterung vorgetragen — Klopstock und Schiller stehen uns zunächst vor Augen —, trotzdem ist in ihren Gedichten im Vergleich zu Goethe etwas Kaltes. Wie kommt das? Goethe steht im begeisterten Schwunge eher hinter ihnen zurück. Wenn Klopstock und Schiller zu uns sprechen, glauben wir Prediger oder Philosophen zu hören, die wirken wollen und, um die edelste Wirkung

zu erreichen, ihren Gedanken die poetische Form geliehen haben. Anders Goethe; er will nicht Eindruck machen und denkt nicht an andere.

Wir fühlen, daß diese Gedankengedichte nicht Ergebnisse, oder doch nicht bloß Ergebnisse des spekulativen Geistes wie bei Schiller, oder einer etwas unklaren Ekstase wie bei Klopstock, sondern der Ertrag eines von der ganzen Seele mit Verstand und Vernunft, mit dem Herzen und den Augen erfaßten, mit Freuden und Schmerzen teuer bezahlten Lebens sind. Daher die tiefe, innige Wärme, die sie ausstrahlen, die leidenschaftliche Bildlichkeit, die sie belebt. Wir fühlen, daß der Verfasser sich von ihnen, nachdem sie geboren, nicht zurückgezogen hat. Wir fühlen ihn mit seinem liebenden Herzen unmittelbar gegenwärtig; zwischen ihm und ihnen bleibt ein persönliches Verhältnis. Dieser Zug geht durch die Gedankengedichte aller Epochen des Dichters: „Wanderers Sturmlied“, „Mahomets Gesang“, „Grenzen der Menschheit“, „das Göttliche“, „Proömion“, „Weltseele“, „Eins und Alles“, „Vermächtnis“, „Wiederfinden“, „Selige Sehnsucht“, die Krone und der Typus von allen.

Minder auffällig ist die Innigkeit, die wir an den erzählenden Gedichten gewahr werden. Der Dichter, wenn er sich über den gemeinen Bänkelsänger erhebt, kann sich des Anteils an den dargestellten Begebenheiten nicht entschlagen, und dieser Anteil muß hervortreten. Die meisten Dichter sind denn auch bestrebt, ihre eigene Mitbewegung ausdrücklich hervorzukehren. Und trotzdem, wie wenige teilen uns das Gefühl der Wärme mit, das Goethes Balladen ausströmen! Wo ist die Ballade, die sich mit der Braut von Korinth oder dem Gott und der Bajadere auch nur in ihrer Innigkeit vergleichen ließe!

Aber freilich, wer hatte seine Wärme und wer konnte sie so zum Ausdruck bringen? Ihm waren seine Stoffe nicht bloß Fabeln, die sich wirksam in Strophen vortragen ließen; sie waren ihm Gefäße, in denen er herzbewegende Erlebnisse barg.

So sind das „Heidenröslein“ und „der untreue Knabe“ —

beide Gedichte sind Volksliedern nachgebildet, die er im Elsaß für Herder gesammelt — treue Spiegelbilder seines Empfindens bei der Trennung von Friederike, „der Fischer“ (1778) ist Reflex einer echt Wertherischen und gewiß mehr als einmal empfundenen Sehnsucht, im kühlen, den Himmel spiegelnden Wasser aus der irdischen Todesglut zu wahrem Leben sich zu retten. „Gefunden“ (26. August 1813) kleidet die erste Begegnung mit Christiane in ein unschuldig trauliches Gleichnis; „Alexis und Dora“ (1796) gibt uns einen wundersamen Nachhall der zarten Wechselneigung zwischen ihm und der schönen Mailänderin, die, wie im Gedichte, erst im Augenblicke der Trennung sich offenbarte. „Der Sänger“ (1783) an des Königs Hofe leiht des schaffenden Dichters eigenstem Empfinden und Erfahren die typische Form.

Der persönlich erlebte Hintergrund der „Braut von Korinth“ ist ein doppelter: der engere ruht auf dem Gegensatz zwischen dem Dichter und den frommen Kreisen „an der Ostsee“; den Stolberg in Eutin, dem Reimarusschen Teezirkel in Hamburg mit ihrem Anhang, zu dem Fritz Jakobi und Schlosser, also nächste Freunde und Verwandte des Dichters zählten. Von ihnen war Goethe nicht lange vor Entstehung des Gedichtes als Heide bezeichnet, und in Eutin war überdies sein Wilhelm Meister als unsittlich verbrannt worden. Außerdem hatte er die Folgen des Irrglaubens, der von Individuum zu Individuum geht, des eingeschränktesten und verheerendsten Wahns in den letztverflossenen Jahren schwer empfunden. Eine falsche Vorstellung von ihm war bei Herders und Frau v. Stein aufgekeimt, und tausendfach geübte „Lieb und Treu wurde wie ein böses Unkraut ausgerauft“.

Der allgemeine Glaubensgegensatz zu den ihn befehdenden „Christen“ zeitigt eine zweite Frucht in der ersten „Walpurgisnacht“; er ist der „eine von den Druiden“, der bedauert, nächtlich den Allvater besingen zu müssen, und sich den Trost zuspricht:

„Doch ist es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz Dir bringen.“

Das dritte Gedicht, das diesen Gegensatz behandelt, „Groß ist die Diana der Epheser“ erwuchs aus der Abwehr gegen Jakobis Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung“ (1811).

Weiter ist der persönliche Anlaß hinreichend deutlich in „Der Gott und die Bajadere“. Es ist eine Umhüllung von Goethes Verhältnis zu Christiane, die der Weimarischen Gesellschaft, dem „Chor, das ohn' Erbarmen mehret ihres Herzens Not“, als Bajadere galt. Das andere, ebenfalls an indische Sagen und Vorstellungen sich anlehnende Gedicht „Paria“ — der Hauptmasse nach im Sommer 1816 vollendet — will, so scheint es, das mögliche Schicksal Mariannens von Willemer, die erst in Goethes Anblick wie die Frau des Bramanen in dem des göttlichen Jünglings, „inneres tiefstes Leben fühlte“, in blutiger Steigerung zeigen, um den Dichter in seinem Vorsatz, sie nicht wiederzusehen, zu bestärken, ähnlich wie er einst den Untergang Egmonts auf sich wirken ließ.

Der „Zauberlehrling“ (1797) hat neben der Weltbeobachtung mehr als eine persönliche Erfahrung zur Grundlage. Goethe ist darin ebensosehr der Lehrling, der die Geister unbedacht ruft, wie der Meister, der sie machtvoll in die Ecke weist. Er hatte in Straßburg, Frankfurt, Weimar Sturm und Drang entfesselt, und sah eben die Romantik aus derselben Saat in frecher Jugendausgelassenheit emporwuchern. Wie vor zwanzig Jahren, so mußte er jetzt alle Meisterkräfte anwenden, um sich von diesen Geistern, die ihn umlagerten, loszuringen und sie in ihre Schranken zu bannen. Aber noch in einem anderen, in den „Lehrjahren“ angedeuteten Sinne ist das Gedicht ein Bild für Selbsterlebtes. Lektüre, Denken, Leben schufen in dem Lehrling Goethe tausend Gestalten, die ihn umwirbelten, lockten, drängten, und weckten „tausend Empfindungen und Fähigkeiten“ — Einzelgeister seines großen Geistes, die nach Auslösung und Betätigung stürmisch verlangten. Aus diesem Überschwall rettete ihn immer nur sein Meisterzauberwort: Beschränkung. Wilhelm Lehrling und Wilhelm Meister in einer Person.

Wir wollen nicht weiter Goethes Balladen auf ihren persön-

lichen Gehalt verfolgen. Er ist auch nicht immer durchsichtig. Aber nach Goethes Andeutungen kann es nur wenige geben, wo er nicht vorhanden wäre. Wir werden z. B. nicht zweifeln, daß auch der „König in Thule“ mit Goethes Leben, oder bestimmter ausgedrückt, mit dem Sesenheimer tragischen Idyll in Verbindung zu bringen sei, und werden es dann verstehen, wie Goethe in seiner Biographie von diesem Gedicht und dem „untreuen Knaben“ sagen konnte, sie wären ihm damals, als er sie bei Fritz Jakobi im Sommer 1774 vortrug, noch ans Herz geknüpft gewesen und selten — nur in sehr sympathischer Gesellschaft — über die Lippen gekommen. —

Wenn wir weiter nach den Elementen der Schönheit von Goethes Gedichten suchen, stoßen wir auf das reizvolle Gebiet des Kontrastes. Wir haben hier nur den stofflichen Kontrast im Auge, nicht den, der aus der Kunst der Darstellung entspringt. Dieser stoffliche Kontrast fehlt bei andern Dichtern, auch im Volksliede, häufig. Gewöhnlich wird nur ein Ton angeschlagen, der das Gedicht in wechselnder Stärke durchzieht, Schmerz oder Freude, Ruhe, Behagen, Sehnsucht, Hoffnung u. s. w. Dagegen bei Goethe schwellen die verschiedensten Töne einander herrlich entgegen: Seelenstille und Leidenschaft, Freude und Schmerz, Glück und Unglück, Haß und Liebe, Entsagung und Begierde, Schuld und Unschuld, Schuld und Sühne, Verzagtheit und Mut, Schlaffheit und Tatkraft, Traum und Wirklichkeit, Vernunft und Phantasie, Lebensdrang und Schicksalsmacht, Kunst und Leben, Meisterschaft und Dilettantismus, Naivetät und Sentimentalität, Natur und Kultur, Eingeschränktheit und Weltweite, Jugend und Alter, Leben und Tod, Gegenwart und Vergangenheit, Christentum und Heidentum, Gott und Mensch, Gott und Welt, und wie all die Gegensätze heißen mögen, die die Brust der Menschheit bewegen. Sehr häufig vereinigen sich mehrere Kontraste und geben dem Gedichte verstärkten Puls und vertiefte Bedeutung. So spielen, um nur einige Beispiele zu nennen, in der „Braut von Korinth“ Christentum und Heidentum, Liebesglück und Liebesschmerz, Entsagung

und Begierde, Leben und Tod; oder im „Wandrer“ Natur und Kultur, Naivität und Sentimentalität, genügsame Beschränktheit und Sehnsucht ins Weite; oder in der fünfzehnten römischen Elegie Nord und Süd, Vergangenheit und Gegenwart, Einzelgeschick und Weltgeschichte wunderbar durcheinander und geben bald ergreifende, bald erhebende, bald liebliche, ernste und heitere Symphonien. Ja selbst im kleinsten Gedichte ist nicht selten mehr als ein Kontrast wirksam: so in der oben erwähnten kurzen Suleikastrophe Augenblick und Ewigkeit, Individuum und Gott, Jugend und Alter. Bisweilen ist der Kontrast nur angedeutet wie in dem Liede „Über allen Gipfeln ist Ruh“ (6. September 1780), wo erst der Schlußvers durch die Wörtchen: „warte“ und „balde“ uns verrät, daß es ein erregtes Herz ist, das sich zur Ruhe singt.

Ein besonders schön ausgeprägtes Relief erhalten die Kontraste, wenn sie an der Naturscenerie einen parallelen Untergrund haben. So in der „Schweizeralpe“, wo als Gegenbild der Jugend der braune Berggipfel, als Gegenbild des Alters der Schneegipfel erscheint, oder in der „Euphrosyne“, wo die Nacht die Totenklage begleitet, der Morgen neues Leben verkündet; oder in dem Dornburger Mondliede (1828), wo Schmerz und Seligkeit mit bewölktem und hellglänzendem Monde wechseln. —

Wenn wir von den Symphonien sprachen, die die Kontraste bilden, so haben wir damit schon ausgedrückt, daß der Dichter uns nicht in den Gegensätzen stecken, die Gegensätze nicht einander ausschließen, sondern ergänzen läßt, daß er mit einem Worte die scheinbaren Disharmonien der Welt und der eigenen Persönlichkeit in Harmonie auflöst. Er steht auf einer Warte, hoch genug, um von ihr aus in der Schuld die Unschuld, im Schmerz das Beglückende, im Glück das Schmerzliche, in der Einsamkeit die Fülle, in der Einfalt den Reichtum, im Verzicht den Gewinn, in der Sünde das Heil zu erkennen, um den Einklang von Haß und Liebe, Trennung und Wiedersehen, Leben und Tod, Gott und Welt und tausend anderen Gegensätzen zu sehen. Es ist deshalb aus seiner Brust heraus in den „Lehrjahren“ vom Dichter gesagt,

daß er von der Natur die Gabe des harmonischen Zusammenseins mit vielen oft unvereinbaren Dingen empfangen habe; daß während der Weltmensch entweder in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, — also beständig in einseitiger Gegensätzlichkeit sich bewegt — des Dichters Seele wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fortschreite und mit leisen Übergängen seine Harfe zu Freude und Leid stimme — also die Gegensätze harmonisch verbinde. Und noch klarer heißt es vom Dichter im Vorspiel zum Faust:

Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt;
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt? ...

Und wenn wir nach dem tiefsten Grunde dieser hohen Gabe des Dichters oder sagen wir sogleich Goethes fragen, es ist derselbe Grund, auf dem auch die lautere Wahrheit seiner Dichtung ruht, die heilige Kraft, die Welt als ein einheitliches göttliches Ganze zu sehen, in dem jeder Ton, jede Farbe ein notwendiges Element ist, ein Element, das nur in seiner allgemeinen Bedeutung, in seinem innigen Zusammenhange mit den anderen Elementen erfaßt zu werden braucht, um in herrlichen Accorden zu schlagen. Der Dichter wandelt aus dieser Anschauung heraus das wirre, öde Chaos in den belebten, schön geordneten Kosmos um. Daher die große Heiterkeit, der milde warme Glanz, die auf seinen Gedichten ruhen. Und wie er in ihnen durch die ihm strahlende Sonne Trauer, Schmerz, Pein überwindet, so auch in unseren Herzen.

Schön und treffend konnte deshalb der ihm so unähnliche Heine, der uns oft genug mit grellen Dissonanzen verabschiedet, Heiterkeit als das echteste Kennzeichen des Dichters hinstellen.

Ich erkannte unsern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen.
(Atta Troll.) —

Aber all das Schöne, Hohe und Tiefe, das Goethes Gedichte in sich bergen, kommt doch erst zur vollen Geltung durch die Kunst der Darstellung. Sie zeigt sich, um von Kleinerem zu schweigen, ebenso in der Feinheit, mit der der Dichter die Regungen des menschlichen Herzens bloßlegt, wie in dem Hauch von Stimmung, den er über das Einzelne und Ganze auszugießen versteht, in der Zartheit der Linienführung und des Kolorits, die alles Eckige und Harte meidet, in der geschickten Kontrastierung, die jede einzelne Farbe kräftiger heraushebt, in der knappen Lebendigkeit, mit der eine Situation sich vor uns auftut und entwickelt, in der sicheren Gegenständlichkeit, mit der er alles vor uns hinstellt.

Bei ihr wollen wir einen Augenblick verweilen. Es gibt eine doppelte Gegenständlichkeit. Die eine bietet uns feste deutliche Tatsachen, die unser Verstand leicht in ihrem (äußeren) Zusammenhange überblicken kann; durch sie sind z. B. alle Gedichte Uhlands ausgezeichnet. Die andere führt diese Tatsachen zugleich körperhaft uns vor, daß unser Auge sie erfassen kann. Goethes Gedichte besitzen beide Arten, obschon er in Gefahr war, mit der ersten zugleich die zweite zu verlieren. In Gefahr, nicht wegen zu großer Knappheit, wie in der „Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen" oder wegen des zu engen Anschlusses an das Erlebnis, wie in der „Harzreise", sondern wegen seiner Neigung zum Symbolismus. Goethe ist unter den Dichtern vielleicht der größte Symbolist, der je gelebt hat. Indem ihm jede Einzelheit in seinem Leben, in der Natur, in der Geschichte symbolisch, ein Gleichnis für ein Anderes, Ausgedehnteres, Höheres, Allgemeineres war, so legte er auch in seine Gedichte, die ja nur

ein Spiegel seines Innern waren, symbolischen Gehalt. Ja man kann sagen, ein Stoff reizte ihn erst zur Umwandlung in Poesie, wenn er einer tieferen, symbolischen Bedeutung fähig war. Das gilt auch von seinen subjektiven Gedichten, die scheinbar nur einen bestimmten Zustand seines Innern aussprechen. Er konnte mit Recht von ihnen sagen, daß jedem der Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht innewohne. Aber dieser Neigung zum Symbolisieren hielt das Bedürfnis nach bestimmter, deutlicher Anschauung das glücklichste Gegengewicht. Und während bei anderen Symbolisten schon ein bescheidener symbolischer Gehalt all ihre Poesie in schwankende, bleiche Nebelgebilde auflöst, ist die Dichtung Goethes bei tiefstem Gehalt von leuchtender Farbe und festestem Maß.

Während bei anderen durch den Symbolismus das Geschehnis zur Allegorie verblaßt und ohne das Verständnis dieser Allegorie interesselos wird, hat es bei Goethe ganz selbständige Bedeutung und bewegt, auch ohne daß wir den symbolischen Sinn erfassen, Sinn und Geist in hohem Grade. Die Ursache dieses Unterschiedes ist leicht zu erkennen. Andere gewinnen ihre Gedanken auf abstraktem, deduktivem Wege, Goethe auf konkretem, induktivem. Je deutlicher er das Ding sah, desto deutlicher ging ihm auch der geistige Inhalt auf, der in ihm liegt; und weil das Dichten selbst ihm ein Akt war, in dem er nach Verdeutlichung strebte, so suchte er die Dinge in der Dichtung erst recht so deutlich als möglich hinzustellen. In diesem Drang schien ihm das Wort, je älter er wurde, ein immer dürftigeres Mittel. „Ich möchte mir das Reden," sagte er einmal in späteren Jahren, „ganz abgewöhnen ... Es ist in ihm etwas Unnützes, Müßiges, Geckenhaftes .. Ich möchte wie die Natur in lauter Zeichnungen sprechen." Aber er unterschätzte die Kraft seines Wortes. Unter seiner Hand wandelt sich das Wort wunderbar zu Linie und Farbe, Bild und Körper, so daß mancher Maler und Bildhauer ihn — man denke z. B. an „Mignon" — um seine „Worte" beneiden könnte. Die Forderung, die er an den Dichter stellt: „Bilde Künstler, rede nicht, nur ein Hauch sei dein Gedicht!" verstand er herrlich zu erfüllen. Am glänzendsten für die Natur,

deren Sohn, Freund, Geliebten er sich frühzeitig nennt, deren charakteristische Züge, deren geheimstes Leben und Weben er schaute und fühlte. Mit ihr konnte er verständnisinnige Zwiesprache halten, ob er in Feld oder Garten, in Wald oder Höhle, im holden Tal oder auf schneebedeckten Höhen sich ihr nahte. „Die ganze Natur, jeder Grashalm redet zu ihm!“ Wir haben seine Naturbilder oft zu bewundern Gelegenheit gehabt, am bewunderungswürdigsten aber sind sie doch in der Lyrik, wo die Enge des Raumes ihn herausforderte, das Höchste mit den beschränktesten Mitteln zu leisten. Mit wenigen Zügen, oft nur mit einem einzigen („Füllest wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz“) zeichnet er Himmel und Erde, Meer und Gebirge, Bach und Strom, Wiese und Wald in den mannigfaltigen Stimmungen der Luft, des Tages, der Jahreszeiten so deutlich, daß wir sie greifbar vor uns sehen. Wir wollen diese Bilder hier nicht heraufbeschwören, sie stehen jedem lebendig vor Augen, der Goethe kennt. Nur für die Schilderungen des menschlichen Körpers, auf die man minder zu achten pflegt, seien einige Proben beigebracht. In „Hans Sachsens poetischer Sendung“ schildert er ein „holdes Mägdelein“:

Mit abgesenktem Haupt und Aug'
Sitzt's unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum,
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt . . .
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt.

Wer hat die stille, ahnende Mädchenknospe je so sprechend gemalt? — Oder im „Besuch“ ein realistisches Porträt: die bei der Arbeit auf dem Sofa eingeschlafene Geliebte:

Das Gestrickte mit den Nadeln ruhte
Zwischen den gefaltnen zarten Händen; . . .
Da betrachtet' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte: . . .

Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöst vom süßen Götterbalsam.

Oder wenn er vom schlafenden Kind im „Wandrer“ sagt:

„Wie's in himmlischer Gesundheit
Schwimmend ruhig atmet!“

Oder wenn er in der „Vollmondnacht“ die Regung der Lippen malt, die nach dem Kusse verlangen und ihre Sehnsucht doch nur verstohlen, kaum bewußt hinhauchen:

Herrin, sag', was heißt das Flüstern?
Was bewegt dir leis die Lippen?
Lispelst immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkst du deinen Mundgeschwistern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Oder die mit drei Worten gezeichnete innigste Umarmung der Liebenden in der „Braut von Korinth“: „Wechselhauch und Kuß! Liebesüberfluß!“

Besser aber als so gesondert betrachtet und abgelöst von den Organismen, an denen sie haften, werden wir die Kräfte der Goethischen Darstellungskunst erkennen, wenn wir sie in ihrer vereinigten lebendigen Wirkung betrachten. Wir wählen dazu ein Gedicht, das uns an Gedanken und Handlung wenig bietet und ähnlich wie Mignons „Kennst du das Land“ nur Stimmungslied ist: „Auf dem See“. Es hebt sehr lebendig und auffällig mit „und“ an. „Und frische Nahrung, neues Blut saug' ich aus freier Welt.“ Wir werden durch dieses „und“ mitten in eine Situation hineingerissen. Aus einer Kette von Empfindungen wird eine Hauptempfindung herausgehoben. Der Dichter ist in freier Welt. Er saugt frische Nahrung, neues Blut. Ein Kontrast-motiv wird angedeutet. Seine Lebensnahrung war ins Stocken

geraten. „Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält." Wir spüren als stillen Kontrast zu Natur die Menschen, an deren Busen er gelitten hat, und fühlen, daß freie Welt nicht bloß im Gegensatz zur Stadtenge, sondern auch zu irgend einer innern Gebundenheit steht. Dann wird die „freie Welt", in der er sich befindet, näher bezeichnet. „Die Welle wieget unsern Kahn im Rudertakt hinauf, Und Berge wolkig himmelan begegnen unserm Lauf." Er ist auf dem Wasser, dieses Wasser wird begrenzt durch Berge, deren Höhe durch das „wolkig" und noch mehr durch das „himmelan" als ungewöhnlich gekennzeichnet wird. Es braucht kaum mehr, um uns zu sagen, daß wir am Fuße der Alpen sind. Die Landschaft ist in großen Zügen gemalt. Aber wir empfangen doch noch ein Detail. Die „Welle", heißt es, wiegt den Kahn. Das Wasser ist demnach bewegt. Seine Bewegung verstärkt unsern Eindruck von der Frische der Natur, die auf den Dichter einwirkt. Sie wiegt h i n a u f. Das „hinauf" nicht willkürlich, sondern prägnant. Wir müssen uns auf einem Fluß oder einem flußdurchströmten See befinden, den wir aufwärts fahren. Außerdem wird der Kahn unser Kahn genannt. Der Dichter ist also nicht allein. Durch die Landschaftsschilderung sind neue Kontrastmomente eingeflochten, die unsere Phantasie gefällig anregen. Hier äußerlicher Natur: Wasser und Gebirge, das Niedere und Hohe, das Bewegte und Ruhige. Dramatische Unterbrechung. Die Fahrt wird nicht weiter beschrieben. Das Auge des Dichters versenkt sich in sich selber. Der Wechsel findet seine Resonanz in einem Wechsel des Rhythmus. „Aug', mein Aug', was sinkst du nieder? Goldne Träume, kommt ihr wieder?" — Was sind das für Träume? Da sie golden sind, und da sie ihn gewaltsam — mitten auf fröhlicher Lustfahrt — überfallen, werden es kaum andere als Liebesträume sein. Aber sie müssen ihm trotz ihres goldigen Glanzes wehe tun, denn er weist sie ab. „Weg du Traum, so gold du bist." Unsere Ahnung, daß er durch eine seelische Gebundenheit gelitten hat, wird nun bestätigt, „hier auch Lieb' und Leben ist". Was das „unser" schon andeutete, erfährt nähere

Bestimmung. Der Dichter ist in Gesellschaft, in lieber Gesellschaft. Aber kaum wird es eine neue Geliebte sein. Die Träume an die verlassene wären nicht so golden, und die neue Liebe würde nicht so kurz mit diesem einzigen Wort abgetan sein. Es sind nur Freunde. Neue Wendung. Wir kehren wieder zum Äußeren, zur Natur zurück, aber da durch das „Leben" eine Verknüpfung geschaffen ist, so erfährt das Versmaß nur eine leichte Variation. Dem Gold des Traumes war das Gold der Freundschaft, und wird jetzt das Gold der Landschaft, das ihm in die Augen blitzt, entgegengestellt. „Auf der Welle blinken tausend schwebende Sterne." Die Landschaft glänzt im hellen Sonnenschein, der uns nicht köstlicher und eindrucksvoller als durch diesen kurzen Strich vergegenwärtigt werden konnte. Tausend blinkende Sterne. Es muß ein weites Wasser, ein See sein, auf dem der Dichter sich wiegt. Von neuem wird der große Berghintergrund in kühnster Weise hingemalt. Er ist nicht mehr ganz derselbe wie vorher. Die Wolken haben sich verdünnt. „Weiche Nebel trinken rings die türmende Ferne." „Türmende." Zu dem Eindruck der Höhe empfangen wir jetzt auch eine Vorstellung von der Form der Berge. „Morgenwind umflügelt die beschattete Bucht." „Morgenwind", nicht der Ostwind, sondern der Wind des Vormittags. Die Morgenstimmung wird angedeutet. Er „umflügelt", streicht sanft um die Bucht herum und bewegt leise die Bäume, die die Bucht beschatten. Das Erwähnen der Bucht zeigt an, daß wir uns dem Ufer genähert haben, verkündet das nahe Ende der Fahrt und des Liedes. Dieses wird abgeschlossen mit einem Detail des Buchtbildes, „Und im See bespiegelt sich die reifende Frucht".

Der ganze dritte Teil des Liedes ist vollkommen objektiv hingestellt, von keiner Stimmungsäußerung begleitet, und doch fühlen wir deutlich die Stimmung heraus. Der Dichter dämpft schon durch die Rückkehr zur Landschaft die innere Bewegung, die der mittlere Teil hervorgerufen, und bringt durch den letzten Zug mit der inneren auch die äußere Bewegung in glücklichster Form zur vollen Ruhe. In der geschützten Bucht glätten sich die Wellen

zum klaren Spiegel, und in diesem erblicken wir das hoffnungsreichste Bild: die reifende Frucht. Hiermit ist in das flüchtige Liedchen eine tiefere Symbolik verwebt.

Wir haben die Schönheiten dieses kleinen Liedes aufzuzeigen versucht. Aber alle zusammen erklären noch immer nicht ganz die zauberische Anziehung, die es auf uns ausübt. Es muß noch etwas fehlen, was nicht ausgesprochen ist. Das ist die Musik des Liedes. Woher stammt sie? Ob aus dem Versmaß? Es macht freilich viel, wie es sich in Fall und Tempo wechselnd dem jeweiligen Inhalt schmeichelnd anschmiegt. Auch der Reim tut das Seine. Aber daß weder er noch das Versmaß hier und sonst bei Goethischen Gedichten, deren Wohllaut uns gefangen nimmt, den Ausschlag gibt, das läßt sich leicht aus Goethes Prosa beweisen, wo wir Stücke von nahezu gleichem musikalischen Reize finden. Und da man von der Prosa der Dichtwerke sagen könnte, sie sei mit Berechnung der gebundenen Rede angenähert, so verweisen wir auf die Briefe, bei denen der Dichter an nichts weniger als an eine künstlerische Wirkung dachte. Sie gehören mit höherem Rechte hierher, als es den Anschein hat. Denn tatsächlich ruht ein großer Teil Goethischer Lyrik in seinen Briefen. Solche Briefe und Briefstellen, die man Gedichte in Prosa nennen könnte, haben wir schon mehrfach in den Gang unserer Darstellung eingeflochten. Hier mag noch ein Schreiben aus einer Epoche, der wir nahe sind, angereiht sein, weil es auch seinem Inhalte nach ein Streiflicht auf manche Höhen Goethischen Geistes werfen kann, die uns in der Betrachtung seiner Lyrik aufgingen. Der Brief ist im Jahre 1823 an seine ferne Jugendfreundin, die Gräfin Auguste Stolberg, gerichtet, die nunmehr, eine Greisin mit schneeweißem Haar, die Witwe des Grafen Bernstorff war. Sie hatte nach jahrzehntelangem Schweigen, um Goethes Seelenheil besorgt, wieder zur Feder gegriffen und ihn in einem rührenden, seine Werke und sein Wirken aber schwer verkennenden Schreiben gebeten, von dem irdischen Treiben abzulassen und „seinen Blick und sein Herz zum Ewigen zu wenden“. Darauf erwiderte er:

„Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen teuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend .... Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue."

Man wird nicht leugnen, daß aus diesem Briefe eine sanfte Musik uns entgegentönt. Und da weder Versmaß noch Reim vorhanden, so fragen wir von neuem, woher quellen die Melodien, die Goethes Poesie und so viele Stücke seiner Prosa wunderbar und geheimnisvoll durchtönen? Ist es etwa der Lautklang der gewählten Worte? Über ihn gibt man sich großer Täuschung hin. Wie wenige Lautverbindungen fallen angenehm in unser Ohr! Die allermeisten sind gleichgültig, nicht wenige mißtönend. Man spreche sich ein Wort nach dem andern aus dem angeführten Briefe vor und frage sich, welches hat Wohlklang! Oder man prüfe die Worte höchst musikalischer Verse darauf! Hat „Welle", hat „blinken", hat „tausend", „schwebende", „Sterne" oder hat „füllest", „wieder",

„Busch“, „Tal“, „still“, „Nebelglanz“ an und für sich einen musikalischen Reiz? Gewiß nicht. Aber wenn es nicht ihr Lautklang ist, der uns melodisch tönt, so ihre Bedeutung, die Bedeutung der einzelnen und noch mehr der verbundenen Worte. Sie erzeugen in uns Vorstellungen, erwecken Bilder und Gedanken, die wie liebliche Harmonien uns ins Ohr fallen. Das ist der Hauptgrund der Goethischen Wortmusik.

Und wenn wir fragen, wie kommt gerade Goethes Dichtung und Prosa diese Musik in besonderem Maße zu? so können wir darauf nur von neuem antworten: weil er die größte Harmonie des Geistes besaß, der sich alles zusammenstimmend ordnete. Diese Harmonie des Geistes glänzt in der Lyrik zumal als Harmonie des Auges und des Gemütes. Da also das wesentliche Element Goethischer Sprachmusik rein geistiger, wir können sagen, metaphysischer Art ist, so wird es begreiflich, weshalb es für die Komponisten so schwer ist, sie ins Materielle zu übertragen. Sie müssen die gleiche Harmonie in ihr Schaffen hineinlegen oder sie unterliegen. Die Goethische Geistesharmonie bildet sich im Sprachkleide entsprechenden Ausdruck durch die Wortwahl (Stärke und Milde, sinnliche Kraft des Ausdrucks) und den Wortfall, der in der Prosa sich in der Rhythmik des Satzbaues zeigt. In der Poesie kommen als unterstützende Elemente hinzu Vers- und Strophenbau, häufig auch der Reim, selten die Alliteration.

Die Fülle der Formen, zu denen Goethe beim Vers- und Strophenbau greift, entspricht nahezu der Fülle von Motiven und Stimmungen, die seine Lyrik vor uns ausbreitet. Er erprobte die geläufigsten Formen, die die deutsche Literatur vom 16. bis 18. Jahrhundert hervorgebracht hatte, schritt weiter zu den Alten, von diesen zu den Romanen,*) um endlich auch orientalische Rhythmen sich tributpflichtig zu machen. Aber alle überlieferten und alle neu erfundenen Formen gestaltete er frei nach dem Genius der Sprache und nach dem Bedürfnisse des Gedichts. Es war ihm unerträg-

*) Stanze, Sonett, Terzine.

lich, sich in Fesseln schlagen zu lassen, und lieber baute er nach den Begriffen der Metriker schlechte Verse und ungenaue Strophen, als daß er der Sprache, dem Stoff und der Stimmung Gewalt angetan hätte. Denn die Form war ihm nicht etwas, was von außen an das Lied herangebracht werden konnte, vielmehr eine innere Notwendigkeit, ein aus der Natur des Liedes Herausgewachsenes. So wenig ein Baum ohne Rinde wächst, so wenig wuchs ihm ein Lied ohne Rhythmus. „Der Takt kommt aus der poetischen Stimmung wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zu stande" (zu Eckermann, April 1829). Ja, es konnte geschehen, daß der Rhythmus da war, noch ehe ein Text sich gestaltet hatte. So erzählt er in den Wanderjahren unter der Maske Wilhelms: „Mir scheint oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich beim Wandern jedesmal im Takt bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andre Weise gefällig vergegenwärtigt."

Eben deshalb sind auch seine echtesten lyrischen Gedichte nur in der Form denkbar, in der er sie uns gegeben hat. Wir würden glauben, ihre Substanz zu vernichten, wenn wir sie in andere Form brächten. —

So groß der Reichtum an Formen, so unübersehbar der an Motiven ist und wir haben ganze weite Gruppen, wie die humoristisch-satirische, nicht einmal berühren können, so haben wir doch das Gefühl, er könnte noch größer, er könnte unendlich sein. Wir haben das Gefühl, daß Lücken nur vorhanden sind infolge der Begrenztheit menschlichen Lebens und menschlicher Kraft. Es ist halb äußere Notwendigkeit, halb Zufall, der sie beschränkt. Anders bei den Stimmungen. Hier erkennen wir einzelne Lücken als innere Notwendigkeit, als Folgen von Goethes Geistesorganisation an. Es fehlt der Goethischen Lyrik das Traulich-Gemütliche, das Demütig-Fromme und das spezifisch Vaterländische, dieses in einem doppelten Sinne: wir vermissen sowohl den intim-

sten Hauch deutscher Landschaft und deutschen Kleinlebens als die politisch-patriotische Begeisterung. Es sind das Stimmungen, wie sie Voß, Hölty, der jüngere Stolberg, Uhland, Eichendorff, Schenkendorf, Mörike und andere gepflegt haben, und wie sie Ludwig Richter und Schwind in ihren Bildern wiedergespiegelt haben. Jene Mängel entspringen den Kehrseiten seiner Vorzüge. Goethe war zu sehr Weltbewohner, um sich in die Poesie der Erker und Winkel des deutschen Hauses tiefer und gesondert vom Weltzusammenhange einzuleben — das prägt sich selbst in Hermann und Dorothea aus —, war eine zu sehr von Gott als Tatkraft erfüllte Natur, um anderswo als in sich selbst und im Wirken Trost und Frömmigkeit zu finden, war eine zu feurig bewegte Kraft, um in träumerischem Hindämmern das Sinnig-Gemütliche des kleinen Kreises, des eingeschränkten Individuums zum treibenden Motiv eines poetischen Ganzen in sich werden zu lassen. Daher denn auch nirgends in seinen Liedern die tiefe, vollkommene Ruhe, die das volksmäßige Lied durchdringt. Es ist immer ein Gegensatz dabei, wie wir uns überzeugt haben. Dichtet er doch, um aus dem Ausgleich der Gegensätze die Harmonie zu gewinnen.

Und wenn uns das Volkslied so anmutet, als ob der auf dem Fruchtfelde stehende Baum, der durch die Wiese schleichende Bach, der von Binsen umsäumte glatte Teich, die träumerische, bunte Haide sich aussänge, so ist es bei Goethe, als ob der rauschende Wald, der bewegte See, der dahinflutende Strom, die von Sonnenstrahlen blitzende und vom Lerchenschlag belebte Flur ihre Weisen ertönen ließen.

Und so wird manchen Individualitäten und manchen Stimmungen unsere stillere, volksmäßige Lyrik, andern wohl auch eine gewaltsam gespannte und stärker gewürzte Kunst gemäßer sein. Aber nicht nur die Meisten, auch die Tüchtigsten und Reifsten, werden in Stunden, da es sie drängt, sich aus dem trüben Wirrsal des Alltags in reine hohe Luft zu erheben mit dem Gefühl der Sehnsucht nach Goethes Gedichten greifen und sie mit dem Bewußtsein tiefer Beruhigung, der Versöhnung mit der Welt, des

frisch erworbenen Lebensmutes aus der Hand legen. Man wird bei wiederholter Rückkehr zu ihnen immer wieder die Wahrnehmung machen, daß sie stets neue Saiten anschlagen, neue Ausblicke eröffnen, neue Tiefen enthüllen. So wachsen sie einem jeden im Fortgang seines Lebens an Bedeutung. Und wie dem einzelnen, so der Gesamtheit. Die Lyrik Goethes ist heute eine ungleich größere Macht im Geistesleben der Nation als vor hundert Jahren und man kann ohne Kühnheit voraussagen, daß sich die Hoffnung des Dichters erfüllen wird, die er in inniger Stunde ausgesprochen:

Wisset nur, daß Dichterworte
Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

---

15. Goethe als Naturforscher.

Das Einzigartige der Persönlichkeit Goethes beruht im letzten Grunde auf der innigen Harmonie seiner Naturerforschung und seines Kunstlebens. Beide Richtungen seines Schaffens, die künstlerische wie die naturwissenschaftliche, entspringen derselben Quelle, stehen in lebendiger Wechselwirkung zueinander und durchdringen sich gegenseitig. Nur unter diesem Gesichtspunkte wird es begreiflich, daß mehr als fünfzig Jahre dieses köstlichen Lebens der Naturwissenschaft geweiht waren, ohne kaum jemals eine Unterbrechung zu erleiden. Goethe hat die Anlässe, die ihn zu diesem oder jenem Naturstudium geführt haben, selbst erzählt, aber man darf getrost behaupten, daß diese Anlässe zufällige und nicht an und für sich bestimmend waren, daß er vielmehr unter allen Umständen auch Naturforscher geworden wäre, denn er war aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise zur Natur hingelenkt worden. Fühlte er doch, wie er in Dichtung und Wahrheit berichtet, schon seit seinen frühesten Zeiten einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge, und daß dies Wahrheit und nicht Dichtung ist, erkennen wir daraus, daß der junge Freund der freien Künste und schönen Wissenschaften und Studiosus der Rechte in Leipzig und noch mehr in Straßburg wohl am eifrigsten naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, Anatomie trieb und sogar das Klinikum und einen Kursus über Geburtshilfe besuchte. Von einem grenzenlosen Wissenstriebe beseelt, wurde er in diesen Bemühungen überdies durch seinen Umgang, der in Leipzig wie in Straßburg

ja zumeist aus Medizinern bestand, festgehalten, und er war darin um so fleißiger, als er sich das Ansehen und Zutrauen, das er sich alsbald bei seiner Straßburger „Sozietät“ durch seine „wunderlichen Vor- oder vielmehr Überkenntnisse“ erworben hatte, zu erhalten gedachte.

Diese Studien befähigten ihn zur Mitarbeit an Lavaters Physiognomischen Fragmenten, die insofern von großem, Richtung gebendem Einfluß war, als Goethe hierdurch in dasjenige Wissensgebiet wieder eingeführt ward, auf dem ihm Entdeckungen von fundamentalster Bedeutung vorbehalten waren, in die Anatomie und insbesondere in die Osteologie. Lavater drang bei der Physiognomik auf vorzugsweise Berücksichtigung der harten Teile der Organisation, der Knochengebilde, und diese Überzeugung drückt auch Goethe in seinen Beiträgen über Tierschädel (1776) aus, daß man an dem Unterschied der Schädel am stärksten sehen kann, „wie die Knochen die Grundfesten der Bildung sind und die Eigenschaften eines Geschöpfs umfassen. Die beweglichen Teile formen sich nach ihnen, eigentlicher zu sagen mit ihnen und treiben ihr Spiel nur insoweit es die festen vergönnen.“

Es ist nichts in der Haut,
Was nicht im Knochen ist.

Wie wäre es, wenn auch ein Goethe „in wenig Tagen vieles fassen“ kann, ohne diese Vorarbeiten möglich gewesen, daß er in acht Tagen Osteologie und Myologie, die ihm Loder in Jena Ende Oktober 1781 zu demonstrieren begonnen hatte, so weit zu beherrschen vermochte, daß bald darauf aus dem Lernenden ein Lehrender wurde und er Vorlesungen in der Zeichenakademie über den Knochenbau des menschlichen Körpers halten konnte! Bei diesen Studien mochten ihn demnach zunächst künstlerische Interessen und Ziele leiten. Aber je tiefer er in den Stoff eindrang, je vertrauter ihm diese Kenntnis auch durch den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den gelehrtesten Anatomen seiner Zeit wurde, — gefördert insbesondere durch Merck, der, wenngleich nur Liebhaber, doch eine

ausgezeichnete Kenntnis der Osteologie besaß, bei den Fachgelehrten in hohem Ansehen stand und wie Goethe selbst ein ebenso leidenschaftlicher wie glücklicher Sammler war — desto mehr fesselte unseren Dichter die Osteologie von der wissenschaftlichen Seite. Hier gelang ihm im Frühjahr 1784, wahrscheinlich am 27. März, die Entdeckung eines Knöchleins im Oberkiefer, das dem Menschen abgestritten wurde, und er empfindet darüber eine solche Freude, daß sich ihm „alle Eingeweide bewegen". Und an Herder schreibt er: Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit einem Glück bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber, was mir unsägliche Freude macht, das os intermaxillare am Menschen!

War das Knöchlein einer solchen begeisterten Freude wert? Die Antwort auf diese Frage kann nur gegeben, der innere Wert, den diese Entdeckung für Goethe hatte, kann nur verstanden werden, wenn sie auf dem Hintergrunde seiner gesamten Naturanschauung betrachtet wird.

Schon in der Straßburger Zeit oder am Ende noch früher hatte Goethe das Wehen des Spinozaschen Genius verspürt, nicht durch ihn selbst, sondern durch einen Geistesverwandten, Giordano Bruno. Er will, wie er in seinen „Ephemerides" bemerkt, Gott und Natur nicht trennen, vielmehr Gott mit der Welt verknüpfen. Denn alles, was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes, da Gott das einzige Wirkliche ist und alles umfaßt. Solche pantheistische Neigungen verraten sich bereits in dem Knaben, in der Art, wie er sich „dem großen Gotte der Natur" unmittelbar zu nähern, ihn in der Natur und durch die Natur zu verehren suchte. Der jugendliche Priester baut ihm einen Altar aus den besten Stufen einer Mineraliensammlung, „den Abgeordneten der Natur", und entzündet nach Sonnenaufgang vermittels eines Brennglases die Opferflamme wohlduftender Räucherkerzen.

Als Goethe in späteren Jahren über seine erste Bekanntschaft mit Spinozas Ethik berichtete, wußte er keine Rechenschaft zu geben, was er sich aus dem Werke herausgelesen, was er in

dasselbe hineingelesen haben mochte; aber es unterliegt wohl nach der eben erwähnten Aufzeichnung keinem Zweifel, daß die Idee der Einheit des Alls, die er hier mit durchdringendster Verstandesschärfe, verbunden mit der grenzenlosesten Uneigennützigkeit und reiner Menschlichkeit, ausgesprochen fand, es war, die ihn vom ersten Augenblicke in den Bann dieses Weisen schlug, der sich zu dem „Gipfel des Denkens hervorgehoben“ hatte. Denn Goethes Wesen war ganz davon erfüllt, und so fand er hier sich selbst in „notwendiger Wahlverwandtschaft“ wieder, und die Richtung seines Geistes, den Einheitsgedanken in der gesamten Natur, im All anzuschauen, gegründet; hier gewann er die Sicherheit des wissenschaftlichen Bewußtseins über seine eigene Naturauffassung:

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart.

Dieser Alleinheit gegenüber bildet die Einheit der organischen Welt einen speziellen Fall. Aber ein anderes ist es, diesen Gedanken in seiner Allgemeinheit zu fassen, ein anderes, ihn bei jeder Einzelerscheinung mit der Konsequenz der Natur selbst festzuhalten, ihn überall der Natur gleichsam nachzudenken und in jeder Einzelerscheinung die Manifestation des ihr innewohnenden Gesetzes anzuschauen. Goethes großartige Naturbetrachtung aber beruht eben darauf, daß er seiner Geistesart gemäß gar nicht anders konnte, als in dem einzelnen Fall zugleich das Allgemeine anzuschauen. Jedes ihrer Werke, heißt es in dem wundervollen Hymnus „Die Natur“, hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff und doch macht alles Eins aus. Und so suchte Goethe überall die Wirklichkeit im höchsten Sinne des Wortes, nicht die Wirklichkeit der bloßen Erscheinung, sondern die Wirklichkeit als Erfüllung des Gesetzes. Diese Art der Naturbetrachtung entsprang seinem innersten Wesen. Sein Denkvermögen war, man muß immer wieder auf das glückliche Wort Heinroths weisen, gegenständlich tätig, womit gesagt sein soll, daß sein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, „daß die Elemente der Gegen-

stände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden.“ Sie werden gleichsam zu einem Licht in seinem Innern, das durch Reflexion nach außen die Gegenstände bestrahlt und erhellt.

Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.

Und wenn Goethe sich nun von dem Boden der Erfahrung aus zu der Anschauung emporgehoben hatte, daß die höhere Tierwelt bis zum Menschen herauf nach einem einheitlichen Bilde geformt sei, so mußte es ihm unmöglich erscheinen, daß die Natur sich in einem Punkte untreu werden konnte. Ihm konnte der einem jeden sich aufdrängende äußere Eindruck nicht genügen, er mußte Ernst machen mit dem Gedanken, daß „der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt“ sei. Nur von solcher Warte aus konnte es gelingen, daß das Dichterauge erspähte, was die in derartigen Beobachtungen und Untersuchungen ein Leben lang Geübten und Erfahrenen nicht sahen. Wie wäre es denkbar, daß der Mensch, der doch Schneidezähne hat, des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefügt stehen! Allein die Anatomen und ausgezeichneten Forscher jener Zeit leugneten nicht nur hartnäckig die Existenz des Zwischenkieferknochens beim Menschen, sondern ihre Befangenheit ging sogar so weit, daß sie die Konsequenz des Knochenbaues, freilich ohne sich des allgemeinen Gesetzes bewußt zu sein, an Tieren nachwiesen, die, obschon ihnen keine Schneidezähne in der oberen Kinnlade gewachsen sind, dennoch den Intermaxillarknochen haben, und der Mensch, der Schneidezähne besitzt, sollte des Knochens, der sie trägt, ermangeln!

Goethe dagegen hatte einen zu tiefen Blick in den Bau der Tierwelt und in das Naturwirken getan, um zweifeln zu können, daß die Natur ihre großen Maximen nicht fahren läßt, er erkannte und bewunderte ihre Gewandtheit, wodurch sie, obgleich auf wenige

Grundmaximen eingeschränkt, das Mannigfaltigste hervorzubringen weiß. Darin besteht ihm „die große Freitätigkeit der Natur, daß sie gewisse Organe verbergen, andere zur größten Evidenz bringen und umgekehrt mit dem einen wie mit dem andern auf gleiche Weise verfahren kann“. Der Zwischenkieferknochen war ein glänzendes Beispiel, an dem Goethe zuerst die große Freitätigkeit der Natur illustrieren konnte, wie einige Jahre darauf an der Metamorphose der Pflanzen. In seinem „Specimen“, wie er die kleine Abhandlung über den Zwischenknochen im Briefe an Merck vom 19. Dezember 1784 nennt, die in Wahrheit als ein Specimen, ein Muster wissenschaftlicher Darstellung erscheint, weist er nicht bloß die Existenz dieses Knochens beim Menschen nach, sondern zeigt auch, wie derselbe je nach der Gestalt der Tiere, der Bildung der Zähne und nach Art der Nahrung verschieden gestaltet ist, bei den einen sich vorwärts streckt, bei den anderen sich zurückzieht und sich zuletzt im edelsten Geschöpfe, dem Menschen, „aus Furcht, tierische Gefräßigkeit zu verraten, schamhaft verberge“.

> Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Tieres,
> Und die Weise zu leben, sie wirkt auf alle Gestalten
> Mächtig zurück.

Aber leicht war die Entdeckung nicht zu machen; denn sonst hätte sie nicht jahrhundertelang eine Streitfrage bleiben können. Die Schwierigkeit, die Wahrheit zu erkennen, lag darin, daß der Knochen bei ausgewachsenen Schädeln völlig verwachsen ist und nur bei jungen dem aufmerksamen Beobachter Nähte von der Seite sichtbar sind. Goethe gelangte zu seiner Entdeckung auf dem Wege der Vergleichung von Tier- und Menschenschädeln verschiedenen Alters, und in dieser Methode der Vergleichung, die nicht am Äußeren haftet, sondern in den Bau und die Struktur der untersuchten Gebilde eindringt, liegt eine weitere wesentliche Bedeutung seines Fundes. Der Knochen konnte nicht fehlen, er mußte da sein, die Übereinstimmung des Ganzen forderte ihn. So hatte sich dem Straßburger Studenten aus der An-

schauung des gewaltigen Bauwerkes der ursprüngliche Plan des Künstlers, den Turm mit einer fünfspitzigen Krone zu versehen, offenbart!

Goethe war sich dessen voll bewußt, daß seine Untersuchung für die Wissenschaft vorbildlich sei, daß sie ein großes Prinzip zum Ausdruck bringe, den Gedanken von der Konsequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch, daß damit der Weg zu tieferen Einblicken in den Bau der Tierwelt und zu freieren Ausblicken in das große Ganze der Natur gewiesen sei. Wie artig sich von diesem einzelnen Knöchlein, schreibt er an Merck, wird auf die übrige vergleichende Knochenlehre ausgehen lassen, kannst Du wohl einsehen und wird sich in der Folge mehr zeigen. „Man könnte alsdann mehr ins einzelne gehen und bei genauer stufenweiser Vergleichung mehrerer Tiere vom Einfachsten auf das Zusammengesetztere, vom Kleinen und Eingeengten auf das Ungeheure und Ausgedehnte fortschreiten."

Goethes Interesse für diesen Gegenstand war aber noch von einer anderen Seite erregt. Die gefeiertsten Anatomen seiner Zeit, Blumenbach, Camper, Sömmerring, wollten in dem vermeintlichen Fehlen des Zwischenknochens das einzige Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Affe erblicken, und eben deshalb hatte diese alte Streitfrage die Geister damals von neuem lebhaft ergriffen. Demgegenüber spricht Goethe die Überzeugung aus, daß man den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts einzelnem finden könne. „Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studieren muß; sonst ist jedes einzelne ein toter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist diese kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darinnen verborgen liegt." Goethe war so glücklich nachzuweisen, daß schon bei Affen sich Fälle finden,

wo der Zwischenknochen so verwachsen ist, daß die äußere Sutur kaum sichtbar ist.

Allein alle Bemühungen, die Fachgelehrten, mit Ausnahme seines Lehrers Loder, von seiner Entdeckung zu überzeugen, scheiterten. Es war dem Dichter vorerst nicht beschieden, sich mit seiner „Inauguraldisputation“ bei dem „docto corpore“ der Anatomen zu „legitimieren“. Sie ging am 19. Dezember 1784 zunächst nach Darmstadt an Merck, nach Kassel an Sömmerring und endlich nach Stavoren in Holland, wo sie Camper, der damals gepriesenste Anatom, da sie durch Gelegenheit geschickt wurde, erst Mitte September 1785, also dreiviertel Jahre später in Empfang nahm. Höchst mühevolle, aber klare Zeichnungen der von Goethe untersuchten Schädel sollten die Verschiedenheit des Knochens, der sich zwischen die zwei Hälften des Oberkiefers einschiebt, bei verschiedenen Tieren und dessen Existenz beim Menschen zur Anschauung bringen, und sie wiesen verschiedene Fälle auf, wo dieser Knochen auch bei Tieren zum Teil oder ganz verwachsen ist. Der Verfasser war nicht genannt, und Camper unterwarf die Abhandlung mit aller Unbestochenheit einer eingehenden Prüfung, untersuchte neuerdings Schädel verschiedenen Alters, aber er blieb dabei, der Mensch habe keinen Zwischenknochen. Er bestätigte im übrigen alle Beobachtungen Goethes, auch die am Walroß, an dem man den Knochen ebenfalls infolge seiner zusammengedrängten, mißgestalteten Form nicht erkannte, und dem man auch Schneidezähne absprach. Goethe bemerkte, daß man dem Walroß nach der Beschaffenheit des Knochens vier Schneidezähne zueignen müsse. Camper findet auch diese Bemerkung richtig, und über den Zwischenknochen schreibt er an Merck: Votre ami, je suppose Mr. Goethe, nous a mis en train et à l'examen d'un os, qui serait resté inconnu dans le morse, si nous n'avions pas eu ces éclaircissements, — aber das, worauf es Goethe zu allermeist ankam, leugnete er beharrlich: L'os intermaxillaire n'existe pas dans l'homme. Und von Sömmerring hatte Goethe, wie er an Merck schreibt, „einen sehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe!“

Bei solchem Widerspruch der Fachgelehrten verlor Goethe die Lust, seine Abhandlung zu veröffentlichen. Loder machte die Entdeckung in seinem anatomischen Handbuche 1788 der wissenschaftlichen Welt bekannt; allmählich bekehrten sich auch Sömmering und Blumenbach, aber es währte fast vierzig Jahre, ehe Goethes Entdeckung zu voller Anerkennung gelangte. Er selbst veröffentlichte die kleine Schrift mit bedeutenden Zusätzen erst 1820 in den Heften Zur Naturwissenschaft, und erst ein Jahr vor seinem Tode hatte er die späte Freude, sie nebst den Zeichnungen in den Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher wieder abgedruckt zu sehen.

Goethe ließ sich indes nicht beirren, er wußte bereits vorher, daß er auf dem rechten Wege, nach Herders Ausspruch, dem wahren Naturwege sei, und daß ihm von nun an nichts verloren gehe. Seine naturwissenschaftliche Tätigkeit erweitert sich von Tag zu Tag, aber vor allem hatte ihn nun das Pflanzenreich in seinen Bannkreis gerufen. Gleich bei seinem Eintritt in Weimar wird das Interesse für die Pflanzenwelt, zum Teil durch seine amtlichen Pflichten darauf hingewiesen, in ihm lebendig. In der freien Werkstätte der Natur, in Feld und Flur, Wald und Jagdgrund liegen die Anfänge seiner Studien, die durch die fürstlichen Gartenanlagen und das Verlangen, den eigenen Garten aus eigenem Können zu verschönern, reichliche Nahrung fanden. Schon im Jahre 1778 finden wir ihn mit Beobachtungen der Moose beschäftigt; erst später griff er zu Büchern, aus denen er einmal nichts lernen kann, sondern die er erst zu nutzen versteht, nachdem er sich selbst lange genug in der Natur umgeschaut und einiges von ihrem Wirken abgelauscht. Seit dem Jahre 1785 hatte ihn die Pflanzenwelt ganz. Bald hatte er auch „in der Botanik gar hübsche Entdeckungen und Kombinationen gemacht, die manches berichtigen und aufklären“. Aber nicht auf Entdeckung von Einzelheiten ging er aus, sondern hier wie überall auf die Auffindung eines allgemeinen Grundgesetzes, auf das sich die Erscheinungen zurückführen lassen. Darauf war seine „produktive Leidenschaft“, die ihn für die Naturwissenschaften

erfaßt hatte, hingelenkt. Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sich ihm das bunte Gewühl der „stillreizenden Naturkinder“ auf, und wenn es bis dahin nur seine Sinne erfreut hatte, so bemächtigt es sich nun seines Geistes, seiner Seele. Gewann doch alles, was er in der Natur erschaute, für ihn, wie er in zahlreichen Aussprüchen bekennt, den Charakter des Erlebten! Denn Außen- und Innenwelt hängen bei ihm aufs innigste zusammen, „er hatte beide niemals gesondert“; in diesem Einssein und in der Art, wie er „das Produktive mit dem Historischen zu verbinden“ weiß, liegt der unerschöpfliche Reiz der Darstellungen seines Naturerkennens, mit denen es ihm ebenso ging wie mit seinen Gedichten: „Ich machte sie nicht, sondern sie machten mich.“ So schreibt er am 9. Juli 1786 an die Freundin: „Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüte, ich kann es nicht einen Augenblick los werden, mache aber auch schöne Fortschritte,“ und Tags darauf: „Am meisten freut mich jetzo das Pflanzenwesen, das mich verfolgt, und das ist's recht, wie einem eine Sache zu eigen wird. Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann.“

Diese Vorahnung der Metamorphose, die ihm „damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte,“ begleitete ihn über die Alpen. In Italien, dem formreichen, erblickte er eine Fülle und Mannigfaltigkeit drängenden Lebens unter freiem Himmel froh und frisch beisammen, das in der nordischen Heimat kaum in der Enge der Treibhäuser gesondert zu finden war, dort fand er alles aufgeschlossener und entwickelter, manches, was er hier nur vermutete und mit dem Mikroskop suchte, mit bloßem Auge als eine zweifellose Gewißheit. So mächtig hatte ihn das Pflanzenwesen gefaßt, daß es seine dichterischen Träume mehr als einmal verdrängte. Den Plan der Nausikaa weiter durchzudenken geht er in Palermo nach dem öffentlichen Garten, aber die Gedanken, die die Pflanzenfülle in ihm wiederum anregte, störten seinen poetischen Vorsatz: „Der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte

sich aufgetan." Er hatte genug in dem Weltgarten geschaut, gedacht, nun konnte er die gereifte Frucht pflücken. Wahrlich nicht mühelos fiel sie ihm zu, dagegen verwahrt er sich in späteren Jahren — welche Reihe von Anschauung und Nachdenken, ruft er aus, verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging! — aber nun entwickelt sich alles von innen heraus, und in Sizilien, am Ziel seiner „Flucht", steht ihm der Gedanke der Metamorphose der Pflanzen klar vor Seele und Sinn und „begeistete" ihm den Aufenthalt von Neapel und Sizilien.

Mit der kleinen Schrift, die unter dem Titel, Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, 1790 erschien, diesem Epos des Werdens der höheren Gewächse, wie Alfred Kirchhoff dieselbe treffend nennt, offenbarte Goethe der wissenschaftlichen Welt einen Gedanken von fortwirkender Schöpferkraft; damit wollte er „die mannigfaltigen, besonderen Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Prinzip zurückführen," und man darf sagen, daß erst unser Dichter die Botanik und mit ihr zugleich die Zoologie zum Range einer wirklichen Wissenschaft emporgehoben hat. Bis dahin bestanden diese Disziplinen lediglich in einer erfahrungsmäßigen Beschreibung, im Sammeln und Ordnen, im Unterscheiden und Trennen. Wie, um bei der Botanik zu bleiben, die Pflanze in ihrer Totalität, so betrachtete man jedes Organ derselben nur als fertiges, von allen anderen unterschiedenes. Goethe aber hatte vergleichende Anatomie getrieben, vergleichende Knochenlehre, auf diesem Wege war es ihm hier gegönnt schöne Entdeckungen zu machen, was lag näher, als daß er, sobald er diesem Gebiete sich zuwandte, vergleichende Botanik trieb? Daß er, ebenso wie verschiedene Pflanzen miteinander, die Organe einer einzelnen Pflanze unter sich einer vergleichenden Beobachtung unterzog? So mußte er die Pflanze in ihrem Werden und Wachsen belauschen, in „ihrer Entwickelung aus dem Samenkorn bis zur neuen Bildung desselben" (§ 84), und er erkannte mit genialem Blick, daß Samenblatt, Stengelblatt, Kelchblatt, Blumenblatt, Staubfäden, kurz, um den in der modernen Wissenschaft

üblichen Ausdruck zu gebrauchen, alle Anhangsgebilde oder Seitenorgane der Pflanzenachse nur umgestaltete oder metamorphosierte Blätter, daß also alle jene Gebilde einer höheren Pflanze — denn nur von solchen handelt Goethes Metamorphosenlehre — auf ein Grundorgan zurückzuführen seien, welches er Blatt nennt. Gewohnt, jede Äußerung der Natur im Zusammenhang mit anderen zu betrachten, in der Überzeugung, ihr nur auf diese Weise ihre Geheimnisse entlocken zu können, richtete er seine Aufmerksamkeit auf von der Norm abweichende Bildungen, auf gewisse Monstrositäten, beispielsweise auf gefüllte Blumen, bei denen sich „anstatt der Staubfäden und Staubbeutel Blumenblätter entwickeln“, also ein Blumenblatt da auftritt, wo unter gewöhnlichen Umständen ein Staubfaden erscheint, und schloß hieraus auf die innere Verwandtschaft dieser Organe, auf gleichen Ursprung und gleiche Bildungsanlage. Derartige Erscheinungen der unregelmäßigen oder rückschreitenden Metamorphose dienten ihm zur Erforschung des normalen Ganges der Pflanzenentwickelung.

In dem Blatt, als dem Grundorgan, sah Goethe übrigens nicht das letzte Einfache der Pflanzengestalt. Er wählt diese Bezeichnung in Ermangelung einer besseren, wofür die neuere Wissenschaft den Ausdruck Blattorgan hat. Um zu den Anfängen des Werdens herabzusteigen, hätte es der Kenntnis des Elementarorganismus, der Zelle, bedurft, die erst mit der Vervollkommnung des Mikroskopes gewonnen wurde. Aber Goethes Genie hatte eine deutliche, höchst bewegliche Vorahnung davon, wenn er sagt: „Jedes Lebendige ist kein einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schon verbunden, teils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Produktion auf alle Weise und nach allen Seiten.“

Goethe hatte in der Metamorphosenlehre einen Vorgänger,

Kaspar Friedrich Wolff, der denselben Gedanken aussprach, daß alle Seitenorgane einer höheren Pflanze modifizierte Blätter seien, aber mehr mit dem Mikroskop wahrnahm, was der Dichter mit den Augen des Geistes erschaute. Allein Wolffs Arbeit war ihm wie dem deutschen Vaterlande überhaupt völlig unbekannt geblieben, und Goethe war einer der ersten, der auf seine Verdienste hinwies und ihn in freudiger Anerkennung einen „trefflichen Vorarbeiter“ nennt. Wolffs Vorstellungsart war jedoch insofern völlig unbrauchbar, als er den Entwickelungsgang der Pflanze zur Vollendung, wie Goethe bemerkt, widersinnig einer Verkümmerung zuschrieb. Tatsächlich hat die Wissenschaft die Metamorphosenlehre von Goethe überkommen. Aber wiederum währte es Jahrzehnte, ehe sie von jener wirklich in ihren Besitzstand aufgenommen wurde. Nichtbeachtung, Gleichgültigkeit, Ablehnung, Verkennung, Mißverständnis war das Schicksal, das das „botanische Werkchen“ erfuhr, so daß Reichenbach mit Recht (1828) von dem Dichter sagte: „er erforschte als Jüngling schon der Dryade Geheimnis, aber ein Greis mußte er werden, bevor die Welt ihn verstand.“ Es ist dies ein tragischer Zug in dem Leben unseres Dichters, daß ihm die Anerkennung, nach der er gerade für seine wissenschaftlichen Arbeiten lechzte, so lange versagt blieb. Das mag ihn wohl auch abgehalten haben, „das zweite Stück über die Metamorphose der Pflanzen“ zu schreiben, von dem nur ein kurzes Fragment sich erhalten hat. Als Goethe im Sommer 1831 die unter seiner Anleitung von Soret veranstaltete französische Übersetzung der „Metamorphose“ durch Vermittelung seines Gesinnungsgenossen Geoffroy de St. Hilaire der französischen Akademie übersandte, bemerkte dieser in seinem Bericht: „Als Goethe mit seiner Schrift im Jahre 1790 hervortrat, wurde sie wenig beachtet, ja man war nahe daran, sie für eine Verirrung zu halten. Wohl lag ein Irrtum zu Grunde, aber ein solcher, wie nur das Genie ihn begehen kann. Goethe hatte nämlich nur darin Unrecht, seine Abhandlung fast ein halbes Jahrhundert zu früh erscheinen zu lassen, ehe es noch Botaniker gab, die sie zu studieren und zu verstehen fähig waren.“

Und dennoch würde man diese kleine Schrift nur zum kleinsten Teile würdigen, wenn man in ihr nichts weiter als den Nachweis von der Identität aller der Gebilde erblickte, die wir als Seitenorgane der Pflanzenachse bezeichnet haben. Ihr liegt vielmehr ein unendlich größerer, höherer, umfassenderer Gedanke zu Grunde, dessen Keim bereits in Goethes wissenschaftlicher Erstlingsschrift enthalten ist, die Idee der Entwickelung. Niemals vorher hatten die Wissenschaften der organischen Welt einen so mächtigen Anstoß erhalten, wie durch diesen Gedanken, der berufen war, sie wie mit einem Zauberstab aus langer Erstarrung zu frischem, blühendem Leben zu erwecken. In der Abhandlung über Joachim Jungius und unter Hinweis auf Baco von Verulam, der „das Unterscheiden und das genaue Darstellen des Unterschiedenen“ als „die wahre Naturlehre“ angesehen habe, sagt Goethe: „Die Überzeugung, daß alles fertig und vorhanden sein müsse, wenn man ihm die gehörige Aufmerksamkeit schenken sollte, hatte das Jahrhundert ganz umnebelt . . . und so ist diese Denkweise als die natürlichste und bequemste aus dem siebzehnten ins achtzehnte, aus dem achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert übergegangen . . .“ In Linné hatte diese Betrachtungsart der Natur ihren vollendeten, unvergleichlichen Systematiker gefunden, der kein Verlangen zeigte, den inneren Zusammenhang des Ganzen aufzuspüren, und kaum eine Ahnung verriet, daß erst in der Erforschung des Werdens der Organisation die Würde der Wissenschaft beschlossen liegt. Die Linnésche Schule, die dank dem überwältigenden Talent ihres Begründers zunächst die wissenschaftliche Welt beherrschte, sah ihre Aufgabe in der Ausbildung, Ergänzung und Kommentierung dieser Systematik erfüllt und versank immer tiefer in die starre Vorstellungsart, „nichts könne werden, als was schon sei,“ die sich aller Geister bemächtigt hatte. Nach dieser Vorstellung sollte beispielsweise die ganze Pflanze schon im Samen fertig vorgebildet im Kleinen daliegen. Es gab somit keine Entwickelung, sondern nur eine Auswickelung, und an dieser Einschachtelungs- oder Präformationslehre hielt man fest, trotzdem daraus mit logischer Notwendigkeit die Absurdität gefolgert werden

mußte, daß schon im Pflanzenkeim irgend einer Art uranfänglich alle späteren Generationen vorgebildet seien, so daß diese Vorstellung in der Tat in Hallers „Nil noviter generari“ ihren prägnanten Ausdruck erhielt. Diesem Scheintode setzte Goethe mit dem Begriff der Entwickelung lebendiges Leben entgegen. Denn Entwickelung heißt doch fortzeugendes Hervorbringen des Mannigfaltigen aus dem Einen, und er weiß, daß in der organischen Welt nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke. Das Gebildete wird sogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anschauen der Natur gelangen wollen, selbst so beweglich und bildsam zu erhalten, nach dem Beispiele, mit dem sie uns vorgeht. Der Begriff der Entwickelung war der Blitzstrahl, der die Nebel des Jahrhunderts zerteilte und eine Flut von Licht über die Welt des Lebens ausgoß. Die Metamorphose der Pflanzen ist nur eine besondere Anwendung der Idee der Entwickelung, sie zeigt die progressive Ausbildung und Umbildung des Grundorgans in immer vollkommenere und wirksamere Organe, um zuletzt den höchsten Punkt organischer Tätigkeit hervorzubringen: Individuen durch Zeugung und Geburt aus dem organischen Ganzen abzusondern und abzulösen. Schließlich identifiziert Goethe den Begriff der Metamorphose mit dem Begriff der Entwickelung überhaupt, in diesem Sinne nennt er ersteren ein ἓν καὶ πᾶν, und dieser die gesamte organische Welt umfassende Gedanke ist es, der ihn durch das Labyrinth derselben hindurchleitete, ehe er sich noch zu jener besonderen Anwendung desselben durchgerungen hatte. Nichts anderes kann gemeint sein, wenn er am 6. Juli 1786 an die Freundin schreibt: „Die Blumen haben mir wieder gar schöne Eigenschaften zu bemerken gegeben, bald wird es mir gar hell und licht über alles Lebendige;“ und nichts anderes als den der Metamorphose zu Grunde liegenden Begriff der Entwickelung kann er im Sinne gehabt haben, wenn er aus Neapel, 17. Mai 1787 schreibt: Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.

Aber erst als er in der Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen ein großartiges Zeugnis von der Idee der Entwickelung vor Augen hatte, erst als er die wahre Geschichte der Pflanze kannte, ihr successives Werden aus unscheinbaren Anfängen bis zu ihrer Vollendung — „so wie die wahre Geschichte überhaupt nicht das Geschehene aufzählt, sondern wie sich das Geschehene auseinander entwickelt und darstellt“ — erst dann konnte er in echtem Forschersinn die Idee der Entwickelung als ein höchstes wissenschaftliches Prinzip aufstellen. Seitdem kennt Goethe keine höhere, ja keine andere Betrachtung, keine andere Behandlung der Natur als die genetische, und einer unserer größten Naturforscher spricht es auch unumwunden aus, daß Goethe die genetische Methode in ihrer Allgemeinheit begründet hat. Seine Denkweise selbst ist die genetische. Und hier sind wir an einen Punkt gelangt, der uns die Möglichkeit eröffnet, den Dichter-Naturforscher unserem Verständnis näher zu bringen; mit diesem Versuch soll die Aussage im Eingange dieses Kapitels begründet werden.

Für die Geschichte seines botanischen Studiums hatte Goethe den die Pflanzenbetrachtungen in Italien einleitenden, in die schließliche Redaktion jedoch nicht in der wörtlichen Fassung aufgenommenen Satz geschrieben: „In gedachtem Jahre wagte ich eine Reise nach Italien, mit der schweren Aufgabe, mehr als ein Rätsel zu lösen, das auf meinem Dasein lastete. Die Pflanzenbetrachtung drang sich mir auf.“ Recht besehen, lassen sich aber die Rätsel, die Goethe zu lösen ging, auf ein einziges zurückführen: die letzte Krönung zu seinem Naturgebäude zu finden, unter dem italienischen Himmel die letzte Einsicht in die Natur zu gewinnen, die Ahnungen zur Gewißheit erhoben zu sehen. Denn es scheint ihm keinen Augenblick verborgen geblieben zu sein, daß er damit auch den tiefsten Einblick in die Kunst gewonnen haben, daß er durch die Vollendung seiner Naturerkenntnis zu seinem vollen künstlerischen Bewußtsein gelangen würde, wie er zuerst in ihr den Schlüssel zur Pforte der Kunsterkenntnis gefunden hatte. So wird es verständ-

lich, daß er bereits am 11. November 1786 an Frau von Stein schreibt: „Du kennst meine alte Manier, wie ich die Natur behandle, so behandl' ich Rom und schon steigt mir's entgegen . . ." Und am 20. Dezember: Wie ich die Natur betrachtet, betrachte ich nun die Kunst, ich gewinne, wornach ich solange gestrebt, auch einen vollständigeren Begriff von dem Höchsten was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser Seite mehr aus und sieht in ein freyeres Feld." Endlich am 29. an Herder: „Nun ist mir Du lieber alter Freund Baukunst und Bildhauerkunst und Mahlerey wie Mineralogie Botanick und Zoologie. Auch habe ich die Künste nun recht gepackt, ich laße sie nun nicht fahren und weis doch gewiß daß ich nach keinem Phantom hasche."

Goethe war sich also von vornherein klar darüber, nicht nur, daß zur höchsten Kunstvollendung die tiefste Naturerkenntnis eben gut genug ist, sondern auch, daß zur Bewältigung der Kunst derselbe Weg führt, den er bisher die Natur zu bewältigen gegangen war, „daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben." Wie verfährt nun die Natur, wie geht sie bei Hervorbringung „lebendigen Gebildes als Muster alles künstlichen" anders zu Werke als auf dem Wege der Entwickelung? So ist denn auf der höchsten Stufe nicht eigentlich das Gewordene, das Seiende als solches Gegenstand der Kunst, sondern insofern in ihm ein Hauch des Werdens, der Entwickelung, der lebendigen Beweglichkeit verspürt, der Bezug der Teile zueinander und zum Ganzen angeschaut wird. „Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden; man muß ihr Inneres entblößen, ihre Teile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes

Ganzes in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt." Das gilt aber nicht bloß von der Menschengestalt, dem „Non plus ultra alles menschlichen Wissens und Tuns", dem „A und O aller uns bekannten Dinge", sondern auch der Künstler, der zum Beispiel Blumen und Früchte darstellen will, wird nur „desto größer und entschiedener werden, wenn er zu seinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker ist, wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verschiedenen Teile auf das Gedeihen und den Wachstum der Pflanze, ihre Bestimmung und wechselseitigen Wirkungen erkennt, wenn er die successive Entwickelung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einsieht und überdenkt."

Als diese Worte niedergeschrieben wurden, war die Offenbarung der Pflanzenmetamorphose an den Dichter ergangen, hatte er dem Begriff derselben mit Freude, ja mit Entzücken nachgehangen, hatte er ihn überall angewendet, also auch in der Kunst, aber vor mehr als Jahresfrist hatte er dem Höchsten der Kunst, der Antike gegenüber noch nicht die Sicherheit, aber doch eine lebhafte Ahnung von der später sein künstlerisches und wissenschaftliches Bewußtsein beherrschenden und befriedigenden Vorstellung, daß Natur und Kunst nur zwei Äußerungen derselben Wesenheit sind. Damals war er noch auf dem Wege „zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist und worin kein Hauptcharakter, so wenig als die Übergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermutung, daß sie nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt, und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas anderes dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte." Aber als er nach Sizilien gegangen und nach Rom wiedergekehrt war, da war es keine Vermutung mehr, da war es ihm ein „Columbisches Ei", da hatte er nicht nur die Spur gefunden, da hatte er den „Kapitalschlüssel", da konnte er es aussprechen: „Diese hohen Kunstwerke sind

zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Notwendigkeit, da ist Gott." Nun vermochte er in den Abgrund der Kunst mit desto mehr Freude hineinzuschauen, als er seinen Blick an die Abgründe der Natur gewöhnt hatte.

Goethes Kunstphilosophie beruht demnach durchaus auf den Gesetzen, die er der Natur abgelauscht. Die großen Prinzipien der Naturbeherrschung, der Einheitsgedanke und die Idee der Entwickelung, sind auf die Kunst übertragen das Typische und die individuelle Freiheit zur Herausbildung und Behauptung der Persönlichkeit — höchstes Glück der Erdenkinder —, und ihre Verbindung stellt die innere Einheit und die Naturwahrheit der Schöpfungen seiner Muse dar und verleiht ihnen das Gepräge der Ewigkeit. Nicht zum wenigsten auch um der Kunst willen war es ihm stets „sehr Ernst in allem was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft." Und auch der Gipfel der Kunstoffenbarung, das Schöne, ist dann da, „wenn wir das gesetzmäßige Lebendige in seiner größten Tätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Tätigkeit versetzt fühlen." So gibt die Kunst wieder, was sie etwa von der Natur empfangen, denn sie ist nicht Nachahmerin der Natur, sondern ihre „würdigste Auslegerin", nach welcher eine unwiderstehliche Sehnsucht empfindet, wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt. Also wird die Kunst gleichsam Prüfstein der erkannten Naturgesetze, wie sie andererseits Naturgesetze zu offenbaren vermag. Dieser göttliche Funke ist das Schöne. Denn „das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben!"

Die philosophische Rechtfertigung und Begründung seiner Auffassung über die Beziehungen von Natur und Kunst fand Goethe in Kants Kritik der Urteilskraft, der er eben deshalb eine höchst frohe Lebensepoche schuldig geworden ist. Es freute ihn, ihr zu entnehmen, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nahe verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen;

hier sah er seine eigene Forderung erfüllt, ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Wert eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Und wie in jedem einzelnen Kunstwerke die Kunst sich immer ganz darstellen soll, so wollte auch Goethe in jedem einzelnen Wesen das Wirken und Weben der Natur ganz angeschaut, jedes einzelne in Beziehung zum Ganzen betrachtet wissen.

Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken.

Hiermit hatte Goethe einen Standpunkt eingenommen, zu dem er wiederum seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Denn wenn der Wert eines jeden Wesens aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden soll, so muß auch „jedes Geschöpf Zweck seiner selbst“ sein und kann nicht durch äußere Zwecke erklärt werden, noch weniger durch Unterordnung unter die Zwecke des Menschen, der sich noch immer, trotz Copernicus, für den Mittelpunkt der Welt ansah. In dieser teleologischen Vorstellungsweise war aber die naturforschende Welt befangen, und sie hinderte die wissenschaftliche Erfassung der organischen Natur und den Fortschritt der Forschung. In der energischen Ablehnung der Teleologie war unser Dichter nahezu isoliert. Sein philosophischer Meister hatte längst mit gewohnter Schärfe den Anthropomorphismus der Endursachen aufgedeckt und erklärt, „daß alle Endursachen menschliche Erdichtungen sind“. Goethe folgt ihm hierin unbedingt. Außerordentlich zahlreich sind seine Wendungen über die wissenschaftliche Unzulässigkeit der Teleologie als eines Erklärungsprinzips, und er hat eine kleine Abhandlung als „Einleitung zu einer allgemeinen Vergleichungslehre“ hinterlassen, die sich ausschließlich mit diesem Gegenstande befaßt. Und zu dem Grunde der frohen Lebensepoche, die ihm Kants Kritik der Urteilskraft verschafft hat, gehört auch dies, daß seine Abneigung gegen die Endursachen nun geregelt und gerechtfertigt war. Damit hängt auch zusammen, daß er nicht dulden will, jede Abweichung von der Norm als patho-

logisch anzusehen, und er ist in der Objektivität seiner Naturbetrachtung so streng, daß er wiederholt auf die Relativität solcher Begriffe, wie Fehler, Mißentwickelung, Mißbildung, Verkrüppelung, Verkümmerung, hinweist und zur Vorsicht im Gebrauche derselben mahnt, da alles nach dem einfachen Gesetz der Metamorphose geschieht, „welche durch ihre Wirksamkeit sowohl das Symmetrische als das Bizarre, das Fruchtende wie das Fruchtlose, das Faßliche wie das Unbegreifliche vor Augen bringt“. Er wünscht, man durchdränge sich recht von der Wahrheit, daß man keineswegs zur vollständigen Anschauung gelangen kann, wenn man nicht Normales und Abnormes immer zugleich gegeneinander schwankend und wirkend betrachtet. Diese Einsicht hatte ihn ja zur Entdeckung der Metamorphose der Pflanzen geleitet.

Die Ideen über Bildung und Umbildung organischer Naturen, die Goethe aus Italien in weit vollendeterer Gestalt zurückbrachte, als er sie mit sich getragen hatte, auszuarbeiten, war er auch in der Zerstreuung, in die ihn die folgenden Jahre riefen, unablässig bemüht. Die nächste Frucht war die Metamorphose der Pflanzen. Bald darauf ins Schlesische Lager gerufen, trieb er in Breslau vorzugsweise vergleichende Anatomie. „In allem dem Gewühle,“ schreibt er von Landshut aus am 31. August 1790 an Friedrich von Stein, „hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Tiere zu schreiben.“ Er hatte weitausschauende Pläne. Die Arbeiten, die er selbst veröffentlicht hat, in Verbindung mit den zahlreichen Vorarbeiten im Gebiete der Botanik und vergleichenden Anatomie, die aus dem Archiv ans Tageslicht gefördert worden sind, zeigen, daß er sich mit der Absicht trug, eine allgemeine Wissenschaftslehre der organischen Natur zu verfassen, in der kein Zweig derselben unberücksichtigt bleiben sollte. Die kleine „Abhandlung“ scheint als „Versuch über die Gestalt der Tiere“, von dem Goethe in mehreren Briefen aus den Jahren 1790 und 1791 spricht, erhalten und zu späteren Arbeiten benutzt worden zu sein, aber was er sich „in jugendlichem Mute öfters als ein Werk träumte“, ist nur als Entwurf, als fragmentarische Sammlung hervorgetreten.

Wiederholt meinte er der Veröffentlichung derselben nahe zu sein, im Jahre 1807 war alles hierzu vorbereitet, und er schrieb Einleitungen und Vorworte zu diesen „vieljährigen Skizzen", aber wiederum wurden sie zurückgestellt, und erst 1820 begann die Veröffentlichung seiner anatomischen Arbeiten zugleich mit dem Wiederabdruck der Metamorphose und anderen botanischen Aufsätzen unter dem gemeinsamen Titel: Zur Morphologie. Damit schuf Goethe nicht bloß einen Namen für die Wissenschaft, sondern diese selbst. Er ist der Begründer der wissenschaftlichen Morphologie, er spricht es unzweideutig aus, daß er in der Morphologie eine neue Wissenschaft aufstellt, zwar nicht dem Gegenstande nach, sondern der Ansicht und der Methode nach. Wie das gemeint ist, braucht nach den vorangegangenen Erörterungen nicht mehr gesagt zu werden. Die Morphologie soll die Lehre von der Gestalt, der Bildung und Umbildung der organischen Körper enthalten. Denn die Gestalt ist ein Bewegliches, ein Werdendes, ein Vergehendes. Gestaltenlehre ist Verwandlungslehre. Die Lehre der Metamorphose, fügt er diesen aphoristisch hingeworfenen Sätzen hinzu, ist der Schlüssel zu allen Zeichen der Natur. Die Morphologie bildet daher den Brennpunkt, dem die übrigen Wissenschaften der organischen Natur wie die Radien eines Hohlspiegels zustreben. Durch seine hohe Auffassung hat Goethe die Morphologie zur Grundlage und zum Ziele zugleich aller biologischen Wissenschaften gemacht, sie ist in ihrem letzten Ausläufer Entwickelungslehre.

Die Fülle der Einzelkenntnisse, die sich allgemach angesammelt hatte, mußte eine Verwirrung in diesen Wissenschaften, namentlich auch in der vergleichenden Anatomie herbeiführen, da es an einem Leitfaden fehlte, an dem sie nicht bloß äußerlich, sondern ihrem inneren Kern nach und in ihrer gegenseitigen Beziehung zu betrachten wären, an einer leitenden Idee, der sie sich unterzuordnen hätten. Da machte Goethe in der 1795 verfaßten Arbeit, Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie, einen

„Vorschlag zu einem anatomischen Typus, zu einem allgemeinen Bilde, worin die Gestalten sämtlicher Tiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären“. In seiner Allgemeinheit umfaßt der Typus die gesamte Tierwelt, und wie diese so ist auch die Pflanzenwelt einem „vegetativen“ Typus zugeordnet. Im besonderen eignet ein Typus den höheren Tieren oder auch einer einzelnen Klasse. Dieser Typus wird aufgefunden durch Abstraktion aus der erfahrungsmäßig gewonnenen Kenntnis der in der Erscheinung zwar verschiedenen, der Anlage nach gleichen Teile. Goethe nennt den Typus wiederholt einen Proteus, den wir „in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt“ sein müssen, denn aus der Versatilität dieses Typus sind „die vielen Geschlechter und Arten, die wir kennen, durchgängig abzuleiten“. Dennoch ist der Typus ein beharrendes, ein dauerndes Element im Wechsel und Wandel der Gestalten. „Große Schwierigkeit,“ heißt es in einem durch die Weimarer Ausgabe bekannt gewordenen Fragment, „den Typus einer ganzen Klasse im allgemeinen festzusetzen, so daß er auf jedes Geschlecht und jede Spezies passe; da die Natur eben nur dadurch ihre genera und species hervorbringen kann, weil der Typus, welcher ihr von der ewigen Notwendigkeit vorgeschrieben ist, ein solcher Proteus ist, daß er einem schärfsten vergleichenden Sinne entwischt und kaum teilweise und doch nur immer gleichsam in Widersprüchen gehascht werden kann.“

Was ist nun der Typus? Es ist viel darüber gestritten worden, ob er lediglich ein allgemeines Bild, ein Schema, einen Idealcharakter darstellt oder den Begriff der Stammform in sich schließt. Dieser Feststellung legte man deshalb Wichtigkeit bei, weil von ihr die Frage bedingt erscheint, ob Goethe Konstanz der Arten angenommen oder sich zur Deszendenztheorie bekannt hat. Es ist unmöglich, bei der Knappheit des uns zugemessenen Raumes auf jene spezielle Frage einzugehen, aber wir meinen, daß aus dem ganzen Geist der Goethischen Naturanschauung ein unzweideutiger Aufschluß über seine Stellung zur Deszendenztheorie gewonnen werden kann.

Goethe bekennt, daß nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen, aber nicht, weil er sich ihm wie jenen Geistern verwandt fühlte, sondern gerade durch den Widerstreit, zu dem Linné ihn aufforderte, durch den Zwiespalt, den er in seinem Innern hervorrief. Was jener „mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zur Vereinigung streben“. Nun trat ihm in Linnés Fundamenten sowohl als auch in der Philosophia botanica, die sein „tägliches Studium“ war, das Dogma von der Konstanz der Arten mit unbeugsamer Starrheit entgegen: Species tot sunt, quot diversas formas ab initio produxit Infinitum Ens; quae formae, secundum generationis inditas leges, produxere plures at sibi semper similes. Im Gegensatz zu dem systematisierenden, registrierenden, Geschlecht von Geschlecht, Art von Art, als dem „von Adams Zeiten her schon Vorhandenen“ und Unveränderlichen, trennenden Linné gesteht unser Dichter: „Unauflösbar schien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Spezies unterzuordnen“; aber dadurch, meint er, würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, daß man sich alle Pflanzengestalten aus einer entwickelte. Er ist überzeugt, die uns umgebenden Pflanzenformen seien nicht ursprünglich determiniert und festgestellt, ihnen sei vielmehr bei einer eigensinnigen, generischen und spezifischen Hartnäckigkeit eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die über den Erdkreis auf sie einwirken, sich zu fügen und danach bilden und umbilden zu können, so daß „das Geschlecht sich zur Art, die Art zur Varietät und diese wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche sich verändern kann; ... die allerentferntesten jedoch haben eine ausgesprochene Verwandtschaft“.

Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.
. . . .

Es soll sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.

Hierin konnte Goethe, der Einheitsdenker, natürlich keinen Unterschied zwischen Pflanzen und Tieren machen. Er hatte vielmehr erkannt: „Wenn man Pflanzen und Tiere in ihrem unvollkommensten Zustande betrachtet, so sind sie kaum zu unterscheiden. Ein Lebenspunkt, starr, beweglich oder halbbeweglich ist das, was unserm Sinne kaum bemerkbar ist. . . . Soviel aber können wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach zwei entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, so daß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht.“ In dem Menschen sieht Goethe übrigens nicht durchaus den Schöpfungsprozeß vollendet; „wer weiß,“ sagt er einmal, „ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele ist?“ Andererseits weist er mehrfach auf die mit den Tieren gemeinsame Wurzel des menschlichen Ursprungs hin, wie beispielsweise bei Erwähnung der im Schädel des Menschen vorhandenen hohlen Stellen, der Stirnhöhlen, indem er fortfährt: „Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des tierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringern Organisationen in stärkerem Maße befinden, und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.“

Hält man Goethes allgemeine Äußerungen über Umwandlung organischer Naturen gegen seine Betrachtungen über einzelne Tiergattungen, wie sie z. B. in den Aufsätzen „Die Faultiere und die Dickhäutigen“ und „Die Skelette der Nagetiere“ niedergelegt sind, so lassen dieselben keine andere Deutung zu, als daß Goethe eine wirkliche Bluts- und Stammesverwandtschaft der Geschlechter und Arten angenommen hat. Insbesondere sei noch auf die Bemerkung hingewiesen, die Goethe an einen Fund fossiler Knochen,

aus denen sich das Skelett einer großen untergegangenen Ochsenart rekonstruieren ließ, in dem Aufsatz „Fossiler Stier“ knüpft: „Auf allen Fall läßt sich das alte Geschöpf als eine weit verbreitete untergegangene Stammrasse betrachten, wovon der gemeine und indische Stier als Abkömmlinge gelten dürften.“ Ja die Überzeugung von Goethes deszendenztheoretischer Anschauung drängt sich auch auf, wenn man nur die Entdeckung des Zwischenknochens, die hierzu leitende Idee und die Gedanken, die er bei jeder Gelegenheit hieran knüpft, zu Ende denkt. Aber weiter ließ ihm seine ganze Weltanschauung überhaupt keine andere Wahl. Denn es gibt doch in dieser Hinsicht nur zwei Vorstellungsmöglichkeiten: entweder sind die Arten durch einen Schöpfungsakt im wesentlichen so entstanden, wie sie sind, oder sie haben sich aus einer oder wenigen Urformen zu der die Erde erfüllenden Mannigfaltigkeit entwickelt. Aber ein Schöpfungsakt würde nicht ausreichen. Denn die paläontologischen Urkunden, die Goethe kannte und ihrem wahren Werte nach schätzte, lehren uns, daß zahllose Geschlechter früherer Perioden ausgestorben sind, „sich in lebendiger Fortpflanzung nicht verewigen konnten“, und da es so gut wie gewiß ist, daß die jetzt lebenden Arten damals nicht existierten, so ist es für den, der nicht neue und neue Schöpfungsakte annimmt, geradezu eine logische Nötigung, zu folgern, daß diese jenen stammverwandt sind.

Aber es ist noch ein anderes zu Goethes Gedankengehalt gehöriges großes Prinzip, das ihn uns als Deszendenztheoretiker und somit als einen Vorläufer Darwins erscheinen läßt. Die Natur macht keinen Sprung ist ein uraltes Wort, das viel im Munde geführt, aber früher wenig beachtet worden ist, wie dies z. B. die Katastrophentheorie beweist. Erst Goethe hat es zu einem Prinzip der Forschung erhoben und es in großem Stile auch auf die hier in Rede stehende Frage angewandt: „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. E. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heransteigt.“

Goethe hat diesen Gedanken in das Positive übertragen und nennt ihn in dieser Form den Grundsatz der Stetigkeit. Derselbe bildet die Unterlage seiner gesamten Naturforschung, er kennt keine andere Norm des Naturwirkens als im Sinne der Stetigkeit, und auch seine geologischen Anschauungen ruhen völlig auf dem Prinzip der Stetigkeit. „In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insekten," schreibt er an Schiller am 30. Juli 1796, „habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darin gewesen. Ich finde, daß, wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bei organischen Naturen etwas weiter braucht." Und am 10. August: „Ich bin mehr als jemals überzeugt, daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organischen Naturen trefflich beikommen kann." Goethe hat hiermit einen wahrhaft mathematischen Sinn bewiesen, und es ist nur ein anderer Ausdruck derselben Geistesrichtung, daß er überall nach Übergängen forscht; ja, sie nötigt ihn, wie er bekennt, alle Naturphänomene in einer gewissen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Übergänge vor- und rückwärts aufmerksam zu begleiten. So wie wir ihn von den plastischen Kunstwerken der Alten haben rühmen hören, daß darin die Übergänge nicht fehlen (oben S. 429). „Welch eine Kluft," ruft er in seiner naturwissenschaftlichen Erstlingsschrift aus, „zwischen dem Os intermaxillare der Schildkröte und des Elefanten! Und doch läßt sich eine Reihe Formen dazwischen stellen, die beide verbindet." Sollte hiernach Goethe, der den Begriff der Entwickelung nicht weit genug fassen kann, hinsichtlich des Daseins der Gesamtheit der Pflanzen- und Tierwelt in der Annahme isolierter Prozesse sein Genügen finden?

Von mancher Seite wird zugegeben, daß Goethe wenigstens am Lebensende sich zur Klarheit des Deszendenzgedankens durchgerungen und ihm in der letzten Arbeit seines Lebens, der Behandlung des denkwürdigen Streites zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire dadurch Ausdruck gegeben habe, daß er sich rückhaltlos auf die Seite des letzteren stellt. Aber wenn das wahr

ist, so ist es nicht minder wahr, daß diese Ideen längst sein eigen waren, denn wir haben sein Zeugnis darüber: „Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Wert, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.“ Sagt er doch im Anschluß an Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, die ja auch zum Teil Ausstrahlungen seines Geistes sind: „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde und den darauf von alters her sich entwickelnden organischen Geschöpfen. Der Uranfang und dessen unablässiges Fortbilden ward immer besprochen und unser wissenschaftlicher Besitz durch wechselseitiges Mitteilen und Bekämpfen täglich geläutert und bereichert.“

Für die Veränderung, Umwandlung der Arten macht Goethe dieselben Ursachen geltend, zu denen die moderne Entwickelungstheorie sich bekennt, die Anpassung, den Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe, die Vererbung, und auch für das Schlagwort vom Kampf ums Dasein, nicht nur im Sinne eines Kampfes der Organismen mit der umgebenden Natur, sondern auch im Sinne eines Wettbewerbes der Organismen untereinander um die Existenzbedingungen und des daraus hervorgehenden Sieges der einen und der Niederlage der anderen findet er treffende Worte: „Alles was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer.“ So läßt der Dichter auch Prometheus, den Menschenbildner, der es wissen mußte, sagen:

Denn solches Los dem Menschen wie den Tieren ward,
Nach deren Urbild ich mir Bessres bildete,
Daß eins dem andern, einzeln oder auch geschart,
Sich widersetzt, sich hassend aneinander drängt,
Bis eins dem andern Übermacht betätigte.

Aber nicht bloß in den Beziehungsverhältnissen der Außenwelt liegen die gestaltenden und umgestaltenden Kräfte, sondern vor allem in den Organismen selbst. Daß man in der organischen Natur nicht mit den Gesetzen, die in der unorganischen Natur walten

und wirken, auszukommen vermag, konnte nur eine Zeit leugnen, die als extremste Reaktion gegen die Überschwenglichkeiten und Phantastereien einer jüngsten Vergangenheit aufzutreten gezwungen war. Gegenwärtig hat sich die Wissenschaft mehr und mehr der Goetheschen Anschauung genähert, Bildungsgesetze anzuerkennen. Der in der organischen Natur waltende „Bildungstrieb" ist jedoch eingeschränkt durch das Gegengewicht, das ihm in der Wechselwirkung der Teile gegeben ist.

> Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
> Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen.

Hier aber sind die Schranken der organischen Natur, und mit dem Prinzip der Wechselwirkung der Teile hat Goethe wiederum einen leitenden Gedanken aufgestellt, auf den er unablässig hinweist, und den die Wissenschaft sich völlig zu eigen gemacht hat. Durch ihre Einschränkung der Veränderlichkeit stellt jedoch die Wechselwirkung der Teile selbst einen Bildungs- und Umbildungsfaktor dar, da „die Bildung selbst, wie in ihrer Grundbestimmung, so auch in ihren Abweichungen durch einen wechselseitigen Einfluß hervorgebracht und determiniert werden" muß. Die haushältische Natur, meint er in zahlreichen Wendungen, hat sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, nach dem bei aller Formenwandlung keinem etwas gegeben werden könne, was nicht dem anderen entzogen wird. Ist das nicht der höchste Ausdruck des Prinzips von der Erhaltung der Energie?

Aus dem Reichtum der Morphologie muß hier noch einer Entdeckung Erwähnung getan werden, der sogenannten Wirbeltheorie des Schädels. Im Gefolg einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzenmetamorphose beglückte ihn, wie Goethe sagt, das Jahr 1790 mit erfreulichen und neuen Aussichten auch über tierische Organisation. Es war eine der ersteren analoge Idee im Gebiete der höheren Tierwelt, daß der Schädel ein modifizierter Abschnitt der Wirbelsäule sei. Die Wirbelgestalt der Hinterhauptsknochen hatte er schon früher erkannt, aber erst durch einen Zufall

während seines Aufenthaltes in Venedig im Jahre 1790 glaubte er wahrzunehmen, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien. Allein trotzdem das letztere sich als irrtümlich erwiesen hat, und Goethe auch in die Frage der Wirbelnatur der Hinterhauptsknochen, die an sich zugestanden wird, nicht tiefer eingedrungen ist, so hat doch der Gedanke selbst außerordentlich befruchtend auf die Erforschung des Kopfskeletts gewirkt.

Goethes früheste wissenschaftliche Tätigkeit gehört der Mineralogie und Geologie an. Bald nach seinem Eintritt in Weimar bereitete er sich auf seinen Streifereien durch Thüringen, in dem „Leben in Klüften, Höhlen, Wäldern, in Teichen, unter Wasserfällen, bei den Unterirdischen" zum Ernste der Wissenschaft vor, mit dem sich ein praktisches Interesse verband, als der Plan auftauchte, das alte Ilmenauer Bergwerk zu heben, und unser Dichter auch amtlich mit dem Unternehmen betraut wurde, dem er ein so treues Bemühen zuwandte. Bald hat er sich auch diesen Wissenschaften „mit einer völligen Leidenschaft ergeben". Die Mineralogie ist ihm jedoch nur eine Hilfswissenschaft der Geologie, die er den Knochenbau der Erde nennt; „mein ganzes Heil," schreibt er an Graf Sternberg, „kommt von der geologischen Seite her" und fügt hinzu, daß er schon viele Jahre diesen Weg gehe. Besonders war es die Erdkruste in der Umgebung seines lieben Karlsbad und Böhmens überhaupt, deren Erforschung ihm vom Anbeginn seiner Bekanntschaft mit diesem Erdstrich bis zum Lebensende am Herzen lag. Im allgemeinen hat er die früh gewonnene Ansicht, daß der Granit, über den er uns auch eine hochpoetische Betrachtung hinterlassen hat, die Grundfeste der Erde sei, stets festgehalten.

Zu der Zeit, da Goethe sich in diese Wissenschaft vertiefte, waren die Geologen in zwei feindliche Lager gespalten, in das der Neptunisten und Vulkanisten, und er hat sich gegen die „vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung" der letzteren, die mit seinem Stetigkeitssinne unverträglich war, in so heftigen Zornausbrüchen und so zahlreichen beißenden Spottversen, insbesondere auch im zweiten Teil des Faust, gewandt, daß man ihn an=

gesichts seiner vielfältigen Bekenntnisse, daß ihm jedes Gewaltsame, Sprunghafte in der Seele zuwider sei — denn es ist nicht naturgemäß —, daß er „Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen“ habe, zu den Neptunisten gezählt hat. Allein dabei verwechselt man die Vulkanisten mit dem Vulkanismus. Nicht der Mitwirkung vulkanischer Kräfte überhaupt bei Gestaltung der Erdoberfläche, — erklärte er doch selbst beispielsweise den Kammerberg bei Eger, dem er mehrere Arbeiten gewidmet hat, wenigstens ursprünglich für vulkanisch — sondern den Übertreibungen der extremen Vulkanisten, die große Gebirgsketten, wie die Pyrenäen und Appenninen, plötzlich und auf einmal aus der Tiefe des feurigflüssigen Erdinnern emporsteigen ließen, gilt seine Kriegserklärung. Goethe war keineswegs unbedingter Neptunist. Er hatte vor nichts ein tieferes Grauen als vor den sich festnistenden Lehrmeinungen einer „Schule“. „Die Weltanschauung aller solcher in einer einzigen ausschließenden Richtung befangener Theoretiker hat ihre Unschuld verloren, und die Objekte erscheinen nicht mehr in ihrer Reinheit.“ Ein Anhänger der neptunistischen Lehre war Goethe kaum mehr, als die meisten Geologen es heutzutage noch sind, insofern sie dem Wasser eine tiefer greifende und umfassendere Einwirkung auf die Gestaltung der Erdoberfläche zuschreiben als dem Feuer. Vielmehr darf gesagt werden, daß Goethes leitende Prinzipien auch in der Geologie dieselben sind, zu denen die neuere Wissenschaft gelangt ist, und die sich dahin aussprechen lassen, daß alle uns bekannten Kräfte, alle noch jetzt tätigen Ursachen der Art und dem Grade nach zur Erklärung der Bildung der Erdoberfläche heranzuziehen seien. „Eines der größten Rechte und Befugnisse der Natur,“ äußert er, „ist, dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen.“ Dieselben Kräfte, die in der Vergangenheit tätig waren, wirken fort und fort. Er traut auch „der Natur zu, daß sie noch am heutigen Tage Edelsteine uns unbekannter Art bilden könne.“ Es folgt aus jenem Prinzip, daß die Natur, „ruhig und langsam wirkend, auch wohl

Außerordentliches vermag", und die ungezählten Jahrtausende, die die Geologie hierzu braucht, gesteht die Phantasie unseres Dichters „einer freiwirkenden Natur" selbst zu ihren lokalen Umgestaltungen willig zu. Eine Illustration einer solchen ruhigen Erklärungsweise hat er uns unter anderm in der „Luisenburg bei Alexandersbad" gegeben. Seinem ruhigen Naturanschauen entspricht es, daß seine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt, daß er die innere Erdwärme aus chemischen und elektrischen Wirkungen ableitet und auch die Temperatur der warmen Quellen auf chemische Ursachen zurückführt. Er steht hierin keineswegs allein, sondern trifft darin zum Beispiel mit dem Reformator der modernen Geologie, Charles Lyell, zusammen.

Welchen freien und weiten Blick Goethe auch in der Geologie offenbart, das lehrt die Bedeutung, die er den Fossilien, deren Studium damals im Entstehen begriffen war, für die Geologie prophezeite. Er schreibt am 27. Oktober 1782 an Merck: „Alle die Knochentrümmer, von denen Du sprichst und die in dem oberen Sande des Erdreichs überall gefunden werden, sind, wie ich völlig überzeugt bin, aus der neuesten Epoche, welche aber doch gegen unsere gewöhnliche Zeitrechnung ungeheuer alt ist. In dieser war das Meer schon zurückgetreten; hingegen flossen die Ströme noch in großer Breite. . . . Zu jener Zeit waren die Elefanten und Rhinozerosse auf den entblößten Bergen bei uns zu Hause, und ihre Reste konnten gar leicht durch die Waldströme in jene großen Stromtäler oder Seeflächen heruntergespült werden, wo sie mehr oder weniger mit dem Steinsaft durchdrungen sich erhielten und wo wir sie nun mit dem Pfluge oder durch andere Zufälle ausgraben. . . . Es wird nun bald die Zeit kommen, wo man Versteinerungen nicht mehr durcheinanderwerfen, sondern verhältnismäßig zu den Epochen der Welt rangieren wird." Das sind wahrhaft seherische Worte, die durchgängig ihre Erfüllung in der Wissenschaft gefunden haben. Insbesondere bilden die Versteinerungen die vorzüglichsten Hilfsmittel der Geologie zur Unterscheidung und Bestimmung der

Gesteinsschichten, und sie systematisiert nach ihnen die geologischen Epochen. Goethe war hiernach, soweit uns historische Dokumente vorliegen, tatsächlich der erste, der jene steinernen Urkunden der Vorzeit in ihrer hohen Bedeutung für die Geologie erkannte, im Gegensatz zu der Wernerschen Schule, die sich dagegen verschloß. Er war auch allem Anscheine nach der erste, der zur Erklärung der langen Steinreihen, der Gouffrelinien, die uns z. B. bei Thonon „scharenweis in Verwunderung setzen", die Ansicht aussprach, daß die Schweizer Gletscher in einer früheren Epoche bis an den Genfer See gegangen, und er war sicherlich der erste, der den Gedanken, daß es eine „Epoche großer Kälte", also eine Eiszeit gegeben, die ja in der Geologie und Paläontologie eine große Rolle spielt, mit aller Bestimmtheit und mit großem Zutrauen in die Realität desselben wiederholt vorgebracht hat, so daß unserem Dichter auch in der Geschichte der Geologie ein hervorragender Platz gebührt.

Was Goethe über Geologie geschrieben — veröffentlicht wurden die Arbeiten, abgesehen von einigen 1807 bis 1809 erschienenen Aufsätzen, erst von 1820 an — ist wenig gegen das, was er geplant hat. Die Geologie war ihm nicht das letzte Ziel seiner Erdbetrachtung, von ihr aus hatte er nichts Geringeres vor als eine „allgemeine Geschichte der Natur", eine Art Kosmos zu schreiben. Die uns erhaltene Disposition zeigt trotz ihrer Lückenhaftigkeit, wie großartig der Plan angelegt war. Auf ihn dürften auch mehrere frühe Äußerungen deuten, so wenn er am 5. Oktober 1784 an die Freundin schreibt: „Ich erklärte ihm [Fritz] die zwei ersten Bildungsepoquen der Welt nach meinem neuen System", oder am 8. September 1786 vom Brenner: „Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nicht ganz Neues und Unerwartetes."

Weniger glücklich als mit seinen Ideen und Arbeiten über die drei Naturreiche war Goethe in der Meteorologie. Sein Interesse an dieser damals erst im Aufkeimen begriffenen Wissenschaft war groß und vielleicht auch durch seine Feinfühligkeit gegen die Veränderungen des Zustandes der Atmosphäre beeinflußt. Er litt in ungewöhnlichem Maße unter den Unbilden der Witterung

und gehörte am Ende zu den „wenigen Menschen", die „den Barometerstand unmittelbar empfinden". Er umgab sich mit Barometer und Thermometer und hat offenbar schon früh vergleichende Witterungskunde getrieben. So erbittet er sich von Rom aus einen Auszug der Witterung in Weimar für die Zeit seiner Abwesenheit aus dem „Wetterbeobachtungs-Museum" des Dr. Siewer in Oberweimar. Allein den ganzen Komplex der Witterungskunde, wie er tabellarisch durch Zahlen und Zeichen aufgestellt wird, zu erfassen oder daran auf irgend eine Weise teilzunehmen, war, wie er selbst uns sagt, seiner Natur unmöglich. Erst als er Howards wissenschaftliche Kunstsprache für die den Dichter wohl am frühesten fesselnden Wolkengebilde kennen lernte (1815), glaubte er einen festen Punkt zu haben und ergriff mit Freuden den dargereichten Faden. Er verglich nun die Wolkenformen mit dem Barometerstand und brachte es fertig, aus diesem die Wolkengestalt zu erraten. In der Tat hat auch die fortschreitende Wissenschaft diesen ephemeren Gebilden immer mehr Beachtung im Zusammenhang der atmosphärischen Erscheinungen geschenkt und immer mehr Bedeutung beigemessen. Goethe hat auch der Howardschen Terminologie, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ein neues Glied eingefügt, das er Paries, Wand, nennt, das auch in Kämtz' mehrbändiges „Lehrbuch der Meteorologie" (1831) aufgenommen wurde, aber in die neueren Lehrbücher nicht übergegangen ist. Ganz und gar nicht konnte sich Goethes Hypothese zur Erklärung der Schwankungen des Luftdrucks, von denen ja die Witterungsverhältnisse wesentlich bedingt sind, des Beifalls erfreuen. Denn er nimmt an, daß die Schwerkraft der Erde nicht konstant, sondern veränderlich, pulsierend sei, wodurch die Anziehung auf die Atmosphäre und demgemäß der Druck der letzteren bald zu- bald abnimmt. Diese Hypothese, die Goethe zuerst 1816 in der „Italienischen Reise" aussprach und dann in seinen meteorologischen Aufsätzen von 1820 an oftmals wiederholt hat, ist mit unseren physikalischen Vorstellungen nicht wohl vereinbar.

Allein trotzdem ist Goethes Wirken auch auf diesem Gebiete

nicht vergebens gewesen, und wenn die Meteorologie inzwischen so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, so hat sie dies nicht zum wenigsten dem Netz der meteorologischen Stationen, das sich immer weiter über die Erde ausbreitet, zu danken, und da ist es nicht mehr als billig, der Mitwirkung unseres Dichters bei Errichtung einer Anzahl meteorologischer Stationen im Großherzogtum Weimar zu gedenken, für deren Beobachter er selbst die Instruktion ausarbeitete. Als die Berliner Akademie im Jahre 1823 meteorologische Beobachtungen veranlaßte, erging auch an die Weimarer Anstalten eine Einladung zur Teilnahme, und Goethe äußerte damals brieflich den Gedanken, auch auf den Meeren in gewissen Entfernungen korrespondierende Beobachtungen anzustellen.

Als ein Lebenswerk Goethes im höchsten Sinne müssen wir die Farbenlehre bezeichnen. Der Umfang seiner Arbeiten über diesen Gegenstand übertrifft nicht unbeträchtlich den seiner übrigen naturwissenschaftlichen Schriften zusammengenommen. Keine Schöpfung seines Geistes hat er mit innigerer Liebe umwoben, und wenn wir recht unterrichtet sind, so stellte er sie weit über seine Dichterwerke; keiner hat er mehr Mühe zugewandt und mehr Beharrlichkeit gewidmet. Nachdem in den Jahren 1791 und 1792 das Erste und Zweite Stück der Beiträge zur Optik erschienen war, bedurfte es nicht weniger als achtzehn Jahre unablässiger und mühevoller Tätigkeit, bei der er sich der hingebendsten Anteilnahme und Aufmunterung Schillers, des „Unersetzlichen", zu erfreuen hatte, ehe das zweibändige Hauptwerk im Druck vollendet war, und jede neue Erscheinung verfolgte er bis zum spätesten Alter mit jugendfrischer Energie und suchte sie an das erstere anzuschließen. Und als er das Werk, das ihm wie eine „unabtragbare Schuld" auflag, endlich in seinen Händen hielt, gestand er, daß es ihn nicht reut, diesen Arbeiten „so viel Zeit aufgeopfert zu haben. Ich bin dadurch zu einer Kultur gelangt, die ich mir von anderer Seite schwerlich verschafft hätte." Aber nicht bloß sich selbst, sondern auch der wissenschaftlichen und künstlerischen Welt hat er mit diesem Werke eine neue Kultur geschaffen, trotz des Irrtums, den

es enthält. Die Anfechtungen, die es zu erfahren hatte, treffen nicht die Versuche, über deren Richtigkeit niemals ein Streit herrschte, und deren Mannigfaltigkeit ihresgleichen sucht, sondern die physikalische Deutung derselben. Indes, der Irrtum hat die Wissenschaft nicht aufgehalten, die Wahrheiten aber haben sie nicht nur gefördert, sondern diese sind selbst zum Fundament einer neuen Wissenschaft, der physiologischen Optik, geworden, als deren Urheber unser Dichter gelten muß. Er hat uns erst den Sinn erschlossen für eine vormals kaum beachtete Sphäre menschlicher Wahrnehmungen. Der Tätigkeit des Auges in Beziehung zu Licht und Farbe eine Gesetzmäßigkeit abzugewinnen, hatte man bis dahin kaum versucht. Erst von Goethe sind die Erscheinungen der farblosen und farbigen Nachbilder, des successiven und simultanen Kontrastes in eine gesetzmäßige Formel gebracht worden. Die Darstellung dieser zarten Erscheinungen, ihres Entstehens und allmählichen Vergehens, für das er den den Vorgang eben so zart andeutenden Ausdruck Abklingen geprägt hat, die Lehre von den farbigen Schatten, worüber er noch eine besondere Abhandlung verfaßt hat, und manche andere aufschlußreiche Einzelheiten über die Gesichtsphänomene bilden die erste Abteilung des Didaktischen Teiles des Werkes, unter dem Namen: Physiologische Farben. Es ist eine Lebensäußerung des Auges, das ist der Grundgedanke, daß es das Helle fordert, sowie ihm das Dunkle geboten wird, daß es Dunkel fordert, wenn man ihm Hell entgegenbringt (§ 38), daß es, sowie ihm eine Farbe geboten wird, die Gegenfarbe fordert. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt (§ 50). Diese geforderten Farben sind ein Erzeugnis des Auges und gehören ganz ihm eigen, ihnen entspricht nichts Ähnliches in der Außenwelt. Mit der Auffindung dieser Gesetzmäßigkeit ragt Goethe in die neueste Farbenphysiologie hinein, die mehr und mehr die Young-Helmholtzsche Theorie verdrängt. Ihre Grundlage ist das Gesetz der antagonistischen Farben, wonach es vier Grundempfindungen gibt, die paarweise einander zugehören: Gelb und Blau, Rot und Grün, und überdies eine Schwarz-Weiß-

Empfindung, die Goethe ja ebenfalls aufstellt. Nur die Farben sind hier und dort anders bezeichnet, was freilich seinen Grund in einer gewissen Verschiedenheit der Auffassung hat, aber das Wesen der Sache ist doch, wie sich noch weiterhin zeigen wird, dasselbe.

Goethe war sich der Bedeutung der physiologischen Farben vollkommen bewußt, er sagt es uns im ersten Paragraphen, daß sie „das Fundament der ganzen Lehre machen"; sie eröffnen uns aber auch einen Einblick in den Grund des Irrtums, den er im Gebiete der physischen Farben, denen sich als dritte Gruppe die chemischen Farben zugesellen, begangen hat.

Die Welt der Farben hatte ihn nicht bloß um des Zaubers willen, mit dem sie die Natur umkleiden, gefangen genommen, er war, wie er oftmals bekennt, vom malerischen Kolorit ausgegangen, er wollte das Gesetz der Kunstharmonie, der Farbenharmonie finden, und in der Farbenpracht der italienischen Natur und der Kunsttempel Roms steigerte sich dieses Verlangen zur Leidenschaft. Nun hat der Maler ja nicht die Aufgabe und ist auch keineswegs imstande, die Farbe der Naturgegenstände, weder der Qualität noch dem Grade nach, nachzuahmen, sondern den Eindruck hervorzubringen, den jene auf das Auge des Beobachters machen. Es ist bekannt genug, welche Rolle die Art der Verteilung von Licht und Schatten bei Malerwerken spielt, indem sie nicht nur mitwirkt, die Illusion des Körperlichen zu erzielen, sondern auch den über das ganze Bild ausgegossenen Farbenton mitbestimmt. Das Verhältnis der Helligkeitsunterschiede wiederzugeben, ist eine der Hauptaufgaben des Malers. Bedingt durch die ihm zu Gebote stehenden Farbstoffe und durch die Beleuchtung, bei welcher Gemälde betrachtet zu werden pflegen, muß daher beispielsweise bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo dieses Verhältnis am klarsten hervortritt, der Lichtseite, wie Goethe bemerkt, immer das Gelbe und Gelbrote, der Schattenseite das Blaue und Blaurote zugeteilt werden. Diesem Gegensatz von Licht und Schatten geht somit der Gegensatz von warmen und kalten Farben — ein in der Kunstsprache der Maler gemünzter Ausdruck, mit dem

sie die Wirkung der Farben auf den Beschauer andeuten — parallel, und es liegt daher nahe zu meinen, daß Goethe seine Grundansicht, daß die Farbe, physikalisch betrachtet, der Wechselwirkung von Licht und Finsternis, von Hell und Dunkel, von Licht und Nichtlicht entstamme, und daß es nur zwei reine Farben gebe, Gelb und Blau, aus der Betrachtung der Kunstwerke gewonnen habe. Da aber Licht und Nichtlicht doch nichts anderes ist als Licht, so ergibt sich hieraus im Goethischen Sinne, daß die Farbe aus Schwächung, aus Mäßigung des Lichtes entstehe (§ 312). Und hiefür konnte er wiederum in dem von ihm so lebhaft geschilderten physiologischen Phänomen, daß das Abklingen eines blendenden farblosen Bildes, wenn das Auge nach Betrachtung desselben auf eine dunkle Stelle des Raumes gerichtet wird, von Farbenerscheinungen begleitet ist, eine Bekräftigung erblicken. Denn hier erzeugte das Auge Farben aus sich selbst lediglich durch Abschwächung des Eindruckes, den es durch eine starke Helligkeit empfangen hatte.

Allein in der Außenwelt muß, da durch Beraubung, Schwächung des Lichtes an und für sich Schatten oder Grau entsteht, noch eine spezifische Ursache hinzutreten, um Farben hervorzubringen, und diese findet Goethe in den trüben Mitteln. Blickt man nämlich durch ein trübes Mittel nach einem hellen farblosen Licht, so erscheint dieses gelb, und geht bei Zunahme der Trübe in Gelbrot und Rubinrot über. „Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsternis gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, je mehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird“ (§ 150 f.). Das großartigste Beispiel der Wirkung trüber Medien bot sich ihm in der Atmosphäre und dem Blau des Himmels, und Goethe war zu seiner Zeit vielleicht der einzige, der die richtige, in neuester Zeit abermals bestätigte Ansicht darüber hatte. Und was bedeutet nicht für die Malerei die Luftperspektive, die künstlerische Darstellung

des Luftlichts, welches je nach dem Grade der Trübe der Luft so verschiedene Abstufungen zeigt und in ebenso fein nüancierten Tönen die Gegenstände selbst erscheinen läßt! In Italien versäumte Goethe nicht, „die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspektive, die Bläue der Ferne sowie naher Schatten auffallend bemerken läßt," und er sprach in der Farbenlehre wiederholt den Satz aus: Die Luftperspektive beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir sehen den Himmel, die entfernten Gegenstände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erscheint uns das Leuchtende und Beleuchtete stufenweise gelb bis zur Purpurfarbe (§ 872). Er erkannte auch den Zusammenhang des Verhaltens des Grundes von Gemälden gegen die Malerfarben mit den Gesetzen der Farben trüber Medien (§ 172), und es bedurfte nur einer Verallgemeinerung, um die Erscheinungen an trüben Mitteln als das „Urphänomen" der Farbenlehre zu bezeichnen. Denn trüb können wir ja alle Mittel nennen, da wir ein absolut durchsichtiges nicht kennen, „empirisch betrachtet, ist das Durchsichtigste selbst schon der erste Grad des Trüben" (§ 148). Und so sagt uns Goethe auf jedem Blatt, daß „auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht," und dieses „Urphänomen" bildet den Grund- und Eckstein derselben. Allein, wenn wir darin auch nicht das Letzte der Erfahrung erblicken, ihm nicht den Charakter des „Unerforschlichen" beimessen können, so ist man doch durch Goethe auf diese Phänomene aufmerksamer und zur näheren Erforschung derselben angeregt worden, und seine Beobachtungen hierüber sind an und für sich von bleibendem Werte.

Es ist hiernach natürlich, daß Goethe auch die Spektralfarben, die bei der Brechung des weißen oder farblosen Lichtes durch ein Prisma auftretenden Farben auf dasselbe Prinzip zurückführt, und hier liegt der Kardinalpunkt der Differenz seiner und der Lehre Newtons, die er sein Leben lang mit einer bis zu den ungerechtesten Anklagen sich verlierenden Leidenschaftlichkeit bekämpft hat. Diesem Kampf gilt der Polemische Teil der Farbenlehre. Newton glaubt aus seinen Versuchen den zwingenden Schluß

ziehen zu müssen, daß diese Farben nicht durch eine besondere Eigenschaft des Prismas hervorgerufen werden, sondern daß sie dem Lichte selbst entstammen, das aus verschiedenen Lichtarten bestehe, die wir als ebenso verschiedene Farben wahrnehmen, und die sich lediglich durch ihre Brechbarkeit unterscheiden. Goethe dagegen schreibt der Substanz des Prismas, insofern sie ein trübes Medium ist, eine spezifische Einwirkung zu und muß überdies noch mancherlei, physikalisch schwer greifbare Hypothesen zu Hilfe nehmen, um die Erscheinung des Spektrums zu erklären. Nach Newton stammen, wie gesagt, die Farben aus dem Licht, sie sind darin enthalten, das weiße Licht ist also zusammengesetzt aus verschiedenen Lichtarten, deren jede daher, als Teil des Ganzen, dunkler ist als das Licht. Kann es, meint dagegen Goethe, einen ungeschickteren Irrtum geben als den: das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sei aus dunklen Lichtern zusammengesetzt? Vielmehr ist das Licht „das einfachste, unzerlegteste, homogenste Wesen, das wir kennen“. Das entspricht unserer Empfindung, die diverse Refrangibilität ist eine Täuschung. — Newton zeigt, daß, wenn man irgend einen gesonderten Teil, also irgend eine der Lichtarten des Spektrums durch ein zweites Prisma gehen läßt, dieselbe zwar abermals gebrochen wird, also an einem höheren oder tieferen Orte, aber unverändert in der Farbe erscheint. Goethe bestreitet letzteres und findet auch nach wiederholter Brechung verschiedenfarbige Säume oder Ränder. Allein er hat offenbar niemals ein reines Spektrum vor Augen gehabt, und es ist auch erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Helmholtz gelungen, die Farben des Spektrums völlig zu sondern und ihre Unveränderlichkeit bei der Brechung darzutun. Diese Sonderung läßt sich nur durch eine Kombination von Prismen und Linsen erzielen. Versuche dieser Art sollten in einem supplementaren Teil der Farbenlehre mitgeteilt werden, der jedoch nie erschienen ist, obwohl Goethe den Gegenstand schriftlich behandelt und einen Aufsatz hierüber 1822 an von Henning sandte, dessen Schicksal nicht bekannt geworden ist.

Mit diesem Mangel eines reinen Spektrums hängt es wohl

zusammen, daß Goethe Grün nicht als eine einfache Farbe ansieht, sondern als eine Mischfarbe aus Gelb und Blau in ihrem reinsten Zustande, aber tatsächlich läßt sich aus diesen reinen spektralen Farben Grün nicht zusammensetzen. Sind jedoch die farbigen Lichtarten, die uns das Spektrum des Sonnenlichtes offenbart, wirklich in diesem vorhanden, so muß die Wiedervereinigung derselben wiederum ein weißes Bild geben. Goethe bestreitet nicht, daß, wenn ein etwa auf einem Schirm entworfenes Spektrum durch ein Prisma in gewisser Entfernung beobachtet wird, das Auge ein „völlig weißes" oder farbloses Bild erblickt, auch nicht, daß diese Erscheinung eintritt, wenn Gelb und Blaurot oder Blau und Gelbrot des Spektrums auf eine Stelle gebracht wird, aber er sieht den Grund nicht darin, daß diese Farben sich mischen, vereinigen, sondern im Gegenteil, wie er außerordentlich häufig betont, darin, daß sie sich aufheben, neutralisieren. Und damit spricht Goethe wiederum einen Gedanken aus, der zum Fundament der neuesten Farbenphysiologie gehört, wonach Gelb und Blau, Roth und Grün, also die antagonistischen oder Goethes entgegengesetzte oder sich fordernde Farben sich im menschlichen Auge nicht mischen, sondern vielmehr sich gegenseitig zerstören. Ja man versteht Goethes Farbenlehre erst, wenn man sie überall vom physiologischen Gesichtspunkte aus liest. Das zeigt sich vom Anfang bis zum Ende.

Die Farben des prismatischen Spektrums folgen nach Newtons Lehre einander in der Reihe ihrer Brechbarkeit, nach Goethe zeigt das Prisma die Farben entgegengesetzt. „Auf diesem Grundsatze beruht alles," heißt es bereits in den Beiträgen zur Optik (§ 55), also nicht bloß der physiologische Teil der Farbenlehre ist auf dieser Gegensätzlichkeit der Farben aufgebaut, sondern ihr gesamter Inhalt. „Und schon in der 1792 verfaßten Abhandlung „Von den farbigen Schatten" weist Goethe in einer den Standpunkt scharf kennzeichnenden Weise auf die „Übereinstimmung mit jenen prismatischen Versuchen" in den Beiträgen hin und spricht die Hoffnung aus, daß „die Lehre von den farbigen Schatten" sich an die ganze Masse der Farbenlehre „unmittelbar anschließen

und zu ihrer Erläuterung und Aufklärung vieles beitragen werde." Aus der Bemerkung an dieser Stelle, daß wir bei den farbigen Schatten diese Gegensätze produktiv realisiert finden, indem sich jene Farben „wechselsweise erzeugen", könnte man zu dem Schlusse hinneigen, daß er den Gedanken von der Gegensätzlichkeit der prismatischen Farben vor dem des physiologischen Gegensatzes gefaßt habe; wenn man jedoch erwägt, auf welchem Wege Goethe in die Farbenlehre hineingekommen ist, welches Ziel er verfolgte, wenn man sich erinnert, daß ein Phänomen der farbigen Schatten schon in der ersten Jugend seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, das er in Italien zu bewundern Gelegenheit fand, wenn beim Sciroccohimmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen die schönsten meergrünen Schatten zu sehen waren, so wird man geneigt sein, der Auffindung der physiologischen Gegensätzlichkeit die Priorität zuzugestehen und einzuräumen, daß Goethe diesen Gegensatz gleichsam objektiviert hat und so dazu gelangt ist, auf ihn auch die physischen Farben zurückzuführen. Darum möchten wir auch nicht glauben, daß Goethe, als er durch das Prisma des ungeduldigen Büttner auf eine ausgedehnte weiße Fläche blickte und sah, was er nach Newtons Lehre sehen mußte, nämlich nur die Ränder, da wo ein Dunkles an ein Helles stieß, einerseits gelbrot, andererseits blaurot gefärbt, wirklich „wie durch einen Instinkt" sogleich laut vor sich aussprach, daß die Newtonische Lehre falsch sei. Vielmehr lag seine Anschauung über Natur und Entstehung der Farbe bereits hart an der Schwelle des Bewußtseins, und er sah nun den physiologischen Gegensatz objektiv vor sich. Nun half auch nichts mehr die Wahrnehmung, daß eine schmale weiße Fläche wirklich durch das Prisma in Farben aufgelöst erscheint.

Von dem hier eingenommenen Gesichtspunkte aus fällt ein überraschendes Licht auf eine Stelle in Goethes Brief an Schiller vom 15. November 1796: „Die Naturbetrachtungen freuen mich sehr. Es scheint eigen und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjektivem Ganzen herauskommen muß. Es wird wenn Sie wollen eigentlich die Welt des Auges, die durch Ge-

stalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hilfsmittel anderer Sinne nur sparsam, und alles Raisonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." Und so rundet sich die Welt des Auges in der Farbenlehre, indem das Ende mit dem Anfang zum Kreise verschmilzt. Hier ist der Grund gelegt zur Auffindung des Grundgesetzes aller Harmonie der Farben und leise darauf hingedeutet (§ 61), dort, in dem prächtigen Kapitel, Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe, dessen ästhetischer Gehalt wohl noch lange nicht ausgeschöpft ist, ist es auseinandergelegt und in alle seine Verzweigungen verfolgt, hier wird wieder auf den Anfang zurückgedeutet, und so kann es nicht anders sein, als daß die Harmonie in dem Auge des Menschen zu suchen ist. So fand er den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.

Als Goethes Aufsatz „Die Natur" im Jahre 1828 der Vergessenheit entrissen wurde, bekannte er, daß diese Betrachtungen mit den Vorstellungen, zu denen sich sein Geist zur Zeit der Abfassung ausgebildet hatte, wohl übereinstimmen, aber ihm fehlte „die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung." Diesen Prinzipien ordnet sich auch die Farbenlehre unter, sie waren dem Entdecker des Zwischenknochens und der Metamorphose der Pflanzen wohl geläufig. Unter dem Begriff der Polarität betrachtet er gern alle Naturwirkungen, unendlich oft und in unzähligen Wendungen gibt er ihm überall und im besonderen in der Farbenlehre, in der er auch unter der Form des Aktiven und Passiven, des Plus und Minus erscheint, Ausdruck; kein Bild gebraucht er häufiger, als das des Ein- und Ausatmens, der Systole und Diastole, unter dem die polaren Gegensätze vorgestellt werden. „Es ist die ewige Formel des Lebens, die sich auch hier äußert" (§ 38). Sie bilden zusammen die Totalität, die Einheit. Schon in den Beiträgen nennt er die beiden Grundfarben, Gelb und Blau, Pole. Durch Zunahme der Trübe des Mittels, das ersteres hervorlockt, steigert

sich dieses endlich bis zum Rubinroten, das Blau durch Zunahme der Durchsichtigkeit zum Violett (vgl. oben S. 449). Gelb und Blau, in ihrem reinsten Zustande vermischt, geben Grün, im gesteigerten Zustande, als Gelbrot und Blaurot, vereint, bringen sie den Purpur hervor. Damit ist der Goethische Farbenkreis geschlossen.

Als ein Symbol der Geschichte aller Wissenschaften hatte Goethe sich vorgesetzt, den Historischen Teil der Farbenlehre zu behandeln, und obwohl er denselben schließlich bescheiden nur Materialien zur Geschichte der Farbenlehre genannt hat, so haben doch Mit- und Nachwelt mit Entzücken, ja mit lebhafter Begeisterung empfunden, daß er dem hohen Ziel, das er sich gesteckt hat, gerecht geworden ist. Schon in dem „flüchtigen Entwurf zur Geschichte der Farbenlehre“, den Goethe am 20. Januar 1798 an Schiller sandte, fand dieser viele bedeutende Grundzüge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens. Ein Lichtträger, führt er uns durch die Jahrtausende und läßt uns lauschen an der Zwiesprache, die ein Allgewaltiger mit den Großen einer langen Vergangenheit hält. Auf dem geschichtlichen Hintergrunde ihrer Zeit zeigt er uns meist die Persönlichkeiten, um sie dem Verständnis näher zu bringen. Wie glückt es doch dem Meister mit wenigen Strichen uns ein Bild von dem Geisteswesen Platos und Aristoteles' vor die Seele zu zaubern! Mit wie tiefen, weisheitsvollen geschichtsphilosophischen Betrachtungen füllt er die „Lücken“ aus! Und wer hat je wahrer und schöner über die Bibel geredet als Goethe in der Geschichte der Farbenlehre! Der Geist wahrer, tiefer Humanität herrscht überall darin, schreibt ihm Knebel (10. August 1810), es ist alles nur um der Sache, nichts um des Scheins oder anderer Absichten wegen da, und so klingt sie auch versöhnend aus gegen die Manen Newtons.

Mit den ausgeführten Arbeiten ist Goethes naturwissenschaftliche Tätigkeit nicht erschöpft. Auch „als Freiwilliger“ lehrend hat er Liebe zur Naturwissenschaft und Verbreitung ihrer Kenntnis geweckt und gepflegt. Zu wiederholten Malen hielt er im Weimarer Hof- und Freundeskreise Vorträge über fast alle Gebiete der Natur-

wissenschaft, auch über die physikalischen Disziplinen, deren Dispositionen uns teilweise erhalten sind, und die nicht ohne Rückwirkung auf seine Arbeiten geblieben sein mögen, denn er hielt niemals einen Vortrag, ohne daß er „dabei gewonnen hätte, gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten". Noch nicht gewürdigt genug ist der Einfluß, den Goethe auf die Schaffung naturwissenschaftlicher Museen und Sammlungen ausgeübt hat, nicht bloß für das Weimarer Land, für das er die bestehenden zu erweitern, auf alle Weise zu fördern und neue zu errichten mit Erfolg bemüht war, sondern auch im allgemeinen, indem er durch Wort und Schrift auf die Wichtigkeit solcher Sammlungen als Lehr- und Studienmittel hinwies. Wenn es heutzutage selbstverständlich ist, daß jede naturwissenschaftliche Lehranstalt ihr Museum hat, so ist es nicht mehr als billig zu gedenken, daß der Ursprung auf Goethe hindeutet. Und wenn gegenwärtig Akademien und gelehrte Körperschaften sich zu gemeinsamer Tätigkeit verbinden, so ist auch hierin die Verwirklichung eines oftmals von Goethe ausgesprochenen Gedankens und Wunsches zu erblicken. Von ihm stammt unendlich viel mehr als die wenn auch noch so tiefen Grund legenden Entdeckungen, die ihm einige Wissenschaften verdanken; die Art, wie er die Dinge darstellte, und die Gedanken, die er daran knüpfte, bildeten Fermente, die immer neues Schaffen anregten und ihre Wirkungssphäre immer erweiterten. Es sei nur an das Zeugnis von Johannes Müller erinnert, daß ohne mehrjährige Studien der Goethischen Farbenlehre, in Verbindung mit der Anschauung der Phänomene, sein Werk „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes" wohl nicht entstanden wäre. In diesem Werke ist aber nichts Geringeres ausgesprochen als das Gesetz von den spezifischen Sinnesenergien, die Grundlage der gesamten Physiologie. In der Tat ist der Keim zu diesem Gesetze im physiologischen Teil der Farbenlehre unzweideutig enthalten. Nicht minder lebensfähige Keime sind auf unbekannten Wegen auch aus Goethes Gesprächen in die Wissenschaft gedrungen. Im Anschluß an die Anregungen,

die Herders Abfassung seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit bot, bemerkt Goethe: „es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entsprungene, durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben.“ Sicherlich gilt den mündlichen Unterhaltungen das Zeugnis Alexander von Humboldts nach der Rückkehr von seiner amerikanischen Reise: „Überall ward ich von dem Gefühl durchdrungen . . . wie ich, durch Goethes Naturansichten gehoben, gewissermaßen mit neuen Organen ausgestattet worden war!“

So lebt Goethes Genius nicht bloß in den Wissenschaften, denen er am nächsten stand, sondern in allen hätten wir seines Geistes einen Hauch zu spüren, wenn wir uns immer der Kultur, die von ihm ausstrahlt, bewußt wären. Dies gilt von der Methode, die allein auf die Dauer zu großen Erfolgen führen kann und auf der Verbindung von Induktion und Deduktion, von Analyse und Synthese, von Erfahrung und Idee, und wie sonst die gegensätzlichen erkenntnistheoretischen Kunstausdrücke lauten mögen, beruht. Uns ist es selbstverständlich, daß wir diese gegensätzlichen Funktionen des Verstandes gebrauchen, daß wir in der Forschung beide Wege wandeln, um zu demselben Ziele zu gelangen. Aber wenn es immer, wenn es zu Goethes Zeit so gewesen wäre, so hätte er sicherlich nicht in hundertfachen Wiederholungen und Wendungen auf die Notwendigkeit jener Verbindung hingewiesen und unermüdlich darauf gedrungen. Wir wissen tatsächlich, wie der Gang der Wissenschaften durch das Überwiegen bald der einen bald der andern Funktion des Erkenntnisvermögens aufgehalten wurde. Darum wiederholt Goethe fort und fort „nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft.“ „Durch die Pendelschläge wird die Zeit, durch die Wechselwirkung von Idee zu Erfahrung die sittliche und wissenschaftliche Welt regiert.“ Er warnt auch den Forscher, „schroff bei einerlei Erklärungsweise zu verharren“; er verlangt „Gründlichkeit im Beobachten, Versatilität in der Vorstellungsart“.

Das sind Regeln, die nun Gemeingut der Forschung geworden sind, und deren Goldeswert gerade in der Gegenwart im Getriebe der Naturwissenschaften fort und fort wahrgenommen wird. Wir müssen gleichsam täglich umlernen, und Vorstellungen, die heute festgegründet scheinen, müssen morgen anderen weichen. Uns klingt es fast trivial, wenn Goethe lehrt, daß es im Verfolg wissenschaftlichen Bestrebens gleich schädlich ist, ausschließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen, daß wohl eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zu Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünstigen könne. Wer zweifelt heute, daß ohne leitende Idee das Forschen leicht zu einem unsicheren Tasten wird und zur Zersplitterung führt. Zu der Zeit aber, als Goethe jene Worte schrieb, zeigte der Zustand der Wissenschaften der organischen Natur die Merkmale der Erstarrung einerseits, der phantastischen Spekulation andererseits. Wie Goethe die Wissenschaft aus der Erstarrung weckte, ist uns bereits einleuchtend geworden, und an Stelle des Phantastischen setzte er das Ideelle, die auf dem Grunde der Erfahrung und durch Anschauen gewonnene Idee. Denn Idee und Erfahrung sind nicht Gegensätze, die einander aufheben, sondern Idee ist nach Goethe Resultat der Erfahrung, während er Begriff als Summe der Erfahrung bezeichnet. So verläßt Goethe, den manche in Halbkunde von seinem Wesen zu den verrufenen Naturphilosophen zählen, wie weit auch sein Haupt in den Äther der Ideen ragt, niemals den Erdboden des Realen, — ein unüberwindlicher Antäus. Daher konnte er in dem berühmten Gespräche mit Schiller über die Metamorphose der Pflanzen, das die Einleitung zu dem unvergleichlichen Dichter- und Freundschaftsbunde bildete, auf dessen Einwand gegen die „symbolische Pflanze“, die Goethe mit einigen Federstrichen vor seinen Augen entstehen ließ: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee“, mit gutem Grunde antworten, daß es ihm sehr lieb sein kann, Ideen zu haben, die er sogar mit Augen sehe. Denn er sieht das Ideelle im Reellen. Und wenn uns die „symbolische Pflanze“ befremdlich anmutet, wenn Goethe

oftmals bekennt, er vermöge sich nur symbolisch auszudrücken, so läßt er uns nicht im Zweifel, wie das zu verstehen sei: „das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeinere repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.“ Um auf den Höhen der Wissenschaft zu wandeln, müsse man „alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden.“ Heute zweifelt wohl niemand, daß ohne Einbildungskraft, wie Goethe sagt, ein großer Naturforscher gar nicht zu denken ist, nicht eine Einbildungskraft, die ins Vage geht und sich Dinge imaginiert, die nicht existieren, sondern eine solche, die den wirklichen Boden der Erde nicht verläßt und mit dem Maßstabe des Wirklichen und Erkannten zu geahnten, vermuteten Dingen schreitet.

Goethes Denkweise ist die ideelle, die ihn das Ewige im Vorübergehenden, wie Spinoza die Dinge sub specie aeterni, schauen läßt. Darum war ihm die Naturforschung zugleich in mehr als einem Sinne Herzenssache, seine Hingebung zu ihr selbst naturnotwendig, der Ausfluß eines religiösen Sehnens. In Spinozas Deus sive natura fand er nur seine eigene, reine, tiefe, angeborene Anschauungsweise wieder, die ihn unverbrüchlich gelehrt hatte, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen. Wohl gezieme es dem Menschen, ein Unerforschliches einzugestehen, seinem Forschen dagegen habe er keine Grenze zu setzen, sondern das Unerforschliche so in die Enge zu treiben, bis er sich dabei begnügen und sich willig überwunden geben mag. Ihm wird das Buch der Natur so lesbar, schreibt er einmal an die Freundin, weil er kein System hat und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen. Denn das Wahre ist mit dem Göttlichen identisch, und wer den Inbegriff des Wahren, soweit dessen Erkennen dem Menschen beschieden ist, sich zu eigen macht,

> Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
> Hat auch Religion.

Aus den Wogen der Leidenschaft, aus den Verstimmungen, in die ihn Dinge und Menschen versetzen, rettet er sich in die Naturforschung, hier sucht und findet er „Heil und Behagen“ und vermöge seiner ideellen Denkweise weiß er sein „jeweiliges Mißbehagen mit dem Endlichen durch Erhebung ins Unendliche zu beschwichtigen.“ Mein Gemüt, schreibt er zwei Jahre nach der Rückkehr aus Italien an Knebel, treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und die Konsequenz der Natur tröstet ihn schön über die Inkonsequenz der Menschen. Denn die Natur ist ihm „die große, gute Mutter“, und daher fühlte er sich so lange von Schiller abgestoßen, weil dieser sie, wie in dem Aufsatz über Anmut und Würde, mit so harten Ausdrücken behandelt hatte. Freilich hatte sie ihn mit allen Werkzeugen der Sinne und der Seele ausgerüstet, sie zu fassen, und er fühlte sich zu ihr als zu einem Freunde hingezogen, wie es in Fausts Dankeshymnus zum Ausdruck gebracht ist:

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.

An diesem liebevollen Versenken in die Natur haben auch wir den schönsten, lebendigsten Anteil. Seine Reiseschilderungen, seine dichterischen Verherrlichungen der Natur haben erst das Naturgefühl geweckt, den Sinn erschlossen für die majestätischen Schönheiten des Hochgebirges und den Zauber der Gletscherwelt, und wir wandeln auf seinen Spuren, wenn wir uns in diese Regionen hinausgetrieben fühlen.

In einem erst neuerdings bekannt gewordenen Fragment führt Goethe vier Arten von Forschenden an, zuletzt die Umfassenden. Sie, „die man in einem stolzen Sinne die Erschaffen-

den nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv; indem sie nämlich von Ideen ausgehen, sprechen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Idee zu fügen.“ Und wenige Zeilen darauf sind die Worte hingeworfen: „Hervorbringende Einbildungskraft mit möglicher Realität.“ So steht Goethe als Künstler und Forscher zugleich, als Nacherschaffender, der Natur gegenüber. Mit dem Auge des Forschers sucht er ihre Werke zugleich künstlerisch zu erfassen. Heute ist die Person des Dichters der Anerkennung des Naturforschers kaum mehr hinderlich. „Wissenschaftliche Phantasie“ ist ein stehender Ausdruck geworden; mit Vorliebe wird sogar das schöpferische Talent in der Wissenschaft mit dem künstlerischen Schaffen in Parallele gesetzt, und die Mathematiker bezeichnen sich gern als Künstler. Etwas vom Schauen des Dichters muß der Forscher in sich tragen, bemerkt Helmholtz. Die in Goethe zu einer Einheit verschmolzenen „Manifestationen des menschlichen Wesens“ machen seine Größe, seine Einzigkeit aus. Seine „Göttin“, die ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, ist nicht die phantastische, sondern die „exakte sinnliche Phantasie“, und so konnte er der Dichter-Naturforscher werden, als ein höchstes lebendiges Zeugnis, daß Poesie und Wissenschaft nicht „als die größten Widersacher“ angesehen werden dürfen, daß, wie „Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe“, auch „Wissenschaft und Poesie vereinbar seien“. Und es wird stets ein anziehendes und zu immer neuer Forschung reizendes, für die Erkenntnis der menschlichen Natur unvergleichlich bedeutsames Ereignis bleiben, daß in einer ihrer überragenden Erscheinungen die beiden Offenbarungen des Geistes sich in solcher Vollendung vereinigt haben.

16. Nach den Befreiungskriegen.

Friede und Ruhe waltete über Deutschland und Europa nach mehr als zwanzigjährigen Kämpfen und Erschütterungen. Deutschland ging aus dem Zeitalter der Revolution als ein gänzlich neues Staatengebilde hervor. Mit eingreifenden Veränderungen im Innern verbanden sich ebenso große Wandlungen der äußeren Gestalt. Viele hundert kleine Territorien waren von den größeren aufgesogen. Was der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, frühere und spätere Friedensschlüsse und Napoleonische Befehle noch nicht zuwege gebracht hatten, das vollendete der Wiener Kongreß vom Jahre 1815. Das Herzogtum Weimar ging bei der neuen Länderverteilung nicht leer aus. Es wurde vielmehr zum Lohn für die deutsche Haltung des Herzogs und die schweren Opfer, die es in den Kriegszeiten gebracht hatte, um das Doppelte vergrößert und zum Großherzogtum erhoben. Karl August, wie immer bereit mitzuteilen, ließ seinen vornehmsten Ratgebern die Erhöhung und Vergrößerung des Staatswesens zu gute kommen. Goethe wurde in dem neuen Staatsministerium, in das sich das alte geheime Conseil umgewandelt hatte, zum ersten Minister ernannt, obwohl er nur noch die Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst zu führen hatte, und mit einem Gehalt von dreitausend Talern, einer für die damalige Zeit und für Weimar sehr großen Summe, bedacht. Da er außerdem durch die Gunst seines Fürsten zwei Häuser mit weiten Gärten besaß, so

durfte man sagen, Karl August habe dem greisen Dichter eine so bequeme äußere Existenz geboten, als nur irgend möglich.

Der Großherzog übernahm seine neue Würde und seinen neuen Besitz nicht, ohne das Wort, mit dem die „Wiener Vereinbarungen“ jedem deutschen Staate eine „landständische Verfassung“ zugesichert hatten, loyal einzulösen. Es war eine durchaus moderne, von freisinnigem Geiste getragene Konstitution, die er dem Lande gab. Frei gewählte Vertreter aller Stände, also auch Bürger und Bauern, sollten fortan an der Gesetzgebung und Verwaltung mitwirken. Als die neue Landesvertretung am 7. April 1816 dem Großherzog feierlichst huldigte, stand Goethe am nächsten dem Throne. Ihm mochte bei der Feier sehr wunderlich zu Mute sein. Er assistierte einem Akte, den er innerlich verwarf. An seiner Überzeugung, daß die Politik eine Kunst sei, die wie jede andere gelernt werden müsse, und daß darum sogenannte Volksvertreter in ihrer großen Mehrheit von dieser Kunst so gut wie nichts verstünden, ja daß überhaupt von einer vielköpfigen Versammlung, in der die Mehrheit entscheide, nichts Verständiges zu erwarten sei, hatte er unverbrüchlich festgehalten. Ihn persönlich mußte außerdem schaudernde Empörung befallen, wenn er daran dachte, daß er in Zukunft gehalten sein solle, einem Strumpfwarenfabrikanten von Apolda oder dem Bürgermeister von Bürgel oder dem Schulzen von Stützerbach über seine Maßregeln etwa zur Förderung der Universität Jena oder der Kunstschule in Weimar Rechenschaft abzulegen. Nun mochte er bei all dem neuen konstitutionellen Wesen sich noch getrösten, daß die alten erprobten Autoritäten ihren Einfluß würden geltend machen können, wie er selbst dem Landtage gegenüber autokratisch seine Befugnisse wahrte; aber daß in der Verfassung völlige Preßfreiheit zugesichert war, darüber konnte er nicht hinweg. Dieses scharfe Instrument in den Händen politisch unerfahrener, kurzsichtiger, beweglicher, rühriger und dabei schriftstellerisch gewandter Leute, wie sie Weimar-Jena so zahlreich besaß, und zugleich in einer Zeit, wo im übrigen Deutschland das freie Wort eingeschränkt oder unterdrückt war, mußte unbedingt Unheil

stiften, das Land im Innern verwirren und nach außen gefährden. Die Journale schossen in dem kleinen Ländchen wie die Pilze empor. In Jena allein erschienen fünf: die „Nemesis“ und das „Staatsverfassungsarchiv“ von Professor Luden, die „Isis“ von Professor Oken, „des teutschen Burschen fliegende Blätter“ von Professor Fries und der „Volksfreund“ von Ludwig Wieland, einem Sohne des Dichters, herausgegeben; in Weimar das Oppositionsblatt. Goethe hätte am liebsten seine Augen von den papierenen Greueln abgewandt. Als ihm die ersten schlimmen Produkte unterbreitet wurden, bemerkte er gegen seinen Kollegen Voigt unwillig, daß bei so viel Preßfreiheit ihm doch auch die Nichtlese-Freiheit bleiben müsse. Mit einer gewissen Ironie kehrte sich die Preßfreiheit zuerst gegen die Verfassung, die sie gebracht hatte. Oken kritisierte in seiner Isis das Weimarische Staatsgrundgesetz, das sonst im Großherzogtum, ja in ganz Deutschland, mit begeisterter Freude aufgenommen worden war, sehr abfällig und erregte damit den hellen Zorn des Großherzogs. Er bat Goethe um ein Gutachten, was gegen Oken geschehen solle. Dieses Gutachten entsprach ganz der Sinnesweise Goethes: Strenge gegen die Sache, Milde gegen die Person. Die Zeitschrift solle unterdrückt, Oken aber in keiner Weise verfolgt werden. Selbst einen disziplinarischen Verweis hielt er der Würde eines Gelehrten und Universitätslehrers nicht für angemessen. Zur Unterdrückung der Zeitschrift wollte der Großherzog, nachdem er vor kaum sechs Monaten die Preßfreiheit verkündet hatte, sich nicht verstehen, und da er nach Goethes Gutachten auch der Person nichts zu leide tun wollte, so verbiß er lieber seinen Ärger und ließ die Sache gehen. Aber die Entwicklung der Dinge spitzte sich bald zu.

Ein tiefer Mißmut lastete nach den Befreiungskriegen auf allen vorwärts strebenden Vaterlandsfreunden, die nicht wie Goethe den ruhigen Gang der Geschichte abwarten wollten. Am meisten gärte es in der Brust der Jüngeren, die den Krieg mit schwärmerischen Zukunftshoffnungen mitgemacht oder miterlebt hatten. Ihr Traum war es gewesen, daß als schönste Blume aus den mit

Blut gedüngten Blachfeldern ein in Freiheit geeintes, mächtiges, unabhängiges Deutschland hervorsprießen würde. Nun war alles eitel Täuschung. In den Einzelstaaten engherzige Bevormundung und Unterdrückung, und das Ganze unter die Herrschaft des halbfremden Österreich und des ganz fremden barbarischen Rußland gebeugt. Es war so gekommen, wie Goethe vorausgesagt hatte, und an dem Verdruß der Jugend über die Oberhoheit des Auslandes nahm er vollen Anteil. Hatte sich doch wie zu seinem persönlichen Ärger der vermaledeite Kotzebue als russischer Agent und Aufpasser vor seiner Tür in Weimar niedergelassen, dessen Bemühen seit Jahren es war, ihn und seine hohe Kunst herabzuwürdigen. Nun nahte die dritte Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht von Leipzig und das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation. Beide Feste wollte die deutsche Studentenschaft auf Anregung der Jenenser zusammen auf der Wartburg begehen. An fünfhundert „Burschen“ fanden sich unter Führung der beliebtesten Jenenser Professoren zusammen, und in frommen, begeisterten Reden feierte man die großen Gedenktage, um sich daran zu einem höheren Dasein zu erheben und zur Fortsetzung der Kämpfe um Freiheit, Ehre, Tugend, Vaterland zu stärken. Den Schluß des Festes bildete ein Autodafé, das, freilich nur von einem Teil der Versammelten veranstaltet, eine Anzahl von Schriften, deren Inhalt oder Verfasser der Jugend verhaßt waren, den Flammen überlieferte. Diese Feier, sowie entstellende und übertreibende Berichte von den Reden und noch mehr das zum Himmel auflodernde Straffeuer riefen in den konservativen Kreisen Deutschlands arges Entsetzen hervor. Goethe, obwohl damals so gut konservativ als nur jemand, konnte an sich weder in den Reden noch in dem Scheiterhaufen etwas Schlimmes finden. Bei diesem mochte er sich daran erinnern, wie er selbst in jungen Jahren das, was ihm in Bild oder Schrift besonders zuwider war, durch Zerschießen, Zerschlagen, Annageln unter dem wütigen Rufe: „der soll nicht aufkommen!“ vernichtet hatte. Und daß die verbrannten Schriften einen ähnlichen Widerwillen bei der Jugend

zu erregen geeignet waren, wird er sich nicht verhehlt haben. Hatte doch er, der Alte, seine besondere Freude daran, daß auf dem brennenden Holzstoß auch Kotzebues deutsche Geschichte ihre sündige Existenz gebüßt habe; er konnte sich nicht enthalten, seiner Genugtuung darüber in einigen Versen Luft zu machen:

Du hast es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geschrieben,
Hättest gern die tiefste Niedertracht
Dem Allerhöchsten gleich gebracht. . . .

Die Jugend hat es Dir vergolten:
Aller End' her kamen sie zusammen,
Dich haufenweise zu verdammen;
Sanct Peter freut sich Deiner Flammen.

Und was die Reden anlangt, so berührte der Geist, der aus ihnen sprach, ihn ebenfalls sympathisch. „Was kann es schöneres geben,“ sagte er zu Frau Frommann, „als wenn die Jugend aus allen Weltgegenden zusammenkäme, um sich fester für das Gute zu verbünden?“ Wie denn der ganze ideale Sinn, der unter die studierende Jugend gekommen war und sie vom wüsten Zechen und Raufen und von noch Schlimmerem zurückhielt, ihm höchlichst zusagte. Nur von Politik, von dem Bestreben ins Praktische einzugreifen, sollten die jungen Leute wegen ihrer Unkenntnis der Dinge sich fern halten. Als einer ihrer Wortführer ihm mit blitzenden Augen seine politischen Ansichten darlegte, da hätte er ihm am liebsten um den Hals fallen und ihm sagen wollen: „Aber lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“

Das war es, was ihn bei all dem Guten und Edlen, das rings um ihn sproßte, beunruhigte: die politische Kurzsichtigkeit, an der nach seiner Meinung der Großherzog und seine Minister nicht viel weniger krankten als die Jenenser Professoren und Studenten. Er war in Weimar der einzige gewesen, der die Folgen des Wartburgfestes vorausgesehen und deshalb seine Gestattung lebhaft bedauert hatte. Nun regnete es von allen Seiten

Beschwerden, man sah Verschwörung und Aufruhr, und behandelte die Weimarische Regierung, die alles geduldet, ja durch Hergabe der Wartburg begünstigt hatte, als Mitschuldige. Der preußische Staatskanzler von Hardenberg und der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Zichy, machten sich in eigener Person auf, um in Weimar Vorstellungen gegen das dortige revolutionäre Gebaren zu erheben. Hinter Preußen und Österreich trieben und klagten Rußland und Frankreich. Das Großherzogtum schien in eine Art Krisis zu geraten. Karl August trug dies mit Galgenhumor. Er schrieb an Goethe: „Das Gefühl des Ekels über die Geschmacklosigkeiten, welche durch die häufigen Wiederholungen und durch das viele Hin- und Herverdauen endlich zu einem positiv schlechten Geschmacke reifen, ist dasjenige, was man sich eben nicht so geschwinde vertreiben kann.“ Goethe nahm die Sache schwerer: „Die Zustände bewegen mich dergestalt, daß ich alle Gesellschaft meide.“

Hardenberg ließ sich schon in Weimar von den guten Absichten der Regierung und der relativen Ungefährlichkeit der Professoren- und Studentenbewegung überzeugen; Graf Zichy begab sich noch nach Jena, um in den Krater selbst zu blicken. Nachdem ihm Goethe dort niederschlagende Pülverchen eingerührt hatte, schied auch er mit beruhigtem Gefühl. Aber das Mißtrauen und die Ängstlichkeit der Regierungen war einmal erwacht, und die akademischen Brauseköpfe ließen sich auch nicht mehr abkühlen, ja erhitzten sich noch unter der Einwirkung der Verbote, Verweise und Strafen, die man im Interesse der öffentlichen Ruhe für nötig hielt. Und als ob die schlimmsten Voraussagen der Schwarzseher Recht behalten sollten, ermordete im März 1819 der Jenenser Student Sand, ein fleißiger, ernster Mensch, aber ein politischer Fanatiker, Kotzebue als einen Vaterlandsverräter, Verleumder und Vergifter. Nunmehr beschloß der deutsche Bund, in den sich das alte Reich umgewandelt hatte, eine Reihe scharfer Maßregeln gegen alle Professoren und Studenten, die die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdeten, setzte in Mainz eine Zentralkommission zur

Untersuchung der demagogischen Umtriebe nieder und führte die Zensur für alle Schriften unter zwanzig Bogen ein. Noch bevor der Bund diese Beschlüsse gefaßt, hatte man in Weimar den nötigsten, vom Augenblick geforderten Schritt getan, indem man Okens Isis, die am meisten das Feuer schürte, verbot und ihn selbst entließ. Das half freilich den Großmächten gegenüber wenig. Preußen und Rußland verhängten die Acht über Jena und verboten ihren Landesangehörigen den Besuch der Universität.

Wie auf Goethe die politischen Ereignisse wirkten, die allenthalben so viel Schreckliches, Gehässiges und Unwürdiges hervortrieben und im besonderen auch seine geliebte, nach dem Kriege zu neuem Flor gediehene Universität hart trafen, das erkennt man am besten daraus, daß er den Minister von Voigt, der am 22. März 1819 starb, selig pries, weil er die Ermordung Kotzebues nicht mehr erfahren habe, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, beunruhigt worden sei. Bemerkenswert ist auch, daß Goethe seinerseits jetzt bei Veröffentlichung seiner Schriften noch größere Vorsicht gebrauchte als bisher. Als ihm in dem gleichen Jahre auf seltsamem Umwege sein verloren geglaubtes Prometheusdrama zukam, schickte er eine Abschrift an Zelter mit der eindringlichen Warnung, sie nicht zu offenbar werden zu lassen, damit nicht etwa das Drama im Druck erscheine. „Es käme unserer revolutionären Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Kommissionen zu Berlin und Mainz möchten zu meinen Jünglingsgrillen ein sträflich Gesicht machen.“ Diese Vorsicht wandte er an, trotzdem das schlimme Hauptstück daraus, der Monolog, in dem Prometheus sich gegen die olympischen Autoritäten auflehnt, bereits seit 1785 gedruckt war.

Goethe spricht hier von seinen Jünglingsgrillen. Aber der Greis war von dem Geist, den die Dichtung atmete, gar nicht so weit entfernt. Nicht bloß daß seine Weltanschauung dieselbe pantheistische geblieben war, obschon sie sich in anderen Ausdrucks-

formen bewegte, auch die Kampfeslust, mit der er das Gegensätzliche in die Schranken forderte, hatte sich kaum merklich gemindert. Er war kein Reaktionär: „Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen (den Monarchisten) überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht.“ Und ebensowenig war er der Quietist, der ängstlich nach Ruhe ausschauende und in der Ruhe behaglich verharrende Mann, als den ihn viele Zeitgenossen und besonders die jüngeren ansahen. Im Innern brodelte es wie vordem, und es reizte ihn täglich zum Losschlagen gegen das Niedrige, Schädliche, Unwahre, Krankhafte, wie die niemals unterbrochene Kette von spöttischen und ernsthaften Angriffen in Vers und Prosa, sowie seine Gespräche und Briefe beweisen. Nur die Rücksicht auf die Selbsterhaltung und die öffentliche Ordnung zog ihm nach außen hin einengende Schranken.

So hatte auch das Nahen des Reformationsjubiläums seine Fehdelust mächtig aufgeregt: in einem Gedicht zum 31. Oktober 1817 will er „gottgegebene Kraft nicht ungenützt verlieren“, vielmehr „in Kunst und Wissenschaft wie immer protestieren“. Freilich nur in Kunst und Wissenschaft. Aber er mochte sich sagen, daß dies die höchsten Ausstrahlungen des menschlichen Geistes seien, und daß, wenn man ihn auf diesen Gebieten gesund erhalte, er von selber auch auf den andern Gesundes und Zuträgliches hervorbringen müsse. Der Schaden, gegen den er im Jubeljahr der Reformation vor allem loszog, weil aus ihm die viel beklagte Reaktion in Deutschland und Europa herfließe, war die Romantik mit ihrer Rückwendung zum Mittelalter, in dem sie Christentum, Religion und Deutschtum am echtesten und tiefsten finden zu können glaubte. Gegen sie erließ er daher auch zur selben Zeit, in Gemeinschaft mit Freund Meyer, ein entschiedenes Manifest — in dem Aufsatz „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“.

Zu der Romantik hat sich Goethe in den verschiedenen Zeiten seines langen Lebens nicht immer gleich gestellt. Von Haus

aus war das Verhältnis ein freundliches, einen Augenblick sah es sich an wie Waffenbrüderschaft. Die beiden Schlegel standen in den neunziger Jahren mit ihm auf demselben Boden der Griechenbegeisterung, und auf seinem „Wilhelm Meister“ erbaute sich die romantische Theorie vom wahrhaft „Poetischen“. „Die französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Wilhelm Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters;“ „wer diesen gehörig charakterisierte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist in der Poesie; er dürfte sich, was poetische Kritik betrifft, immer zur Ruhe setzen,“ verkündigte Friedrich Schlegel. Sein Bruder August Wilhelm nennt Goethe „den Wiederhersteller der Poesie, durch den die lange schlummernde zuerst wieder geweckt worden sei.“ Und Novalis erklärte ihn für „den wahren Statthalter des poetischen Geistes auf Erden.“ Die feinsinnigste Verehrerin und Prophetin des Goetheschen Genius aber war von früh an Karoline Schlegel, die geistreiche Egeria des romantischen Kreises in Jena, freilich auch die gefährliche Dame Lucifer, wie Schiller diese seine intimste Feindin nannte. Zu ihm trübte sich denn auch das Verhältnis bald, um so mehr haben die Romantiker im Gegensatz zu ihm Goethe ausgespielt und auf den Schild gehoben. Und auch Goethe hielt seinerseits lange an ihnen fest und suchte zwischen ihnen und Schiller zu vermitteln, soweit es ging. Er freute sich an dem Kampf des romantischen Athenäums gegen die Platitüde des Zeitalters als an einer Fortsetzung der Xenienkritik, brachte ihre verfehlten Dramen, August Wilhelms „Jon“ und Friedrich Schlegels „Alarkos“, in Weimar auf die Bühne und beteiligte sich mit lebhaftem Interesse an ihren universalistischen Literaturtendenzen, die von Calderon im Westen bis nach Indien im Osten reichten; er hat für sich als eine weitere Provinz China, für die Welt im west-östlichen Divan Persien hinzugefügt.

Kühler als die beiden Schlegel stand ihm Tieck gegenüber, und doch fand er vor Goethes Augen gerade mit demjenigen seiner Dramen Gnade, das das romantischste war von allen und die

ganze Farben- und Zauberpracht des Mittelalters wieder aufsteigen ließ, mit „Genoveva“: Goethe „berauschte sich“, wie er selbst gesteht, „an dem Tönereichtum dieser missa solemnis, in der alle Nationen Europas der heiligen Genoveva huldigen.“ Die Stimmungspoesie der Tieckschen Märchenwelt lag seiner Lyrik und insbesondere seiner Balladenweise nicht gar so fern. Vollends aber zu Schelling, dem Philosophen der Romantik, beruhten seine freundschaftlichen Beziehungen, wie wir bereits wissen, auf tief innerer Verwandtschaft ihrer pantheistischen Auffassung von der Natur.

Auch mit der zweiten Generation der Romantiker, die freilich zu dem so viel älteren Goethe ganz anders stand und aufsah als die Schlegel, Schelling und Tieck, ergaben sich allerlei Anknüpfungs- und Berührungspunkte. Des Knaben Wunderhorn, diese von Arnim und Brentano herausgegebene Sammlung von Volksliedern, begrüßte er mit Freuden und nahm ihre Widmung gerne an; es entsprach das ja den Anfängen seiner eigenen Lyrik, die im Volkslied wurzelte, und erinnerte ihn anheimelnd an die freilich kosmopolitischer gehaltene Sammlung Herders. Selbst von Zacharias Werner ließ er sich einen Augenblick blenden, zwei von dessen Dramen brachte er in Weimar zur Aufführung, und im Frommannschen Hause wetteiferte er mit ihm in der ihm bis dahin noch wenig geläufigen Sonettenform.*)

Ganz besonders nahe aber drängte sich Bettina Brentano an ihn heran. Als Enkelin von Sophie La Roche, als Tochter der von ihm selbst einst geliebten Maxe, als junge Freundin der Frau Aja brachte sie gar manche Bilder froher Tage mit sich und ließ gar manche liebe Schatten erster Lieb und Freundschaft vor ihm aufsteigen, als sie im Juni 1807 zu ihm nach Weimar wallfahrtete. In ihrem seinem Denkmal, seiner Verherrlichung gewidmeten Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (erschienen 1835) hat sie die Beziehungen zu ihm ja gewiß in

*) S. oben Seite 260.

einem für sie allzu günstigen Lichte dargestellt; hat sie doch sogar das letzte jener siebzehn Sonette, die „Charade“, deren Lösung der Name „Herzlieb“ ist, auf sich bezogen! Aber die enthusiastische Bewunderung, mit der sie ihm in ihrer echt weiblichen und äußerlich doch oft recht jungenhaft kecken Art entgegentrat, ist nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Bettina wurde wirklich sein artig Kind, seine liebe kleine Freundin, deren Briefe und deren freundliches Bild ihn eine Zeitlang begleiteten und auch in seine Dichtungen hinein verfolgten.

Zu diesen vielen persönlichen Beziehungen freundschaftlicher Art gesellt sich endlich noch der mannigfache Einfluß, den die Romantik auf ihn als Dichter ausübte. Daß er durch sie zum Sonett bekehrt wurde, ist schon erwähnt worden, und ebenso, daß der west-östliche Divan auf ihre Anregung zurückzuführen ist, freilich auch alsbald weit über sie hinausgeht. Direkt romantisch aber ist der Schluß der Wahlverwandtschaften und leider auch der des Faust, in dessen zweitem Teil überhaupt allerlei Fremdartiges und Seltsames auf romantische Art und Unart hinweist.

Und trotz alledem und alledem — des Trennenden war mehr als des Gemeinsamen und Verbindenden. Schon äußerlich ist es bezeichnend, daß — vielleicht den einen Schelling ausgenommen — jene persönlich freundschaftlichen Beziehungen Goethes zu den Vertretern der Romantik durchweg in Mißklang, Verstimmung und Bruch endigen. Darin offenbarten sich aber nur die in der Tiefe liegenden sachlichen Differenzen. An ihrer erhitzten Subjektivität kam ihm seine klassische Objektivität, an ihrer kapriziösen Formlosigkeit sein feinentwickeltes Stilgefühl erst recht zum Bewußtsein. An ihrer Verherrlichung der „göttlichen Faulheit“ konnte der fleißige Mann keine Freude haben. Ihrem frivolen Spielen mit einer Ehe à quatre stellte er in den Wahlverwandtschaften fast pathetisch und mit absichtlicher Schroffheit die Heiligkeit und Unauflöslichkeit dieses sittlichen Bandes entgegen.*) Und an dem „Patho-

¹) S. oben Seite 293.

logischen", das er in Heinrich von Kleist zu erkennen glaubte, wurde ihm ein für allemal klar, daß, wie er es später kurz und schneidend formulierte, „das Klassische das Gesunde und das Romantische das Kranke sei." Unter diesem Verdammungsurteil mußte bekanntlich auch Uhland leiden. Den Anstoß zum Bruch aber gaben frühe schon die Kunstanschauungen Tiecks und Wackenroders in „Franz Sternbalds Wanderungen" und in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders", zu denen sich bald genug auch die beiden Schlegel bekannten. Wohl hatte Goethe in seiner Jugend für deutsche Art und Kunst volles Verständnis gezeigt und sich für den gotischen Wunderbau Erwins in Straßburg jubelnd begeistert. Aber inzwischen war er in Italien gewesen und hatte jene entschieden antikisierende Wendung genommen, er war gerade in seiner Kunstanschauung „heidnisch" geworden, Bruchstücke griechischer Tempel waren seine „Reliquien". Die Romantik aber ging den umgekehrten Weg. Antikisierend hatte sie begonnen; aber in ihrer zur Schau getragenen „Objektivitätswut" steckte von Anfang an ein Überhitztes und ganz Subjektives, ihre Griechenbegeisterung war pathologische „Gräkomanie". Und so fanden sie in jähem Umschlag ihr Ideal bald nicht mehr bei den Griechen, sondern sahen nun im Mittelalter den Quell der Erneuerung für das Leben der Nation, für die Kunst nicht nur, sondern auch für Kirche und Staat, für Politik und Religion. Mit Dürer hob es dabei noch leidlich protestantisch an, beim Rückgang auf die Prärafaeliten kam man aber bald genug zu Klagen über die dürre, vernünftige Leerheit der Reformation, und schließlich pries man die Zeiten des dreizehnten Jahrhunderts als die allein und echt christlichen. Auf den mittelalterlichen Bildern lobte man die strengen, mageren Formen, die naiven Gewänder, die gutmütig kindliche Einfalt und Beschränktheit der Gesichter, und an der mittelalterlichen Religion die Liebe zu der heiligen, wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. So war in der Kunst das Nazarenertum proklamiert, und im Leben wurden Friedrich

Schlegel und ihm nach viele andere der romantischen Genossen katholisch.

Das widerstrebte nun ebenso Goethes Kunstgeschmack wie seinem „prononzierten Heidentum“. Und so schrieb er denn nach allerlei vorangegangenen Zeichen des nahen Bruches schon 1805: „Sobald ich nur einigermaßen Zeit und Humor finde, so will ich das neukatholische Künstlerwesen ein für allemal darstellen“; denn „bei einem Frieden mit solchen Leuten kommt doch nichts heraus, sie greifen nur desto unverschämter um sich“. Öffentlich protestiert er gegen „die Phrasen der neukatholischen Sentimentalität und gegen das klosterbruderisierende, sternbaldisierende Unwesen“, und bekennt sich in seinem „Winckelmann“ dem gegenüber noch einmal nachdrücklich zum Klassizismus. Dabei war er aber auch jetzt nicht blind für mittelalterliche Poesie und Kunst: wie an den Volksliedern in des Knaben Wunderhorn, so freute er sich an der Gesundheit und Tüchtigkeit der Nibelungen, und schließlich ließ er sich ja, wie wir gesehen haben, durch die Brüder Boisserée sogar noch lebhaft für den Kölner Dom und die altdeutschen Maler interessieren. Der Jubel, den diese Bekehrung des „alten Heiden“ in den Kreisen der Romantiker erregte, war freilich nur von kurzer Dauer. Gleich darnach kehrte er in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum“ dem Mittelalter aufs neue den Rücken und stellte 1818 noch einmal als sein Bildungsideal und künstlerisches Kredo auf: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's.“

Es war aber nicht bloß sein Klassizismus, es war ebenso und fast noch mehr der Protestantismus, der in ihm gegen die katholisierenden Tendenzen und die romantische Vorliebe für „die mittleren Zeiten“ reagierte und protestierte. Selbst in Büchern, die scheinbar nichts mit diesen Dingen zu tun hatten, wie in Friedrich Schlegels Buch über die Sprache und Weisheit der Indier (1808), entdeckte er nun diese ihm widerwärtige Art: „Die sämtlichen Gegenstände, die er (Schlegel in diesem Buch) behandelt, werden eigentlich nur als Vehikel gebraucht, um gewisse Gesinnungen nach und nach ins Publikum zu bringen und sich mit einem gewissen

ehrenvollen Schein als Apostel einer veralteten Lehre aufzustellen“; und noch stärker sieht er darin „den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwärzt“. Ganz entschieden aber mißbilligte er Fr. Schlegels Übertritt zur katholischen Kirche, „weil in keiner Zeit ein so merkwürdiger Fall eintrat, daß im höchsten Lichte der Vernunft, des Verstandes, der Weltübersicht ein vorzügliches und höchstausgebildetes Talent verleitet wird, sich zu verhüllen, die Popanz zu spielen“. Demgegenüber erklärte er geradezu: „Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen.“ So begreifen wir, wie er im Jubeljahr der Reformation sich im Gegensatz zu diesem neukatholischen Wesen so entschieden als Protestant bekennen und es aussprechen konnte, daß „wir unsern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige, was wir für recht, der Nation und dem Zeitalter für ersprießlich halten, mit Ernst und Kraft öffentlich aussprechen und öfters wiederholen“.

Selbst Schelling gegenüber glaubte er in diesem Augenblick seine protestantische Denkweise betätigen zu müssen, als es sich im Winter 1816/17 um dessen Rückberufung nach Jena handelte. Niemand konnte den bedeutenden, tiefsinnigen Mann besser würdigen als er. Aber die Anschauungen des Philosophen, mit denen er einst so sehr harmonierte, hatten inzwischen eine mystische, geradezu katholisierende Richtung angenommen. Deshalb erklärte Goethe mit Bestimmtheit, daß für einen solchen Mann in Jena kein Platz sei. Es käme ihm, schrieb er an den der Berufung günstig gestimmten Minister von Voigt, komisch vor, wenn man zur dritten Säkularfeier „unseres protestantisch wahrhaft großen Gewinnes das alte überwundene Zeug unter einer erneuten mystisch-pantheistischen Form wieder eingeführt sehen sollte“. Der wahrhaft große protestantische Gewinn — das war ihm vor allem die Befreiung der Vernunft, die wiedergewonnene Freiheit des „Christenmenschen“ im Denken und im Glauben. Deshalb wollte

er in einer Kantate zum Reformationsfest die denkwürdige Tat Luthers nicht anders verherrlichen als durch eine prägnante Gegenüberstellung von Altem und Neuem Testament, von Gesetz und Freiheit, die durch Glauben und Liebe zum Gesetze gelangt, wie er selber zur Erklärung beifügt. Er wollte erkennen lassen, daß die katholische Kirche noch auf dem Boden des Alten Testaments verharre und nur insoweit sich von ihm entfernt habe, als es dieses mit dem Heidentum, mit der Vielgötterei verquickte. So konnte er wohl in dem Gedicht zum 31. Oktober 1817 sich und seinesgleichen als „Prediger", als die rechten Nachfolger Luthers betrachten, die seinen Kampf gegen Dunkelmänner und Römlinge fortsetzen:

„Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht —
Der Prediger steht zur Wache."

Und so werden wir es begreiflich finden, wenn Varnhagen von Ense, der in den Befreiungskriegen mitgefochten hatte und jetzt auf liberaler Seite stand, nach einem Gespräch mit dem in seiner deutschen und freiheitlichen Gesinnung viel verkannten Mann, erstaunt seinem Freunde, dem preußischen Staatsrat Stägemann, schrieb: „Goethe kein deutscher Patriot? In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unserer Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsere waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher zu diesem Geiste, als zu manchem anderen, der dabei besonders tätig gewesen sein will." Diese Worte Varnhagens stellen Goethe mit Recht in Gegensatz auch zu den politisch reaktionären Tendenzen der Romantik, wie sie ihr durch Novalis und Gentz zu eigen geworden waren. Sie beweisen zugleich, wie jener liberal denkende und patriotisch fühlende Mann auch daran keinen

Anstoß nahm, daß Goethe von dem nationalen Pathos der Romantik sich ferne hielt. Er war ja selbst eines der größten nationalen Besitztümer des deutschen Volkes gerade in diesem Augenblick. Die Freiheit aber faßte Goethe, wie es Varnhagen richtig erkannte, in jenem hohen Sinn der Selbstbefreiung des Menschen zu vernünftigem Dasein. Darin sah er die eigentlichste und schönste Aufgabe des Deutschen, und an ihr hat er selbst sein langes Leben hindurch mit allen seinen Kräften gearbeitet. So hat er sich um die germanische Freiheit in seiner Weise bemüht und verdient gemacht. Alles das aber, was diesem Wirken als Tyrannei, Enge, Stumpfsinn entgegen trat, faßte er unter dem Begriff Pfaffentum oder lieber und häufiger noch unter dem Begriff Philistertum zusammen. Und im Hinblick auf dieses Wirken konnte er, in gerechtem Selbstbewußtsein, sich neben die größten deutschen Befreier, wie neben Luther so auch neben Blücher stellen.

Ihr könnt mir immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen:
Von Franzen hat Er Euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Als Befreier konnte Goethe aber nur wirken, indem er selbst frei war und sich von den tausend Banden, die andere umstricken, immer freier machte. Diese geistige Selbstbefreiung gab ihm dann auch jenen außerordentlichen Gleichmut allem dem gegenüber, was von außen an ihn herankam. Er konnte ihn wohl im Augenblick einmal verlieren, aber im nächsten gewann er ihn wieder, besonders jetzt im Alter. Und das war ein unendlicher Vorteil, für ihn und für uns. Denn bei der hohen Empfindlichkeit, die er hatte und als großer Dichter haben mußte, wäre er ohne jenes befreiende seelische Gleichgewicht vorzeitig zerstört worden.

Gerade das Jahr 1817 stellte ihn auf mehr als eine harte Probe. Von dem Sturm der Reaktion, der am Ende des Jahres über das Weimarische Staatsschiff schwere Sturzwellen goß, haben

wir schon gehört. Ihm persönlich hatte der Anfang noch Schlimmeres gebracht. Die liebevolle Sorgfalt, mit der er das Weimarische Theater gepflegt hatte, ersparte ihm nicht verletzenden Undank. In den vielen Jahren, die er der Bühne vorstand, hatte sie ihm manche böse Stunde bereitet. Aber soweit die Schauspieler, Musiker, Dichter, Publikum, finanzielle Not, Ungunst der Zeiten daran schuld trugen, hatte der Verdruß nicht an sein Innerstes gegriffen. Er überwand diese Dinge, wie man schlechtes Wetter überwindet. Anders stand es mit den Konflikten, in die er von Zeit zu Zeit um des Theaters willen mit seinem Fürsten geriet. Diese verschärften sich besonders, seitdem die schöne und ausgezeichnete Schauspielerin und Sängerin Karoline Jagemann die Geliebte des Herzogs geworden war und das Theater nach ihrem Sinne zu lenken wünschte. Schon 1808 war es darüber zu einem so heftigen Zusammenstoß gekommen, daß Goethe um seine Entlassung bat. Der Zwist wurde beigelegt, aber ein gespannter Zustand blieb durch die geheime Einwirkung der Jagemann bestehen. Er löste sich im April 1817 in einer Explosion aus. Ein Schauspieler Karsten zog damals mit einem dressierten Pudel umher und führte ihn dem Publikum auf der Bühne in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „der Hund des Aubry de Montdidier" vor. Er richtete an Goethe das Gesuch, auch in Weimar dieses Stück mit seinem Pudel zur Aufführung bringen zu dürfen. Goethe schlug das Gesuch als eine Herabwürdigung der Bühne rundweg ab. Nun wandte sich der Schauspieler an den Großherzog, und dieser, ein leidenschaftlicher Hundeliebhaber, gab den Wunsch zu erkennen, daß der Antrag bewilligt werde. Als Goethe bei seiner Ablehnung verharrte, befahl der Großherzog die Aufführung. Goethe, schwer verletzt über die Ignorierung seines Einspruches, entfernte sich nach Jena und überließ die Inszenierung des Stückes den übrigen Mitgliedern der Intendanz. Er mag dabei auch die Absicht seines Rücktrittes kund gegeben haben. Noch lebte er aber der Hoffnung, es werde sich ein Ausgleich finden lassen und der Großherzog von der Aufführung Abstand nehmen. Er irrte sich;

dieselbe fand am 12. April wirklich statt, und bevor Goethe noch einen entscheidenden Schritt tat, sprach der Großherzog, wie man sagt noch besonders aufgestachelt von der Jagemann, unter dem 13. April seine Entlassung aus, mit der Begründung: die ihm zugekommenen Äußerungen hätten ihn überzeugt, daß Goethe von den Geschäften der Hoftheaterintendanz dispensiert zu werden wünsche; indem er seine Verfügung sogleich der Intendanz anzeigte, machte er sie unwiderruflich. So war Goethe aus dem Amte gestoßen.

Auf vieles war Goethe als Weiser und Seher vorbereitet, aber daß sein sechsundzwanzigjähriges unvergängliches, glorreiches Wirken an der Spitze des Weimarischen Theaters dieses demütigende und kränkende Ende finden würde, — das ist gewiß niemals auch nur in das Bereich seiner blassesten Ahnungen getreten. Karl August im guten Kern seiner Natur empfand sehr bald, zu welchem Unrecht er sich in seiner Hitze hatte hinreißen lassen. Er suchte Goethe, der noch in Jena weilte, dort auf und versöhnte ihn unter herzlichen Umarmungen. Konnte auch die Entlassung nicht mehr rückgängig gemacht werden, so konnte doch Goethe seine übrigen Amtsgeschäfte in Ehren weiter führen, und — mehr als das — es konnte das Freundschaftsverhältnis zwischen Fürst und Minister fortdauern.

Mochte Goethe von den Umständen, unter denen seine Trennung vom Theater erfolgt war, noch so schmerzlich erschüttert sein — brannte doch noch nach Jahren die Wunde so, daß er in den Annalen das Ereignis mit keiner Silbe erwähnte —, die Tatsache selbst konnte er nur willkommen heißen. Er hatte mehr und mehr die Freude an der Anstalt verloren, es war ein unaufhörliches Mühsal, die Konkurrenz mit den großen Bühnen nicht mehr zu bestehen — im vorigen Jahre hatte er seine besten Kräfte, das Ehepaar Wolf, an Berlin verloren —; und um sich immer wieder neue Kräfte heranzubilden, dazu war er zu alt. Übrigens war seine Mission auch erfüllt. Er hatte in Weimar einen Stil für das hohe Drama geschaffen, und dieser Stil war von den besten deutschen Bühnen übernommen und weiter gepflegt worden. Er

konnte jetzt die Weimarische Bühne ihrem Schicksal überlassen und die schöne Zeit und reine Stimmung, die sie ihm raubte, für die großen Aufgaben verwenden, die zu lösen ihm noch oblag. Es war eine ganz eigene Fügung: die unerfreulichsten Wendungen, wie die Bundestagsbeschlüsse vom Jahre 1819 und die Entlassung vom Jahre 1817, gaben ihm die erwünschteste Ruhe. Aus den öffentlichen Verhältnissen und aus seinem Amte entstehen ihm fernerhin keine Störungen mehr. Die Früchte, die an seinem Lebensbaume noch hängen, können im stillen, warmen Herbste köstlich ausreifen.

Am 28. August 1819 feierte Goethe seinen siebzigsten Geburtstag. Wie er sich gewöhnlich der Geburtstagsfeier entzog, so auch diesmal. Er verbrachte den Tag still auf dem Wege nach Karlsbad. Auch im übrigen Deutschland wurde der bedeutsame Abschnitt in des großen Dichters Leben, mit Ausnahme von Frankfurt a. M., nur still begangen. Die politische Mißstimmung lag wie Blei auf den Gemütern. Eben in Karlsbad waren die Vertreter der deutschen Staaten an der Arbeit, der deutschen Volksseele noch mehr als bisher die Schwingen zu beschneiden. Man nannte dies Niederhaltung des revolutionären Geistes. Die Konferenzen wurden geleitet von dem allmächtigen österreichischen Minister, Fürsten Metternich. Diesem galt Goethes erster Besuch. Er wird damit nicht bloß eine Höflichkeitspflicht gegen den ihm von früher her bekannten Fürsten erfüllt, sondern zugleich die Gelegenheit wahrgenommen haben, den Staatsmann gegen Weimar, das dieser gern aus der Reihe der deutschen Staaten gestrichen hätte, sowie gegen den Großherzog, den er höhnisch nur den „Altburschen" nannte, freundlicher zu stimmen. „Ich fand in ihm wie sonst", berichtet Goethe in den Annalen, „einen gnädigen Herrn." Das will sagen: es gelang mir, meine Absichten zu erreichen. —

Nachdem Goethe auch im nächsten Jahre die Kur in Karlsbad gebraucht hatte, ohne mit den Wirkungen, wie es scheint,

ganz zufrieden gewesen zu sein, probierte er es im darauffolgenden (1821) mit den Heilquellen des neuerstandenen Marienbad. Er begegnete dort der schönen verwitweten Frau von Levetzow und ihren drei anmutigen Töchtern Ulrike, Amalie und Bertha. Hatte früher die Mutter ihn so entzückt, daß er sie mit Pandora verglich, so hatte jetzt ihre älteste Tochter für ihn einen ungewöhnlichen Reiz. Zwar war sie erst siebzehn Jahre alt, aber die jüngsten waren dem Alten gerade recht.

„Alter, hörst du noch nicht auf?
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Kätchen.
Welche jetzt den Tag versüßt,
Sag's mit Klarheit!"

So scherzte er in jener Zeit über sich selbst. Ob es nun die guten Folgen der Marienbader Wässer oder die Sehnsucht nach dem lieblichen Gesichtchen Ulrikens war, genug, wir finden ihn im folgenden Sommer wieder am dortigen Brunnen in Gemeinschaft mit der Levetzowschen Familie. Was vor zwölf Monaten holder Zeitvertreib war, wird diesmal ernsteres, tieferes Empfinden, aus dem die Leidenschaft emporkeimt. Ein drittes langes Zusammensein im nächsten Sommer (1823), — und das Liebesfeuer lodert aus dem Herzen des Greises in voller Macht hervor. Die braunen Locken und blauen Augen, die neunzehn Jahre, die unbefangene Sicherheit, die Heiterkeit, Klarheit, Güte und Wärme des jungen Mädchens, das durch den Ort ihrer Erziehung eine Straßburgerin, eine Elsässerin war, — sie mögen dem Dichter Ulrike als eine wieder auferstandene Friederike gezeigt haben. „Wiederholte Spiegelung" — dieses optische Phänomen war ihm im Leben mehr als einmal Wirklichkeit geworden. Und erwachte er nicht selbst unter der magischen Wirkung dieser Mädchenknospe zu neuem Dasein? Erlebte er nicht eine neue Jugend? Findet er doch sogar wieder Vergnügen am Tanzen! Er macht die Tanzgesellschaften mit und tanzt diesmal in seinen Geburtstag hinein.

In den vierundsiebzigsten! Und wer möchte dem Manne mit dem fein geröteten Gesicht, diesen Feueraugen, dem vollen, kaum gebleichten braunen Haar, dem elastischen Gang, der straffen Haltung, dem graziösen, lebhaften Geplauder anmerken, daß es wirklich ein Vierundsiebzigjähriger ist, der an der Hand der Jüngsten durch den Saal sich bewegt? Konnte er nicht hoffen, daß, wenn er mit der Jugend einen dauernden Bund schloß, diese Verjüngung — der Natur zum Trotze — anhielt, bis der Dämon Tod ihn ins Grab stürzte? Und warum sollte Ulrike nicht zu dem Bunde bereit sein, warum sollte sie seine Liebe nicht erwidern? Merkte er doch, wie alle die jungen Mädchen an ihm hingen, wie ihr Gesicht sich erhellte, wenn er sich nahte, wie hübsch sie mit ihm taten, wie gern sie ihn hätschelten und sich hätscheln ließen.

„Geh ich hier, sie kommt heran,
Niemand sieht uns beiden an,
Wie wir lieben!“

Und wie würde sein Haus daheim vergoldet werden, wenn diese Morgensonne einzog! Zwar war es durch den Tod Christianens nicht verödet. Er hatte bald nach ihrem Dahinscheiden den Sohn verheiratet mit Ottilie von Pogwisch, der vermögenslosen Tochter einer von ihrem Manne geschiedenen Hofdame. Ottilie hatte in dem Sohne mehr den Vater geheiratet, zu dem sie in zärtlicher Bewunderung emporblickte. Sie war eine heitere, temperamentvolle, gescheite, originelle Frau, und Goethe hatte an ihr für seine Unterhaltungen, sie mochten betreffen, was sie wollten, den besten Partner. Sie hatte inzwischen zwei Söhnen das Leben gegeben, die Goethe innig liebte und die ihm viel Freude machten. So war mehr Bewegung und Abwechselung in dem Hause als vor dem Ableben Christianens. Aber die Ehe zwischen August und Ottilie wurde rasch sehr unglücklich. Die beiden Naturen paßten nicht zueinander, jedes ging in starkem Freiheitstrieb seine eigenen Wege, August die abschüssigen, von denen ihn der Vater durch die Heirat hatte entfernen wollen. Es gab viele Verstim-

mungen, über die die Ehegatten auch in Gegenwart des Vaters nicht Herr wurden. Goethe drückt dies in einem Marienbader Brief, in dem er die Kinder leise auf seine Absichten vorbereiten will, sehr zart und mild mit den Worten aus: „Das Zusammensein so guter, verständiger Menschen, als wir sind, war mitunter so stockend als möglich, zu meiner Verzweiflung; es fehlte ein Drittes oder Viertes, um den Kreis abzuschließen.“ Er unterschreibt sich als den „im schönsten Sinne liebenden“ Vater.

Aber wie sehr der greise Dichter auch von Ulrike eine Zustimmung erhoffen mochte, — er selbst konnte und wollte ihr keinen Antrag machen. Es fand sich ein erlauchter Mittler in dem anwesenden Großherzog. Er eröffnete der Mutter das Anliegen Goethes. Diese wird über Ulrikens Empfindungen nicht im Zweifel gewesen sein. Aber sie klopfte pflichtschuldigst an und erhielt eine ablehnende oder doch ausweichende Antwort, die so gut wie Ablehnung war. Es war doch ein himmelweiter Unterschied, sich dem berühmten, herrlichen Manne, der ihr seine Zuneigung so deutlich zeigte, stolz beglückt anzuschmiegen, Zärtlichkeiten zu gestatten und zu erwidern, oder — ihn zu heiraten. Jugend verlangt Jugend; und der gefeiertste, geistvollste, liebenswürdigste Greis kann den schlichten, blöden, namenlosen Jüngling nicht aufwiegen, der in der Geliebten sein Alles sieht, der mit ihr in eins verschmilzt, um mit ihr jauchzend und klagend, leidend und genießend das Leben in gleichem Pulsschlage zu durchleben. In Rücksicht auf den hohen Werber und den ausgezeichneten Freier, sowie auf die ungetrübte Fortsetzung des so bedeutenden, schönen Verkehrs wird Frau von Levetzow die offene oder verschleierte Ablehnung Ulrikens in einen aufschiebenden, der Hoffnung Raum gewährenden Bescheid umgewandelt haben. So gingen die Marienbader Tage, denen sich noch eine Reihe Karlsbader anschlossen, harmonisch zu Ende. Das Scheiden ward Goethe schwer. Jeder Abschied von einer geliebten Person ist schmerzlich; ihm aber, der fürchten mußte, daß ihm das Wiedersehen versagt sein werde, sei es durch das Schicksal, das dem Alternden den Tod vor Augen rückt, sei es durch

den unenträtselten Willen der Geliebten, ihm steigerte sich der Schmerz zu quälender Höhe. Von herben, bitteren Gefühlen durchdrungen, fuhr Goethe der Heimat zu. Aber wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm ein Gott zu sagen, was er leide. Und so ergoß er seinen Schmerz in die seelenvollen Strophen, die später unter dem Namen der Marienbader Elegie (2. Teil der Trilogie der Leidenschaft) bekannt geworden sind, und linderte ihn, da er ihm Worte lieh, linderte ihn auch, indem er mit der Schmerzensklage das Bild der Geliebten und das Glück der entschwundenen Wochen sich noch einmal möglichst nahe rückte.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte
Und mich von dannauf stufenweis beglückte,
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letztesten mir auf die Lippen drückte:
So klar beweglich bleibt das Bild der Lieben
Mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben. . . . .

Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen.

Zu Hause, wo er am 17. September anlangte, erwartete ihn ein neuer schwerer Moment. Er mußte über die Absichten, die er hegte, offen zu seinen Kindern sprechen. Ottilie war krank und äußerte sich nicht. Dafür war August um so deutlicher. Zwar hegte auch er für den Vater die höchste Verehrung, aber daß dieser in seinem hohen Alter, und wo er im Frühjahr erst mit Mühe und Not dem Tode entronnen war, mit einem blutjungen Mädchen sich verheiraten wollte, das war etwas, was er mit der sonstigen Besonnenheit und Weisheit des Vaters nicht zu vereinen wußte; es mochte ihm wie eine krankhafte Grille, wie eine phantastische Verirrung erscheinen, der rücksichtslos begegnet werden müsse. Der Gedanke obendrein, daß seine gegenwärtige und noch mehr seine zu-

künftige Existenz durch jene Heirat bedroht sei, mußte unwillkürlich sein aufgeregtes Widerstreben noch verschärfen. Die Schwester Ottiliens, die im Hause mitlebte und so wie er dachte, trug nichts zu seiner Besänftigung bei. So war der Zusammenprall so hart wie möglich. Kanzler von Müller, einer der liebsten Vertrauten Goethes in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens, nennt in einem gleichzeitigen Briefe (vom 25. September 1823) das Verhalten Augusts roh und lieblos. Er sei ein verrückter Patron, der gegen den Vater den Pikierten spiele. Dazu komme Ulrikens (der Schwägerin) schroffe Einseitigkeit und gehaltlose Naivität. Das sei nicht angetan, um eine solche Krisis sanft und schonend vorüber zu führen. Ähnlich berichtet Charlotte von Schiller. Man kann sich denken, was das weiche Herz des Greises, das noch von der Abschiedswunde blutete, unter den Kolbenstößen der nächsten Umgebung gelitten hat. „Er ist mitunter“, schreibt der Kanzler von Müller in demselben Briefe, „höchst verstimmt und niedergebeugt.“

Aber der harte Gegenstoß bringt ihn zum Nachdenken. Er wird zweifelhaft, ob die Verwirklichung seines Traumes für ihn und die Geliebte ein Glück bedeuten würde, und er beschließt zu entsagen. „Ich werde“, bemerkt er acht Tage später zu Müller, „über den Hang zu Fräulein von Levetzow hinauskommen, — ich weiß es, aber es wird mir noch viel zu schaffen machen.“ Doch ein solcher Entschluß war leichter gefaßt als ausgeführt. Noch einmal folgte ein Umschlag. Der Widerstand, dem der Verzicht in seinem eigenen Innern begegnete, rührte alle Überlegungen neu auf, legte ihm die Frage nahe, ob denn sein Opfer notwendig sei, und ob er es nicht zu hoch — mit seiner Aufreibung — bezahle. Waren doch die schweren inneren und äußeren Kämpfe mit eine Ursache gewesen, daß er im November von neuem bedenklich erkrankte. Und war doch in dieser Krankheit das kräftigendste Heilmittel, nach dem er immer wieder langte, jene Elegie, der schmerzlich süße Abglanz der wunderbar schönen Sommertage. War diese Wirkung nicht ein Fingerzeig, wohin er zur Selbsterhaltung seinen

Weg zu richten habe? Und so finden wir ihn am Jahresschlusse von allen Entsagungsgedanken befreit und mit frohem Bangen in das neue Jahr hinüberblickend. Am Sylvesterabend schreibt er bedeutungsvoll an Frau von Levetzow: „Der neue Wandkalender von 1824 steht vor mir, wo die zwölf Monate zwar reinlich, aber auch vollkommen gleichgültig aussehen. Vergebens forsch ich, welche Tage sich für mich rot, welche düster sich färben werden; die ganze Tafel ist noch in Blanko, indessen Wünsche und Hoffnungen hin und wieder schwärmen. Mögen die meinen den Ihrigen begegnen! Möge sich dem Erfüllen und Gelingen nichts! nichts! entgegensetzen! Sagen Sie sich untereinander alles in traulicher Stunde, wie es auf der Terrasse,*) im Hin- und Herwandeln weitläufiger auszuführen wäre." — Aus diesem hoffnungsfrohen Erwarten heraus sagt er in dem Gedicht „An Werther" (1. Teil der Trilogie der Leidenschaft), das er im März 1824 für die fünfzigjährige Jubelausgabe jenes Werkes verfaßte, daß Werthers Schatten ihm auf neu beblümten Matten begegne. Und in einem Aprilbrief an Frau von Levetzow hören wir schon, wie sein Herz dem neuen Beisammensein entgegenklopft. „Gedenken Sie mein mit den lieben Kindern und gönnen mir die Hoffnung, daß ich, mit den gleichen Gefühlen ankommend, den Lieben an dem alten Plätzchen willkommen sein werde. Indessen bleibt der zierliche Becher der Vertraute meiner Gedanken, die süßen Namenszüge nähern sich meinen Lippen, und der 28. August, wenn es nicht so weit hin wäre, sollte mir die erfreulichste Aussicht geben. Ein trautes Anstoßen und so weiter. Unwandelbar Goethe."

Der Sommer kommt. Die Familie Levetzow verbringt ihn diesmal in Dresden. Goethe ist aufs freundlichste dorthin eingeladen. Er konnte bequem über die sächsische Hauptstadt nach den böhmischen Bädern gehen. Aber er bleibt daheim — trotz aller sehnsüchtigen Briefe. Er hat endgültig entsagt. Ob diese Entsagung durch ein inzwischen erfolgtes unzweideutiges Nein

*) vor dem Hause in Marienbad.

Ulrikens ihm aufgenötigt wurde — man sagte, der Großherzog habe nochmals bei Frau von Levetzow angefragt —, ob sie aus freier nochmaliger Erwägung floß, ist ungewiß. In jedem Falle war nach einem endgültigen Verzicht jede Annäherung vom Übel. Goethe hat Frau von Levetzow und ihre Töchter nicht wiedergesehen. Nur durch freundschaftliche Briefe, die dann und wann gewechselt wurden, hielt er sich in Verbindung mit der teueren Familie. Ulrike blieb wie Friederike unvermählt. Sie ist auf ihrem Gute Trziblitz in Böhmen erst in unseren Tagen — am 13. November 1899 — im höchsten Alter gestorben. Jeder, der sich ihr nahte, ging erquickt von ihr.

Indem Goethe von Ulrike seine Gedanken abzuwenden gezwungen war, trat das Bild der schönen Herrin der Gerbermühle wieder stärker hervor, und im Verweilen bei ihr und im innigen schriftlichen Austausch mit ihr hat sein liebebedürftiges Herz die Ruhe gefunden.

---

17. Die Jahre 1824 bis 1830.

Die Wege nach Ost und nach West waren glühende Pfade geworden, die der Dichter zu betreten sich scheute. Infolgedessen meidet er jetzt alles Reisen. Ja mit einem gewissen Eigensinn geht er lange Zeit nicht einmal über das Weichbild von Weimar hinaus. So besucht er z. B. vier Jahre lang selbst Jena nicht, wo er sonst alljährlich Wochen und Monate verbracht hatte und die ihm unterstellten Anstalten oft seine Anwesenheit erfordert hätten. Freilich war Weimar für ihn jetzt eine ruhigere Stätte geworden, seitdem er von dem Theater losgelöst war und zu Hofe nur noch bei außerordentlichen Gelegenheiten ging.

Da er auch sonst keine Besuche macht, an keinerlei Vereinigungen außerhalb seines Hauses teilnimmt, so wird sein Haus seine Welt, sein Schloß, in dem er Hof hält, oder wie er lieber aber wenig zutreffend sagte, sein Kloster. Denn hinter den Mauern dieses Klosters entfaltete sich das reichste Leben. Nichts war in diesen Räumen tot, alles sprach und redete zu ihm, ob es in Mappen, in Schränken, in Schubladen aufbewahrt oder als Schmuck an den Wänden befestigt war. Es war eine mächtige Fülle von Stichen, Radierungen, Handzeichnungen, Autographen, Münzen, Medaillen, Plaquetten, Majoliken, Abgüssen, Mineralien, Pflanzen, Fossilien,*) Skeletten, ein kleines kunst- und naturhistorisches Museum, das er allmählich zusammengebracht hatte und noch fortwährend mit Feuereifer vermehrte. Eine tüchtige Handzeichnung,

*) Gegen 4000.

ein interessantes Fossil konnten ihn tagelang glücklich machen. Die zahlreich ausgestellten Kunstgegenstände gaben den Zimmern ein sehr vornehmes Gepräge. Man vergaß darüber ganz die einfache Möblierung und die dürftigen architektonischen Verhältnisse. Nur von einem Zimmer war aller künstlerische Schmuck ferngehalten, von seinem Arbeitszimmer. Ja er setzte für dieses sogar die schlichte sonstige Ausstattung noch um ein Bedeutendes herab. Keine Gardinen, kein Sopha, kein Teppich, kein bequemer Stuhl, nur harte, eckige, ja plumpe Eichenmöbel zwischen nackten Wänden. Er wollte durch keinen Kunstgegenstand von seinen Gedanken abgelenkt und durch keine Bequemlichkeit oder auch nur Behaglichkeit in einen lässigen, minder tätigen Zustand versetzt werden. In diesem kahlen Raume verbrachte er den Vormittag, der bei ihm früh um fünf oder sechs anfing, in anhaltender, straffer Arbeit, meist um den großen Tisch herumwandernd und seinem Schreiber diktierend, und zwar die verschiedensten Gegenstände: Romane, Lebensschilderungen, Aufsätze, Briefe in solchem Flusse, daß der Schreiber Mühe hatte, zu folgen. Freilich war alles am Nachmittag oder am Abend des vorhergehenden Tages oder früh bis acht Uhr, wo einer seiner Schreiber erschien, überlegt und skizziert. Er beschäftigte nicht weniger als vier Schreiber, die Hauptlast ruhte auf John und Schuchardt, dieser ein studierter Mann, später sogar Direktor der Weimarischen Kunstsammlungen, daneben verrichteten Schreiberdienste sein Diener Friedrich und der Bibliothek-Sekretär Kräuter. Als höhere Gehilfen fungierten Riemer und Eckermann; jener, wie wir wissen, schon seit dem Anfang des Jahrhunderts, dieser erst seit dem Sommer des Jahres 1823.

Johann Peter Eckermann, am Nordrande der Lüneburger Heide von sehr armen Eltern geboren, hatte seine Jugend mit Hausieren, Viehhüten, Holzlesen verbracht, war dann allmählich zum Erfassen einer höheren Welt erwacht und hatte sich in warmem Interesse für Kunst und Literatur zeichnerisch, dichterisch und kritisch versucht, bis er von Goethes Gestirn unwiderstehlich angezogen als Dreißiger zu Fuß von Hannover nach Weimar pilgert und

von dem angebeteten Manne, der seine Gedichte freundlich aufgenommen, zur Audienz zugelassen wird. Goethe erkannte sofort die Brauchbarkeit des feinfühligen und feinhörigen Mannes, der als sinniges, schmiegsames Naturkind die gepanzerte Büchergelehrsamkeit Riemers glücklich ergänzen konnte, und behielt ihn bei sich. An Eckermann besaß Goethe einen getreuen An- und Nachempfinder seiner halb angebrochenen oder aus dem Schoß der Skizze erst emporsteigenden Dichtwerke. Dieser junge Adept verstand es, im Sinne des Meisters Forderungen an ihn zu stellen und das Geforderte ihm abzuschmeicheln und abzulocken. Auch hatte er die Gabe, seinen großen Souverän in angeregtes Gespräch zu verwickeln und ihn zu veranlassen, im Wege der Unterhaltung aus der reichen Schatzkammer seines Innern die schimmernden Juwelen hervorzuholen, die in das geschriebene Wort sich nicht hatten fassen lassen. Bei seiner unbedingten Hingabe an Goethe, dessen Worten er wie Offenbarungen einer Gottheit lauschte, faßte er alles mit großer Schärfe auf und gab es in seinem Tagebuche mit solcher Treue wieder, daß nicht bloß wir Nachgeborenen, die wir uns in Goethes Art und Gedankenwelt vertieft haben, das durchaus Echte seiner nachmals veröffentlichten „Gespräche mit Goethe“ empfinden, sondern auch solche, die Goethe persönlich gekannt hatten, versicherten, man höre Goethe sprechen.

Neben Eckermann und Riemer hatte aber Goethe noch weitere Gehilfen: für das kunstwissenschaftliche Departement an seinem alten Freunde Meyer; für die amtliche Oberaufsicht der Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft an seinem Sohne, der ihm auch sonst mannigfaltige Dienste leistete, während bei den naturwissenschaftlichen Arbeiten und Sammlungen ihm nicht selten Soret, der 1822 aus Genf berufene Erzieher des nachmaligen Großherzogs Karl Alexander, an die Hand ging. Dieser Stab von Schreibern und Hilfsarbeitern und vortragenden Räten erschöpfte aber noch nicht seine ständige Umgebung. Zu ihnen traten noch der Kanzler von Müller, der Oberbaudirektor Coudray und seit Mitte 1826 sein Hausarzt Dr. Vogel. Ein oder mehrere Glieder dieses Kreises

waren gewöhnlich seine Tischgäste. Eckermann kam meist des Mittags, Riemer Abends, um nach den Mahlzeiten weiter mit ihm zu arbeiten.

Wenn schon das vielköpfige Kollegium von Gehilfen und Hausfreunden jede klösterliche Vereinsamung ausschloß, so noch mehr die reiche Zahl von Besuchern, die Tag aus Tag ein in das berühmte Haus einströmten. An einem bestimmten Tage in der Woche erschien die Großherzogin Luise, an einem anderen die Erbgroßherzogin Maria Paulowna; mit ihnen zusammen oder getrennt die Prinzessinnen Auguste (spätere deutsche Kaiserin) und Marie (spätere Prinzessin Karl von Preußen), um sich über alles Neue in Kunst und Literatur von Goethe unterrichten zu lassen. Zu unbestimmter Stunde kamen der Großherzog, der Erbgroßherzog (dieser recht häufig) und sein jüngerer Bruder, der Herzog Bernhard. Dann der große Schweif des Weimar-Jenaischen Bekannten- und Interessentenkreises und endlich der unabsehbare Zug der fremden Gäste aus der ganzen zivilisierten Welt, in dem die Großen der Erde nicht fehlten. Denn schon war er den Mitlebenden nicht mehr der Dichter des Werther oder des Faust, sondern der höchste Repräsentant, der Patron des geistigen Lebens überhaupt. Man trat klopfenden Herzens die heilig-weltliche Wallfahrt zu Goethe an: das Bewußtsein ihm ins Auge geschaut zu haben, warf auf manches Leben einen Erinnerungsglanz, der es dauernd durchleuchtete. Und voran die junge Generation drängte es, ihre ehrfürchtige Begeisterung darzubringen. Hatte doch ihr genialster Vertreter, Byron, seinem „Lehnsherrn" die literarische Huldigung nicht versagt. Empfing der Große auch nicht jeden namenlosen Schriftsteller oder unreifen Studenten oder die Berliner Schlächtersfrau, die ihm als dem Dichter der „Glocke" ihre tiefgefühlte Bewunderung aussprechen wollte, so ging doch seine Liberalität außerordentlich weit. Ja hätte er seinem Herzen folgen dürfen, so hätte er jeden Neugierigen vorgelassen, der draußen geduldig wartete, ob er nicht des berühmten Mannes ansichtig würde.

Warum stehen sie davor?
Ist nicht Türe da und Tor?
Kämen sie getrost herein,
Würden wohl empfangen sein.

Die Opfer an Zeit und Kraft vergrößerten sich noch, wenn Fremde von Bedeutung ihren Aufenthalt ausdehnten und mehr als einmal ihn in Anspruch nahmen. Nicht wenige Aufbrechende hat er freilich selber festgehalten, besonders wenn es Künstler waren, wie die Szymanowska, die ihn zu einem der seelenvollsten Gedichte begeisterte, und Felix Mendelssohn, oder Freunde wie Zelter, Boisserée, Wilhelm von Humboldt, Graf Reinhard, Staatsrat Schultz. Für einen anderen, der minder rüstig, minder aufnahmefähig und minder produktiv war, wäre dieses Leben zu geräuschvoll, zu abwechselnd, zu vielseitig anspannend gewesen. Ihn dagegen erhielt es jung. Mit Kennern seine Sammlungen durchzugehen, mit tiefer denkenden und empfindenden Leuten bei gutbesetzter Tafel sich über Kunst, Wissenschaft und Leben zu unterhalten, mit einem auserwählten Kranze von Damen und Herren einem Hauskonzerte beizuwohnen, das waren für ihn erlesene, auffrischende Genüsse.

Daneben hatte er auch seine stillen idyllischen Freuden — nicht von der einsamen Versenkung in seine Sammlungen oder in irgend welche Lektüre, das hatte für seinen Geist, der sogleich ins Weite ging, doch immer etwas Aufregendes — sondern von dem Verkehr mit seinen Enkeln, Walther und Wolfgang (1818 und 1820 geboren). Sein besonderer Liebling war der jüngere, der nach ihm hieß, und den er mit demselben Kosenamen, den er einst beim Vater trug: „Wölfchen", belegte. Wölfchen wird mit acht und neun Jahren eine Hauptperson in seinen Tagebüchern. „Abends Wölfchen. Sehr anmutig und schmeichelhaft, um seine Zwecke durchzusetzen." „Später Wölfchen, welcher sich zu mir setzte und las. Ich ging mit ihm die Bilder seiner Kinderschrift durch." „Abends Wölfchen, räumte einige Schubladen rein und spielte sonst ganz artig." Der Zusatz „ganz artig" läßt uns vermuten, daß

es auch anders sein konnte; ja wir werden sogar argwöhnen, daß der große Wolfgang nicht ohne Schuld daran ist, und werden vielleicht mit dem Doktor im Werther brummen, daß er die Kinder verziehe, wenn wir folgende von Soret berichtete Szene lesen. „Abends einige Augenblicke bei Goethe. Ich fand ihn umgeben von seinem Enkel Wolf und Gräfin Karoline Egloffstein, seiner intimen Freundin. Wolf machte seinem lieben Großvater viel zu schaffen. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der einen Schulter und bald auf der anderen. Goethe erduldete alles mit der größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben seinem Alter auch sein mochte. „Aber lieber Wolf," sagte die Gräfin, „plage doch deinen guten Großvater nicht so entsetzlich! Er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden." „Das hat gar nichts zu sagen," erwiderte Wolf, „wir gehen bald zu Bette, und da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Anstrengung vollkommen wieder auszuruhen." „Sie sehen," nahm Goethe das Wort, „daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist."

Die Mutter der Kinder, Ottilie, verstand es, dem Greise das Haus so recht heimlich, behaglich und anmutig glänzend zu machen. Ihre Grazie, Liebenswürdigkeit, Heiterkeit und auch ihre Lebhaftigkeit gaben dem Ganzen ein Gepräge, so wie Goethe es wünschte. Und wenn sich „die liebe Tochter" noch an ihn schmiegte und ihn küßte, so tat es dem Alten nur wohler. Die Momente der Verstimmung, die das Mißverhältnis zu ihrem Gatten hervorrief, wurden für Goethe immer seltener wahrnehmbar; sie wurden durch die heranwachsenden Enkel, die kaum noch aus seiner Nähe kamen, mehr und mehr verdeckt. —

Wir haben hier von Goethe dem Greise und dem Großvater gesprochen. Aber wenn auch seine Wangen allmählich welkten und seine Haare erblichen, — er blieb der ewig Junge. Diese Jugendlichkeit setzte die Fremden, und was mehr sagen will, seine Umgebung immer wieder in Staunen. „Sein ganzer Ausdruck war Heiterkeit, Kraft, Jugend" schreibt Eckermann 1823. „Er stand da wie der Apoll, mit unverwüstlicher innerer Jugend"

(derselbe im Mai 1825). „Er sprach mit mächtiger Stimme, mit dramatischem Ausdruck,“ erzählt Schuchardt, „und ich fuhr manchmal zusammen, wenn er, mir zu den Wanderjahren diktierend, die Personen drastisch oder pathetisch vorführte.“ Aber deutlicher als in diesen allgemeinen oder mehr das Äußerliche betonenden Schilderungen offenbart sich uns seine Jugendlichkeit in den uns überlieferten Unterhaltungen. Wie er da heiter scherzt, wie er auch das Ernste mit spielendem Humor durchtränkt, wie er sich maskiert, wie er mephistophelisch neckt oder tragiert, wie er poltert und wettert, und das, wenn er Vertrauten gegenüber stand, in einem Kraftstil, als ob er noch der Leipziger Student oder das naturwüchsige Original-Genie der Sturm- und Drangperiode wäre. Hören wir ihm auf einige Augenblicke zu. Wir werden dabei nicht nur seine Jugendlichkeit erkennen.

„Da ist der Sömmerring gestorben,“ bemerkt er zu Soret im März 1830, „kaum elende fünfundsiebzig Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Kourage haben, länger auszuhalten als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radikalen Narren; er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich.“ Soret versucht Bentham gegen den Vorwurf des Radikalismus in Schutz zu nehmen. In England wäre Goethe auch eine Art Radikaler geworden und gegen die Mißbräuche in der Staatsverwaltung losgezogen. „Wofür halten Sie mich?“ erwiderte Goethe. „Ich hätte sollen Mißbräuchen nachspüren, und noch obendrein sie aufdecken und sie namhaft machen, ich, der ich in England von Mißbräuchen würde gelebt haben? In England geboren, wäre ich ein reicher Herzog gewesen, oder vielmehr ein Bischof mit jährlichen dreißigtausend Pfund Sterling Einkünfte.“ Soret meint, es hätte doch anders sein können, wenn er in der Lotterie des Lebens eine Niete gezogen hätte. „Glauben Sie denn, daß ich die Sottise begangen haben würde, auf eine Niete zu fallen? ... Ich hätte in Reimen und Prosa so lange und so viel geheuchelt und gelogen, daß meine dreißigtausend Pfund jährlich mir nicht hätten entgehen sollen.“ ...

Einmal zitiert der Kanzler von Müller den Ausspruch eines Schriftstellers, der gesagt habe, „der Humor sei nichts anderes als der Witz des Herzens“. Goethe ergrimmte aufs heftigste über die Redensart „nichts anders“. „So“, schrie er, „sagte einst Cicero: die Freundschaft ist nichts anderes als &c. O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt.“

Ein andermal (Juni 1830) spricht Müller mit ihm über Bibelkritik und Glauben. „Die Menschheit“, bemerkt Goethe, „steckt jetzt in einer religiösen Krisis. Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerle als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und wir andern armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen.“

Der sanfte friedliche Boisserée besucht ihn im Jahre 1826. Die Unterhaltung wendet sich dem damals im Schwange gehenden Symbolismus in der Kunst zu. „Ich bin ein Plastiker,“ fährt Goethe los, „habe gesucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerle, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in einer erdrückenden Nähe, wie Ombres chinoises, das hole der Teufel!“

Am nächsten Tage ist Boisserée wieder bei seinem verehrten Gönner. „Das Lästern,“ notiert er in seinem Tagebuch, „geht wieder an.“ Paris, das deutsche und französische Parteiwesen, Fürstenlaunen, Geschmackverderbnis, Albernheiten aller Art, Pfaffenkram in Frankreich und aufklärerische Verketzerungssucht in Deutschland, Philhellenismus als Deckmantel für anderes Parteiwesen u. s. w. werden satirisch von Goethe durchgehechelt. „Bei allen diesen mokanten Reden komme ich mir,“ fährt Boisserée fort, „[illegible] wie auf dem Blocksberge vor! Ich sage es dem Alten, e[illegible] ‚Ei nun, wir kommen noch nicht herunter; solange wir di[illegible] noch nicht ganz durchgesprochen haben, müssen wir bei diesem sau[illegible] Gespräch über die Gesellschaft verweilen.‘“

Ähnlich heiter wendet er ein Gespräch mit Kanzler von Müller: „Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune ertragen," und da Meyer der Unterhaltung schweigend beiwohnt, so fügt er schelmisch hinzu: „der alte Meyer ist klug, sehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerspricht mir nicht, das ist fatal. Ich bin sicher, im Innern ist er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein schwaches Licht."

Nicht immer glättet der Humor die erregten Wogen. Er kann ihn nicht finden, wenn sein sittliches Gefühl verletzt ist und nicht bloß von einer draußen stehenden Person, sondern von dem Unterredner selbst. So z. B. als Müller ihm einmal mit einem gewissen Wohlgefallen ein boshaftes Epigramm auf ein Mitglied der Weimarischen Gesellschaft zeigte. Da fuhr er auf: „Durch solche böswillige und indiskrete Dichteleien macht man sich nur Feinde und verbittert Laune und Existenz sich selbst. Ich wollte mich doch lieber aufhängen als ewig negieren, ewig in der Opposition sein, ewig schußfertig auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächstlebenden lauern. Ihr seid noch gewaltig jung und leichtsinnig, wenn ihr so etwas billigen könnt." Wenn der Humor in solchen Fällen die Spannung des Augenblickes nicht überwinden konnte, so die Liebe, die Liebe zu den Menschen und zu dem Menschenkinde, das vor ihm stand. Und so wurde er auch im Laufe dieses Gespräches immer „wohlmeinender", so daß es Müller, wie er dem Bericht abschließend hinzufügt, „ganz lieb war, durch seine Mitteilung die Explosion hervorgerufen zu haben."

Diese stürmischen, heißblütigen, launigen, satirischen, zornigen Ergießungen waren seiner vollen Brust genau wie in der Jugend ein tiefes Bedürfnis. „Wie ein Gewitter", so vermerkt einmal der Kanzler (März 1823), „suchte er sich seiner Kraftfülle durch geistige Blitze und Donnerschläge zu entledigen." Aber die Kraftfülle schien sich gegen die Jugend noch vermehrt zu haben, und zwar ebensosehr durch vergrößerte Einsicht und Wissen wie durch vergrößerte Aufnahmefähigkeit und Tätigkeit. Diese Tätigkeit charakte-

risierte er 1828, wo er im neunundsiebzigsten Jahre stand, als grenzenlos, ja fast lächerlich.

Wenn wir versuchen, uns von ihr ein Bild zu machen, so wollen wir wie billig mit dem Dichter beginnen, der er doch nun einmal war. Wohl floß der poetische Strom nicht mehr so reichlich und freiwillig wie in jungen Jahren, aber die dichterische Arbeit war so groß wie nur je und erforderte eine um so energischere Anspannung, als bei abnehmender Leichtigkeit des Schaffens die Schwierigkeit der Stoffe — es waren vor allem die Wanderjahre und der zweite Teil des Faust — nur zugenommen hatte. Unermüdlich feilend und umgießend wußte er damals für einen alten epischen Plan, die „Jagd“, in seiner Novelle (1828) die vollendete Form zu finden: bald episch breit, bald höfisch elegant, hier in rührender Zartheit, dort in feierlichster Würde, schöpft er den reichen symbolischen Gehalt dieser Hof- und Tiergeschichte tiefsinnig aus, so daß wir erschauernd den Sieg frommer, mutiger Liebe über wilde Kraft ahnen und glauben, nicht wie ein seltsames Wunder, sondern als ein ewiges Gesetz.

Neben diesen rein dichterischen Werken beschäftigten ihn fortdauernd seine biographischen Arbeiten. Zu der künstlerischen Gestaltung, die er den ersten Bänden seiner Selbstbiographie gegeben hatte, ließ er sich freilich nicht mehr die Zeit. Die ursprüngliche Frische der Briefe, die unbeirrbare Klarheit der Tagebücher, aus denen Goethe seine „Italienische Reise“ (seit 1816) und seine Schilderungen der Revolutionskriege zusammenredigierte, gibt diesen Werken den bleibenden Wert, nicht etwa die nachschaffende Kraft der Darstellung. Selbst der vierte Teil von „Dichtung und Wahrheit“ versucht kaum mehr, die biographischen Einzelheiten zum einheitlichen Bilde zusammenzufassen, und vollends die lose aneinandergereihten Annalen, die Goethe bis 1822 führte, der Briefwechsel mit Schiller sind nichts weiter und wollen nichts weiter sein als Materialien. Es galt eben, von dem merkwürdigen Leben schnell noch so viel zu buchen als möglich.

Zu alledem trug der Greis seit dem Jahre 1826 die Last

einer neuen Gesamtausgabe seiner Werke, und die fortdauernde Fürsorge für die mit Meyer herausgegebene Zeitschrift „Kunst und Altertum“ gab ihm um so mehr zu schaffen, als er jetzt auch der Weltliteratur in ihr seine kritische Aufmerksamkeit schenkte. Diese Arbeiten allein hätten die Kraft auch jüngerer Leute erschöpft; für ihn genügten wenige Morgenstunden, um diesen Teil seines Tagespensums zu erledigen. Dann kamen die Amtsgeschäfte an die Reihe.

Von den meisten Verwaltungszweigen, die ihn früher drückten, war er befreit, aber die Oberleitung der Bildungsanstalten, die er behalten, hatte unvergleichlich größere Dimensionen angenommen, und mit anderem befaßte er sich freiwillig aus dem einmal eingeimpften Interesse. So betrachtete er sich seit seinem einstmaligen Wegebau- und Schloßbau-Direktorium immer noch als den Chef des Weimarischen Hoch- und Tiefbauwesens, und es durfte im Großherzogtum keine Chaussee, keine Kirche, Schule, ja kein Torhaus gebaut werden, ohne daß er sich die Pläne dazu hätte vorlegen lassen.

Nach dem Dichter und Beamten forderte der Gelehrte sein Recht. Hier hatte sich mit dem eilenden Fortschritt der Wissenschaften seine Arbeitslast gewaltig vermehrt. Da dieser Prozeß sich fast zu allen Zeiten vollzieht, so sehen wir gewöhnlich die Gelehrten selbst bei dem einzelnen Fache, das sie pflegen, mit dem Alter immer mehr sich einschränken. Goethe dachte nicht daran, er erweiterte vielmehr den großen Kreis, in dem er selbständig fördernd auf die Entwickelung der Wissenschaft einwirkte, im Alter noch um ein neues Feld: die Meteorologie.

Dazu kamen die Kunsterwerbungen, das Kunstschaffen, die Kunstansichten in den wichtigsten europäischen Kulturländern, die beachtet sein wollten. Und auch auf den Gebieten, auf denen er selbst nicht arbeitete, nahm er ebenso sehr als weitschauender Gelehrter wie als gebildeter Mann von der wissenschaftlichen Fortbewegung Kenntnis: Philosophie, Theologie, Geschichte, Geographie, Volkswirtschaft ragen beständig in seinen Studienkreis hinein. In gleicher Weise wie die Wissenschaften hatte sich die schöne Literatur ungemein erweitert. Es war in allen Kulturländern eine unerhörte Produk-

tivität, und ein so inniger Zusammenhang bestand zwischen den einzelnen Literaturen, daß man in der Tat von einer Weltliteratur sprechen konnte. Von dieser in ihren Haupterscheinungen Kenntnis zu nehmen, war für Goethe ein ebenso großer Reiz wie ein Gebot der Pflicht. Byron, Manzoni, Béranger, Victor Hugo, Carlyle, Walter Scott, um nur einige von den ausländischen Schriftstellern zu nennen, wurden von ihm aufmerksam beachtet, und mochte er sich vor Victor Hugos „Notre Dame“ zehnmal bekreuzigen, er las ihn zu Ende. Und auch darin zeigt sich seine Jugend, daß er sich gegen die neueren Richtungen nicht ablehnend verhielt.

Mit ruhiger Gelassenheit, als ob er nichts Besonderes ausspräche, schreibt er im Juli 1830 an Boisserée: „Ich habe jetzt die Hauptlebenspunkte der Kunst, Literatur, der Wissenschaften im Auge. Berlin, Wien, München, Mailand beschäftigen mich besonders. Paris, London und Edinburg in ihrer Art.“ Und Kunst, Literatur, Wissenschaft umgrenzen immer noch nicht den Umfang seiner Interessen: sie griffen hinüber in das unmittelbar praktische Leben. Namentlich die Kanal-, Hafen- und Tunnelbauten, zu denen der immer mehr sich entwickelnde Nah- und Fernverkehr, das immer wachsende Verlangen der Menschheit, Entfernungen zu kürzen, gebieterisch drängte, riefen seine gespannteste Teilnahme hervor. So suchte er von dem Themse-Tunnel, dem Erie-Kanal, der neuen Bremer Hafenanlage sich durch die genauesten Zeichnungen, Risse, Beschreibungen eine möglichst klare Anschauung des Gegenstandes, seiner Schwierigkeiten und Hilfsmittel zu verschaffen. Andere große Verkehrsprojekte wie der Panama-, Nicaragua-, der Suez- und Rhein-Donau-Kanal beschäftigten ihn wenigstens in Gedanken und zwar so lebhaft, ja leidenschaftlich, daß er meinte, um ihretwillen möchte er wohl noch fünfzig Jahre leben. Und nun weiter die Politik: der griechische Freiheitskrieg, die Parteikämpfe in Frankreich und England, die Bewegungen in Deutschland — das alles verfolgte er mit reger Aufmerksamkeit. Deutsche, französische, englische und italienische Zeitungen und Zeitschriften kamen regelmäßig in sein Haus. Und mochte er manchmal aus Arbeitsnot oder aus Über-

druß über das viele Richtige, das in den Journalen das Wissenswerte überdeckte, und in dem Bewußtsein, daß er das Wichtige doch durch seine persönlichen Verbindungen erfahre, die Journallektüre auf Wochen ja Monate verbannen, er kehrte immer wieder zurück und las dann wo möglich das Übersprungene nach. Denn er sah ein, daß, wenn er das Ausland verstehen wolle, er es auch in seinen unbedeutenden Lebenserscheinungen beachten müsse.

Bei seinem ungeheuern Wissensdurst — „er will immer weiter, immer weiter, immer lernen, immer lernen!“ ruft einmal der erstaunte Eckermann — und bei der Mannigfaltigkeit seiner Interessen war es eine fast tägliche Erscheinung, daß er vom Morgen bis zum Abend Jahrtausende durchlief. Wenn er etwa am Vormittag in den Zeitungen die Kammerdebatten in Paris las, dann sich Walter Scotts oder Bouriennes Leben Napoleons zuwandte, dann eine Handzeichnung von Rembrandt studierte, sich weiter in die Betrachtungen einer Medaille Mohameds II. vertiefte, einen Aufsatz von Villemain über die Dramen der Hroswitha, ein Kapitel aus Niebuhrs römischer Geschichte las, Abgüsse einer griechischen Bildhauerarbeit näher prüfte, und dann noch einen Elefantenzahn, den man im Kalktuff von Weimar gefunden, untersuchte, so waren Jahrtausende, ja Jahrhunderttausende an seinem Auge vorübergezogen. Er konnte deshalb von sich sagen, daß er in Jahrtausenden lebe, und es kam ihm bei diesem Äonendasein wunderlich vor, wenn er von Statuen und Monumenten hörte, weil er sie bereits im Geiste zerstört und verwischt sah. . . .

Indem aber sein Blick das ganze Wallen und Wogen der Geschichte übersah, und er daraus erkannte, wie die Dinge zusammenhingen und wie wenig der Tag bedeute, konnte er den wichtigsten Ereignissen der Gegenwart gegenüber seine Ruhe bewahren oder, wenn sie im Augenblick erschüttert wurde, rasch wieder gewinnen. Ereignisse, die bei anderen lange nachhallten, waren ihm am Ende vorübereilende „phantasmagorische Wolken“ und in jedem Falle, auch wenn sie einen festeren Kern hatten, immer nur naturgesetzliche Phänomene, wie sie oft in der Geschichte sich wieder-

holten, über deren Eintritt und Verlauf der Kundige sich nicht zu erregen brauche. Von diesem weiten Gesichtspunkte erfaßte er auch sich selbst und sein Wirken. Es gelang ihm, seine eigene Erscheinung in die Kette der geschichtlichen Entwickelungen einzureihen und von ihr den „Begriff" zu bekommen. Er wurde sich damit selbst historisch, wie er Wilhelm von Humboldt offen bekannte. Und auch hieraus floß ihm eine tiefe Beruhigung, die er bei seiner fortdauernden jugendlich übermächtigen Empfänglichkeit und Reizbarkeit nötiger hatte als irgend ein anderer.

Indem er aber sich selbst in dem großen Weltzusammenhang begriff, gewann er noch etwas mehr als Ruhe. Er sah, daß *seine* Art zu wirken auf Güte und Reinheit beruhen müsse. Der Herrscher, der Staatsmann, der Feldherr, Parteiführer, die aus bestimmter augenblicklicher Lage heraus im Dienste bestimmter praktischer Zwecke Einfluß üben, können auch aus unlauterer Kraft Großes erreichen; er, der Dichter, der die Geister zu höherer Erfassung des Daseins, unabhängig von Zeit und Ort, entwickeln wollte, durfte nur aus guter und reiner Seele schaffen. „Man muß etwas sein, um etwas zu machen," sagte er vom Dichter. Machen im höchsten Sinne genommen. Und so sehen wir ihn noch bewußter, fester, sicherer als in jungen Jahren den guten und reinen Menschen aus sich herausbilden. Dieses Aufsteigen zum Ideal war so deutlich, daß Bettina, als sie ihn nach dreizehnjähriger Pause im Jahre 1824 wiedersah, erklärte, sein Genie habe sich zum Teil in Güte aufgelöst. Durch diese Güte und Reinheit wird ihm noch weit mehr als zuvor die Kraft eigen, die Menschen zu erhöhen, über sich selbst hinauszuheben, sittlich und geistig. Er löst in ihnen das Beste und Schönste aus, befreit sie vom Dunkeln und Niedrigen. Er weiht sie, wie Iphigenie Orest geweiht hat. Wie ergreifend ist es, wenn der Staatsrat Schultz 1824 über den aus Weimar zurückkehrenden Bildhauer *Rauch* schreibt: „Rauch war einen Abend bei mir, in einem gewissen *höheren* Gefühle, welches ich auch an *anderen*, die von Ihnen kamen, bemerkt habe, ja selbst mir persönlich be-

wußt geworden bin. Es ist eine Art von Verklärung oder vielmehr Heiligung;" — oder wenn der junge Grillparzer, der als Fremder ihm nahte, bemerkt: „Erst erschien er mir wie ein Jupiter, dann wie ein Vater."

Für Goethe war die errungene Verklärung seiner selbst das höchste Glück seines Alters. Wenn er jetzt zurückblickte, da schien ihm früher die Sonne seiner Welt- und Selbstkenntnis niedrig gestanden zu haben. Es war Winter gewesen oder nur ahnender Frühling. Hatte er in jenen vergangenen Zeiten Gutes gestiftet und reine Gesinnung betätigt, so geschah es in glücklichem Instinkt, durch den die eingeborene Vernunft hindurchlugte, oder unter dem wohltätigen Einfluß anderer ihn Liebender und von ihm Geliebter. Wo jener schlummerte und dieser fehlte, da war er gestrauchelt. Nun aber, wo die Sonne hoch stand, da war seine Vernunft*) von der Eisrinde befreit, und sie konnte das Göttliche, Wesenhafte seiner Natur, seine eigentliche echte und ewige Persönlichkeit herausarbeiten, seinen Mikrokosmus — das Ziel seiner Sehnsucht — „um einen reinen Mittelpunkt kreisen lassen und ihn würdig gegen das Unendliche stellen". Jetzt erst wagte er es daher, mit rührendem Accente von seinem „Seelenfrühling" zu sprechen. Die Schönheit und Pracht dieses Frühlings konnte durch nichts mehr getrübt werden; auch nicht durch die schwerste Versuchung, durch die Weihrauchwolken, die aus unzähligen Opferpfannen zu ihm emporstiegen. Mochte sein Ruhm vom Mississippi bis zur Wolga in herrlich brausender Symphonie ertönen, unter deren mächtigen Akkorden das Gekrächz einzelner Verständnisloser oder Mißvergnügter verhallte, mochte er hundertmal in Wort und Schrift als eine Gottheit, deren Existenz die Welt beglücke, gefeiert werden — er blieb derselbe schlichte Mensch. Nicht, als ob er sich nicht seines Wertes bewußt gewesen wäre und all die Ruhmeschöre, die zu seiner Ehre angestimmt wurden, für eitlen

*) „Ich bin wohl spät vernünftig geworden, aber ich bin es nun doch," sagte er in scherzendem Ernst im Juni 1830 zum Kanzler von Müller.

Schall gehalten hätte; sondern in der Erkenntnis, daß er das, was an ihm gepriesen werde, einer Gnade des Schicksals, das seine Wesenheit auch in dem heißen Streben nach dem Ideal so und nicht anders gebildet, zu danken habe. Und wie er 1830 meinte, daß er vielleicht noch der einzige Christ in Christus' Sinne sei, so konnte er sich auch demütig stolz „den demütigsten" von allen nennen.

Aus dieser hohen menschlichen Eigenschaft — nicht aus seinen Werken — ist die bezwingende, beseligende Macht zu erklären, die er über seine Zeitgenossen gehabt hat. Wenn es nach allem, was uns schon bekannt, eines Zeugnisses noch bedürfte, so mag es Wilhelm von Humboldt, selber einer der Besten und Erleuchtetsten, ablegen. Neun Tage nach dem Tode Goethes sprach er es aus, daß Goethe ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt, bloß durch sein Dasein den mächtigen Einfluß geübt habe, der ihn auszeichne. „Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen als Denker und Dichter: es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit."

Nehmen wir nunmehr die Chronik von Goethes Leben wieder auf, so ist von äußeren Ereignissen nicht mehr viel zu verzeichnen. Er hat, wie es den Alten zu geschehen pflegt, nur noch Jubiläen gefeiert und andere zu Grabe getragen. Beides für ihn starke Erschütterungen, und wir begreifen, daß er als Achtzigjähriger die Götter um erträgliche Leiden und mäßigen Genuß bat (an Wilhelm von Humboldt 1. März 1829).

Erst kamen die Jubiläen. Am 3. September des Jahres 1825 waren fünfzig Jahre vergangen, daß Karl August zur Regierung gelangt, am 7. November fünfzig Jahre, daß Goethe nach Weimar gekommen war. Beide Männer empfanden an diesen gewichtigen Abschnitten mit voller Kraft, wie unendlich viel Gutes, Großes und Schönes aus ihrem Zusammenwirken und -leben erwachsen war. Alle jeweiligen Zusammenstöße, Verstimmungen, Mißverständnisse sanken daneben ins Meer der Vergessenheit. Es

waren flüchtige Schatten gewesen, die dahinjagende Wölkchen über die besonnte Erde geworfen hatten. Zum Regierungsjubiläum Karl Augusts nannte sich Goethe den beglücktesten Diener seines Herrn. Und wie er der beglückteste war, wollte er auch der erste sein, der seinen Herrn beglückwünschte. Schon früh sechs Uhr begab er sich zu dem fürstlichen Jubilar ins römische Haus, das in der Einsamkeit des Parkes lag. Als Goethe eintrat, streckte der Großherzog dem geliebten Jugendfreunde, Erzieher, Vertrauten, Minister und Dichter beide Hände entgegen. Goethe ergriff sie, und von Rührung übermannt konnte er nur die Worte hervorbringen: „Bis zum letzten Hauch beisammen.“ Beider Gedanken flogen rückwärts zu den Tagen, wo ihr Bund unter jugendlich überquellender Lebenslust sich zusammengeschlossen. „O achtzehn Jahr und Ilmenau!“ hörten die wenigen Augenzeugen den Großherzog rufen. Und mit höchster Lebendigkeit fügte er nach manchen Erinnerungen an jene Zeit hinzu: „Gedenken wir aber dankbar daran, daß uns auch heute noch erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht
Und Freundeslieb' —
Ermüde nicht,
Wem dies noch blieb.“

Er umarmte Goethe, und in leisem, nicht mehr hörbarem Gespräch setzte sich die Unterhaltung fort.

Nun kam der 7. November. Er sollte nach Karl Augusts Willen nicht bloß als fünfzigjähriger Gedenktag von Goethes Ankunft in Weimar, sondern auch — und es lag darin das herrlichste Ehrenzeugnis, das er noch nach einem halben Jahrhundert dem Frankfurter Gaste ausstellte — als der von Goethes Diensttätigkeit gefeiert werden. „Denn“, so bemerkte der Großherzog in einer Verfügung an den Kanzler von Müller, „Goethe hat nicht erst mit der Abschwörung des körperlichen Eides (beim Eintritt in den Dienst am 11. Juni 1776) sondern schon mit dem ersten Moment seines Aufenthaltes hier für Weimars Wohl und Ruhm

zu wirken und zu schaffen begonnen." Und indem er in dem Glückwunschschreiben an Goethe dieses Zeugnis wiederholte, fuhr er fort: „Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben, Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte." Um seine in dem Glückwunschschreiben ausgesprochene Anerkennung zugleich der gesamten Bevölkerung bekannt zu geben, ließ er es öffentlich anschlagen. Als Goethe dies erfuhr, rief er unter Tränen aus: „Das ist er!" Außerdem übersandte ihm Karl August eine Denkmünze, die geprägt worden sei, um das Jubelfest der Mit- und Nachwelt dauernd zu verkündigen. Endlich veranstaltete er eine Prachtausgabe der Iphigenie, die er wohl als die vollendetste Schöpfung des Dichters und zugleich als edelsten Abdruck seines Geistes ansah, und ließ das Stück am Abend zur Aufführung bringen. Voraus ging ein Prolog, bei dem Goethes Büste auf der Bühne bekränzt wurde.

„Nun wird, Ihm selbst aufs herrlichste zu lohnen,
Die edle Stirn mit ew'gem Schmuck belaubt."

Aber stärker noch als aus den angeführten Tatsachen mag aus Miene und Wort — namentlich bei dem langen Besuch, den das Großherzogspaar dem Gefeierten machte — das tief innige Dankesgefühl und die verehrende Bewunderung des fürstlichen Hauses hervorgeleuchtet haben. „Die Huld des Großherzogs und seiner erhabenen Gemahlin", meldete der Kanzler von Müller an Fritz Schlosser, „war überschwenglich". Auch die Bürgerschaft von Weimar und die Jenaische Universität feierten den Tag in großem, den Verdiensten Goethes entsprechendem Stile.

Er selber trug in sein Tagebuch nur die beiden vielsagenden Worte ein:

„Feierlichster Tag.“

Es waren Abendgluten, die noch einmal den Bund Karl Augusts und Goethes mit schönstem Purpurlicht übergossen. Es nahte die Nacht. Dem Jüngeren schneller als dem Älteren.

Es waren etwa zweieinhalb Jahre seit Goethes goldenem Jubeltage vergangen, da berief der Tod am 14. Juni 1828 leise und plötzlich seinen fürstlichen Freund und Gebieter ab. In einer seinem Leben ebenmäßigen Form. Der entschiedene, tapfere Mann starb stehend am offenen Fenster. Es war ein harter Schlag für Goethe. „Es kannte ihn im Grunde doch niemand so durch und durch wie ich,“ sagte er zu Eckermann. „Er war einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen.“ „Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben.“ „Es war in ihm viel Göttliches. Er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen.“ In diesem Sinne schrieb Goethe an Sulpiz Boisserée: „Die dem edlen Fürsten wahrhaft angehörigen Hinterbliebenen kennen nun keine weitere Pflicht noch Hoffnung, als seinen herrlichen, ins allgemeine gehenden Zwecken auch ferner nachzuleben.“ Aber es war schwer, die Trauer zu überwinden. Es hieß nichts Geringes, diesen bedeutenden, wohlwollenden, tatkräftigen Herrscher nicht mehr neben sich zu wissen, und sich vergeblich nach dem Freunde seiner Dichtungen, Forschungen, Liebhabereien, dem Bewahrer tausend gemeinsamer gehaltvoller Erinnerungen umzuschauen. In seinem großen Schmerz fühlte er sich in den ersten Tagen nicht einmal fähig, persönlich oder schriftlich der Großherzogin Louise sein Beileid auszusprechen. Erst nach einer Woche brachte er einige Zeilen zu stande. „Auch dieses Spärliche“, schrieb er an Soret, der in der Umgebung der Fürstin war, „hat mich viel gekostet. Denn ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist.“

Noch stand ihm der düsterste Akt, die Beisetzung Karl Augusts

bevor. Sie sollte erst am 9. Juli stattfinden. „Um bei dem schmerzlichsten Zustand des Innern wenigstens seine äußeren Sinne zu schonen", erbat er die Erlaubnis, sich nach dem Schloß Dornburg zurückziehen zu dürfen. Sie wurde ihm bereitwilligst gewährt. Und so verließ er seine Weimarische Klause, aus der er mehrere Jahre nicht gewichen war, und siedelte auf längere Zeit nach der Dornburg über. In dem hochgelegenen, von Blumen und Weingärten umgebenen Schlosse, von dem eine heitere Aussicht auf das Saaletal und das Gebirge weithin sich eröffnet, gefiel es ihm so gut, daß er seinen Aufenthalt auf mehr als zwei Monate verlängerte. Die jedem Besucher erfreuliche Örtlichkeit erschien ihm nach den traurigen Weimarischen Eindrücken „in erhöhteren Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde." Vor Tagesanbruch war er oft schon wach und lag im offenen Fenster, um sich an der Pracht der gerade zusammenstehenden drei Planeten zu weiden und an dem wachsenden Glanz der Morgenröte zu erquicken. Wenn die Welt in dieser feierlichen Schönheit noch so still und keusch dalag, empfand er lebendig das homerische Wort von der „heiligen Frühe". Fast den ganzen Tag sodann im Freien zubringend, beobachtete er vornehmlich die Pflanzen und die Atmosphäre. Denn Botanik und Meteorologie waren hier seine Lieblingsbeschäftigungen. Aus Anlaß einer neuen Weinbautheorie hielt er „Zwiesprache mit den Ranken der Weinreben, die ihm gute Gedanken sagten". In diesem verjüngenden Verkehr mit der Natur, auf heiterer Bergeswarte, in lauer Sommerluft, begann auch sein lyrischer Quell wieder hervorzubrechen. Der Neunundsiebzigjährige machte Lieder, sogar ein Liebeslied, und ein solches, auf das auch der junge Goethe hätte stolz sein können. Das sanfte Gestirn des Mondes verband ihn mit der letzten Liebe, die er noch zärtlich pflegte, mit Marianne von Willemer. Bei jedem Vollmond wollten sie einander gedenken. Als er ihn nun am 25. August aus dunklen Wolken in wunderbarem Glanze zum blauen Nachthimmel emporsteigen sah, da begrüßte er ihn freudig als kräftige Versicherung der Gegenliebe Mariannens:

Zeugest mir, daß ich geliebt bin,
Sei das Liebchen noch so fern.
So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Er war zart und weise genug, in der Mariannen übersandten Abschrift das „schmerzlich schneller“ in das unpoetische, aber minder aufregende „schneller, schneller“ zu ändern.

Beruhigt und gekräftigt kehrte er am 11. September nach Weimar zurück. Dort wartete seiner eine liebenswürdige Überraschung. Er fand im Vorraum zu seinem Arbeitszimmer die große Standuhr vor, die ihm einst im väterlichen Hause die Stunden gezeigt hatte. Sie war nach dem Tode der Mutter in fremde Hände übergegangen, aus denen sie der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz zurückgekauft hatte, um dem Dichter eine Freude zu machen. —

„Lange leben heißt viele überleben,“ so sagte einmal Goethe; er hätte auch sagen können, „heißt viele begraben“. Das erfuhr er auf seinem langen Lebenswege nur zu reichlich. Schon vor Karl August war die heißgeliebte Gefährtin einer bedeutungsvollen Epoche seines Lebens hingeschieden: Charlotte von Stein, am 6. Januar 1827. Das Verhältnis der beiden war in den Spätjahren so rein und harmonisch wie möglich; frei von jedem Nachklange alles des Bitteren, das sie erlebt. Der Tod von Goethes Frau löschte wie äußerlich so auch innerlich das erste und letzte sie Trennende aus. Der Lebensabschnitt von 1776 bis 1786 stieg vor Goethe in altem Glanze wieder auf, und er brachte Charlotte in der Erinnerung daran noch im Jahre 1820 die höchste und schönste Huldigung dar. Er feiert sie unter ihrem einstigen poetischen Namen „Lida“ und stellt sie zusammen mit Shakespeare:

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn!

Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank ich, was ich bin.
Tag' und Jahre sind verschwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Wertes Vollgewinn.

Und auf ihren letzten Glückwunsch zu seinem Geburtstage 1826 hatte er ihr in spürbar zitternder Bewegung geantwortet: „Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann."

Goethe konnte ihr Abscheiden nicht unerwartet kommen; denn sie hatte die Achtzig schon beträchtlich überschritten und war schwach und hinfällig geworden. Trotzdem wird ihr Tod eine tiefe Erschütterung in ihm hervorgerufen haben. Und gerade darum hat er sich wohl gehütet, zu irgend jemand in Wort oder Schrift sich darüber zu äußern. —

Das Jahr 1830 brachte dem greisen Dichter zwei neue schwere Verluste. Zuerst den der Großherzogin Luise. Er stand ihr in der zweiten Hälfte ihres Weimarischen Daseins näher als in der ersten. Er bewunderte ihre edle, entsagungsvolle Haltung, die kleinliche Verstimmungen und Gegenwirkungen, wie sie am Anfange häufig waren, nicht aufkommen ließ, er bewunderte den Mut und den Takt, den sie in den Schreckenstagen des Oktober 1806 bewiesen hatte, er verehrte sie als seine Schützerin, die Zerwürfnisse und Spannungen zwischen ihm und Karl August und anderen Gewalten des Herzogtums wie z. B. dem Landtag auszugleichen suchte, er liebte sie wegen der hohen menschlichen Gesinnung, die sie auch seiner Ehe gegenüber bekundete, und liebte sie als die treuergebene Schülerin seines Geistes. Nun schwand auch diese emporragende Frau dahin. Wieder ein Platz in seinem nächsten Kreise verödet. Seine Umgebung war besorgt, wie Goethe die Nachricht von ihrem Tode, der am 14. Februar erfolgte, aufnehmen würde. „Seit länger als fünfzig Jahren sagte ich mir,"

so erzählt Eckermann, „ist er dieser Fürstin verbunden gewesen, er hat ihrer besonderen Huld und Gnade sich zu erfreuen gehabt, ihr Tod muß ihn tief berühren. Mit solchen Gedanken trat ich zu ihm ins Zimmer... Er saß (von dem Tode schon unterrichtet) mit seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln bei Tisch ... alle Glocken der Stadt fingen an zu läuten, Frau von Goethe blickte mich an, und wir redeten lauter, damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten. Denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar.“ Er hatte seine göttliche Stunde.

Der härtesten Prüfung wurden seine seelischen Kräfte unterworfen im Spätherbst desselben Jahres. Sein einziger Sohn wurde ihm entrissen. August hatte bei aller Liebe und Verehrung, die er für den Vater hegte, diesem im Laufe der Zeit immer mehr Kummer und immer weniger Freude gemacht. Und wenn Goethe von sich im Jahre 1827 schrieb, daß dem höchsten Glück, das er genieße, und das ihn über sich selbst erheben möchte, noch sehr viel Mäßigendes beigemischt sei, so gehörte zu diesem Mäßigenden unzweifelhaft in erster Linie der Zustand seines Sohnes. August, nicht ohne hübsche Talente, war doch nicht begabt genug, um Großes zu leisten, und wiederum nicht anspruchslos genug, um mit Kleinem zufrieden zu sein — etwa mit seinem Amte als Kammerrat oder mit seinen Adjutantendiensten beim Vater. Er dürstete nach bedeutenderen Leistungen, und zwar um so mehr, als an ihm das Gefühl nagte, daß er überall nur als Sohn seines Vaters gelte. Die tiefe Unbefriedigung, die hieraus entsprang, steigerte sich durch seine unglückliche, liebeleere Ehe und sein hitziges, exzentrisches Naturell. In diesem Naturell griff er zu dem gefährlichsten Mittel, um seine innere Zerrissenheit zu betäuben: er ließ seinem angeborenen Hang zum Sinnengenuß den freiesten Lauf. Unter dem Zusammenwirken solcher feindlicher Mächte ver-

fiel er an Leib und Seele. Er sah und fühlte dieses Sinken und hatte Sehnsucht nach einem Ereignis, das ihn aus seiner bisherigen Lebensbahn herausreißen würde. Eine italienische Reise, die das ganze grämliche Leben des Großvaters mit einem Lichtschein durchzogen und durch die der Vater geistig und körperlich eine Wiedergeburt erlebt hatte, schien ihm ein solches Ereignis zu sein. Goethe gab seine Zustimmung, mit geringen Hoffnungen. Er wußte, daß es bei dem Sohn ganz anders lag wie bei ihm und dem Vater. „Die Hauptsache ist,“ das gab er Eckermann, der August begleiten sollte, als Reiseinstruktion mit, „daß man lerne sich selbst zu beherrschen.“ Am 2. April machten sich die beiden auf den Weg. Erst ging es nach Frankfurt. Dann den Rhein aufwärts in die Schweiz, über den Simplon nach Oberitalien, das sorgfältig bereist wurde, und von dort weiter nach Genua. Hier mußte Eckermann, der schon einige Zeit leidend war, sich von August trennen. August reiste allein nach Florenz, dann nach Livorno und weiter — zum Zeichen, daß eine neue Zeit angebrochen — mit dem Dampfschiff nach Neapel. Seine Briefe von dorther deuteten schon, nach des Vaters Angabe, auf eine krankhafte Exaltation; und er war kaum einige Tage in Rom, wohin er sich zuletzt gewandt hatte, als unter dem Einfluß eines nahenden Scharlachfiebers der zerrüttete Körper zusammenbrach. Er starb in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober. „Patri antevertens“, „dem Vater vorangehend“, wie es lakonisch und ergreifend auf der Grabschrift heißt. Am 10. November traf die Todesnachricht in Weimar ein. Goethe bewahrte äußerlich vollkommene Fassung. Aber um so heftiger wütete der Schmerz in seinem Innern. Wir wissen dies aus seinem eigenen Munde, der sich in vertrauten Briefen öffnete. Und wenn er es auch nicht bekannt hätte, es wäre für uns aus vielen Zeichen erkennbar gewesen. Eines der merkwürdigsten war die Scheu, mit der er, wenn auf August die Rede kam, die Worte Tod und Sterben mied. Seiner Schwiegertochter überbrachte er die Todeskunde mit der Wendung: „August kommt nicht wieder.“ Zu Zelter sprach er zweimal von dem „Außenbleiben“

seines Sohnes,*) und ein andermal verschleierte er die furchtbare Tatsache mit dem milden Worte: „er schlug den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen." Auch durfte in seinem Hause niemand den Tod Augusts erwähnen. Aber es galt nicht bloß die Wunde vor der Berührung zu schützen, sondern sie zu heilen. „Hier kann allein der große Begriff der Pflicht aufrecht erhalten, der Geist will und der Körper muß" — das sind Äußerungen von ihm aus den ersten Trauertagen. Und so nahm er alle seine Kraft zusammen, um in verstärkter Arbeit sein Leid zu vergessen. Wohl linderte es sich auf diese Weise. Aber die gewaltsame Unterdrückung der natürlichen Gefühle rächte sich wie sonst. Diesmal um so schwerer, je größer die Anstrengung gewesen war, die sie den Greis kostete. Am 26. November wurde er von einem ungemein heftigen Blutsturz befallen. Jeder andere in seinem Alter wäre daran zu Grunde gegangen. Aber seine gute Natur, unterstützt von dem mächtigen Geistesfeuer, das der unvollendete Faust nährte, überwand auch diesen Angriff wunderbar rasch und glücklich. Der Faust und damit sein Leben sollten keine Fragmente bleiben.

Zwei Jahre vor dem Faust hatte er die „Wanderjahre" vollendet. Das war kein zeitlicher Zufall, sondern eine innere Notwendigkeit. Denn die Wanderjahre sind die Vor- und Paralleldichtung zum Faust. Sie sind die Faustdichtung im Puppenstande. Und wir werden uns den Weg zum Faust bahnen, indem wir zunächst die Wanderjahre betrachten.

---

*) Die Stellen sind so merkwürdig, daß wir sie hier im Wortlaut wiedergeben:

„Das Außenbleiben meines Sohnes drückte mich auf mehr als eine Weise sehr heftig und widerwärtig; ich griff daher zu einer Arbeit, die mich ganz absorbieren sollte."

„Das Außenbleiben meines Sohnes muß ich mir nun nach und nach gefallen lassen; der aufgedrungene Versuch, nochmals Hausvater zu sein, gelingt mir nicht übel."

18. Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Am 12. Juli 1796 kündigte Goethe Schillern seinen Entschluß an, die „Lehrjahre" fortzusetzen. Da der deutsche Handwerksbursch nach Beendigung der Lehrzeit auf die Wanderschaft geht, so war der Titel der Fortsetzung von selber gegeben. Um sie sich zu erleichtern und den Leser auf sie vorzubereiten, ließ Goethe in den Lehrjahren mehrere Verzahnungen stehen; diese sind fast ausschließlich innerlicher Natur, d. h. sie weisen nur auf die Fortführung bestimmter Gedankenreihen hin; die einzige äußerliche besteht in der Reise, die Wilhelm nach der Heimat Mignons plant, ein Motiv, das später nur noch episodisch in Betracht kommt. Die inneren Motive sind teils pädagogische: der Gegensatz zwischen den freien Erziehungsgrundsätzen des Abbés und den strengeren Nataliens war unausgeglichen geblieben, und ein umständlicherer Bericht über Nataliens Erziehungsmethode ausdrücklich bei anderer Gelegenheit zugesagt worden, — teils moralisch-sozialpolitische: die Umwandlung der Turmsozietät in einen Weltbund, in eine philanthropische Weltarbeitsgemeinschaft. Aus diesen in die Ferne zeigenden Weisern erkennen wir, daß Goethe den Wanderjahren von vornherein denjenigen allgemeinen Gehalt geben wollte, den er ihnen mehr als dreißig Jahre später tatsächlich gegeben hat. Auch über die Art der Ausführung scheint er sich ziemlich früh klar gewesen zu sein. Sie sollte von der der Lehrjahre gänzlich abweichen. Es sollte kein einheitliches in sich geschlossenes Gemälde, sondern eine friesartige Folge von Bildern werden, die durch üppige

didaktische Ranken miteinander verknüpft sind. Diese Art der Komposition blickt aus der Arbeit des Jahres 1807, in dem er die Ausführung der Wanderjahre ernstlich angreift, deutlich hervor. Da bearbeitet er, nachdem er am 17. Mai feierlichst notiert: „Morgens um ½7 Uhr angefangen, von Wilhelm Meisters Wanderjahren das erste Kapitel zu diktieren,“ in der zweiten Hälfte des Mai, im Juni und dann wieder im August in rascher Folge die Geschichte von St. Joseph, die die vier ersten Kapitel umfaßt, dann die neue Melusine, die gefährliche Wette, den Mann von fünfzig Jahren, die Geschichte des nußbraunen Mädchens (schon damals Nachodine genannt), die törichte Pilgerin, sämtlich mehr oder minder selbständige Stücke, und als er diese am 5. August beendet, „überdenkt“ er an den folgenden Tagen weiter die „romanhaften Motive zu den Wanderjahren“. Indem er von den romanhaften Motiven spricht, zeigt er uns an, daß er daneben bereits rein lehrhafte Motive ins Auge gefaßt. Die Überlegung der novellistischen Bestandteile, wie wir uns lieber ausdrücken wollen, zeitigte im Augenblicke keine neue Frucht. Aber das Leben warf ihm am Ende des Jahres eine prächtige, volle in den Schoß. Er erglüht in unglücklicher Liebesleidenschaft zu Minna Herzlieb und muß entsagen. Das Erlebte, in Dichtung umgewandelt, paßt mit seinem Entsagungsmotiv vorzüglich in die Wanderjahre, und er ist entschlossen, die leidenschaftliche Erlebnisdichtung in sie einzufügen. Aber sie quillt so gewaltig auf, daß sie mit ihrem Umfange den Rahmen der Wanderjahre gesprengt, und ihr Blut ist so heiß, daß sie mit ihrer Glut die nachbarlichen kühleren Töchter der Phantasie und der Lebensweisheit getötet hätte. So sondert er sie ab zu einem selbständigen Werk, zu den „Wahlverwandtschaften“.

Im April 1810 nimmt er einen erneuten, ernstlichen Anlauf, die Wanderjahre weiterzuführen. Im Mai schreibt er Frau von Schiller, daß die Freundinnen zu Michaelis genötigt sein werden, mit dem alten Wilhelm die Wanderschaft anzutreten, wo sie mancherlei irdischen und himmlischen Heiligen begegnen sollen.

Er ist auch den Sommer über ziemlich fleißig an der Arbeit, aber dann versinkt sie ins Dunkel. Er ist offenbar auf Schwierigkeiten gestoßen, deren er im Augenblick nicht Herr werden kann. Es war ihm dieser Aufschub vielleicht nicht unlieb. Das Werk war ein so bequemes Sammelbecken für die mannigfaltigsten ihn bewegenden Lebens- und Zeitfragen, daß es nicht übel erschien, es sich zum Gebrauch möglichst lange aufzubewahren. So vergehen lange zehn Jahre. Er ist inzwischen ein Siebziger geworden, und da heißt es denn doch die Ernte in die Scheuer bringen. Er greift von neuem den eigensinnig widerstrebenden Stoff an und bringt einen Band zusammen, den er als „ersten Teil" der Wanderjahre 1821 in die Welt schickt. Diesem ersten Teile fehlt außer der Makarien-episode, dem gewichtigen Abschluß der Novelle vom nußbraunen Mädchen und manchem anderen fast ganz das sozial-politische Element der späteren vollständigen Fassung. Wir dürfen demnach annehmen, daß dieses dem zweiten Teile vorbehalten war. Goethe hatte einen wunderbaren Instinkt in dem, was er gab und was er liegen ließ. Grade das nächste Jahrzehnt war erfüllt von neuen sozial-politischen Theorien und Bewegungen. An ihnen konnte er seine eigenen Ideen prüfen und dehnen. Der Buchhalter Fourier veröffentlicht sein Werk über die häuslich-ländliche Gemeinschaft (1822), der Graf St. Simon sein industrielles System (1822), seinen Arbeiterkatechismus (1824) und sein neues Christentum (1825), der schottische Fabrikbesitzer und Volksfreund Robert Owen richtet in Indiana seine kommunistische Kolonie New-Harmony ein (1824); des Genfers Sismondi „Neue Prinzipien der Volkswirtschaft" (1819 erschienen) gewinnen Beachtung und erleben 1827 eine zweite Auflage, und zur besseren Verbreitung und stärkeren Vertretung der Nützlichkeitsphilosophie Benthams wird in London die Westminster Review (1824) gegründet. Im Hinblick auf diese sich drängenden sozialwissenschaftlichen Erörterungen und Experimente äußerte wohl auch Goethe am 17. Februar 1827 gegen Sulpiz Boisserée, er begreife jetzt, daß dieses Werk nicht eher zustande kommen konnte. 1825 hatte er es wieder zur

Hand genommen. Es ging in gemessenen Pausen langsam vorwärts. Erst im Herbst 1828 tritt ein rascherer Fortschritt ein. Der Dichter verzichtet darauf, einen zweiten Teil zu dem vorhandenen ersten zu liefern. Er zieht es vor, das Fertige aufzulösen und es in ein ganz neues Gewebe einzuflechten. Endlich im Februar 1829, als er im achtzigsten Lebensjahre steht, ist das große Werk nach vielen Mühen und Seufzern fertig und doch nicht fertig. Es sollte noch im Druck ein seltsames Schicksal erleben. Es erschien in der Neugestaltung so umfangreich, daß Goethe drei Bände der im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe seiner Werke dafür in Anspruch nahm. Als aber der zweite Band gedruckt wurde, fand sich, daß dieser sowohl wie der dritte zu schwach im Verhältnis zu den anderen ausfallen würde. Was tun? Der als Minister wie als Dichter immer entschlossene Mann war nicht verlegen. Er übergab seinem getreuen Eckermann zwei Bündel Manuskripte, die Sprüche über Kunst, Natur und Leben enthielten, und trug ihm auf, daraus so viel zu wählen, als zur Auffüllung nötig wäre. Es paßten auch schließlich die Sprüche ebenso gut oder noch besser hinein als die Novelle: „Wer ist der Verräter?“ oder „Der Mann von fünfzig Jahren“. Eckermann unterzog sich der Aufgabe und stellte zwei große Gruppen zusammen, die unter dem Titel „Betrachtungen im Sinne der Wanderer“ und „Aus Makariens Archiv“ in den Schluß des zweiten und dritten Bandes gestellt wurden. Jeder Gruppe wurde, um die seltsame Zutat noch seltsamer zu machen, ein Gedicht hinzugefügt, der ersten das „Vermächtnis“, der zweiten „Auf Schillers Schädel“ mit dem rätselhaften Schlußwort: „Ist fortzusetzen“. Als das Publikum über diese eingepfropften Wildlinge gar sehr den ratlosen Kopf schüttelte, lachte der Alte und meinte, Eckermann könne ja in einer zukünftigen Ausgabe diese Beigaben wieder entfernen. Das ist denn auch geschehen, und so haben wir das Werk jetzt vor uns wohl nach des Dichters letztem Willen, aber nicht in seiner letzten Gestalt.

Diese Schlußphase in dem Werden des Werkes belehrt uns zur Genüge, welche Freiheit sich der Dichter in der Komposition

genommen hat. Er hatte diese Freiheit allmählich immer weiter ausgedehnt. Ursprünglich sollte, wie wir zu vermuten berechtigt sind, in den Roman eine Reihe von Fabeln eingegliedert werden, die ihrem Inhalt nach dem eigentlichen Romankörper fremd, ihrem Sinne nach aber ihm blutsverwandt waren. Sie sollten Illustrationen zu den Hauptgedanken des Romans sein, durch das Bild die Wirkung des Gedankens verstärken. Außerdem aber lag es sicherlich in Goethes Plane, jedes einzelne Stück zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen zu machen. Diesen reineren künstlerischen Standpunkt verließ er im Laufe der Arbeit und schob teils Stücke ein, die keine andere Bedeutung haben, als die lehrhaften Strecken des Romans angenehm zu unterbrechen, teils brach er einzelne plötzlich ab, ließ sie als Ruinen stehen oder deckte sie notdürftig mit einigen Brettern zu. Er selbst verkannte nicht diesen gestückelten Charakter seiner wunderlichen Schöpfung und nannte sie deshalb ein Aggregat, einen Komplex, ein Kollektivum. Aber er war damit nicht unzufrieden. Wie alles, so war ihm auch diese Form zuletzt ein Gleichnis geworden und wie ihm schien ein treffendes. „Mit solchem Büchlein," schrieb er am 23. November 1829 an Rochlitz, „ist es wie mit dem Leben selbst: es findet sich in dem Komplex des Ganzen Notwendiges und Zufälliges, Vorgesetztes und Ungeschlossenes, bald gelungen, bald vereitelt, wodurch es eine Art von Unendlichkeit erhält, die sich in verständige und vernünftige Worte nicht durchaus fassen noch einschließen läßt." Wir, die wir uns mit einer solchen Art von Symbolik nicht befreunden können, sind über das von dem Dichter beliebte Ein- und Zusammenschmieden heterogener und fragmentarischer Körper verdrießlich, und diese Empfindung verschärft sich durch die unglaubliche Nachlässigkeit der Redaktion. Wenn Olympier nachlässig sind, so sind sie es mit olympischer Größe. Nachdem der Dichter einmal darauf verzichtet hatte, den Roman als Kunstwerk zu geben, verzichtete er auch auf jede Sorgfalt für seine Struktur. Er wiederholt sich, er widerspricht sich, vertauscht die Namen, geht in der Icherzählung unvermittelt aus der ersten in die dritte und wieder

aus der dritten in die erste Person über, kümmert sich nicht um den Zusammenhang von Zeit und Ort, streicht bald zu viel bald zu wenig, macht Versprechungen, ohne sie zu erfüllen u. s. w. Aber je weniger Aufmerksamkeit er auf das Äußere verwandte, um so größere auf das Innere; und keine Kompositionslaune, keine Redaktionssünde darf uns abhalten, in dieses Innere einzudringen und die Schätze herauszuholen, die in ihm verborgen lagern. Der Weg wird uns auch erheblich leichter, sobald wir uns im voraus auf seine Krümmungen und Unebenheiten gefaßt machen und wenn wir das Ziel nicht in der Entwickelung der Begebenheiten, sondern der Ideen suchen. Dann leuchten auch die isolierten poetischen Stücke wie Sterne auf, bei denen wir auch nicht fragen, welche Rolle sie im Weltensystem spielen.

Zwei große Grundgedanken durchziehen die Wanderjahre: Arbeit und Entsagung. Entsagung heißt vieles. Es heißt Einschränkung, Konzentration. Der Mensch soll sein Streben begrenzen und auf dem begrenzten Gebiete alle Kräfte versammeln. Entsagung heißt Bezwingung der Leidenschaften, heißt Verzicht auf vielfältige, angeborene und erworbene Vorteile, Rechte, Besitztümer. Sie wandelt den Triebmenschen zum Vernunftmenschen, den Ichmenschen zum Gemeinmenschen, den Egoisten zum Altruisten um. Sie greift so tief in des Menschen Sein und Werden, daß sie für Goethe neben der Arbeit das wichtigste Lebensprinzip war; er hat deshalb dem Roman, der die Grundlagen eines gedeihlichen Individual- und Gemeinlebens erörtern sollte, den Untertitel: die Entsagenden gegeben.

Um die erwähnten großen Grundgedanken in ihrer vollen Tiefe und Breite behandeln zu können, ignoriert Goethe das Ergebnis der Lehrjahre, daß Wilhelm bereits zur Einschränkung, zu bestimmter schaffender Tätigkeit gelangt ist; er stellt ihn uns vielmehr noch als den alten, einem unbestimmten, höchst allgemeinen Bildungsideal nachjagenden Menschen vor, ohne festen Beruf, ohne festes Ziel, es sei denn, an der Seite Nataliens in schöngeistiger

Behaglichkeit seines Glückes zu genießen. Und gerade deshalb, weil er noch der Alte ist, hat ihn die Geheimgesellschaft des Turmes, die unter Lotharios und des Abbés Leitung im Begriff ist, sich in einen Weltbund umzuwandeln, auf die Wanderschaft geschickt. Sie reißt ihn von Natalie im Momente des höchsten Glückes los, damit er Entsagung lerne. Er darf sich nirgends länger als drei Tage aufhalten, damit er durch den ewigen Wechsel zum Beharren bestimmt werde. Er darf nicht klagen — das hat ihm die weise Natalie selber verboten —, damit er nicht seine Kräfte durch ein unfruchtbares Wühlen im eigenen Schmerz verderbe; und er darf mit den Mitgliedern des Bundes, wo er sie auch trifft, weder von Vergangenheit noch Zukunft, sondern immer nur vom Gegenwärtigen sprechen, um von Reue wie von Träumen ferngehalten zu werden und die volle Klarheit des Denkens und die ungebrochene Stärke des Willens auf die Forderung des Tages zu konzentrieren.

Wilhelm wandert mit seinem Felix in den Alpen und steigt bald auf diese bald auf jene Seite des Gebirges hinab. Wie sein Leben so haben seine Wanderungen kein festes Ziel. Auf einem Passe trifft er eine Handwerkerfamilie; die Mutter mit einem Säugling auf einem Esel reitend, der Vater mit zwei bildschönen Knaben zu Fuß. Wilhelm glaubt die heilige Familie zu sehen. Er besucht die Leute, die unten im Tale in einem ehemaligen Kloster wohnen, und ist entzückt von dem Idyll, das sich ihm dort aufschließt und das Goethe mit den zarten, innigen, stillen Farben eines Fra Angelico gemalt hat. Ein friedvolles, tätiges, genügsames, gesundes, sittliches Dasein. Eine Ouvertüre der Wanderjahre, bedeutsam durch die Motive, die hier für das Ganze vorklingen, bedeutsamer noch durch den Gegensatz zu den Lehrjahren. Wohin hatte Goethe Wilhelm in den Lehrjahren geführt? In Wirtshäuser und Schlösser. Zu Schauspielern und Edelleuten. Die einen lebten vom Scheine und im Schein. Die anderen vom Ererbten, und grade die Vornehmsten, der Graf und die Gräfin, auch im Scheine. Nirgends ein glückliches Familienleben, ja die Ehe beinahe gleichgültig. Hier kommt Wilhelm zu einem Handwerker, alles ist von gediegener

Wesenheit, alles selbstgeschaffen, und reine, tiefe Befriedigung, strenge Sittlichkeit quellen aus der Ehe und der Arbeit.

Goethe hat den Handwerker hier wie auch weiterhin als Repräsentanten der arbeitenden Welt gewählt. Nicht als ob er die geistige Arbeit niedriger schätzte — davon konnte bei ihm keine Rede sein —, sondern weil die Handarbeit ein deutlicheres und fruchtbareres Symbol war. Sowohl das Schaffen selbst als der Nutzen des Schaffens tritt uns greifbarer entgegen. Der Handwerker ist ein kleiner Gott.*) Er bringt täglich neue Gebilde hervor, beinahe unabhängig von der Natur, nur abhängig von seiner Hand. In dieser Beziehung hat er auch einen Vorzug vor dem Bauer, dessen Tätigkeit nützlich, aber nicht schöpferisch ist. Der Bauer ermöglicht mit Fleiß, Sorgfalt und Klugheit nur, daß die Natur regelmäßig und reichlich ihre Gebilde spendet. Oft genug aber versagt sie sich seinem Einwirken, und alle Arbeit erscheint ohne Frucht. Außerdem aber mochte Goethe den Bauer auch deshalb außer acht lassen, weil er zu seiner Zeit noch von den Folgen des Feudaljoches zu sehr gebeugt, zu dumpf und stumpf war, um für höhere dichterische Tendenzen brauchbar zu sein. Ferner aber hat der Handarbeiter, und insbesondere wiederum der Handwerker noch einen großen tatsächlichen Vorteil vor dem Kopfarbeiter. Die Tätigkeit des Kopfarbeiters hat immer dehnbare, schwankende Grenzen, die des Handarbeiters ist dagegen ganz fest umgrenzt. Auf dieses Glück des Handwerkers hat Goethe frühzeitig mit Neid und Sehnsucht geblickt. Wir hören es schon aus dem Munde des göttlichen Urhandwerkers, des Prometheus, der lieber ein kleines Reich haben will, aber ein solches, das er mit

*) „Der du an dem Weberstuhle sitzest,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden schlingest, alle
Durch den Taktschlag aneinander drängest,
Du bist Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße."
(Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters 1807.)

seiner Tätigkeit ausfüllen kann, als ein unendliches, seine Kräfte überragendes und zersplitterndes. Wir hören es bestimmter aus Werthers Briefen aus der Schweiz. „Es ist mir nie so deutlich geworden," ruft dort Goethe-Werther aus, „wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, . . wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges . . ., das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte . . Jeder Handwerker scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu tun hat, ist ausgesprochen, was er leisten kann, ist entschieden . . . Er arbeitet . . mit Applikation und Liebe, wie die Biene ihre Zellen herstellt . . Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler hinter seiner Hobelbank!" — Endlich hatte Goethe noch einen dritten Beweggrund, den Handarbeiter in den Vordergrund zu rücken. Er sah schärfer wie irgend einer seine außerordentliche Bedeutung für die kommenden Zeiten voraus. Diese Bedeutung der bürgerlichen Gesellschaft fühlbar zu machen, schien ihm von größtem Werte.

Wilhelm verläßt am dritten Tage die glückliche Zimmermannsfamilie und steigt wieder ins Gebirge hinauf, wo ihm Jarno begegnet. Er hat im Sinne des Bundes und aus eigener Überzeugung der großen Welt und dem halbmüßigen Leben entsagt, hat sich beschränkt und ist Bergmann geworden. Um das neue Leben, das er begonnen, auch äußerlich zu kennzeichnen, hat er sich einen neuen Namen „Montanus" beigelegt. Er ist noch etwas schärfer, gröber, realistischer geworden, als er in den Lehrjahren gewesen ist. Er ist so recht der Sohn des neunzehnten Jahrhunderts und zwar, wie wir heute überrascht sehen, noch viel mehr des ausgehenden als des beginnenden. „Narrenpossen," ruft er Wilhelm zu, „eure allgemeine Bildung . . Es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, darauf kommt es an . . Mach ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit wohlmeinend zugestehen werde . . Sich auf Ein Handwerk zu beschränken ist das Beste." Unter dem Druck von Jarnos Reden bekennt Wilhelm schüchtern, er sei geneigt, sich einem „besonderen Geschäft", einer

ganz eigentlich nützlichen Kunst zu widmen und zwar der — Chirurgie. Also nicht dem ärztlichen Beruf überhaupt, dieser schien Goethe offenbar schon zu allgemein, zu theoretisch, gab dem Meinen und Wähnen, das unsicher und unzufrieden macht, zu viel Spielraum. Es mußte eine Spezialität sein und zwar diejenige, die besonders Handgeschicklichkeit erfordert, ja die, wörtlich übersetzt, Handwerk bedeutet. Wilhelm knüpft seinen Übergang zur Chirurgie nur an eine Bedingung: daß er durch Jarnos Vermittelung von der Verpflichtung, sich nirgends länger als drei Tage aufzuhalten, befreit werde.

Wilhelm trennt sich von Jarno und kommt bei seiner Wanderschaft zu einer Basalthöhle, die er bei seiner Unkenntnis der Natur für ein schwarzes Riesenschloß hält. Felix vertieft sich in das Innere und findet ein goldenes verschlossenes Prachtkästchen. Das Kästchen bedeutet, wie wir auslegen dürfen, das Leben. Felix, dem es noch verschlossen ist, und der es darum nur von außen sieht, erglänzt es golden. Die Wanderer ziehen weiter und gelangen auf eine große Besitzung.

Bei St. Joseph war alles gut und trefflich gewesen, aber doch in enger Wirkung geblieben. Es war eine köstliche Hausfrömmigkeit. Aber das Leben der modernen Menschheit fordert eine höhere Stufe: die Weltfrömmigkeit, das gemeinnützige Wirken ins Große und Weite, eine Umwandlung der Arbeit für sich in die Arbeit für alle. Darin liegt kein Widerspruch mit der Beschränkung. Die Tendenz soll ins Weite gehen. Einen kleinen Anfang zur Durchführung dieses hohen Zieles hatte schon Lothario gemacht; in größerem Maßstabe sehen wir es verwirklicht auf dem umfangreichen Landbesitz des Oheims der Wanderjahre, dessen Schloß Wilhelm jetzt betritt. Lothario war ein Europäer, aber in Amerika gewesen, der Oheim war ein Amerikaner, hatte aber in Europa sich niedergelassen. Für die neue soziale Gestaltung der Welt bedurfte es nach Goethes Meinung Menschen aus der neuen Welt, unbeladen von alten Vorurteilen und Gewohnheiten, aber durchtränkt von alter Kultur: im höchsten Sinne praktischer Männer, aber keiner Egoisten, Utilitarier und doch zugleich hin-

gebender Menschenfreunde. Ein solcher Mann war der Großvater des Oheims. Ein geborener Deutscher, hatte er längere Zeit in England gelebt und war durch Penns tüchtiges und edles Wirken veranlaßt worden, nach Amerika auszuwandern. Er hatte dort beträchtlichen Grundbesitz erworben, den sein Sohn noch erheblich vermehrte. Aber dieser weite Besitz hielt den Enkel nicht fest. Als er Europa besuchte und dessen hohe Kultur kennen lernte, schien es ihm verlockender, inmitten dieser Kultur eine würdige soziale Tätigkeit zu entfalten, als zwischen Mosquitos und Irokesen. Er übernimmt deshalb die heimatlichen Güter, auf denen er nach des Dichters Vorstellung etwa wie ein freier Standesherr regiert. Er ist aber als Regent und Besitzer zugleich der fleißigste, pflichttreueste Beamte und Arbeiter. Er hat allmählich seine Landschaft in einen vorzüglichen Stand gebracht, den Gewinn läßt er jedoch soweit als möglich seinen Leuten, den Bauern und den Bedürftigen weit über die Grenzen seiner Liegenschaften hinaus zu gute kommen. Denn auf seinen Gütern steht zu lesen: Besitz und Gemeingut. Er betrachtet seinen Besitz als Gemeingut, das er für die anderen nur verwaltet. Demgemäß hat er auch die Pflicht, ihn so nutzbar als möglich zu machen. Er hält zusammen, um spenden zu können, ist Egoist — für andere. Das was er durch seinen Gemeinsinn weniger einnimmt, erklärt er mit humoristischer — man möchte sagen amerikanischer Grazie für eine Ausgabe, die ihm Vergnügen mache, und bei der er nicht einmal die Mühe habe, daß sie durch seine Hände gehe.

Für eine der wichtigsten Aufgaben seines Verwalteramtes, für eine Aufgabe einer Wohltätigkeit in höherem Sinne hält er es, nicht bloß zu geben, sondern zu fördern, durch die Gaben zum Tun und Schaffen anzuregen. Er gibt deshalb fleißigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme aus seinen Baumschulen umsonst, dagegen nachlässigen nur gegen Bezahlung. Gegen Untätige ist er unerbittlich streng, und er vertreibt einen Pächter, der weder seinen Pachtzins zahlt noch das Pachtgut im Stand hält. Ein Dulden solcher Leute hätte demoralisierend auf die Allgemein=

heit gewirkt und wäre zugleich ein Raub an ihr gewesen. Wie jeder nützen muß, so auch jedes. Daher gibt es auf den Besitzungen des Oheims keinen Park, keinen Blumengarten, ja selbst das Schloß ist zum guten Teil dem Nutzen gewidmet. Vestibül, Treppenhaus, Hauptsaal sind mit Karten aller Weltteile und Bildern und Plänen der wichtigsten Städte und ihrer Umgebung bedeckt.

Welcher Gegensatz zu dem Oheim der Lehrjahre, der sein Schloß zu einem Tempel aller bildenden Künste, einschließlich der Musik macht, der ein Vermögen darauf verwendet, einen Gräbersaal herzustellen und ihn mit dem erlesensten Kunstgeschmack auszustatten! Der voller Lebensweisheit und Menschenfreundlichkeit ist, die Tätigkeit aufs höchste schätzt, selber sich aber auf die Pflege des Schönen beschränkt und nur Anregung zur Tätigkeit und nur denen gibt, die sich zufällig ihm nahen. Wer wollte leugnen, daß dieser Oheim eine sehr sympathische, manchem vielleicht sympathischere Persönlichkeit ist, aber wer auch, daß der andere der notwendigere ist. Auch hier prägt sich der Gegensatz zwischen dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert voll aus. Die schöne Persönlichkeit geht im Drange und Kampf, im Ernste der Zeit zu Grunde, aber die von der Zeit, von der leidenden und strebenden Menschheit geforderte nützliche und gemeinnützige ersteht. Der Oheim der Wanderjahre verkennt die hohe Bedeutung des Schönen nicht, im Gegenteil, es ist ihm die Spitze des menschlichen Daseins und Strebens. Aber erst muß geschehen, was not ist, das heißt das Nützliche. Erst dann kann ein Aufsteigen zum Schönen stattfinden. Darum ist sein Wahlspruch, der ebenfalls auf seinen Gütern angeschrieben steht: „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.“ —

Während des Aufenthalts auf dem Schlosse des Oheims bekommt Wilhelm — in den Wanderjahren weniger der Held als das geduldige Faktotum, das alles besorgt, liest, verbindet — außer verschiedenen Korrespondenzen auch zwei Novellen zur Lektüre: „Die pilgernde Törin“ und „Wer ist der Verräter?“ Die erstere ist eine Übersetzung aus dem Französischen und erzählt die Ge-

schichte einer jungen schönen Dame aus gutem Hause, die von einem Liebhaber betrogen in der Welt umherwandert, Dienste nimmt, wo sie sich bieten, und wie sie selbst auf Elternhaus, Bequemlichkeit, Sicherheit verzichtet und in diesem Verzicht und in der Tätigkeit die Ruhe ihres Gemütes findet, so überall auch Entsagung lehrt und zur Entsagung leitet, ja durch ihr Verhalten zu ihr zwingt. Als Törin erscheint sie den Toren, als Weise den Weisen.

Was Goethe zur Einschaltung dieser Erzählung in die Wanderjahre bewogen hat, ist leicht zu erkennen. Dagegen schließt die andere von Goethe anscheinend erst 1810 verfaßte Novelle jeden Versuch, sie in Beziehung zu dem Roman zu bringen, aus. In der ersten Ausgabe, wo sie dicht an den Schluß gerückt ist, wird sie Wilhelm von Friedrich mit der Motivierung vorgelesen, daß er durch sie wieder mit trefflichen Gliedern des Bundes werde bekannt gemacht werden. Da aber diese trefflichen Glieder sonst nirgends zum Vorschein kommen, so dünkte dem Dichter diese Verbindung mit dem Roman bei der Umarbeitung doch zu lose und willkürlich; er gab sie lieber ganz auf und ließ die Novelle Wilhelm durch einen Beamten des Oheims einfach als literarisches Gegenstück zur „Pilgernden Törin" überreichen. Wilhelm solle im Kontrast zu der „Nettigkeit einer vornehm reichen französischen Verirrung" — auch der Beamte ist nur ein beschränkter Beurteiler der „Pilgernden Törin" — „die einfache, treue Rechtlichkeit deutscher Zustände" in anmutigem Bilde sehen. Das ländliche Haus eines Oberamtmanns umfängt uns. Er bewohnt es mit zwei Töchtern, der ruhigen, gemütvollen Lucinde und der lebhaften, neckischen Julie. Diese ist seit frühen Jahren Lucidor, dem Sohn eines alten Freundes des Oberamtmanns, bestimmt, der zugleich Nachfolger im Amte des Schwiegervaters werden soll. Als aber Lucidor nach Beendigung seiner Studien die beiden Schwestern näher kennen lernt, gefällt ihm Lucinde um vieles besser. Zu seiner Verzweiflung gibt jedoch diese keine Gegenneigung zu erkennen, sondern steht, wie es scheint, im Begriff, sich mit einem anderen Gaste, Antoni, zu verloben. Soll er nun mit der Ungeliebten sich ver-

binden, die liebsten Pläne seines Vaters erfüllen und sich eine behagliche, angesehene Stellung sichern, oder die bereits geflochtenen Bande zerreißen und sich auf die eigene Kraft stellen — mit einer tiefen Wunde im Herzen? Er entschließt sich für die zweite Alternative und will, ohne irgend jemandem seine Schmerzen zu verraten, aus dem heimlich-unheimlichen Hause entfliehen. Aber inzwischen hat er sich durch seine leidenschaftlichen Selbstgespräche selbst verraten und dadurch alle verborgenen Gefühle und Beziehungen offenbart. Julie liebt Antoni weit mehr als Lucidor, und Lucinde gibt gern Antoni frei, um sich mit Lucidor zu verbinden. Zwei glückliche Paare grüßen uns am Schluß der dramatisch bewegten, reizvollen Novelle. Daß dieses Gegenstück zur „Pilgernden Törin" nichts mit den Ideen des Romans zu tun hat, liegt zu Tage. Es ist lediglich zur Unterhaltung der großen Lesermasse eingestreut. Bei einer reinen Dichtung verachtete Goethe solche Mittel, bei einem Lehrwerk konnten sie herangezogen werden.

Wilhelm begibt sich vom Schlosse des Oheims auf den Landsitz Makariens. Die Nichten des Oheims, Juliette und Hersilie, Ebenbilder der beiden Töchter des Oberamtmanns, hatten ihm so viel Merkwürdiges von ihrer Tante Makarie erzählt, daß er gern dorthin seine Schritte lenkte.

Makarie, die Selige, wie ihr Name sagt, ist die gesteigerte Natalie und damit das gesteigerte Gegenbild zur schönen Seele. Die Gegensätzlichkeit tritt noch absichtlicher und genauer hervor, weil Makarie wie die schöne Seele von Jugend auf sehr leidend ist. Sie ist ein himmlisches Wesen in des Wortes eigentlicher und übertragener Bedeutung; sie ist ein Gestirn in menschlicher Hülle, sie lebt das Leben des Sonnensystems, fühlt die Bewegungen ihrer himmlischen Geschwister, schaut aber auch in das innerste Wesen der Menschen und gleicht einer Ursibylle, die rein göttliche Worte über menschliche Dinge ausspricht. Aber alle ihre wunderbaren Gaben dienen ihr nicht dazu, in seliger Ruhe in sich selber zu verharren, sondern sie verwendet sie zur Beglückung aller Menschen, die sie erreichen kann. Jeder erfährt ihren Rat und ihre Hilfe;

sie gleicht aus und mildert, sie verbindet, sie leitet, sie erschließt die Menschen, läutert sie, gibt sie ihrem besseren Selbst, einem neuen, reineren Dasein zurück. In ihrem gebrechlichen Körper wohnt ein rastloser Geist. Er richtet seine Augen überall hin und wirkt nach allen Richtungen. Wer um sie ist, muß tätig sein wie sie selber. Ihre Wirtschafterin Angela ist die „unermüdet Geschäftige“, Tag und Nacht gleich, so daß der Hausfreund, der Astronom, meint, man könne sie auch Vigilie, die Nachtwache, nennen. Makarie hat ähnlich wie Natalie immer eine Anzahl junger Mädchen zur Erziehung bei sich, aber keine städtischen, keine aus höheren Ständen, sondern Bauernmädchen, die tüchtig in Feld und Garten arbeiten. Die Erziehung bei Makarie gilt als so trefflich, daß die jungen Bauern sich mit Vorliebe aus ihren Zöglingen die Frauen wählen. Je weniger Makarie den Verfall ihres Leibes aufhalten kann, um so mehr bewahrt sie alles, was sie umgibt, vor dem Verfall. Wie im Sittlichen und Geistigen, so auch im rein Materiellen. Sie wohnt in einem alten Gebäude, aber es erscheint zum Erstaunen Wilhelms so neu, vollständig und nett in den Fugen und in den ausgearbeiteten Verzierungen, als wenn Maurer und Steinmetzen eben erst fortgegangen wären.

So bleibt sie, so mystisch-übersinnlich das Innerste ihres Wesens ist, durchaus im klaren, praktischen Rahmen des Romans. Sie weiß das Höchste und Allgemeinste mit dem Niedrigsten und Besondersten zu verknüpfen.

Wie anders war die schöne Seele! Sie ruhte in sich und genoß für sich ihren Frieden. Ihre freie Zeit füllte sie damit aus, ihre „Seele zu untersuchen“ und mit dem unsichtbaren Freund in Gebeten und Phantasien zu verkehren. Selbst zur Wohltätigkeit fühlte sie kein Bedürfnis. Sie gab Geld an Arme, und gab es gern und reichlich, aber, wie sie gesteht, nur um sich loszukaufen. „Es mußte mir jemand angeboren sein, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte.“ Sie bemühte sich überhaupt nicht um andere. Wer nicht zufällig aus ihrem seligen, friedvollen Sein einen wohltuenden Einfluß empfing, aus ihrem Wirken und aus

ihrer Absicht empfing er ihn nicht. Ihr Leben in Gott war ein rein jenseitiges; das Makariens ein jenseitiges und diesseitiges zugleich. So wie die Sonne am Himmel ihre Kreise zieht und doch unablässig der Erde ihre belebenden Strahlen sendet, so auch Makarie. Der Glaube, man könne Gott wohlgefällig sein, sich ihm nähern durch untätige Beschäftigung mit ihm und durch bloße reine Gesinnung, wäre für sie eine mißverstandene Religion, ein Mißverständnis Gottes gewesen. Ein Ausfluß ihrer Sternennatur ist es, daß sie sich leidenschaftlich für Astronomie interessiert. Demgemäß ist auch auf ihrer Besitzung eine Sternwarte, der ein Astronom vorsteht. Nach einer ernsten Abendunterhaltung mit Makarie scheint Wilhelm dem Astronomen würdig zu sein, an den Wundern des gestirnten Himmels vollkommen teilzunehmen. „Die heiterste Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum ersten Male das hohe Himmelsgewölbe in seiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte.“ Denn im gemeinen Leben hinderten ihn außer Dächern und Giebeln, Wäldern und Felsen die inneren Beunruhigungen, den erhabenen Glanz des Himmels zu schauen. Hier ist er durch Makarie von diesen inneren Nebeln befreit, und übermächtig wirkt der Blick. Ergriffen und geblendet hält er sich die Augen zu. „Was bin ich gegen das All? Wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in seiner Mitte stehen? . . . Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein beharrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut?“ Unwillkürlich werden wir hierbei an den Schlußabschnitt von Kants Kritik der praktischen Vernunft erinnert, in dem es heißt: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. . . . Der

erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes. . . . Der zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz, unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart." Goethe wie Kant lassen das Geistige im Menschen das Gleichgewicht gegen die Erhabenheit der Körperwelt herstellen. Aber Kant geht vom Nachdenken, Goethe vom Schauen aus. Kant spricht nur vom Sittengesetz, Goethe von der gesamten menschlichen Tätigkeit, die mehr die selbstlose Liebe als den kategorischen Imperativ zum Zentrum hat. Kant stellt Sittengesetz und Himmelsgewölbe nebeneinander ohne Wirkung aufeinander. Goethe dagegen läßt durch den Sternenhimmel das Bewußtsein des inneren Universums*) wecken und es zur intensiven Bewegung um die reine Sonne der Menschenliebe treiben. Mit anderen Worten: er läßt die Bewegungen des Makrokosmos die gleichen des Mikrokosmos hervorrufen. So prägt sich eigentümlich der Unterschied zwischen dem Pantheisten und Monisten Goethe und dem Theisten und Dualisten Kant aus. —

Wilhelm verläßt den Kreis Makariens, der sich zu dem des Oheims wie der Himmel zur Erde verhält. Beide Kreise verschlingen sich ineinander, indem Makarie vom Himmel zur Erde, der Oheim von der Erde zum Himmel emporstrebt. Oheim wie Nichte sind kinderlos hingestellt, damit die elementare Liebe zu den Kindern sie nicht der großen Liebe zur Menschheit entziehe. Wilhelm empfängt von Makarie beim Abschied den Wunsch, er möge ihren Neffen Lenardo aufsuchen, der schon drei Jahre unterwegs sei, und ihn über das Schicksal eines weiblichen Wesens, für das er sich interessiere, beruhigen, damit er mit befreitem Herzen wiederkehren könne. Dieses weibliche Wesen war die Tochter eines Pächters, den der Oheim wegen rückständiger Pacht und nachlässiger Bewirtschaftung seines Gutes vertrieben hatte. Als der

*) „Im Innern ist ein Universum auch."

Austreibungsbefehl erlassen war, hatte sich die Tochter an Lenardo gewandt und ihn flehentlich um Fürsprache gebeten. Er hatte es versprochen und sein Versprechen auch erfüllt, aber doch nicht so ernstlich, wie es nach seiner Meinung nötig gewesen wäre. Er maß sich deshalb die Schuld an der Verstoßung des Pächters und seiner Tochter zu, die ihn um so mehr drückte, als er fürchtete, daß sie seitdem im Elend lebten, und als die liebliche Gestalt der Tochter, wie sie bittend vor ihm kniete, ihm einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hatte. Das nußbraune Mädchen wurde sie wegen ihrer bräunlichen Gesichtsfarbe scherzhaft genannt, während ihr wirklicher Name Nachodine war, in den Goethe irgend etwas hineingeheimnißt hat, den er aber im Laufe der Erzählung wieder aufgibt, um sie nur noch als die „Schöne-Gute“ zu bezeichnen. Wir dürfen hinter ihr seine alte Freundin Barbara Schultheß suchen.

Wilhelm trifft Lenardo, aber infolge einer Namensverwechselung, die Lenardo in einem Briefe an Makarie sich hatte zu schulden kommen lassen, erweist sich die Beruhigung, die Wilhelm bringt, als eitel. Das Schicksal Nachodinens bleibt so unaufgeklärt wie bisher, und in dieser Not springt Wilhelm gewohntermaßen als Helfer ein, indem er es übernimmt, sie aufzusuchen. Um eine Spur der Verschwundenen zu entdecken, rät ihm Lenardo, sich an einen alten ihm befreundeten Antiquitätensammler in einer benachbarten Stadt zu wenden, der einer ausgebreiteten Bekanntschaft genösse. Wilhelm trennt sich nicht von Lenardo, ohne diesen für Lotharios Weltbund angeworben zu haben. Bei dem Antiquitätensammler erfährt Wilhelm aber auch nichts über Nachodine; vielmehr dient dieser Mann nur dazu, ihm von neuem einige schon gehörte und beobachtete Wahrheiten einzuschärfen; nur mit dem Unterschiede, daß er den Begriff Handwerk auf alles praktische, zweckmäßige Anfassen ausdehnt. „Allem Leben, allem Tun, aller Kunst, so bedeutet ihm der Alte, muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beschränkung erworben wird. Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im

Hundertfältigen." Aus diesem Grunde empfiehlt er auch Wilhelm als Erziehungsanstalt für seinen Felix, der doch nicht ewig mit seinem Vater herumziehen kann, „die pädagogische Provinz", in der man nach jenen Grundsätzen verfahre. Außerdem erregt er in Wilhelm die Hoffnung, daß er bei den Vorstehern jener ausgedehnten Erziehungsanstalt auf die Spur Nachodinens werde gelenkt werden. Wilhelm zieht dorthin, nachdem er noch das von Felix gefundene goldene Kästchen bei dem Sammler deponiert hat.

Wir übergehen für jetzt die Schilderungen der pädagogischen Provinz, die das zweite Buch der Wanderjahre eröffnet, und bemerken nur, daß Wilhelm sie verläßt, ohne auch nur nach Nachodine gefragt zu haben. Goethe hatte ersichtlich über dem schweren Ernst der pädagogischen Kapitel vergessen, daß dies einer der Zwecke war, zu dem er ihn die pädagogische Provinz hatte betreten lassen. Um den Leser aber nach der langen didaktischen Darstellung der Einrichtungen und Grundsätze des pädagogischen Utopiens wieder etwas aufzumuntern, überläßt er Wilhelm für einige Zeit seinem Schicksal und schiebt eine ausgedehnte Novelle „Der Mann von fünfzig Jahren" ein. Ein Kabinettsstück seiner Gattung. Humor, Tiefsinn, Gegenständlichkeit, Zartheit der Empfindung, Salon- und Naturstimmung, alles vereinigt sich zu einem bezaubernden Zusammenklang, den die kleinen Eigenheiten, mit denen der Dichter dazwischen tritt, nicht zu stören vermögen.

Die Novelle behandelt das Thema der Wahlverwandtschaft ohne tragischen Ausklang. In den fünfzigjährigen, bereits verabschiedeten Major verliebt sich seine schöne Nichte Hilarie, die dem Sohn des Majors, Flavio, der auswärts in Garnison stand, bestimmt war. Der Major ist von dieser Wahrnehmung nicht unangenehm berührt und gibt sich alle Mühe, um durch Verschönerungskünste sein immer noch stattliches jugendliches Aussehen weiter zu verjüngen. Die peinliche Empfindung, daß er dem Sohne die Braut wegnehme, wird durch einen Besuch in der Garnison bald vollständig weggewischt, da dort Flavio ihm beichtet, daß er eine junge Witwe liebe, ein herrliches Wesen, das der Vater sehen

müsse. Der Vater willigt ein, und kaum erblicken sich die beiden, so beginnt ein wechselseitiges Anziehen sich zwischen ihnen zu entwickeln. Bei der Witwe stärker als beim Major. Der Major reist ab, und das Bild Hilariens tritt wieder beherrschend in den Vordergrund. Der Major muß aus geschäftlichen Gründen mehrere Monate von dem Landsitz seiner Schwester und damit auch von Hilarie fern bleiben. Inzwischen ist ein jäher Bruch zwischen Flavio und der schönen Witwe erfolgt, der jenen aufs tiefste erschüttert. Verstört und körperlich gebrochen flüchtet er in einer düsteren Novembernacht auf das Schloß der Tante. Längere Krankheit fesselt ihn ans Bett, und als er wieder genesen ist, geht sein Herz in unerwarteter Liebe zu Hilarie auf. Auch auf Hilarie hatte der lange nicht gesehene, nun zu männlichster Schönheit entwickelte Vetter schon beim ersten Eintritt mit magischer Gewalt gewirkt. Beide bekennen einander nicht ihre Gefühle, ja bekennen sie kaum sich selber, während zahlreiche gemeinsame Ausflüge sie immer fester zusammenkitten. Ein Schlittschuhlauf vergegenwärtigt in wundervoller Anschaulichkeit die unwiderstehliche Kraft, die sie zu einander zieht, und führt zugleich die Katastrophe herbei. Die herrliche Stelle möge hier in ihrem vollen Wortlaut stehen, sei es auch nur, um zu zeigen, welch schimmernde poetische Perlen die rauhe Schale der Wanderjahre birgt. . .

„Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen, jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht voneinander entfernen aus Furcht sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten

Augen Erwiderung wie sonst, aber es schien anders zu sein: aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg... Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen. Da blickten sie auf und sahen im Geflimmer des Widerscheins die Gestalt eines Mannes hin und her schweben, der seinen Schatten zu verfolgen schien und selbst dunkel vom Lichtglanz umgeben auf sie zuschritt; unwillkürlich wendeten sie sich ab, jemanden zu begegnen wäre widerwärtig gewesen. Sie vermieden die immerfort sich herbewegende Gestalt, die Gestalt schien sie nicht bemerkt zu haben und verfolgte ihren graden Weg nach dem Schlosse. Doch verließ sie auf einmal diese Richtung und umkreiste mehrmals das fast beängstigte Paar. Mit einiger Besonnenheit suchten sie für sich die Schattenseite zu gewinnen; im vollen Mondglanz fuhr jener auf sie zu, er stand nahe vor ihnen, es war unmöglich den Vater zu verkennen . . ."

Dem Major ist klar, welche Veränderungen sich während seiner Abwesenheit vollzogen haben. Er ist sofort bereit, auf Hilarie zu verzichten — winkt ihm doch von ferne der süße Ersatz der schönen Witwe —, aber das Glück der Männer wird durch den Widerstand Hilariens vereitelt. Sie erklärt es in einer Aufwallung sittlicher Überstrenge für unschicklich, ja verbrecherisch, vom Vater auf den Sohn überzugehen, und so zeigt uns der Schluß der Novelle vier Entsagende.

Aber die Entsagung ist doch nur eine vorläufige. Nach einiger Zeit lindert sich Hilariens Strenge, und die beiden Paare finden sich so zusammen, wie die Natur es bestimmt hatte. Deswegen ist die Novelle ihrem Sinne nach kaum durch einen dünnen Faden mit dem großen Ganzen verbunden. Wenn aber Goethe in einer Vorbemerkung zu ihr ausspricht, daß die Personen „dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir

schon kennen, aufs innigste zusammengeflochten werden“, so können wir auch dies nicht zugeben. Im Gegenteil, die Verbindung, die wir noch kennen lernen werden, ist eine so willkürliche, äußerliche, überflüssige, daß wir meinen, Goethe habe mit dieser Vorbemerkung nur den Leser weiter locken und ihm die Aussicht eröffnen wollen, daß der reizende Liebeshandel durch den ganzen Roman sich schlingen werde. —

Nach dem Abbrechen der Novelle hören wir wieder von Wilhelm. Er hat Nachodine gefunden, in befriedigendster Lage. Er verschweigt aber Lenardo ihren Wohnort, damit dieser verhindert werde, Nachodine aufzusuchen und ihre Ruhe in Frage zu stellen. Dann beschließt er eine Wallfahrt nach der Heimat Mignons anzutreten. Auf dem Wege dahin begegnet er einem Maler, der bereits Wilhelm Meisters Lehrjahre gelesen hat und nun die Stätten, in denen Mignon als Kind geweilt, für die deutschen Leser malen will. Trotzdem also eine sehr geraume Zeit seit dem Abschluß der Lehrjahre vergangen sein muß, ist doch der Marchese Cipriani noch nicht von der Reise zurück! Infolgedessen braucht Wilhelm auch das ihm in Aussicht gestellte und ihm im Grunde sehr antipathische Erbe Mignons nicht in Empfang zu nehmen. Dagegen erwartet ihn ein anderer Gewinn an dem See. Der Maler öffnet ihm das Auge für die Umwelt, sowie es ihm der Astronom für die Sternenwelt geöffnet hatte. Sodann führt ihm der Dichter die beiden schönen Entsagenden, Hilarie und die Witwe, zu, die sich vereinigt und zu ihrem Troste die Reise nach dem Lago Maggiore unternommen haben. Es folgt für die vier Reisenden mehrere Wochen ein sentimentales Wonneleben, das aus Malen, Gondeln, Singen, Schwärmen gewebt ist und das mit einem Mondscheinabend abschließt, der ein genaues Gegenstück zu jenem bildet, in dem Werther zum letzten Male vor seiner Flucht mit Lotte vereinigt ist. Die Fliehenden sind jedoch hier die Damen, die einen Brief hinterlassen, in dem sie verbieten, ihnen zu folgen. Der Maler, in dem bereits eine ernstere Leidenschaft zu Hilarie sich eingenistet hat, ist durch das Erlebnis würdig geworden, in den Orden der Entsagenden aufgenommen zu werden...

Lenardo hat die Nachricht Wilhelms empfangen und verzichtet männlich auf das nußbraune Mädchen. „Tun ohne Reden muß jetzt unsere Losung sein ... Die Sehnsucht verschwindet im Tun und Wirken." Er ist als Genosse freudig von den Bundesgliedern willkommen geheißen worden. Seine Lust am Technischen, sein Hang, von vorn zu beginnen, seine Sehnsucht nach Amerika, seine dortigen Besitzungen haben ihn noch besonders empfohlen. Seine Besitzungen schließen sich an die des Bundes an, ein Kanal soll durch beide gezogen werden, wodurch ihr Wert sich ins Unberechenbare erhöht; zu beiden Seiten des Kanals könne Lenardo, wie der Abbé Wilhelm darlegt, entsprechend seinen Neigungen Spinner und Weber, Maurer, Zimmerleute, Schmiede ansiedeln. Der Schluß des Faust wirft seine Schatten deutlich in die Wanderjahre. Zugleich eröffnet der Abbé Wilhelm, daß er von der Verpflichtung, sich nur drei Tage an einem Orte aufzuhalten, befreit sei. Damit ist Wilhelm in die Lage versetzt, die Chirurgie fachmäßig zu studieren. Um ihm dazu die nötige Zeit zu lassen, macht der Dichter eine Pause von einigen Jahren.

Der Zeitraum verstreicht: Wilhelm ist Wundarzt geworden und fühlt das Bedürfnis, sich nach Felix umzusehen. Dieser ist auf Grund seiner Vorliebe für Pferde der pferdenährenden Region zugewiesen worden und wird zum Stallmeister ausgebildet. Man sieht, die romantischen Berufs- und Bildungsideale der Lehrjahre sind gründlich verflogen. Wilhelm läßt ihn aber noch weiter bei den Pädagogen, da er mit seiner Wanderschaft noch nicht ganz fertig ist. Bei dem Besuch der pädagogischen Provinz macht er auch ein Bergfest mit, bei dem er Jarno wiedersieht und bei dem es eine eifrige Debatte über Vulkanismus und Neptunismus gibt. Der Kampf um die beiden geologischen Theorien erfüllte den Dichter so leidenschaftlich, daß er weder hier noch im Faust sich enthalten konnte, sein Herz darüber zu erleichtern. Ein Unfall, der sich ereignet, gibt Wilhelm Gelegenheit, Proben seiner erworbenen Kunst abzulegen. Das zweite Buch schließt mit einem langen Briefe Wilhelms an Natalie, in dem er ihr darlegt, wie er zu dem Studium

der Chirurgie gelangt sei, und dabei eines Erlebnisses in seiner Jugendzeit, der Geschichte vom ertrunkenen Fischerknaben, gedenkt, die ein tragisches Idyll von schlichter, ergreifender Schönheit ist. Wilhelm ist stolz darauf, nunmehr ein nützliches, ja notwendiges Glied der Gesellschaft zu sein; glücklich, einen Beruf auszuüben, den Jarno den göttlichsten von allen genannt hat, weil er ihm gestatte, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu tun.

Mit dem dritten und letzten Buche betreten wir die dritte und letzte Stufe sozialer Gemeinschaft. Auf der ersten Stufe fanden wir ein patriarchalisches Verhältnis: St. Joseph sorgt als Familienvater für sein Haus. Die natürliche, angeborene Liebe bindet die Glieder untereinander. Auf der zweiten Stufe fanden wir das Verhältnis des aufgeklärten Absolutismus. Vermögende Persönlichkeiten geben ihren Besitz, ihr Denken und Tun hin für einen weiten Kreis von Menschen, die ihnen nicht durch die Natur angeboren sind. Aber sie stehen bei aller Menschenliebe zu ihrem Nächsten wie der Gebieter zu den Untergebenen. Was sie ihnen geben, trägt den Charakter der Unterstützung, die Unterstützten tragen den Charakter von Abhängigen. Jetzt gelangen wir zur dritten Stufe: zur demokratischen Gemeinschaft.

Lenardo hat für die zukünftige Kolonie in Amerika mehr als hundert Handwerker aller Art angeworben, die inzwischen in der Heimat unter seiner Leitung arbeiten. Aber er ist nicht ihr Herr. Er ist der gewählte Führer, der erste unter Gleichen. Nicht einmal sein Titel deutet etwas von Führerschaft an, ja er bezeichnet überhaupt nicht eine Person, sondern nur eine Sache. Er heißt „das Band“. Lenardo hat nur die Ehre und Aufgabe, das Band der Vereinigung zu sein. Obwohl Baron aus altem Geschlecht, stellt er sich gemäß dem Geiste, in dem die Vereinigung nach dem Vorbilde des zukünftigen Weltbundes gedacht ist, auch gesellschaftlich vollkommen den Arbeitern gleich. Er setzt sich mit ihnen zu Tisch und verbringt mit ihnen den Feierabend. Selbst den Lastträger Christoph betrachtet er als seinesgleichen, während in den Lehrjahren der Graf und die Gräfin, an sich wohlwollende,

gütige Personen, sogar gebildete und gesellschaftlich gewandte Leute wie die Schauspieler als tief unter ihrem Range stehende Menschen betrachten, die sie nach feudaler Gewohnheit als eine Art Dinge mit „Er“ anreden. Und die Schauspieler erkennen das Verhältnis als berechtigt an und wetteifern miteinander in unwürdiger Unterwürfigkeit. Hier dagegen ist der Arbeiter zum Bewußtsein seines Wertes erwacht. Nicht der leiseste Zug verrät, daß er sich dem vornehmen Leiter gegenüber nicht ebenbürtig, nicht gleichwertig fühle. Freilich verdankt er ihm auch nichts. Was er hat, erwirbt er sich durch seine Arbeit. Er ist ein materiell und sozial durchaus unabhängiger Mann. Lenardo seinerseits ist soweit entfernt, den Arbeitern irgend eine Unterordnung zuzumuten, daß er vielmehr ihr Selbstgefühl auf jede Weise zu heben versucht. Er stellt ihnen in bedeutender Rede vor, daß sie glücklicher seien als mancher vertriebene Fürst, der nicht durch seiner Hände Arbeit sich ernähren könne; und daß dasjenige, was die Arbeit an beweglichen Gütern schaffe, den Wert des Grundbesitzes, der jahrtausendelang als der eigentliche Quell des Volkswohlstandes gegolten hatte, weit überrage.

In dem „Bande“, wie auch das Ganze nach dem Führer heißt, herrscht bei aller Freiheit eine musterhafte Disziplin. Es waltet unter den Gliedern die rhythmische Ordnung der Gesänge, die sie in jedem gehobenen Moment, bei jedem wichtigeren Abschnitt des Tageslaufes anstimmen. Es ist ein freiwilliges Sicheinfügen in ein schönes, zusammenstimmendes Ganze. Aus den Liedern vernehmen wir die sittlich-praktische Grundlage des „Bandes“ in den Worten:

Und dein Streben sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

So stellt sich uns das „Band“ als das schönste soziale Zukunftsbild dar. Bei seiner Zeichnung hat Goethe nicht bloß die vollen Konsequenzen der französischen Revolution, sondern mit bewunderungswürdigem Scharfblick auch die der sich anbahnenden wirtschaftlichen Umwälzung voraus genommen. Insbesondere ist der von Lenardo angekündigte Übergang der alten Kulturländer vom Ackerbaustaat zum Industriestaat bereits zur Wirklichkeit geworden.

Doch auch die Krisen, die jene durch Maschine und Dampf bewirkte Umwälzung mit sich führte, sollten und durften in dem sozialen Roman nicht ohne Reflex bleiben. Wir werden in sie hineingeführt durch die Erlebnisse Lenardos bei der Anwerbung der Handwerker für die neue Kolonie in Amerika. Er sucht für die jenseitige Industrie auch Spinner und Weber zu gewinnen und zieht zu diesem Zweck ins Gebirge. Wir erkennen, es ist die Schweiz, die er aufsucht. Die Spinnmaschine, 1768 von Hargreaves und Arkwright, die Webemaschine, 1784 von Cartwright erfunden, sind in England schon einige Zeit im Gebrauch und beginnen um die Wende des Jahrhunderts auch auf dem Kontinent sich auszubreiten. Allmählich nahen sie sich den Alpen und bedrohen die Handarbeit mit Untätigkeit. Die Sorge schleicht in den gewerbfleißigen Gebirgsdörfern umher. Und nicht bloß die Sorge. Selbst schwere Konflikte, die tief in das Gefühlsleben der einzelnen, in die zartesten Beziehungen der Menschen untereinander eingreifen, werden durch das schreckhaft herannahende Maschinenwesen hervorgerufen. So in einer Familie, der Lenardo besonders nahe steht. Es ist die Familie des vertriebenen Pächters, die er unvermutet bei seinem Wanderzuge, ersichtlich in der Nachbarschaft des Züricher Sees, antrifft. Der Pächter hatte sich in jene industrielle Gegend zurückgezogen, und seine Tochter Nachodine durch ihre Tüchtigkeit, Innigkeit und Schönheit das Herz des Sohnes eines Fabrikanten gewonnen, der viele Spinner und Weber beschäftigte. Sie übernimmt nach dem frühen Tode ihres Mannes und ihrer Schwiegereltern das Geschäft und führt es mit Unterstützung eines Faktors erfolgreich weiter. Bald verliebt sich auch der Faktor in sie und macht ihr einen Heiratsantrag. Sie ist nicht abgeneigt, ihm zu willfahren; aber sie kann sich mit ihm über die Veränderung der Fabrikation nicht verständigen. Er hält es für dringend notwendig, zum Maschinenbetrieb überzugehen, da sonst die Konkurrenz ihnen zuvorkommen und den Absatz wegnehmen würde, während Nachodine, obwohl sie die Richtigkeit der Erwägungen des Faktors anerkennt, es doch nicht übers Herz

bringen kann, selber mitzuwirken, um den armen Spinnern und Webern durch die Maschinen das Brot fortzunehmen und die bevölkerten Täler zu veröden. Ehe sie das tut, will sie lieber Haus und Hof verkaufen und nach Amerika auswandern, wo sie, von Rücksichten befreit, der neuen Fabrikationsweise sich zuwenden könnte. Der Faktor hält die Auswanderungsidee für eine törichte Grille, und so stehen die beiden verstimmt und bekümmert einander gegenüber. In diese gespannte Lage tritt Lenardo, und wie in ihm der Anblick der „Schönen-Guten“ die alten Gefühle nicht bloß aufweckt, sondern so sehr verstärkt, daß er sich schwer enthalten kann, ihr sogleich seine Hand anzubieten, so empfindet auch Nachodine für den zu edler Reife gediehenen „Junker“, zu dem sie einst aus gedrückter Stellung aufgeblickt hatte, echte Zuneigung, während das Gefühl für den Faktor nicht über eine vom Verstand ihr abgeforderte Wertschätzung hinausgegangen war. Der Faktor merkt den Umschwung, der sich vollzogen, und verzichtet schmerzbewegt auf Nachodine. Aber auch Lenardo verläßt sie, ohne ein entscheidendes Wort zu sprechen, da er nicht weiß, wie es aufgenommen werden würde.

So haben wir wieder drei Entsagende. Lenardo überwindet seinen Schmerz durch entschlossene Tätigkeit. So findet ihn Wilhelm an der Spitze des „Bandes“, ihm zur Seite den Baron Friedrich, den wilden, leichtsinnigen Bruder Nataliens, der, niemals von Hochmut geplagt, jetzt, von dem Ernst der Zeit und der Ziele des Bundes erfüllt, sich gern mit den Handwerkern in Reih und Glied stellt und sich als arbeitseifriger Mann auf mannigfache Weise — selbst durch Schreiberdienste — betätigt. Das „Band“ ist mit dem Wiederaufbau eines abgebrannten Städtchens beschäftigt. In einem nahen Dorf hat der Amtmann ihnen das alte, verfallende gräfliche Schloß als Wohnung eingeräumt, und da er ihnen auch sonst Vorteile verschafft, fühlen sich die Arbeiter ihrerseits aufgefordert, das Schloß auszubessern, das bald den „frohen Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte“ und, wie der Dichter hinzufügt, Zeugnis dafür ablegte, daß „Leben Leben schaffe und daß, wer anderen

nützlich sei, auch sie ihm zu nutzen in die Notwendigkeit versetze". Also eine Moral der Güte aus dem Gesichtspunkte des Egoismus.

Die Abende, die zu geselliger Unterhaltung die Genossen vereinen, bieten dem Dichter Gelegenheit, eine Art Decamerone zu veranstalten. Die einzelnen Teilnehmer erzählen bald dieses, bald jenes aus ihrem Leben. Des einen Abends ist der Barbier an der Reihe, und da er ein Barbier, so ist sein Erlebnis ein Märchen: das Märchen von der neuen Melusine.

Mit ihm wenden wir uns von der Arbeit wieder zu dem anderen großen Motiv der Wanderjahre, der Entsagung, zurück. In keinem anderen Abschnitt hat Goethe so nachdrücklich und vielseitig dieses Lebensprinzip beleuchtet. Freilich paßt das Märchen mit seiner ernsten Tendenz und seinem bedeutenden Schlusse herzlich schlecht in den Mund des Barbiers. Ursprünglich erzählte es ein kraftvoller Fremder. Aber bei der Änderung hatte der Dichter doch auch seine geheimen Absichten, wie wir noch erfahren werden.

Der Barbier traf einmal in einem Gasthofe mit einer ungewöhnlich liebreizenden, vornehmen, reichen Dame zusammen, die in ihm sofort ein leidenschaftliches Verlangen erregte. In diesem Verlangen überspringt er ohne weiteres alle Sitte und schließt die Schöne in seine Arme. Sie wehrt ihn ab und warnt ihn. Er würde mit dieser Leidenschaftlichkeit ein Glück verscherzen, das ihm sehr nahe sei, das aber erst nach Prüfungen ergriffen werden könne. „Fordere was du willst, englischer Geist," ruft er feurig — er, der Ungeprüfte. Die Dame gibt ihm den Auftrag, mit einem Kästchen, das sie sorgfältig behütet, allein weiter zu reisen und an einem bestimmten Orte zu warten, bis sie erscheine. Zur Bestreitung der Reisekosten überreicht sie ihm einen Beutel voll Gold. Kaum an einem anderen Orte, überläßt sich der Leichtfertige den Lockungen des Spiels und verliert seine ganze Barschaft. Verzweifelt wirft er sich in seinem Zimmer auf den Boden und zerrauft sich das Haar. Da erscheint die Schöne, gewährt ihm Verzeihung, schenkt ihm noch mehr Geld, aber erklärt ihm auch, er müsse nun noch einmal allein in die Welt hineinfahren, und da

solle er sich besonders vor Wein und Weibern in acht nehmen. Er reist mit dem festesten Vorsatz, der Geliebten zu gehorchen, weiter. Aber schon in der nächsten großen Stadt läßt er sich mit hübschen Weibern ein und kommt dabei mit einem Nebenbuhler in blutigen Konflikt, aus dem er schwer verwundet nach Hause getragen wird. In der Nacht tritt plötzlich die schöne Fremde in sein Zimmer und reibt seine Wunden teilnehmend mit heilendem Balsam ein. Anstatt zu danken und zerknirscht zu sein, überhäuft er sie mit Vorwürfen. Sie sei an allem schuld, weil sie ihn allein gelassen. Sie trägt gelassen seine Vorwürfe und verspricht, jetzt bei ihm zu bleiben. Ihr Zusammensein währt noch nicht lange, da sieht er einmal aus dem Kästchen einen Lichtstrahl hervorbrechen. Er kann seine Neugierde nicht bezähmen, guckt durch einen Spalt hinein und erblickt seine Geliebte darin als niedliche Zwergin. Sie bedauert sein Eindringen in ihr Geheimnis, will aber trotzdem weiter mit ihm leben und für ihn sorgen, wenn er ihr verspreche, sich vor Wein und Zorn zu hüten und ihr ihren Zwergenzustand niemals zum Vorwurf zu machen. Er gelobt und schwört alles. Aber an einem einzigen Abend bricht er alle drei Gelöbnisse. Nunmehr eröffnet sie ihm, sie müsse ihn für immer verlassen und zu ihrem Volk zurückkehren. In der Abschiedsverzweiflung fragt er, ob es kein Mittel gebe, daß sie auch fernerhin zusammenbleiben könnten. Sie antwortet, allerdings, wenn er sich entschlösse, so klein zu werden, wie sie selber sei. Er willigt ein und wird durch einen Ring, den sie ihm aufsteckt, ein Zwerg.

Das Weitere kennen wir aus dem Friederikenkapitel. So wohl es ihm im Zwergenreiche ergeht, er behält einen Maßstab voriger Größe, ein Ideal von sich selbst, das ihn quält und unglücklich macht. Er durchfeilt den Ring und erlangt seine alte Größe. Aber arm und einsam steht er jetzt in der Welt der Menschen wie nur je zuvor. Der Tor! Er hatte geglaubt, er brauche nur nach den Schätzen dieser Welt zu langen, und sie wären schon sein eigen. Er brauche für Schönheit, Liebe, Reichtum, Genuß, alles in allem für Glück und G r ö ß e keine Opfer

zu bringen, nicht an Freiheit, noch an Selbständigkeit, nicht an guten und schlechten Gewohnheiten, nicht an leidenschaftlichen Trieben, nicht an Mühe, Arbeit und Geduld. Er wollte Herr über alle und alles sein und war nicht einmal Herr über sich selbst. Er verlangte Liebe, Treue, Hingebung und bricht um seines Genusses und seines Zornes willen die feierlichsten Schwüre und verletzt die nächsten und natürlichsten Rücksichten. Er wähnte, es gäbe ein Glück ohne Entsagung! — Und keine schmerzliche Erfahrung belehrt ihn. Er sucht immer die Schuld in anderen, in den Umständen, anstatt in sich selber. Erst das Endergebnis, das Zerrinnen eines ganzen Lebensabschnittes in nichts macht ihn klüger, zwingt ihm die Erkenntnis von der Notwendigkeit der Entsagung auf. Und so läßt er sich's gefallen, daß ihm bei der Aufnahme in das „Band" — hier tritt der Humor des Dichters wieder ein, um sich sogleich in köstlichem Tiefsinn aufzulösen — die für ihn schwerste aller Entsagungen auferlegt wird: das Schweigen. Nur mit Erlaubnis Lenardos darf er sprechen. Aber gerade indem er aufs Reden Verzicht leistet, entwickelt er es zu weit höherer Kunst als früher. Indem er im stillen alles, was er erlebt, erfahren, gesehen hat, bei sich herumtragen muß, vollzieht sich ein Sichten, Ordnen, Formen des Erlebten, so daß es, wenn ihm die Zunge gelöst wird, wie ein Kunstwerk herausspringt. Der Verlust wandelt sich um in Gewinn, die Strafe in Belohnung. Die Entsagung bewirkt die Konzentration. Die Konzentration erhöht die Kraft. So verschlingen sich die Grundgedanken der Wanderjahre aufs feinste in der Moral des Märchens. Dieser „Moral" zuliebe hat wohl der Dichter den Barbier zum Erzähler und Helden des Märchens gemacht. —

Bald naht der Tag, an dem das „Band" nach Amerika aufbrechen soll. Früher hatte Goethe von einer solchen Auswanderung nichts wissen wollen. Er hatte vielmehr den Glauben, man müsse, um zu nützen und um seine Kräfte angemessen zu betätigen, ein ganz neues, eigenartiges, jungfräuliches Feld der Wirksamkeit aufsuchen, energisch bekämpft und hatte Lothario

von diesem Wahne geheilt aus Amerika zurückkehren und auf seinem heimischen Gute ausrufen lassen: Hier oder nirgends ist Amerika. Und noch 1821, ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen der Lehrjahre, hatte der Verfasser in der ersten Ausgabe der Wanderjahre denselben Standpunkt inne. Da nennt er noch das Auswandern eine Grille; es geschehe in der Hoffnung eines bessern Zustandes, die gar oft getäuscht werde. Denn wohin man sich auch wende, immer wieder befinde man sich in einer bedingten Welt. Deshalb hätten die Mitglieder des „Bandes" sich verbündet, um auf alles Auswandern Verzicht zu tun. Aber wenige Jahre später haben sich die Ansichten des Dichters sehr verändert. 1827 feiert er Amerika:

.. Du hast es besser
Als unser Kontinent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.

Und in der neuen Ausgabe der Wanderjahre geberdet er sich förmlich revolutionär gegen das alte Europa. „In der alten Welt," läßt er Wilhelm rufen, „ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will."

Band und Bund wollen daher ihr neues Staatswesen nur auf neuem Boden gründen, und diesen bieten ihnen in vollkommener Weise die amerikanischen Besitzungen Lotharios und Lenardos. Doch verläßt der Dichter nicht ganz seinen ehemaligen Standpunkt. Wie konnte er auch den früher so lebhaft verfochtenen und an sich richtigen Gedanken, daß ein wackrer, strebender Mann auch in der alten Welt viel des Guten und Schönen schaffen könne, einfach über Bord werfen! Hatte er ja noch durch den amerikanischen Oheim die Richtigkeit dieses Gedankens bekräftigt. Er läßt deshalb

nur einen Teil des „Bandes" auswandern, den andern aber zu dem Entschlusse gelangen, in Europa zu bleiben. Dieser Entschluß wird ihm eingegeben von einer tatkräftigen Persönlichkeit, die sich mit großen Kolonisationsprojekten in Europa trägt. Es ist dies Odoardo, der Statthalter einer gesondert liegenden Provinz eines großen Reiches.

Odoardo hat schmerzliche Erfahrungen hinter sich. Um eine aussichtslose Liebe zu einer Prinzessin seines Fürstenhauses zu unterdrücken, hat er die Tochter des Ministers geheiratet. Sie leben fern von der Residenz mehrere Jahre miteinander anscheinend glücklich: da enthüllt sich dem Manne die Untreue der Frau, und zugleich facht das Erscheinen der Prinzessin seine dem Verlöschen schon nahe Neigung zu ihr wieder zu heller Flamme an. Die Erzählung bricht hier ab, und wir können nur vermuten, daß Odoardo, um das doppelte Weh, das ihm bereitet worden, zu stillen, seine Pläne zur Kolonisation der ihm unterstellten Provinz mit aller Energie aufgenommen habe. Ihn leitet augenscheinlich die Überzeugung, die den Bund durchdringt und die Jarno einmal mit den Worten ausspricht: „Seelenleiden zu heilen vermag der Verstand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit alles." Er entwickelt den Mitgliedern des „Bandes" in klarer, trefflicher Rede — auch diese Reden vor einer großen Menge sind ein höchst modernes Charakteristikum der Wanderjahre — seine Pläne und die Aussichten, die sich ihnen bieten, und wirbt damit eine Gruppe von Arbeitern für seine Provinz. Aber in noch engerem Sinne wird das Bleiben in der Heimat als möglich und vorteilhaft erwiesen. Einige Arbeiter hatten mit den Schönen des Dorfes, in dem sie lagen, Verhältnisse angeknüpft. Diese Wahrnehmung veranlaßt sofort den klugen Amtmann zu einer geschäftlichen Gründung. Er bildet aus den Bauern und ihren zukünftigen geschickten Schwiegersöhnen eine Assoziation zur Errichtung einer Möbelfabrik, der er aus den Forsten der Herrschaft das Holz liefert. Sein Vorteil ist dabei der aller andern. Seine glückliche Idee hat für die Auswanderungsbereiten an Ort

und Stelle, gewissermaßen mitten in dem aufgeteilten Lande einen Acker geschaffen, auf dem sie sich ansiedeln und den sie bepflügen können. Keinem von den Ansässigen ist etwas genommen. Sie behalten das Ihre, und es fließt ihnen noch neuer Gewinn zu — das alles aus der Wunderkraft der richtig geleiteten und organisierten Arbeit.

Für die große Mehrheit des „Bandes" soll jedoch erst drüben die dauernde Arbeit beginnen. Wie nun der Oheim von seinen Leuten verlangt, daß sie am Sonntage alles was sie drückt abtun, damit sie die Arbeit der neuen Woche als frische, befreite Menschen beginnen können, so verlangt auch der Bund, wenn wir Goethe richtig verstehen, von seinen Gliedern, daß sie unbelastet in das neue jenseitige Gemeinwesen übertreten. Von den meisten — insbesondere von den Männern — wird dies teils vorausgesetzt, teils haben wir bei den Hervorragenderen unter ihnen, Lothario, Lenardo, Friedrich, Wilhelm, Jarno diesen Befreiungsprozeß sich vollziehen sehen. Sie sind durch Entsagung und Arbeit neue Menschen geworden. Nicht beendet ist dieser Umwandlungsprozeß bei zwei Frauen, zwei ehemaligen Sünderinnen: Philine und Lydie, der Geliebten Lotharios, späteren Gattin Jarnos. Zwar haben beide sich redlich um ihre Entsühnung bemüht. Philine ist eine gewissenhafte Frau und Mutter und fleißige Schneiderin, Lydie eine eifrige, sorgfältige Näherin geworden. Aber das Letzte können sie aus eigener Kraft nicht erreichen, sie bedürfen dazu der Hilfe eines reinen Menschen. Sie begeben sich daher zu Makarie, der „Göttlichen", die mit segnenden Händen das Läuterungswerk an ihnen vollbringt. Jetzt erst sehen die beiden mit heller Freude der neuen Welt entgegen. Und worauf freuen sich die ehemals so leichtfertigen Sünderinnen? Gemäß dem ernsten Geiste der Wanderjahre, der in ihnen selber lebendig geworden ist, — auf die ungemessene Arbeit, die sie drüben erwartet. Die Schere Philinens zuckt schon, wenn sie daran denkt, die neue Kolonie mit Kleidungsstücken zu versorgen; und Lydie sieht im Geiste schon die Zahl ihrer Nähschülerinnen aufs Hundertfache anwachsen und ein ganzes

Volk von Hausfrauen zu genauer zierlicher Näharbeit von ihr angeleitet.

Auf das Schloß Makariens kommen auch der Major und die schöne Witwe, Flavio und Hilarie, aber nur zu dem Zwecke, um sich uns als glückliche Paare vorzustellen. Ferner erfahren wir, daß Nachodine bald bei Makarie eintreffen werde. Sie soll an Stelle Angelas treten, die sich demnächst verheiratet. Sie hat ihr Geschäft dem Gehilfen übergeben, und dieser hat den Maschinenbetrieb zwar eingeführt, ohne aber den gefürchteten Schaden anzurichten. Vielmehr werden „die Bewohner des arbeitslustigen Tales auf eine andere, lebhaftere Weise beschäftigt". Goethe hat also auch in diesem Punkte besser als viele seiner Zeitgenossen, darunter ein so ausgezeichneter Nationalökonom wie Sismondi, über das Nächste hinausgesehen. Er sah nicht bloß die Wunden, die die Maschine schlägt, er sah auch die neuen Triebkräfte, die sie hervorlockt.

Wilhelm hat sich vom „Bande", als dieses nach dem Hafen aufbrach, getrennt, um noch Felix zu besuchen, bevor er übers Meer geht. Auf einem Flusse segelt er nach der pädagogischen Provinz. Aber Felix' Ausbildung war inzwischen vollendet, und kaum aus der Anstalt entlassen eilte er zu Hersilie, deren Bild ihn, seitdem er sie das erste Mal gesehen, immer begleitet hat. Er entdeckt bei ihr das Kästchen, das er einst im schwarzen Riesenschlosse gefunden und das nach dem Tode des Sammlers zu ihr gebracht worden war. Auch den Schlüssel dazu hat sie bekommen. Er ringt ihn ihr stürmisch ab und will das Kästchen öffnen, aber der Schlüssel bricht bei dem Versuche ab. Wie das Kästchen sinnbildlich für das Leben ist, das sich nicht im Sturme erobern läßt, so wird es auch sinnbildlich für Felix' Verhältnis zu Hersilie — er umschlingt sie und küßt sie; sie stößt ihn, obwohl sie sich einer starken Gegenliebe nicht erwehren kann, zürnend zurück und heißt ihn nie wieder vor ihr erscheinen. „So reit' ich in die Welt, bis ich umkomme." Er stürzt zu Pferde davon, sprengt über die Ebene, sieht nicht die Flußränder, sie bröckeln ab, und er stürzt

ins Wasser. Grade in dem Augenblicke, als das Schiff des Vaters die Stelle passiert. Er wird für tot aus dem Wasser gezogen. Aber ein Aderlaß ruft ihn zum Leben zurück. Die Heilkunst des Vaters hat, wie Jarno prophezeite, Wunder ohne Worte getan, einen Toten zum Leben erweckt. Und der Tote ist der eigene Sohn. Überglücklich gleiten Vater und Sohn auf dem Strom abwärts, um sich mit den anderen Auswanderern zu gemeinsamer Fahrt über den Ozean zu vereinigen.

Nicht mehr treffen sie an: Natalie, Lothario, Therese und den Abbé. Sie sind bereits nach Amerika vorausgegangen! Warum Goethe diese Personen vorausgehen ließ, ist unerfindlich. Am auffälligsten ist es bei Natalie. Es wäre doch nach der jahrelangen Trennung von Wilhelm das Natürlichste, Selbstverständlichste, Gebotenste gewesen, daß sie seine Rückkehr abgewartet hätte und mit ihm zusammen nach der neuen Welt gegangen wäre. Für ihr Verhalten läßt sich aus der Dichtung kein Grund gewinnen. Aber vielleicht aus dem Leben, das die Dichtung hier widerstrahlt?

Bei Natalie hat, wie schon ihre dichterischen Schwestern Iphigenie und Leonore von Este bezeugen, niemand anders dem Dichter vorgeschwebt als Frau von Stein. Solange sie lebte, waren sie und Goethe bei aller inneren Zusammengehörigkeit voneinander getrennt durch eine unüberbrückbare Kluft. So behandeln ihr Verhältnis auch die Wanderjahre der ersten Ausgabe. Wilhelm hat eine unendliche Sehnsucht nach ihr. Er sieht sie bei seinen Wanderungen auf einem Felsgipfel, am Rande einer tiefen Schlucht. Er sieht durch das Fernrohr ihre reine, holde Gestalt, ihre schlanken Arme, die ihn einst nach unseligen Leiden und Verworrenheiten so teilnehmend umfaßt hatten. („Und in deinen Engelsarmen ruhte die zerstörte Brust sich wieder auf.") Sie winkt mit dem Taschentuch. Er langt nach ihr, aber er kann, er darf nicht hinüber. . . Was mag die greise Frau von Stein bei dieser Stelle empfunden haben? Goethe schickte ihr die Ausgabe am 25. Juli 1821, als er sich zur Reise nach Marienbad anschickte, mit wenigen Zeilen,

aus denen wir die Bewegung des Herzens herausfühlen: „Beherbergen Sie, verehrte teure Freundin, indessen der Wandrer abermals das Weite sucht, dessen Bild und Gleichnis mit wohlwollender Teilnahme.“ In der zweiten Ausgabe hat Goethe die eigentümliche Stelle gestrichen und ein Wiedersehen diesseits des Meeres ausgeschlossen. Denn inzwischen war Frau von Stein gestorben. Jetzt konnten sie einander erst im Jenseits wiedersehen. Und so ist es auch Wilhelm auferlegt, erst jenseits des Ozeans sich mit Natalie zu vereinigen. Lothario und der Abbé sind ihre notwendigen Begleiter. Noch eins zeigt uns die Wechselbeziehung zwischen Frau von Stein und der Dichtung. Makarie ist, wie wir uns überzeugten, die gesteigerte Natalie. Der Dichtung von 1821 fehlte sie, in der von 1829 erscheint sie. Makarie ist die „Selige“.

Wir geleiten die Auswanderer hinüber und sehen uns nach der Verfassung um, nach der sie in dem neuen Staate leben wollen. Sie ist im Geiste germanischen Individualismus und germanischer Religiosität gedacht, enthält aber mehr Aperçus zu einer Verfassung als eine klar formulierte Staatsordnung. Die Grundlage ist das Christentum, weil es Glaube, Liebe, Hoffnung lehre, aus der die Geduld hervorgehe. Die Sittenlehre entspringt aus der Ehrfurcht vor sich selbst und ist praktisch in den wenigen Geboten inbegriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Notwendigen. Alle Bürger haben gleiche Rechte. Sie beteiligen sich an der Bestellung der Obrigkeit und an der Gesetzgebung entweder durch Urabstimmung oder durch Vertreter. Sie wählen eine oberste Obrigkeit, die als kollegiale gedacht zu sein scheint. Sie zieht überall umher, weil man keine Hauptstadt wünscht und weil auf diese Weise besser das Bedürfnis erkannt und die Gleichheit der Verwaltung und des Gemeinlebens erhalten wird. Aber auf Gleichheit wird nur bei den Hauptsachen geachtet, im Nebensächlichen soll jeder seine Freiheit behalten. Eine Justiz wird vorläufig nicht eingerichtet, sondern nur Polizei. Die Verbündeten mochten voraussetzen, daß es auf lange hin keine Prozesse geben werde; der Polizei fällt auch die Bestrafung der Verbrechen zu, jedoch nur unter Zuziehung von

Geschworenen. Branntweinschenken und Leihbibliotheken werden nicht geduldet. Goethe hielt beides für Vergiftungsanstalten. Jeder, der in den Bund aufgenommen werden will, muß in einem Fache etwas Tüchtiges leisten. Bloße Gesinnung, wie bei anderen Verbindungen, reicht nicht aus, zumal sie nicht geprüft werden kann. Der größte Respekt wird allen eingeprägt für die Zeit „als die höchste Gabe Gottes und der Natur". Um an die Bedeutung dieser Gabe unablässig zu erinnern, sind überall Uhren aufgestellt, die Tag und Nacht unter Zuhilfenahme des optischen Telegraphen die Stunden und Viertelstunden anzeigen. Auch in diesem Punkte hat Goethe die moderne Welt, die Welt der Arbeit, wunderbar begriffen. Er war es auch, der den Enterbten die Zeit als ihr großes Erbteil zugewiesen hat:

Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

So lautet ein Motto zur ersten Ausgabe des Romans. „Es ist besser, das geringste Ding von der Welt zu tun, als eine halbe Stunde für gering achten" so notiert er aus Sterne in den „Sprüchen im Sinne der Wandrer". Aber über die Ausnutzung hinaus geht der Segen der Zeit. Odoardo preist sie laut als den mächtigsten Hebel des Fortschritts. Was alle seine Überredung nicht vermochte, hat die Zeit bewirkt. „Die Zeit macht die Geister frei und öffnet ihren Blick ins Weitere. In einem erweiterten Herzen verdrängt der höhere Vorteil den niedern. Die Zeit tritt an die Stelle der Vernunft." Kronos tritt wieder an die Stelle von Zeus. Oder besser, sie vereinigen sich. In der Entwicklung liegt die Vernunft. Indem der Bund sich nach diesen Grundgesetzen und Grundgedanken staatlich organisiert und zugleich alle Sinnesverwandten hüben und drüben an sich zieht und unterstützt und ferner an seinem Staate ein Muster, ein anregendes Beispiel für andere Staatswesen und Gemeinschaften, die Millionen umfassen, gibt, rückt er seinem Ziel, sich zu einem Weltbunde zu erweitern und Weltfrömmigkeit zu üben, immer näher. „Wir

wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen. . . aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug ins Weite setzen und nicht nur unsere Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen."

Nun hat der Dichter noch eins bedacht. Die neue Gesellschaft, der neue Staat bedarf neuer Menschen. In seinem eigenen Ministeramt hatte er schmerzlich genug bemerkt, wie schwer sich Reformen, geschweige denn Neugestaltungen ohne neue Menschen durchführen lassen. Am 21. September 1780 schreibt er klagend an Frau von Stein: „In bürgerlichen Dingen, wo alles in einer gemessenen Ordnung geht, läßt sich weder das Gute sonderlich beschleunigen noch ein oder das andre Übel herausheben, sie müssen zusammen, wie schwarze und weiße Schafe einer Herde zum Stalle herein und hinaus. Und was sich noch tun ließe, da mangelt's an Menschen, an neuen Menschen, die ohne Mißgriff das Gehörige täten." Diese neuen Menschen kann nur eine neue Erziehung liefern.

Durch eine neue Erziehung neue Menschen zu schaffen, darum hatten sich seit Rousseaus „Emile" (1762) eine große Zahl der besten Geister überall und am meisten in Deutschland bemüht. Das Gebot Rousseaus vom Anschluß an die Natur und vom Waltenlassen der Natur, die an sich gut sei, hatte mächtig gezündet, aber es bezeichnete doch mehr einen Weg als ein Ziel; und über den Weg konnte man, auch wenn man seinen Ausgangspunkt billigte, sehr verschiedener Meinung sein. Aber immerhin glaubte man in der Anweisung auf die Natur eine hinreichende Methode zu haben. Und so warf man sein Hauptinteresse auf die Ausbildung des Zieles. Die durch Winckelmann neu erweckte Begeisterung für das Griechentum setzte das griechische Bildungsideal: die Schöpfung des sittlich guten, körperlich und geistig schön entwickelten Menschen zum Ziel aller Erziehung. Für dieses Ideal streiten auf mannigfaltige Weise Wieland, Herder, der junge Goethe, Schiller, Friedrich August Wolf, Jean Paul und viele andere

hervorragende Männer unserer klassischen Zeit. Aber von der dreiseitigen idealen Bildungspyramide lenkte in der Wirklichkeit fast immer nur die geistige Seite — die allgemeine, umfassende Bildung — die Augen auf sich. Darüber verkümmerten Tugend, Willenskraft, Körper und die Tüchtigkeit für den Sonderberuf, den man auszufüllen hatte. Was man erwarb, lief auch auf wenig mehr als schönen Dilettantismus in allen möglichen Künsten und Wissenschaften hinaus. Selbst geistig und materiell so reich ausgestattete Menschen wie Goethe konnten nach dem Winckelmannschen Bildungsideal nur vorübergehend und nicht ohne Gefahr langen. Und wer half der überwältigenden Mehrheit?

Für sie erstand ein anderer Lehrmeister, der größte der neueren Zeiten, Johann Heinrich Pestalozzi. Nicht aus Theorien, nicht aus der Schwärmerei für einen erträumten Naturzustand oder für ein erträumtes ideales Griechentum, auch nicht wie Rousseau aus dem Anblick der verderbten und verkünstelten oberen Gesellschaft, sondern umgekehrt aus dem Leben, aus der Wirklichkeit, aus dem Anblick der Not, des Elends, der Verwahrlosung der Masse des Volkes entstieg ihm sein Erziehungsplan zur Wiedergeburt der Menschheit. Für die Arbeit durch die Arbeit erziehen, lautete das Losungswort seiner Pädagogik, die man deshalb mit Recht eine soziale genannt hat. Der Mensch müsse befähigt werden, sich selber seine Lage zu verbessern. Zu diesem Zwecke müsse er für seinen zukünftigen Beruf zweckmäßig vorgebildet werden. Daher müsse ernste und strenge Berufsbildung allem Wortunterricht vorhergehen oder zum wenigsten ihn begleiten. Der zukünftige Beruf bestehe für die meisten Menschen in praktischer Arbeit. Indem man zu solcher Arbeit durch emsige Tätigkeit in Ackerbau, Industrie, Hauswirtschaft den Menschen vorbilde, bilde man nicht nur seine Hände, sondern auch seinen Kopf und Charakter, man leite ihn „zu einer festen anschauenden Erkenntnis seiner wesentlichen, nächsten Verhältnisse und zu einem festen Kraftgefühl“, zum Gemeingeist — denn er lerne mit anderen zusammen wirken — und zur Unterordnung; man mache ihn wahr, einfach,

kernig und lasse ihn unschuldig, da man ihn dem Laster, „dem Schwindelgeist und der Anmaßungssucht, dem bloßen Maulbrauchen, dem tausendfachen Gewirre von Wortlehren und Meinungen" entziehe. Auf diesem Wege könne man durch die Berufsbildung zugleich allgemein menschliche Bildung erreichen und die Tugend befördern, indem man den Wohlstand vorbereite.

Auf dem Boden dieses Programms, das sein Urheber nur mangelhaft und schwankend ausführte und das Fichte mit Feuereifer 1807 auf deutsche Verhältnisse übertragen wollte, um durch Nationalerziehung Deutschland vor dem Untergange durch die Fremdherrschaft zu retten, stand Goethe in seinem Mannes- und Greisenalter. An der Hand der Beobachtung und der Erfahrung an sich und anderen, an Mündigen und Unmündigen, so auch an dem ihm zur Erziehung überlassenen Fritz von Stein, war er allmählich von dem Winckelmannschen Bildungsideal, wie es sich in der Praxis gestaltete, oder, wie es Pestalozzi hart ausdrückt, „von dem Wahn, durch Vielwisserei ein goldenes Zeitalter zu verschaffen", zurückgekommen. Mächtig hatte Pestalozzi gerade an ihn, den er persönlich 1775 kennen gelernt hatte, appelliert — um so mächtiger, als ihm des Dichters gewaltige Kraft in eine selbstisch-prometheische, dem Kindessinn gegen Gott und darum dem Vatersinn gegen die leidende Menschheit entfremdete Richtung abzulenken schien. „Äußere und innere Menschenhöhe, auf der reinen Bahn der Natur gebildet," so rief er Goethe in seiner Erstlingsschrift, in der „Abendstunde eines Einsiedlers" (Mai 1780) zu, „ist Verstand und Vatersinn gegen niedere Kräfte und Anlagen. Mensch in deiner Höhe, wiege den Gebrauch deiner Kräfte nach diesem Zwecke. Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte schwache Herde der Menschheit. O Fürst in deiner Höhe! O Göthe in Deiner Kraft! Ist das nicht Deine Pflicht, o Göthe, da Deine Bahn nicht ganz Natur ist? Schonung der Schwachheit, Vatersinn, Vaterzweck, Vateropfer im Gebrauch seiner Kraft, das ist reine Höhe der Menschheit. O Göthe in Deiner Hoheit, ich sehe hinauf von meiner Tiefe, erzittere, schweige und seufze. Deine

Kraft ist gleich dem Drang großer Fürsten, die dem Reichsglanz Millionen Volkssegen opfern."

Wie sehr hatte Pestalozzi sich doch in Goethe getäuscht! Was er damals wünschte, war in Goethe schon tätig oder lag in ihm schon vorbereitet da und harrte der Gelegenheit zur Betätigung, wenngleich diese auf andere Weise erfolgen mußte, als es Pestalozzi im Sinne hatte. Aber auch auf dem besonderen Gebiete der Erziehung war Goethe dem Schweizer Reformator schon ganz nahe gerückt und kam ihm in den folgenden Jahren immer näher. Wir haben die Umkehrung vom Winckelmannschen zum Pestalozzischen Bildungsideal in den Lehrjahren sich vollziehen sehen.

Die in den „Lehrjahren" einmal angeschlagenen pädagogischen Gedanken bildete Goethe im stillen weiter aus, und sie fanden nach dem Durchgang durch die Wahlverwandtschaften ihren vollen symbolischen und direkten Ausdruck in den „Wanderjahren". Goethe hat es uns nicht leicht gemacht, von seinem Erziehungsplan, wie er ihn in der „pädagogischen Provinz" darstellt, im einzelnen ein deutliches Bild zu gewinnen. Er hat ihn wohl selbst nicht in allen Teilen, nach allen Richtungen hin und in allen Folgen durchdacht. So erklärt er ihn denn auch durch den Mund Lenardos für eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorschlägen und Vorsätzen, die freilich zusammenhingen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Es genügte ihm, Anregungen zu geben. Sie haben einen so tiefen Gehalt, daß die Zukunft noch lange aus ihnen wird schöpfen können. Bestimmt ist sein Erziehungssystem, wie das Pestalozzis und Fichtes, für alle, Arme und Reiche, ja mehr noch für jene als für diese. Da die Mehrzahl der Bevölkerung dem Lande angehört, so müssen auch die Berufe des Landbewohners vor allem gepflegt werden, und da ferner die Kraft des Erziehungssystems sich nur außerhalb des Elternhauses entfalten kann, so kommen die Knaben — von den Mädchen spricht Goethe nicht — in die große öffentliche Erziehungsanstalt, die einen weiten Bezirk — Ebene, Hügelland, Gebirge, Acker, Wiese, Wald — in sich einschließt (ganz ähnlich bei

Fichte) — und die Goethe deshalb die „pädagogische Provinz“ nennt. Naturgemäße Erziehung bedeutet für die Pädagogen der Wanderjahre in erster Linie individuelle Erziehung. Deshalb wird der Entwicklung der Individualität soweit als möglich Freiheit gelassen, ja Vorschub geleistet. Nicht einmal in der Kleidung soll der einzelne — im Gegensatz zu den Grundsätzen in den Wahlverwandtschaften — seine Besonderheit zu verdecken brauchen. Um die Individualität kennen zu lernen, werden die Zöglinge sorgfältig beobachtet. Hat man eine entschiedene Berufsneigung entdeckt, so wird ihr gemäß der Zögling ausgebildet. Aber wenn bei der Wahl des Berufs seiner Neigung gehorcht wird, so muß er dagegen bei der Ausbildung zu dem erwählten Berufe sich festen Gesetzen fügen. Das gilt am meisten, wo man es am wenigsten erwartet, bei der Ausbildung zu einem künstlerischen Beruf. Man macht hierbei die merkwürdige Beobachtung, daß das Genie am willigsten Gehorsam leistet, weil es den Nutzen rasch begreift. „Nur das Halbvermögen wünschte gern seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen, und seine falschen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbständigkeit, zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Teil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.“ Durch eine Tätigkeit scheinen alle Zöglinge wie bei Fichte hindurchgehen zu müssen, durch die des Ackerbaues. Wenigstens wird Felix dieser Abteilung ohne weiteres zugewiesen. Die Rücksicht auf die Gesundheit der Beschäftigung, auf das Lehrreiche, das sie bietet, indem an ihr ein guter Teil der beschreibenden Naturwissenschaften sich von selbst lernt, und auf das Vergnügen, das die Jugend bei diesen Arbeiten in der Regel empfindet, mag diese Einrichtung hervorgerufen haben. Sie entspricht auch der Ansicht Pestalozzis, daß „der Feldbau das allgemeinste, umfassendste und reinste Fundament der Volksbildung sei.“ Nach dem Ackerbaukursus werden die Zöglinge je nach ihrem Berufe gesondert. Diese Sonderung wird bei dem ihnen gebotenen

Unterricht soweit als möglich fortgesetzt, einmal im Hinblick auf die Individualität, sodann auf den Grundsatz, daß in der Beschränkung das Beste geleistet werde, ein Vielerlei aber zersplittere und zerstreue.

So streng wie beim Oheim, dessen Wahlspruch lautet: „Immer nur eins!“ wird der Grundsatz freilich nicht durchgeführt. Sonst würde die Ausbildung zu lange Zeit in Anspruch nehmen. Auch darf der Gesichtspunkt des Reizes der Abwechselung nicht außer acht gelassen werden. Man sucht daher mit einem praktischen Fache ein oder zwei theoretische zu verbinden. So wird mit dem Unterricht im Pferdehüten und -bändigen der Unterricht in den lebenden Sprachen verknüpft. (Ob ein Unterricht in den toten Sprachen stattfindet, wird nicht gesagt.) Die lebenden Sprachen werden lebendig überliefert, gemäß dem Grundsatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elementes, welches bezwungen werden soll. Diese lebendige Überlieferung wird dadurch ermöglicht, daß Zöglinge der Hauptnationen in der pferdenährenden Region vereinigt sind und jede ihrer Sprachen einen Monat lang gesprochen wird. In derjenigen Sprache, die ein Zögling genauer lernen will, erhält er zugleich grammatische Unterweisung. Hierfür existieren besondere Lehrer, die das ganze übrige Leben der Zöglinge teilen. Diese „reitenden Grammatiker“ sind daher, obwohl selbst Pedanten unter ihnen nicht fehlen, von ihren Schülerzentauren nicht zu unterscheiden. Der wissenschaftliche Unterricht fügt sich unmittelbar in die Berufstätigkeit ein, denn „Lebenstätigkeit und Tüchtigkeit sind mit auslangendem Unterricht weit verträglicher, als man meint“. So werden hier die ruhigen Stunden des Hütens dazu benutzt.

Mit dem Ackerbau, den, wie erwähnt, alle Zöglinge durchmachen müssen, sind notwendigerweise die elementaren Unterrichtsfächer vereinigt. Es sind Gesang, Schreiben, Lesen, Rechnen, die man aber nicht als gleichzeitig, sondern staffelförmig gelehrt sich denken muß. Auf den Gesang nach Noten wird das größte Gewicht gelegt. Man betrachtet ihn als das beste Hilfsmittel zur Erfrischung, Disziplinierung und Belehrung. Die Belehrung er-

reicht man dadurch, daß die Schüler selbst sich die Notenblätter herstellen. Denn indem die Kinder geübt werden, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel zu schreiben und nach diesen Zeichen wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben, und da alles nach genau bestimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, so fassen sie auch den Wert der Meß- und Rechenkunst viel geschwinder. Ferner wird durch Gesang auch das eingeprägt, was die Zöglinge von Glaubens- und Sittenlehren empfangen. Aber darüber hinaus wird jede Tätigkeit, jedes Spiel mit Gesang begleitet.

Wird die Vokalmusik dem Elementarunterricht eingefügt und damit dem Ackerbaubezirk zugewiesen, so wird hingegen der Instrumentalmusik eine besondere Pflege in einem eigenen Bezirk zu teil. Es ist ein Berufsunterricht. Mit ihm verknüpft sich der Unterricht in der lyrischen Dichtkunst und im Tanz. Ein weiterer Bezirk ist den bildenden Künsten gewidmet, an die der Unterricht in der epischen Dichtkunst angeschlossen ist. Die dramatische, die Goethe auffallenderweise mit der theatralischen Kunst gleichsetzt, fehlt dagegen auf dem Lehrplan der pädagogischen Provinz. Denn es mangelt sowohl an Schauspielern, weil die Bewohner der Provinz durch die Erziehung zu zu wahren Menschen geworden sind, um etwas darzustellen, was sie nicht selbst sind, als auch an Zuschauern, weil es in der Provinz keine müßige Menge gibt. Aber das Theater, meinen ferner die Pädagogen, ruiniere auch sonst die verschwisterten Künste. Und so wird es ausgeschlossen wie aus Platos Staat. Zusammen mit den bildenden Künstlern werden die Bauhandwerker ausgebildet. Diese Vereinigung soll sie ehren und heben. Will doch Odoardo in seiner Provinz die Handwerke von vornherein für strenge Kunst erklären. Während sonst überall Gesang bei der Arbeit ertönt, herrscht in diesem Bezirk tiefe Stille. Die Arbeit beansprucht den ganzen Menschen. Nur wenn sie ruht, erklingen Lieder. Auch die Feste, die die anderen Bezirke feiern, fehlen hier. Die Kunstjünger bedürfen ihrer nicht. Denn „dem

bildenden Künstler ist das ganze Jahr ein Fest" lautet die schöne, tiefe Begründung.

Von anderen Berufen, zu denen die pädagogische Provinz vorbereitet, wird nur noch der Bergbau genannt. Es fehlen also nicht wenige praktische und theoretische Unterrichtsfächer. Aber aus dem Gegebenen läßt sich leicht die Nutzanwendung auf das Fehlende machen. Wir kennen das System: Verbindung der Berufsbildung mit der wissenschaftlichen, Berücksichtigung der individuellen Neigung, Einschärfung der Gesetze jedes einzelnen Tuns und Wissens, neben manchem Kleineren. Und das genügt. Wir mögen auch diesem System, das man sich anders ausgeführt denken kann, zugestehen, daß es Hand, Auge, Kopf der Zöglinge zweck- und naturgemäß entwickele und sie für den Platz, den sie im Leben einnehmen sollen, gut ausrüste.

Aber ist das alles? Sind damit schon die neuen Menschen geschaffen, die die neue Zeit verlangt? Bedarf es dazu nicht auch einer Erhöhung der sittlichen Kräfte? Die gelegentlich erwähnte Unterweisung in bestimmten Religions- und Sittenlehren war etwas, aber nicht ausreichend. Das hatte die Geschichte zur Genüge erwiesen. Es mußte eine eigenartige Ergänzung stattfinden, die den Menschen erst zu einem höheren Dasein weiht, die ihn erst völlig von der Tierheit losreißt und wahrhaft zum vernünftigen Menschen, zum homo sapiens macht, die ihm seinen erhabenen göttlichen Gehalt zum Bewußtsein bringt.

Diese Ergänzung tritt ein, indem man eine unsichtbare Kirche schafft, in der der Zögling beständig umherwandelt; diese unsichtbare Kirche ersteht aus der E r w e c k u n g d e r E h r f u r c h t. Alle höheren Religionen haben sich dies angelegen sein lassen, aber keine hat ihre Aufgabe in vollem Umfange gelöst, deshalb muß der Zögling durch alle hindurchgehen. Auf der untersten Stufe stehen die heidnischen oder ethnischen Religionen, deren höchste Repräsentantin die jüdische ist, sie ruht auf der Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Die zweite ruht auf der Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist; sie wird die philosophische genannt, weil der Philo-

soph alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich herauf zieht, also sich gleich macht. Die dritte ist die christliche; sie ruht auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist; auf der Ehrfurcht vor Elend, Schmach, Leiden, Tod. Sie ist das letzte, zu dem die Menschheit gelangen konnte. Aber alle drei Ehrfurchten zusammen bringen erst die oberste hervor, die Ehrfurcht vor sich selbst, wie jene hinwiederum sich aus dieser entwickelt haben. Das heißt: die Ehrfurcht vor uns selbst ist die Ehrfurcht vor dem Göttlichen in uns. Dieses Göttliche spüren wir zuerst nur als dunkles Gefühl, das uns drängt, ein Göttliches außer uns zu suchen, anzuerkennen und zu verehren. Wenn wir aber allmählich auf der Stufenleiter der Ehrfurchtsreligionen alles außer uns, das Hohe wie das Niedrige, als von Gott durchdrungen erkannt haben, so haben wir damit in uns selbst das Göttliche bejaht und sind veranlaßt, es zu verehren. Das dunkle Gefühl des Göttlichen in uns ist zum klaren Bewußtsein geworden. Wir dürfen bei dieser Betrachtungsweise, meint der Dichter, uns für das Beste halten, was Gott und Natur hervorgebracht haben und auf dieser Höhe verweilen, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.

In dieser Weise macht Goethe seinen Pantheismus für die höchsten sittlichen Wirkungen flüssig. Dabei verschlägt es nichts, daß seine Stufenkonstruktion künstlich, weder geschichtlich noch logisch hinreichend begründet ist. Denn wenn z. B. die philosophische Religion die Ehrfurcht vor allem, was uns gleich ist, bewirkt, das Niedere uns aber gleich macht, indem sie es heraufzieht, so erweckt sie damit auch die Ehrfurcht vor dem Niederen und schließt dadurch die christliche Religion schon in sich ein. Diesen und anderen Widersprüchen begegnet Goethe auch selber bei der pädagogischen Verwertung seiner Religionsphilosophie, wie wir alsbald erfahren werden.

Wie werden nämlich die Zöglinge in diese Ehrfurchtsreligion eingeführt? Wird ihnen die Geschichte, soweit eine solche vorhanden ist, und die Bedeutung dieser Religionen in unmittelbarer Lehre eingeprägt? Die Geschichte wahrscheinlich, die Bedeutung

nicht. Das verbietet ebensowohl die unentwickelte Fassungskraft der Jugend wie der Umstand, daß die Menschen, wenn man ihnen klar und unumwunden die Bedeutung eines Tiefen enthüllt, glauben, es stecke nichts dahinter. Die „Pädagogen" bedienen sich deshalb der andeutenden Belehrung und, als des geeignetsten Hilfsmittels hierzu, der symbolischen Anschauung. Diese wird wiederum in feierliches Gewand gehüllt. Sie wird nur in den „Heiligtümern" gewährt, die in einem von hohen Mauern umschlossenen Talwalde errichtet sind. Um eine achteckige Halle schließen sich drei mit Bildern geschmückte Galerien. In der ersten sind auf den Hauptbildern Begebenheiten aus der israelitischen Geschichte, auf den Nebenbildern die gleichbedeutenden anderer Völker, besonders der Griechen, dargestellt. In diese Galerie kommen die Zöglinge vom ersten Jahrgange an. Für die Gemälde der zweiten ist das Leben Christi mit Ausschluß seiner Leiden als Vorwurf gewählt. Die Darstellung beschränkt sich auf Wunder und Gleichnisse, da nur durch sie der tiefe Gehalt dieses Lebens wiedergegeben werden kann. Zu einer Versinnlichung der philosophischen Religion kann diese Bilderreihe nur dadurch gemacht werden, daß von Christus erklärt wird, er erscheine in seinem Leben als Philosoph, der das Niederste und Höchste sich gleich macht, das Niederste vergöttlicht, das Göttliche vermenschlicht. In diese Galerie werden nur die reiferen Zöglinge eingelassen. Die letzte Galerie, die dem Leiden und dem Tode Christi und damit der christlichen Religion im engeren Sinne gewidmet ist, wird des Jahres nur einmal geöffnet und nur für die Abgehenden. Sie ist das Heiligtum des Schmerzes, das durch häufigen oder zu frühzeitigen Anblick seine Wirkung, seine ahnungsvollen Schauer abstumpfen könnte. Eine Einführung in die vierte Religion, in die der Ehrfurcht vor sich selbst, ist überflüssig, da sie aus den übrigen von selber hervorwächst.

Die „Pädagogen" lassen sich daran noch nicht genug sein. Sie wählen noch einen zweiten und dritten Weg, um ihre Zöglinge zu den verschiedenen Stufen der Ehrfurcht zu erheben. Der zweite wird nur kurz erwähnt, indem es beim Unterricht der bil=

denden Künste heißt, die drei Ehrfurchten seien hier wie überall mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt. Der dritte ist wie der erste ein symbolisch-andeutender, der aber im Unterschied vom ersten nicht dann und wann, sondern täglich und stündlich Wesen und Wirkung der Ehrfurchtsreligionen ihnen einimpfen soll. Es ist der Weg der grüßenden Geberde. Die jüngsten Zöglinge grüßen ihre Vorgesetzten, indem sie die Arme über die Brust kreuzen und zum Himmel blicken, zum Zeugnis, daß droben ein Gott sei, der sich ihnen in Eltern, Lehrern, Vorgesetzten abbildet und offenbart. Die mittleren, indem sie die Hände auf dem Rücken gleichsam gebunden falten und lächelnd zur Erde blicken, zum Zeichen, daß aus der Erde uns unsägliche Freuden und Leiden quellen. Damit wird im Widerspruch mit der grundlegenden Religionsphilosophie, aber logisch richtig, die christliche Religion an die zweite Stelle gerückt und zugleich in weiterem Widerspruch auch die Verehrung der Freude zu ihrem Inhalt gemacht. Nicht lange wird dem Zögling diese Grußgeberde auferlegt. Dann wird er aufgerufen, sich zu ermannen. Die philosophische Religion soll ihn erfassen. Er grüßt, indem er sich in Reih und Glied mit seinen Kameraden stellt und nach ihnen hinblickt. Die selbstische Vereinzelung hat aufgehört! Seine Genossen stehen ihm beständig vor Augen, und er ist entschlossen, nur noch mit dem Blicke auf die anderen oder mit ihnen vereinigt zu handeln. Er ist eine soziale Natur geworden. Er ist würdig, ins Leben einzutreten. Indem man den Zöglingen die Bedeutung der Geberden als heiliges Geheimnis nur annähernd offenbart, legen sie selber in die Geberde den fruchtbar tiefsten Sinn.

Zwei große Vorteile, die den Zöglingen aus der Erziehung in der pädagogischen Provinz erwachsen, werden nicht besonders ausgesprochen. Durch die vielfache Tätigkeit im Freien und mit der Hand werden und bleiben sie gesund, und durch die ausgedehnte Beschäftigung mit den Dingen werden sie objektiv. Beide Ziele lagen aber Goethe sehr am Herzen. Er beklagte es schwer, daß unsere jungen Leute durch zu vielen theoretischen Unterricht wie

geistig so auch körperlich ruiniert würden. Und wenn ihnen nicht wohl sei, wie sollten sie gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben! Bei der Erziehung des jungen Fritz von Stein aber war es sein Hauptziel (wie er Schiller bekannte), ihn „recht objektiv“ zu machen.

Indem ferner die Zöglinge in ihrem Berufe besonders ausgebildet werden, erhalten sie eine frühe Sicherheit und Leistungsfähigkeit. Das Bewußtsein dieser Leistungsfähigkeit, verbunden mit dem Gefühl der Gesundheit, dazu die angemessene Lebensfreiheit, die Verschönerung ihres Tageslaufes durch Gesang und Spiel, das alles muß den Zöglingen ein hohes Maß von Fröhlichkeit, eine der schönsten Gaben des Lebens, gewähren. So ist die Erziehung der pädagogischen Provinz darauf angelegt, volle, ganze, harmonische Menschen zu bilden, auf einem ganz anderen Wege, als ihn die Neu-Humanisten sich hatten träumen lassen. Wir sehen, indem wir voraussetzen, daß das Ergebnis der Absicht entspricht, aus ihr klare, tüchtige, zielbewußte, gesunde, wahrhafte, ehrfürchtige, fröhliche Menschen hervorgehen. Menschen, die im stande sind, ein neues Leben in nützlicher Tat, in Wahrheit und in Schönheit heraufzuführen.

Wie eine Fabrik in hochromantischem Gebirgsgrunde muten uns die Wanderjahre an. Wir hören die Spindel schnurren, den Webstuhl klappern, wir sehen die Kelle und das Beil, den Hobel und den Spaten sich bewegen und blicken zugleich auf zu den Sternen und zum Göttlichen und hernieder zu den fruchtbaren Breiten der Erde und in die Tiefen der Menschenbrust. Eine wunderbare Mischung des Nüchternen, Praktischen, Verstandesmäßigen, Irdischen mit dem Idealen, Ahnungsvollen, Überirdischen. Die Wanderjahre spiegeln das Leben ab, wie es sein sollte, aber selten ist: auf die Forderungen des Tages und auf die Forderungen des Ewigen, auf das Nützliche und das Sittliche, auf das Individuelle und Allgemeine zugleich gerichtet. Alles zusammen ein Weckruf zum vernünftigen, tätigen Dasein, ein Hoheslied der

Arbeit. „Ein taterregender Feuergeist wehte mich an,“ sagte einer von den wenigen, die von dem Rauschen in den Blättern der Wanderjahre etwas vernommen hatten. Was am Schlusse der Lehrjahre begonnen war, wird in den Wanderjahren ausgebaut. Tat ist dem Dichter, wie auch uns im gewöhnlichen Sprachgebrauche, nur die schaffende, nützliche Arbeit. Um eine solche Arbeit zu vollbringen, dazu bedarf der Mensch der Sachkenntnis. Die Sachkenntnis wird erworben durch Beschränkung auf ein kleines Gebiet. Beschränkung erfordern auch unsere Kräfte. Wir sind keine Götter. „Unbedingte Tätigkeit macht zuletzt bankerott.“ Wer sich beschränken will, muß Entsagung üben. Zu nützlicher Arbeit gehört weiter Besonnenheit und Beharrlichkeit. Diese werden uns zu teil wiederum nur durch Entsagung, durch Bezwingung unserer Leidenschaften, die uns verdunkeln und ablenken. Wir bedürfen ferner zu den meisten Arbeiten der Vereinigung mit anderen. Soll diese Vereinigung entstehen und bestehen, so müssen wir uns anderen anpassen, indem wir unser Subjekt einschränken, ihm Entsagung auferlegen.

Der arbeitende Mensch ist der zweckmäßig handelnde Mensch. Nur durch ein solches Handeln erwerben wir aber einen Platz im Leben; deshalb konnte Goethe von dem hohen Sinne des Entsagens sprechen, durch den der Eintritt ins eigentliche Leben erst denkbar sei. Jede von den genannten Arten der Entsagung ist für ein fruchtbringendes Schaffen von höchster Wichtigkeit. Von dem herankommenden Zeitalter wurde aber eine Entsagung vor allem gefordert: diejenige, die in der Beschränkung liegt. Je mehr durch die Entwickelung die Teilung der Arbeit vorschritt, desto mehr konnte eine brauchbare Leistung nur durch Spezialisierung vollbracht werden. Und ferner. Je mehr die Zeit auf den Flügeln des Dampfes vorwärts eilte, um so mehr bedurfte es eines raschen, kräftigen Eingreifens.

Also tüchtige Leistungen und energisches Handeln waren die ersten Vorbedingungen der neuen Zeit. Aber wo waren die Leute, die diesen Forderungen genügten? In der breiten Masse wohl.

Da hatte die Not die Einschränkung vollzogen und geschicktes Können und zähes Schaffen hervorgerufen. Aber der Tüchtigkeit und Energie fehlte die Bildung, die Geschicklichkeit und Tatkraft zu höheren Zielen emporführte und sie den gewaltigen Fortschritten der modernen Zeit gewachsen machte. Das arbeitende Volk mußte also aus den gebildeten Klassen Führer erhalten. Doch da sah es böse aus. Sie waren noch so, wie sie Goethe in seiner Jugend und in seinem Mannesalter gekannt hatte. Die niederen Geister behaglich, egoistisch, ängstlich, während die höheren — nicht ohne schwere Mitschuld des Staates — noch vergnüglich in den uferlosen philosophisch-ästhetischen Wassern schwammen. Dem Sonderberuf, den man etwa hatte, wurde weder Fleiß noch Tatkraft zugewandt. Man betrachtete ihn als ein notwendiges, den Flug der Gedanken hemmendes, die Zartheit der Gefühle störendes, die Schönheit der Persönlichkeit beeinträchtigendes Übel. Aus diesem Leben in Gedanken und Gefühlen, aus diesem Kultus der schönen Persönlichkeit ergab sich eine bedenkliche Schwäche der Willenskraft, die durch die Freiheitskriege nicht geheilt wurde, weil der Staat den einzelnen wieder rasch in seine enge, stille Privatsphäre zurückscheuchte. Die Gebildeten unserer Nation verstanden deshalb zu der Zeit, wo die Wanderjahre ihren entscheidenden Gehalt erhielten, so wie in früheren Tagen sehr wohl, alles geistreich zu erfassen und die Dinge dieser Welt zu begrübeln, zu beschwärmen, zu beseufzen oder zu verspotten, aber nicht zu handeln, nicht zähe in einem bestimmten Berufe auf einer bestimmten Bahn vorwärts zu schreiten. Ein treuer, gründlicher Beobachter der Entwickelungsphasen unseres Volkes, Gustav Freytag, konnte deshalb mit Recht von den Gebildeten der Epoche von 1815—30 sagen: „Auch den Besseren unter ihnen wurde es bequem, über das Verschiedenste klug zu sprechen, aber sehr schwer, sich zu einem konsequenten Tun zu beschränken.“ Und Hegel, in die Seele dieser Besseren tief blickend, konnte 1820 als Zeitgenosse (in der Philosophie des Rechts) bemerken: „Der Grund des Zauderns (im Entschließen, Handeln) liegt auch in einer Zärtlichkeit des Gemüts, welches weiß, daß im Bestimmten es sich mit

der Endlichkeit einläßt, sich eine Schranke setzt und die Unendlichkeit aufgibt: es will aber nicht der Totalität entsagen, die es beabsichtigt." Zu einer solchen energielosen Geistesverfassung fühlte sich Goethe im schärfsten Gegensatz. Nichts bezeichnet drastischer diesen Gegensatz als die Nebeneinanderstellung zweier Einträge in das Stammbuch seines Enkels Walter. Da schreibt jemand den weichlichen, geistreichelnden, blasierten Ausspruch ein, durch den Jean Paul sich gelegentlich mit dem Leben abzufinden suchte: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er." Dahinter Goethe markig:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde Dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!

Zu der Scheu vor der Konzentration und vor einem entschlossenen Handeln kam aber bei den Gebildeten noch ein dritter Mangel. Wenn sie an sich schon der festen Berufsarbeit feind waren, so insbesondere der praktischen Arbeit und am meisten der gewerblichen. Auf diese sahen sie mit derselben Geringschätzung wie im alten Griechenland die regierenden Klassen. Die Gebildeten unseres Bürgertums teilten diese Verachtung mit dem Adel, der sonst in den praktischen Berufen der Landwirtschaft, des Heeres und der Staatsverwaltung das Seinige leistete. Nun war es niemandem klarer als Goethe, daß das kommende Zeitalter im Zeichen der gewerblichen Arbeit stehen würde. Adel und Bürgertum mußten daher, wenn sie sich ihr nicht zuwandten, die Führung des Volkes verlieren, außerdem aber mußte Deutschland im Wettbewerb der Nationen, namentlich gegen England und Amerika, wo es anders stand, zurückbleiben. Und mehr noch als dies. Die gewerbliche Arbeit schloß sich immer mehr in Fabriken zusammen und organisierte damit von selbst die arbeitenden Klassen. Erlangten diese organisierten Massen, was unabwendbar war, auch noch das Bewußtsein ihrer Bedeutung in der modernen Welt, so

mußte sich die bisher verdeckte Kluft zwischen den oberen und niederen Klassen verhängnisvoll auftun.

Den mannigfaltigen Gefahren, die aus dem Mangel an Beschränkung, an Tatkraft und an Wertschätzung der Handarbeit entsprangen, suchte Goethe durch die Wanderjahre vorzubeugen. Er mahnte eindringlich durch das Bild, in dem er vornehme Adlige und feingebildete Bürger zu den Handarbeitern sich gesellen ließ, und mahnte eindringlicher durch das Wort, indem er mit propagandistischer Nachdrücklichkeit und Übertreibung die Einseitigkeit, das Spezialisieren, das Handwerk und das Handeln feierte. Alles was die einzelnen Personen in den Wanderjahren nach dieser Richtung sagen, ist Goethes eigenste Ansicht. Wir haben das schon aus nicht wenigen Aussprüchen herausgehört. Hier mögen zur Ergänzung noch einige hinzukommen. „Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns deshalb darum nicht zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen!" „Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder ein Handwerk legt, der wird übel dran sein. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat, verliert man sich selbst" (aus Makariens Archiv). „Könnte man den Deutschen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zu teil werden" (zu Eckermann 12. März 1828). Diesen Ansichten entsprechend ist auch die Erziehung in der pädagogischen Provinz gestaltet. Man hat Goethe des Quietismus beschuldigt, aber niemand hat mächtiger zur Tat angespornt als er; man hat ihn des Aristokratismus verdächtigt, aber niemand war grade in der Zeit, wo die Anklagen am lautesten waren, demokratischer als er; man hat seinen Patriotismus bemängelt, und niemand sorgte sich lebhafter um das Gedeihen und Blühen des Vaterlandes als er.

Mit der Teilung der Arbeit, mit der Annäherung der Völker durch den Dampf und mit dem riesig wachsenden Bedürfnis nach

Rohstoffen und Fabrikaten aus aller Herren Ländern wurden die Menschen mehr aufeinander gewiesen als je zuvor. Jedem Arbeiter mußte die Erkenntnis aufgehen, daß der einzelne sich nicht genüge, daß er zum Gelingen seiner Arbeit des anderen bedürfe. Goethe freute sich dieser Erkenntnis, aber er wünschte, daß mit dem verstandesmäßigen Erkennen des wirtschaftlichen Organismus, mit der Einsicht in den Nutzen das sittliche Bedürfnis sich vereinige; damit dort, wo der Verstand nicht mehr ausreicht, um den einzelnen über sich hinaus zu treiben, das sittliche Bedürfnis ergänzend eintrete. Denn auch das war ihm eine Lebensaufgabe, den Deutschen aus seinem Individualleben und darum egoistischen Dasein, seinem Selbstgenügen und Selbstgenießen in ein Sozial-, in ein Gemeinleben, in die Arbeit für andere überzuführen. Der Deutsche hatte darin im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert große Rückschritte gemacht, weil er durch den Absolutismus vom Gemeinwesen ausgeschlossen worden war. Wir haben heute kaum noch einen Begriff davon, wie sehr man sich als Einzel-, als Privatmensch fühlte, und staunen, wenn Wilhelm von seinem Vater erzählt: „Er war jener Zeit einer der ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge über die Familie, über die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemeinen wohlwollenden Geist getrieben ward." Und doch ist das ein treuer, genauer Reflex der Zeit. Selbst noch am Ende des dritten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts stand es wenig besser. Denn da die Ursachen noch nicht beseitigt waren, dauerten die Wirkungen fort. Noch im Januar 1831 schreibt Hitzig aus der größten Stadt Deutschlands an Carlyle: „Der Deutsche lebt einmal — auch nach 1830 — mehr für die Familie als für die Öffentlichkeit." Der ästhetische Tee bezeichnete die Öffentlichkeit, in die sich die Gebildeten wagten und in der ihre Tatkraft verbrauste. Aus diesem Sicheinspinnen ins Privatleben erklärt es sich, daß man den Staat wie etwas Feindliches ansah, und daß Wilhelm von Humboldt (1792 und 1819) die Grenzen der Wirksamkeit des Staates auf das Geringste, die Gewährung der Sicherheit, beschränken wollte.

Gegen diese Anschauung fochten im neuen Jahrhundert

Fichte und Hegel mit besonderer Klarheit, Bündigkeit und Kraft. Beide vertraten den Satz, daß erst im Staate sich der vernünftige Wille der Menschheit objektiviere, daß der Staat, soweit er „vernünftig“ sei, anstatt die Entwickelung des Individuums zu hemmen, vielmehr dem Individuum erst die Möglichkeit gebe, sich in seiner Wesenheit zu entfalten, daß durch den Staat nicht die Freiheit, sondern „die Gewalt einer unbändigen Natur durch die Freiheit unterjocht werden soll“. Das entsprach durchaus Goethes Anschauungen, und er läßt deshalb in seiner Pädagogik die Achtung vor dem Gesetz, die Einordnung in das Ganze wichtige Elemente der Erziehung sein. Frühzeitig soll dem einzelnen abgewöhnt werden, sich auf sich selbst, sein Belieben und sein Behagen zurückzuziehen. Aber wenn Fichte und Hegel bei ihrem Kampfe gegen den Individualmenschen mehr politische Ziele im Auge hatten, so Goethe mehr soziale. Aus der Teilnahme des Individuums am Staatsleben resultierte noch nicht seine Teilnahme am sozialen Dasein der anderen. Daß man die Bedeutung der öffentlichen Gewalten anerkannte, half noch nicht die Lage der Besitzlosen verbessern. Dazu genügte auch das noch nicht, daß man die Bedeutung der Arbeit würdigte, nicht, daß die Besitzenden sich mit den Arbeitern zu gemeinsamer Tätigkeit vereinigten. Es mußten noch sittliche Triebkräfte hinzukommen, die den Besitzenden zur Entsagung nötigten, ihn bewogen, von seinem Besitze für die Besitzlosen zu opfern, seinen Besitz als ein Gemeingut zu betrachten, zu dessen gewissenhaftem Verwalter er eingesetzt wäre. Doch auch dem Besitzlosen erwächst die Pflicht, sich zum Sozialmenschen zu machen. Keiner ist so gering und schwach, daß er nicht dem anderen helfen könnte. Jeder soll die große und kleine Gemeinschaft, in der er lebt, nicht bloß als eine politische und wirtschaftliche, sondern auch als eine sittliche Gemeinschaft betrachten. Aus einer solchen Gemeinschaft ergeben sich Forderungen, die weit über die materielle Lage des einzelnen hinausgehen. Die ganze sittlich-geistige Existenz des Mitmenschen, die nicht durch das tägliche Brot befriedigt wird, legt sich dem anderen aufs Gewissen.

Um zu diesem Verhältnis zu gelangen, muß der Mensch nach des weisen Dichters Rat das Göttliche in sich aufsuchen. Wer es bei sich findet, findet es in jedem anderen, und wie er sich selbst dadurch heiligt, sich selbst ein Gegenstand der Ehrfurcht wird, so wird ihm jeder andere heilig, ein Gegenstand der Ehrfurcht — auch der Sünder. Er scheut sich, ihn zu verletzen, und er bestrebt sich, ihm mit linder und liebevoller Hand hilfreich zu sein, hilfreich bis zur Selbstaufopferung, bis auf die Sünde, die ihn belastet. Dieser so gesinnte Mensch ist der wahrhaft fromme und reine, der im höchsten Sinne soziale, brüderliche Mensch. Das Grundmotiv der Iphigenie kehrt wieder, wie sie selber in der Gestalt Makariens zurückkehrt. Dieser im höchsten Sinne soziale Mensch ist auch allein die schöne Persönlichkeit, die das achtzehnte Jahrhundert durch allgemeine wissenschaftliche und künstlerische, bisweilen auch weltmännische Bildung herzustellen suchte. Dieses auf die sittliche Tat sich gründende Ideal der Persönlichkeit zeigt in der einschränkenden Wirklichkeit viel seltener die gefälligen Linien des alten, aber es steht höher, es ist wahrer, es ist unendlich fruchtbarer. Gegenüber der gewaltigen Mehrung der materiellen Kräfte der Menschheit bedurfte es einer Erhöhung der sittlichen Wesenheit, wenn diese Mehrung zum Segen ausschlagen sollte. Diese Erhöhung wird bewirkt durch den aus der Ehrfurcht hervorgehenden Gemeinsinn.

Für diese erhöhte Menschheit gibt es keine Weltstumpfheit, die nur für sich lebt, wirkt, genießt, keinen Weltschmerz mehr, der die Kräfte in Klagen und Trübsinn verbraucht, auch keine Weltflucht, die durch andächtige Beschaulichkeit und Spenden von Almosen nach Frieden strebt, sondern nur eine Weltfrömmigkeit, die zu unermeßlicher, freudiger Tat für die Welt auffordert.

Und Dein Streben sei's in Liebe,
Und Dein Leben sei die Tat.

Die Glocken der Faustdichtung klingen zu uns herüber.

19. Faust.

Faust war das Lebenswerk des Dichters — vom ersten Sturmesbrausen, das die Brust des Jünglings durchtoste, bis zu den stillen Tagen des Alters, wo kaum ein leiser Luftzug durch die friedvolle Welt des Greises strich. Bis in das Straßburger Gären und Wogen und Ringen reicht die bewußte Arbeit an der Dichtung. Aber das unbewußte Keimen und Bilden reicht bis in das träumende Tasten und Sehnen der Kindheit. Denn wenn wir das Ur- und Grundthema des Faust aussprechen sollen, so ist es der Versuch des Menschen, des großen Menschen: Gott zu erfassen, durch diese Erfassung die Welt zu verstehen und in ihr ein lebenswertes, gotterfülltes, in bestem Sinne gottgefälliges Leben zu führen.

Das Kind baut aus den schönsten Stufen der Mineraliensammlung des Vaters einen Altar und läßt auf ihm durch die ersten Strahlen der Sonne Räucherwerk sich entzünden, um durch den aufsteigenden Rauch sein „zum Schöpfer sich aufsehnendes Gemüt“ anzudeuten. Der Knabe flüchtet in das Dunkel der Wälder und will eine ernste, von alten Buchen und Eichen umstandene Lichtung durch einen Zaun zu einem heiligen Hain absondern, um sich Gott, ungestört von dem Wellenschlag des Tages, von dem Getriebe der Menschen, hingeben zu können. Wie denn überhaupt „ein unbegreifliches Sehnen“ ihn oft in die freie, reine Natur treibt, die ihm „unter tausend heißen Tränen“ eine neue göttliche Welt erweckt. Und wenn die untergehende Sonne ihn immer wieder magisch an sich zieht und er sich „nicht satt an ihr

sehen kann“, so ist auch dies nichts anderes als das dunkle Hinstreben der sinnenden Kindesseele zu den Gefilden hoher Ahnen.

Aber die unschuldigen Jahre der Kindheit vergehen. Die Reflexion macht sich geltend. Der Verstand übt seine superkluge Kritik. Die Leipziger Helle unterstützt die Zersetzung naiver Gläubigkeit und verscheucht das schöne Dunkel, in dem der Knabe sich mit Gott eins gefühlt hatte. Damit verschwindet für den Jüngling auch Gott aus der Welt. Da draußen — außerhalb der Welt — mochte einer unerreichbar thronen, aber in der Welt ist er nicht. Er hat sie vielleicht einst wie eine kunstreiche Maschine gebaut, dann aber ihrem eigenen Trieb- und Räderwerk überlassen. Die Welt ist so wie man sie sieht, und der junge Student lebt sie so wie sie ist. Er wird wie einer der andern von Genüssen, Entbehrungen, Enttäuschungen hin- und hergeworfen, hat viel böse Stunden, viel Launen. Erst während des letzten Semesters auf dem Krankenbett erwacht — unter Führung seines theologischen Freundes Langer — wieder ein Sehnen und Suchen nach Gott, und dieses setzt sich in der Frankfurter Krankenstube unter dem Einflusse seines Arztes und der frommen Hausfreundin, der Klettenbergin, fort. Er beginnt zu ahnen, daß Gott so wenig außerhalb der Welt sei, daß er vielmehr ganz in ihr ist.

Damit war ein neues Fundament gewonnen. Wenn Gott ganz in dieser Welt ist, so muß er sich irgendwie ergreifen lassen. Man muß seinem Wesen und Walten auf die Spur kommen können, es muß gelingen, vom Glauben zur Erkenntnis und von der Erkenntnis zur Seligkeit der Teilnahme an seinen Geheimnissen durchzudringen. Nun ist gewiß Gott vor allem der Urgrund des Lebens. So wird man ihn am ehesten erkennen, wenn man die „Quellen des Lebens“ erkennt. Nach diesen Quellen, nach den Müttern des Lebens stand daher des Jünglings faustisches Verlangen. Er arbeitet leidenschaftlich mit Windofen, Kolben und Retorten, um eine jungfräuliche Erde herzustellen und diese in den Mutterstand überzuführen. Diesem heißen Streben entsprechend schreibt er (17. September 1769) seinem Freunde Langer ins Stammbuch die Wielandschen Verse:

„Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt,"

und fügt hinzu: „So fühlt im ganzen Ernste Ihr Freund Goethe."

In dieser Geistesverfassung kommt er im April 1770 nach Straßburg. Noch sucht er weiter durch Häufung von Wissen und durch Experimente — die Chemie ist immer noch seine Geliebte — Gott zu erfassen; da weichen ihm durch Vermittlung Herders die Nebel von den Augen. Der befreite Blick wird gewahr, daß Gott-Natur durch Hebel und durch Schrauben sich ihre Geheimnisse nicht abzwingen lasse, daß diese aber für den offenen Sinn überall sichtbar seien, am deutlichsten dort, wo er sie bisher am wenigsten gesucht: in der Kunst. Shakespeare, Erwin von Steinbach, Raffael, Moses, Homer, Ossian sind von den Strahlen Gottes durchleuchtet und spiegeln sie wider in ihren Werken. Am meisten Shakespeare. „Er ist der Vertraute Gottes"; er sieht mit den Augen Gottes die Geheimnisse der Menschenwelt und spricht sie aus mit göttlichem Munde. Darum stand der gottsuchende Jüngling vor seinen Werken wie „vor den aufgeschlagenen Büchern des Schicksals", darum fühlte er vor ihnen „seine Existenz um ein Unendliches", sein „Selbst zum Selbst der Welt erweitert". Unzweifelhaft: es war ein Gott, der diese Zeichen schrieb.

Aber wie geschah es, daß Shakespeare und seinesgleichen die Geheimnisse der Welt durchschauten? Das Göttliche — so viel hatte der Jüngling ebenfalls erkannt — offenbart sich niemandem unmittelbar. Wohl gehört ein empfängliches, begnadetes Auge dazu, aber das Auge muß das Licht suchen, das es aufnehmen soll. In keinem Versteck, in keinem Buche, in keiner Zauberformel, in keinem chemischen Gebräu ist das Licht zu finden, sondern einfach im Leben der Welt, das richtig erfaßt und verstanden das Leben Gottes selber ist. Der Dichter und Künstler erfährt das Ewige, Echte, Typische, die göttlichen Grundlinien und Grundformen des Weltwirrwesens, indem er die Welt erfährt. Und so kommt der Jüngling vom Wissen und von der Kunst, vom Grübeln, Schauen und Staunen zurück zum Leben. Es reift in ihm der Entschluß,

„sich in die Fluten der Schicksale zu mischen“ oder, wie es schon im Urfaust heißt, „sich in die Welt zu wagen, all Erdenweh und all ihr Glück zu tragen“. Wohl hatte er auch in Leipzig am Treiben der Welt sich beteiligt, aber mit blödem Auge und unreifem Sinn, und so blieb das Göttliche der Welt ihm verschlossen und demgemäß auch ein göttliches Schaffen ihm versagt. Jetzt glühte er danach, mit neuem Geiste die Welt zu erleben. Dieses Verlangen war so leidenschaftlich in ihm, daß er, wenn es auf keinem andern Wege möglich gewesen wäre, sich auch dem Teufel übergeben hätte, um durch ihn zu — Gott zu gelangen. Er verläßt Studierzimmer, Laboratorien, Kliniken und flieht hinaus ins weite Land. Das erste Erlebnis, durch das er bei der neuen Wanderschaft durchs Leben hindurchschreiten muß, ist ein hell aufschlagendes Liebesfeuer.

In diesem Sinnen, Streben, Erleben taucht vor seiner Erinnerung ein in den Kindertagen oft gesehenes Puppenspiel auf, das vom Doktor Faust. Es war ein altes, mit seinem Stoff und seinem Helden bis zu Renaissance und Reformation zurückreichendes Volksschauspiel, das, von den aufgeklärten und gebildeten Verstandesmenschen in seiner Einfalt und Tiefe nicht mehr gewürdigt, auf die Puppenbühne hatte flüchten müssen. Ein durch alles Wissen und Grübeln unbefriedigter Forscher verschreibt sich dem Teufel, um durch ihn alle Wissenschaften und Künste, alle Schätze und Genüsse der Welt zu erlangen, durch ihn eine Zeitlang sich wie Gott zu fühlen. Es geschieht, soweit es dem Teufel möglich ist. Faust fährt mit ihm durch die Welt, wird ein Zauberer, der Gewalt über Lebende und Tote hat, kostet jegliches Vergnügen, auch das, an einem Herzogshof zu weilen, wo er Tote zitiert und das Herz der Fürstin erobert, bis er endlich, von allem gesättigt und doch nicht befriedigt, Reue empfindet und sich Gott in innigem Gebet zuwendet. In diesem entscheidenden Moment führt ihm der Teufel die Helena zu. Von ihrer Schönheit berauscht, läßt Faust alle frommen Reuegedanken, stürzt auf sie zu und umarmt sie. Aber in seinen Armen verwandelt sie sich in eine Furie — und,

um irdischen Genuß und himmlische Seligkeit betrogen, verfällt er der Hölle.

Das war ein merkwürdiger Stoff!

Wie wunderbar verschlangen sich die Motive dieses Dramas des unbefriedigten Studierens und Forschens, des Sehnens nach göttlichem Dasein, der versuchten Weltfahrt, der Umarmung der Helena, des Aufenthalts am Herzogshofe mit dem eigenen erlebten und geträumten Lebensdrama Goethes!

Das Helenamotiv klang in ihm vielfach wieder. Helena war ihm im Augenblick jene liebliche Elsässerin, die ihm in Sesenheim wie eine Sonne aufgegangen war. Und dieses schöne, unschuldige Mädchenbild wandelte sich schnell genug für ihn — durch die eigenen Gewissensqualen — in eine Furie um, die ihn grausam peitschte und der Hölle zuzutreiben schien. Freilich nur schien. Denn es war doch reine Liebe, die er empfunden und die ihm geschenkt worden war. Solche Liebe war Abschein der göttlichen allgegenwärtigen Liebe: wenn es ihn nicht seine Weltanschauung gelehrt, so hätte er es schon an ihren Wirkungen gemerkt, denn sie hatte ihm „ewige Flammen in die Seele gegossen und ins früh welkende Herz doppeltes Leben" (April 1772). Und die Qualen erwiesen sich nur als Läuterungsflammen, als ein Teil jener ewigen Flammen, als eine Gnade des Schicksals, damit sein Herz alles Unreine abstoße und lauter werde wie gesponnen Gold.

Und zum andern konnte, ja mußte ihm Helena Sinnbild alles Schönen in der Kunst werden, das er eben so innig umarmt, Sinnbild des eigenen Kunstideals, zu dem er sich erheben wollte und zu dem er sich jetzt schon manchmal erhoben fühlte: „Ihr Musen, ihr Charitinnen, ihr umschwebt mich, und ich schwebe über Wasser, über Erde, göttergleich" (Wanderers Sturmlied, April 1772). Und zu dieser hohen, echten Kunst rang er sich empor auf dem Wege durchs Leben, den die Liebe bezeichnet.

Die Liebe zu einem einzelnen konnte aber für ihn nur der Durchgangspunkt zu einem liebenden Streben in das Allgemeine sein. Mehr als den einen galt ihm die Menschheit zu beglücken. Hier

flossen die Ziele des Dichters und des Politikers in eins zusammen. Darum halten ihn keine Blumen, ob sie auch seine Kniee umschlingen und ihm mit Liebesaugen schmeicheln. Und darum betet er in jenen frühen Tagen, es möge, „wenn er satt sei irdischer Schönheit, die himmlische ihn aufnehmen, damit er mehr als Prometheus die Seligkeit der Götter auf die Erde leiten könne" (1771/72 von deutscher Baukunst). Von Gretchen sehnte er sich zu Helena.

Und nun das Motiv vom Aufenthalt am Herzogshof. Das berührte sich eigen mit einem Motiv aus seiner erhofften, erträumten zukünftigen Lebensbahn. Ihm als Juristen winkte bei seiner Begabung von vornherein eine größere öffentliche Tätigkeit. Dazu wollte ihm sein Vater die Wege bahnen, ihn nach Wetzlar, Regensburg, Wien schicken. In Straßburg ferner suchten ganz ernsthaft Koch, Oberlin und Salzmann ihn für die staatsmännische Laufbahn zu gewinnen. Aber über all das ging sein eigenes Sehnen und Wünschen, in großem Stile handelnd in die Völkergeschicke einzugreifen. Eine solche Sehnsucht nach Volksbeglückung lag damals im Zuge der aufstrebenden Jugend, der auch hierin Herder das weisende, weckende Signal gab. Dieser phantasierte davon, an die Seite Katharinas zu treten und mit ihrer Hilfe Livland, Ukraine, Rußland, die Welt zu beglücken. Und wie Herder Goethe anregte, sich in Mösers patriotische Phantasien zu vertiefen, die schon im Osnabrücker Intelligenzblatt zu erscheinen begannen, so wird es auch mittelbar auf Herder zurückgehen, wenn er sich um die Wende von 1771—72 in die Regierungsideale versenkte, die Haller im Usong zeichnete, und wenn er daraus seinem Götz das Motto vorsetzte: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig." Daher auch seine beiden ersten großen Werke, an denen er in dieser Zeit arbeitete, politische waren: Cäsar und Götz. Und so verfolgt ihn weiter der Gedanke an politisch-reformatorisches Wirken, er studiert neben Möser Wielands goldnen Spiegel und Machiavells Buch vom Fürsten. So entwickelt fand Lavater im Sommer 1774 seine politischen Ideen und auf einem

solchen Grund von Energie ruhend, daß er ausrief: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten." Dieser Wunsch spukte bei Goethe längst vor und muß ihm das Motiv: „Faust beim Herzog" lieb gemacht und ebenbildlich gezeigt haben, lange bevor er mit dem weimarischen Fürstenhause in Verbindung kam. So ketteten ihn die wichtigsten Motive an die naive Fabel und erzeugten in ihm den unwiderstehlichen Trieb, das alte Puppenspiel umzudichten, um ein dichterisches Gefäß zu gewinnen, in das er all seine Sorgen, Schmerzen, Wünsche, Gedanken hineingießen konnte, und so inmitten des Strudels von Stürmen und Träumen, die ihn umherwirbelten, eine relative Beruhigung zu erlangen.

Um so fester aber hängt er sich nicht bloß im Augenblick, sondern auch in den folgenden Jahren an den Vorwurf, als alle die Motive, die er enthielt: Gottsuchen, Gottesferne und Gottesnähe, Glauben und Unglauben, Drang nach Welterfahrung und Weltbetätigung, Liebeslust und -leid, Sinnlichkeit und Idealität, fortdauerten, ja teilweise sich verstärkten, und andere Motive, die neu hinzutraten, sich bequem in den biegsamen Stoff eingliedern ließen. Unter ihnen besonders das eine: der Gedanke, durch Selbstaufhebung des irdischen Daseins die Gemeinschaft mit Gott zu erzwingen.

So entstand das große Werk seines Lebens. Er bildete es lange in seinem Kopfe aus, ohne etwas davon aufzuschreiben. Es war das auch sonst seine Gewohnheit. Aber hier hatte er eine besondere Scheu vor dem Niederschreiben. Als ob er den kostbaren Stoff entweihte oder als ob die Schriftzüge unverlöschlich wären, hütete er sich, wenigstens von den Hauptszenen etwas niederzuschreiben, was nicht gut wäre. Und so konnte er später rühmen, das Stück, soweit er es bis 1775 vollendete, sei in den Hauptszenen oder besser in den ihm wichtigsten und liebsten Partien gleich so ohne Konzept hingeschrieben worden. Aber zögerte er auch mit der Niederschrift, ein Geheimnis machte er nicht aus seinem Vorhaben. Er erzählte z. B. schon im Sommer 1772 in Wetzlar da=

von, so daß im nächsten Jahr ihm Gotter den „Faust“ abfordern konnte, sobald sein Kopf ihn ausgebraust. In diesem Jahre hat er auch endlich, wie wir von ihm selbst wissen, gewagt, das in der Brust so herzlich gepflegte Poem dem kalten Papier anzuvertrauen. In welcher Reihenfolge es sich vorher innerlich ausgebildet hat, ist leichter zu sagen, als in welcher er es aufschrieb. Unzweifelhaft hat die stille Kopf- und Herzensarbeit mit der Gestaltung des ersten Monologes begonnen, den er noch in Straßburg vor sich hingemurmelt haben mochte. Die Unterredung mit dem Erdgeist wird sich bald angeschlossen haben, sodann der erste Teil des Gesprächs zwischen Schüler und Mephisto, so wie er sich in dem 1887 aufgefundenen „Urfaust“ uns darstellt, mit billigen platten Späßen über Studentenlogis, über den Verkehr mit Professoren, Bezahlung der Handwerker u. s. w. Es ist nicht recht glaublich, daß der etwas länger von der Universität entfernte, mit tropischer Schnelligkeit reifende Jüngling noch an diesen gewöhnlichen Studentenscherzen Gefallen gefunden haben sollte. Alles, was dazwischen lag, besonders die Begegnung und der Vertrag mit Mephisto, war schwieriger zu gestalten und drängte nicht so. Er ließ es deshalb gern vorläufig liegen, und sprang vielmehr, wie wir meinen, sogleich auf die Gretchentragödie über — noch in den ersten Monaten des Jahres 1772, unmittelbar nach Beendigung des Götz. Ihre Konzeption lag freilich noch früher. Sie wird erfolgt sein in dem Augenblicke — etwa im September 1771 —, wo er auf seine Erklärung, daß er sich nicht zu binden vermöge, von Friederike eine Antwort erhielt, „die ihm das Herz zerriß“, und „eine Epoche düsterer Reue“ begann. Um die „Unerträglichkeit“ seines Schuldgefühls zu mindern, griff er sogleich im Götz zu einer schweren Buße durch die Selbstgeißelung, die er in der Figur des Weislingen an sich vollzog. Aber sie genügte nicht und konnte nicht genügen. Denn was Weislingen hinwegrafft, ist nicht die qualvolle Erinnerung an die verlassene Marie, die obendrein einen würdigen Ersatz findet, sondern das Gift der Buhlerin (eine Helena im Sinne des Puppenspiels), der er sich sinnbetört hingegeben. Ganz

anders wurde das Dichtergewissen belastet und eben dadurch ganz anders befreit, wenn die Geliebte in das denkbar schwerste Unglück, in trostloses Verderben gestürzt ward, und das Bewußtsein, dieses furchtbare Schicksal verschuldet zu haben, die Seele des verzweifelnden, sinnlich-übersinnlichen Freiers überwältigte.

So spann er in seiner Phantasie das Sesenheimer Erlebnis bis an das dunkelste Ende aus. Die so geformte Dichtung war ihm in ihren düstern, schreckhaften, peinigenden Momenten ebenso teuer wie in ihren schönen, lichten, lieblichen, und da die einen den andern weder geopfert werden konnten noch durften, so schwoll die Episode, durch die Faust nach dem Plane der Dichtung nur hindurchschreiten sollte, zu einer selbständigen großen Dichtung an, die sich aber nicht, wie später die Wahlverwandtschaften, aus dem Verbande des Ganzen herauslösen ließ. Der Dichter mußte sich frühzeitig mit dem Gedanken vertraut machen, sein Drama zu einem doppelteiligen Werke auszubauen. Wie weit er 1773 mit der Niederschrift des bisher „im Gehirn Dialogisierten" gekommen sein mag, wissen wir nicht. Sicher ist nur, daß er in den Jahren 1773 und 1774, namentlich nach Beendigung des Werther im Februar dieses Jahres, den Anfang und den weitaus größten Teil der Gretchentragödie zu Papier gebracht hat.

Denn sonst hätte Boie, dem er am 15. Oktober 1774 das Manuskript vorlas, nicht melden können: „Sein Doktor Faust ist fast fertig." Er hatte, wie zwei Monate später auch Knebel und vorher Merck, den stärksten Eindruck davon. Boie urteilte: „Sein Doktor Faust scheint mir das Größte und Eigentümlichste von allem" (was Goethe ihm vorgelesen); Knebel: „Im Doktor Faust sind ganz ausnehmend herrliche Szenen". Mit wahrer Bewunderung verfolgte Merck, in dem der Dichter inzwischen das beste, wenn auch nicht das einzige Modell für seinen Mephisto gefunden hatte, das Werden des Werkes: „Es ist mit der größen Treue der Natur abgestohlen .... Ich erstaune, so oft ich ein neu Stück zu sehen bekomme, wie der Kerl zusehends wächst".

Goethe wurde mit der Dichtung allmählich sehr mitteilsam.

Fast jeder seiner Besucher und Freunde bekommt sie zu hören. Schon im Jahre 1775 ist deshalb ihre Existenz weithin bekannt; Nicolai hat sogar im April gehört, „er solle in ihr, wie er leibe und lebe, aufgestellt werden“, was sich unzweifelhaft auf die Figur Wagners bezieht; und Bodmer will im Juni, als Goethe in Zürich weilte, wissen, dieser wolle dort an dem Stück arbeiten.

Aber Goethe hat weder in der Schweiz noch vorher oder nachher viel daran getan. Das Stück hatte im Augenblick keinen dringenden Lebensgehalt aufzunehmen. Für diesen öffnen sich andere Rahmen: Stella und Egmont. Die Arbeit an ihnen, der Bräutigamsstand, die lange Reise nehmen den besten Teil der Zeit fort. So können wir aus den uns erhaltenen Nachrichten nur im September und Oktober einige Arbeit an dem Werk erkennen, die kaum mehr als drei oder vier Szenen, darunter Auerbachs Keller („ich machte eine Szene an meinem Faust. . . Mir war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat“, 17. September 1775) umfaßt haben wird.

Nun erfolgte die große Schicksalswendung. Goethe kommt nach Weimar. Er war jetzt an einem Herzogshof. Das Gesicht, das ihn aus seinen Träumen und wiederum aus dem Spiegel des Puppenspiels angeblickt, erfüllte sich. Wichtige Partien des großen Werkes konnten sich aus der Wirklichkeit mit Lebenssaft füllen: Hofleben, Finanznöte, Mummenschanz und das bedeutsamste, Faustens Bemühen, einem tätigen Volke auf freiem Grunde ein würdiges Dasein zu schaffen. Aber hier stand gerade das Erleben dem Dichten im Wege. Zumal das letzte Ziel, das Weimarische Volk zu beglücken, das „Tagewerk“, das er sich selbst aufgetragen hatte, „erforderte wachend und träumend seine Gegenwart“. Und da konnte ihn keinerlei Bewunderung bewegen, das Dichtwerk fortzuführen. Denn auch hier, in dem so ganz anders gearteten Kreise, war die Bewunderung, die Faust erweckte, die allerhöchste. Er las das merkwürdige Stück bald vor, in der Fassung, müssen wir annehmen, wie es das Hoffräulein Louise von Göchhausen damals abgeschrieben hat,

— den sogenannten Urfaust. „Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen," berichtet Fritz Stolberg am 6. Dezember 1775. „Parodiert sich drauf als Doktor Faust, daß'm Teufel selber vor ihm graust", dichtet Einsiedel im Januar 1776. Den Weimarischen Dichtergenossen heißt er in scherzender Würdigung seiner gewaltigen Dichterkraft schlechthin der „Zauberer", wie der Held am Herzogshofe im Puppenspiel. „Das laß mir einen Zauberer sein," meint Wieland. „Der Zauberer will nur einen kleinen Kreis," schreibt Herder zu einer Faustvorlesung einladend. In einem Festspiel zum 28. August 1781 wird er bereits gefeiert als Dichter des Faust. Aber weder diese Huldigungen noch der Spott Karl Augusts, „der Faust sei ein Stück von einem Stücke, welches das Publikum immer nur als Stück zu behalten leider befürchtet", konnten den Dichter von seinem Entschluß ablenken, dem heiligen Tagewerk seine Kraft zu opfern. Erst allmählich beginnt ihm die Erkenntnis aufzudämmern, daß er auf falscher Bahn sei, daß er mehr bestimmt sei, sittlich-politische Ideale zu zeichnen, als sie zu verwirklichen, oder richtiger, daß er weit mehr leiste zur Verwirklichung dieser Ideale — zur Herabholung der himmlischen Juwelen, wie er sie einmal nennt —, wenn er das Verlangen nach ihnen in der Menschheit durch dichterisch-symbolische Verklärung entzünde, als wenn er in einem kleinen Staate ein paar Bausteine zu dem Riesengebäude herbeischleppe. Und nun kehrt ihm die Sehnsucht nach Helena zurück. Wohl hatte er sie in frühem Jugendtaumel schon zu umfangen gewähnt, aber nur den Saum ihres Mantels hat er geküßt. Inzwischen hatte sich der Lebensdrang gestillt, gedämpft, der Schönheitsdrang verstärkt. Das Wahre, das er im Leben gefunden, mußte, wenn es als göttlich vor der Außenwelt erscheinen sollte, mit dem Schönen sich durchdringen. Wo aber war Helena sichtbarer, wo hatte er eher die Möglichkeit, sie in beseligender Nähe zu schauen und, wenn er ihre Gnade erringe, sich mit ihr zu vermählen, als in den hesperischen Gärten jenseits der Alpen? Und so zieht er als frommer Pilgrim nach Italien. Seine Hoffnungen, seine Wünsche erfüllen sich. Helena

traut sich ihm an. Er fühlt in ihrem Besitz eine Verklärung, eine höhere Existenz.

Goethe hatte jetzt alle Elemente beisammen, um den Faust fortzuführen und zu vollenden. Er hatte die menschliche Gesellschaft in allen Schichten kennen gelernt, war durch alle Stimmungen, Kämpfe, Gelüste, Bestrebungen seines Helden hindurchgegangen, hatte in alle Epochen der Geschichte tiefe Blicke getan, hatte sich eine feste Weltanschauung erobert, die ihm das Ziel sicher abzustecken gestattete, und hatte endlich für seine Kunst die höchste Stufe erreicht. Hie und da fehlte freilich noch eigene Anschauung, so für den Krieg im vierten Akt des zweiten Teils, sofern dieser damals schon geplant war; aber das konnte aus der Phantasie ergänzt werden, während für anderes, wie für die Urbarmachung des Sumpfes am Gebirge, Italien in seinen Maremmen mehr als ein Vorbild gewährte. Da zudem dank der italienischen Verjüngung die Dichterkraft wieder frisch sprudelte, so konnte er die Arbeit mutig aufnehmen.

In der Tat geschah es auch, und er überschaute zugleich mit solcher Klarheit und Sicherheit die weiten noch zu durchmessenden Strecken und fühlte sich so schaffenskräftig, daß er im August 1787 die Hoffnung aussprach, von Neujahr bis Ostern — vorher sollte der Tasso zum Abschluß gebracht werden — den Faust zu beendigen. Aber Rom bot ihm noch zu vieles, um ihm Ruhe am Schreibtisch zu lassen, und so blieb trotz der besten Vorsätze Faust liegen. Nur die Hexenküche enstand in der Villa Borghese und ein Stück der Szene „Wald und Höhle", außerdem der Plan für den zweiten Teil. Im Juni 1788 kehrte er nach Weimar zurück. Von Amtsgeschäften fast ganz befreit und von Zerstreuungen nicht abgelenkt, konnte er jetzt tapfer arbeiten. Der Tasso wird denn auch bis zum Juni des nächsten Jahres fertig. Jetzt war der Faust an der Reihe, schon aus äußeren Gründen, weil der Dichter ihn für den siebenten Band der ersten Sammlung seiner Werke versprochen hatte und die Ausgabe dieses Bandes vor der Tür stand. Wir sollten nach den italienischen Äußerungen

des Dichters meinen, er hätte darauf brennen müssen, die so lange verzögerte Arbeit jetzt zum Abschluß zu bringen. Statt dessen verzichtet er auf die Weiterarbeit am Faust, noch bevor er eine Hand angelegt hat. Es geschieht dies in einem Brief an Karl August vom 5. Juli 1789. Woher dieser plötzliche, überraschende Verzicht? Auf seine dichterische Schaffenslust hatte sich im Juni ein tief schmerzliches Ereignis wie Meltau gelegt: der Bruch mit Frau von Stein. Und so begnügt er sich, da der siebente Band nun einmal herauskommen mußte, den Faust als Bruchstück der Öffentlichkeit zu übergeben. Es erschien 1790. Es war mehr und weniger, als er 1775 nach Weimar mitgebracht hatte. Das Mehr dem „Urfaust“ gegenüber bildeten die in Italien fertiggestellten Szenen: Hexenküche und Wald und Höhle, außerdem einige Verse, die zur Schülerszene überleiteten, und ein Einschub in diese, der auch von Juristerei und Theologie ein kräftig Wörtchen sagte, nachdem die Szene von den Studentenspäßen befreit war. Dieses Mehr wollte für die künstlerische Wirkung nicht viel bedeuten und konnte nicht entfernt den Raub gut machen, den er durch das Weniger an dem Fragment zu begehen den Mut hatte. Er ließ den Monolog Valentins, dessen Existenz sich in dem Fragment von 1790 überhaupt nicht verrät, weiter die Szenen „Trüber Tag. Feld“, „Nacht. Offen Feld“ und „Gretchen im Kerker“ fort, so daß selbst die Gretchentragödie wie ein Säulenschaft ohne Kapitäl dastand. Er beging diesen Raub, weil der Monolog Valentins ihm zu isoliert, weil die Kerkerszene und „Trüber Tag“ in überleidenschaftlicher naturalistischer Prosa hingewühlt waren; seine neu gewonnenen idealistischen Kunstanschauungen aber standen ihm höher als der Beifall des Publikums. Er hat später, wie bekannt, milder gedacht und wenigstens die Szene „Trüber Tag“ in der alten Prosafassung stehen lassen.

Die ausbrechende französische Revolution, die Teilnahme an dem Feldzuge nach Frankreich und an der Belagerung von Mainz, die politischen Gärungen in Deutschland konnten den gelähmten Dichternerv nicht beleben. Da führte ein glücklicher Stern Schiller

an seine Seite. Unter des Freundes elektrisierender Berührung wich die Lähmung, und die alte poetische Schöpferkraft kehrte zurück. Aber eine andere, ebenfalls schon längst begonnene Dichtung, Wilhelm Meister, und eine zweite, durch die Zeitereignisse sich aufdrängende, Hermann und Dorothea, nahmen zunächst seine Schaffenslust in Anspruch. Erst im Juni 1796 wird die Bahn für den Faust frei. Aber noch fehlte die Stimmung. Aus der heiteren, realistischen Klarheit Wilhelm Meisters und Hermann und Dorotheas den Weg zu dem metaphysischen Helldunkel des Faust zu finden, war nicht leicht; er wird erst gangbar, als die zu rechter Stunde auftauchende Neigung zu Balladenstoffen die Brücke schlägt. Nun drängen sich die alten wohlbekannten Gestalten aus Dunst und Nebel ihm zu, und diesmal hat er den Mut, sie festzuhalten. Sein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert vom Zauberhauch, der ihren Zug umwittert (Zueignung, gedichtet 24. Juni 1797).

Noch mehr als in Italien sehen wir ihn jetzt im vollen Gefühle seiner Herrschaft über die noch zu bewältigenden Riesenmassen des Stoffes. „Der Plan ist ungeheuer," sagte Wilhelm von Humboldt, als er durch Schiller von ihm Kenntnis erhielt; er selbst aber spricht am 1. Juli 1797 das erstaunliche Wort aus: „Es käme jetzt nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen." Aber an den ruhigen Monat war weniger denn je zu denken. Stand er doch auf dem Sprunge, wieder nach Italien zu gehen! Ja, schon die Erinnerung an Italien, die in ihm durch die Anwesenheit seines römischen Kunstfreundes Hirt besonders geweckt worden war, ist dem Faust verderblich. Und so hören wir ihn am 5. Juli bereits wieder bekennen: „Faust ist zurückgelegt worden, die nordischen Phantome sind durch die südlichen Reminiszenzen auf einige Zeit zurückgedrängt worden." Aus der italienischen Reise wurde nichts; doch die Vereinigung mit Meyer und seinen heimgebrachten Schätzen am Züricher See wirkte so, als ob er selbst sich wieder auf italienischem Boden in das Anschauen

der Antike und der Renaissance verloren hätte. Wohl nimmt er nach der Rückkehr sogleich den Faust vor, aber wie? „Um sich dadurch von aller nordischen Barbarei loszusagen.“ Das war nicht die Stimmung, in der das Werk rasch fortwachsen konnte. Wir sehen ihn denn auch in den nächsten beiden Jahren nur in einem einzigen Monat (April 1798) emsig bei der Arbeit, und so rückt sie, soviel Schiller auch trieb, kaum merkbar vorwärts. Dieser beginnt zu verzweifeln. „Ich fürchte,“ schreibt er am 24. März 1800 an Cotta, „Goethe läßt seinen Faust ganz liegen.“

Da bahnte, wider alles Erwarten, gerade die Hinwendung zur Antike dem Dichter den Rückweg zum Faust. Aus seiner erneuten heißen Liebe zum Altertum heraus plante er eine große Fortsetzung der Ilias, die Achilleis, und führte sie in den Jahren 1797/99 wenigstens zum Teil aus. Die Achilleis aber rückte ihm von selber Helena vor Augen, und es erwachte in ihm Lust und Mut, die Partie des Faust, in der die schöne Heroine den Mittelpunkt bilden sollte, in Angriff zu nehmen. Das war im September 1800. Nachdem aber der Zugang zum Faust erst wieder einmal eröffnet war, profitierten sogleich auch die übrigen Teile. So nimmt er im November die romantische Walpurgisnacht vor, und auch die schwere Erkrankung, die ihn im Januar 1801 befällt, vermag nicht seine Teilnahme am Faust auszulöschen. Vielmehr spinnt er — kaum dem Tode entronnen — die angefangenen Gewebe eifrig weiter, führt stellenweise das aus, was „in Zeichnung und Umriß schon längst vor ihm lag“ — wir dürfen annehmen, außer der Walpurgisnacht den größten Teil der Lücke —, und nutzt, wie uns weiter zu vermuten erlaubt ist, den eigenen Gang „bis an die Grenze des Totenreiches“ (an Reich 5. Februar 1801), um Fausts Tod darzustellen. So gelingt es ihm, in der Zeit bis Mitte April neben einigen Bruchstücken zum zweiten Teil den ersten Teil so, wie wir ihn kennen, fertig zu machen. Dann aber wälzen sich schwere Steine auf die Dichtung: wiederholte Krankheiten und Badereisen, die Hingabe an die Redaktion der

Jenaischen Literaturzeitung und vor allem der Tod Schillers. Dieser entmutigt ihn im Verein mit eigenem fortdauernden schlechten Befinden derart, daß er von einer Fortführung des Werkes vorläufig absieht und im Juni 1805 endgültig beschließt, es wiederum nur als Fragment, wenn auch als ein in sich zusammenhängendes, in die Welt hinauszuschicken.*) Der hereinbrechende Krieg verstärkt seinen Entschluß und verzögert zugleich das Erscheinen des ersten Teiles bis Ostern 1808.

Die Hemmungen waren inzwischen beseitigt. Er war gesund geworden, die Redaktionsgeschäfte waren abgestreift, und Friede herrschte im Lande. Die dichterische Lust stellte sich auch wieder ein, dem Faust jedoch kam sie nicht zugute. Pandora und Wahlverwandtschaften sproßten rasch neben einander auf, Dichtung und Wahrheit und der west-östliche Divan wurden geschaffen, der Faust blieb wie in einem Grabgewölbe liegen. Woher diese seltsame Erscheinung? Faust war doch das Werk seines Lebens, das größte und eigentümlichste, in allen Fasern mit ihm verwachsen.

Der Grund ist nicht schwer zu erkennen. In dem, was noch zu leisten war, handelte es sich weit mehr um Verkörperung von Gedanken, von Goethescher Metaphysik und Ethik, als um Symbolisierung realer Erlebnisse. Ja, wenn es sich um eine prosaische Halbdichtung wie bei den Wanderjahren gehandelt hätte, dann hätte er die Vollendung sich abringen können, und zwar um so leichter, als der Gang des Ganzen bereits lange auf dem Papier skizziert war. Aber bei einer so hohen und bisher so warmblütigen Volldichtung wie dem Faust schien es ihm unmöglich, nur als der philosophierende Poet zu fungieren, der ein bestimmtes Thema programmäßig zu Ende bringt. Hier wollte und mußte

*) Der Brief an Cotta, in dem er den Faust als Fragment anbietet, ist vom 1. Mai, mit einer Nachschrift vom 14. Juni 1805; also erst an diesem Datum definitiver Entschluß. Auch in einem Briefe an Zelter (3. Juni 1826) bringt er das Aufgeben der Faustarbeit mit dem Tode Schillers in Verbindung.

er, wie er es im Februar 1825 ausdrückte, die Ausführung einem unbewußten und unberechenbaren Triebe hingeben. Dieser Trieb aber stellte sich nicht ein, weil die Erlebnisse fehlten, die ihn erregen konnten. Erst im Jahre 1824 trat ein solches Erlebnis ein.

Wenn es der Tod Schillers war, der die Dichtung auf lange Zeit hinaus begrub, so war es der Tod Byrons, der sie aufs neue zum Leben rief. Byrons Leben und Dichtungen hatten Goethes Teilnahme in immer stärkerem Grade auf sich gezogen. Ein jüngerer Faust war in dem genialen Briten erschienen, und in ihm dieselbe Unbefriedigung, dasselbe Verlangen nach dem Unbedingten und Unbegrenzten, dasselbe ungestüme Eindringen auf sich selbst und die Welt, dasselbe Überschäumen im Genießen und Streben mit allen seinen Folgen. Auch in seinen Exzessen verkannte Goethe den hohen, edlen Geist nicht, der in dem englischen Dichter lebte, er fühlte ihm das schwere Ringen mit sich selber nach und begann ihn zu lieben, wie man einen hochbegabten, im Kerne seines Wesens guten, aber unter einem herrischen Naturzwang fehlenden und irrenden Sohn liebt, von dem man hofft und weiß, daß er allmählich, zumal wenn die Liebe an ihm teilnimmt, aus dem umfangenden Dunkel zur Reinheit, Klarheit, Sicherheit sich durcharbeiten werde. Da andererseits Byron mit voller Bewunderung an Goethe hing und ihm diese in der eben veröffentlichten Widmung seines „Werner" ausgesprochen hatte, so hielt der Weimaraner im Jahre 1823 es an der Zeit, dem jugendlichen Dichtergenossen, dem einzigen, den er in der jungen Generation als ebenbürtig ansah, einige herzliche Worte zukommen zu lassen, in denen er ihn der „unerschöpflichen Verehrung und Liebe" versicherte, die er und die Seinigen für ihn hegten. Das war viel und kaum ohne pädagogische Absicht gesagt. Aber schon hatte der Lebensgang des Dichters eine Wendung genommen, die ihn der Liebe und Verehrung des Meisters würdig zeigte. Aus den Armen seiner Geliebten und, man kann sagen, seiner Dichtung, aus allem Wohlleben, geistigem und sinnlichem Schwelgen hatte er sich losgerissen, um seine ganze Kraft, sein Vermögen, sein

Leben der Sache der griechischen Freiheit zu widmen. „Doch zuletzt das höchste Sinnen gab dem reinen Mut Gewicht.“ Er hatte sich vom Genießen zum selbstlosen Handeln erhoben, wie es der deutsche Dichter seinem Faust zugedacht hatte. Doch bald folgte diesem schönen Aufschwung die Katastrophe. „Wolltest Herrliches gewinnen, aber es gelang dir nicht.“ In der Welt der Taten, möchten wir hinzufügen. Mitten im Bemühen, die Festung Missolunghi gegen die türkische Übermacht zu halten, raffte ihn der Tod am 19. April 1824 hinweg.

Goethe war von tiefer Trauer erfüllt. Ein Brief von Byron hatte in ihm die Hoffnung erregt, nach vollbrachter Tat „den vorzüglichsten Geist, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menschlichsten Sieger“ *) bei sich in Weimar begrüßen zu können. Nun war dieser glänzende Stern für ihn und die Welt auf immer untergegangen. Im Juni schreibt er für Medwins „Unterhaltungen mit Lord Byron“ einen kleinen Aufsatz, in dem er seine Beziehungen und seine Stellung zu Byron darlegt. Sonst ist er in diesem Jahre ziemlich schweigsam, gleich als ob er noch nicht mit der nötigen Ruhe über den Verlust sprechen könne. Erst im nächsten Jahr geht ihm der Mund bei jeder Gelegenheit über zum Zeichen dessen, wovon sein Herz voll ist. Am 24. Februar hat er eine lange Unterredung über Byron mit Eckermann. Mehrmals lenkt das Gespräch ab, aber immer wieder führt es Goethe zu seinem Helden zurück. „Er schien,“ bemerkt Eckermann, „über Byron unerschöpflich“. Am nächsten Tage sehen wir ihn nach langem, langem Zwischenraum wieder über dem Faust sitzen. Das war auch früher dann und wann einmal geschehen, aber es hatte keine Folge. Höchstens, daß er einen „Plan“ zustande brachte. Diesmal ist es anders. Die Dichtung rückt nach mehr als zwanzigjähriger Stockung vor. Und an welcher Stelle spinnt er den Faden weiter? Am Schlußakt.

*) Byron hatte seine einflußreiche Stellung sogleich benützt, um die Türken zu einer menschlicheren Kriegführung zu veranlassen.

Von Fausts Tod geht er über zur Grablegung und Himmelfahrt. Es ist offenbar: indem er Faust zu Grabe trägt, trägt er den englischen Liebling zu Grabe. Das mußte jetzt aus warmem Herzen fließen.

Nachdem er im Bilde Faustens dem Briten Ruhe und himmlische Seligkeit gesichert, konnte er sich seinen letzten Lebensschicksalen zuwenden. Diese griffen noch kräftiger in das Wachstum der andern 1801 liegen gebliebenen Partie, der „Helena" ein. Er hatte mehr als eine Skizze für ihren Abschluß ausgedacht. Eine Fassung kennen wir. Faust vermählt sich wie in dem ausgeführten Drama mit Helena. „Ein Sohn entspringt aus dieser Verbindung, der, sobald er auf die Welt kommt, tanzt, singt und mit Fechterstreichen die Luft teilt. . . . Der immer zunehmende Knabe macht der Mutter viel Freude. Es ist ihm alles erlaubt, nur verboten, über einen gewissen Bach zu gehen. Eines Festtags aber hört er drüben Musik und sieht die Landleute und Soldaten tanzen. Er überschreitet die Linie, mischt sich unter sie und kriegt Händel, verwundet viele, wird aber zuletzt durch ein geweihtes Schwert erschlagen." Dieser Abschluß war, um Goethes Worte zu gebrauchen, auch recht gut; aber was war er ihm, was insbesondere Euphorion? Ein Phantasiegebilde, das sein Gemüt nicht in lebhaftere Schwingungen versetzte. Da „brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich ließ gern alles Übrige fahren" (zu Eckermann 5. Juli 1827).

In Byron konnte er ein Doppeltes sehen: einen mit Helena vermählten Faust, der den Peloponnes, die Heimat seiner Gattin, gegen Barbarei verteidigt, und wiederum ihren gemeinsamen Abkömmling, der weder nur antik noch nur modern, sondern beides in anziehendster Mischung war, eine eigenartige Neubildung. Dabei ein echter Sohn Fausts, aber an Tatenlust ihm überlegen, unruhig, hochstrebend, von dem Erreichten ewig unbefriedigt. „Immer höher muß ich steigen, immer weiter muß ich schaun." Damit bekam der zweite Teil des Helenaaktes das Lebensblut, das ihm bisher gefehlt hatte. Die kriegerischen Ereignisse hielten ferner

während der Arbeit Goethes Auge fortgesetzt auf den Peloponnes gerichtet, und er vertiefte sich an der Hand zahlreicher Reisewerke in jene südlichen Täler und Klüfte, daß er in ihnen so heimisch wurde wie nur im Vaterlande, und es ihm so werden konnte, als ob er selber in „Europens letztem Bergast“ als Gatte Helenas und Herr des Landes wohnte. Um dieser Vertiefung in die Landschaft willen unterbrach er die Arbeit, die er am 14. März begonnen, am 5. April auf mehrere Monate; dann hielten das Jubiläum Karl Augusts und das eigene ihn auf, bis er im Februar des nächsten Jahres (1826) von neuem an das Werk ging und in beständigem Zuge bis zum 6. Juni den Helenaakt beendigte. Den letzten Gesängen gab noch der Fall Missolunghis (22. April), bei dem mit den Griechen „blutend alles Volk in West-Europa verstummte“, den ergreifenden, elegischen Ton.

Er meldete die Vollendung des Aktes Wilhelm von Humboldt und Sulpiz Boisserée und fügte hinzu: „Es ist eine meiner ältesten Konzeptionen . . . ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine vollen dreitausend Jahre spielt von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi.“

Er übergab die Helena als „klassisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zu Faust“ im vierten Bande der letzten Ausgabe seiner Werke sogleich der Öffentlichkeit. Das geschah Ostern 1827.

Das glückliche Gelingen des wundersamen, gedankentiefen und in den kunstvollsten Rhythmen prangenden Mittelstückes des Faust versetzte ihn in eine hochgehobene Stimmung. Indem er Boisserée diese Stimmung verrät, fühlt er das Bedürfnis, sie zu erklären: „Verzeihen Sie, mein Bester, wenn ich Ihnen exaltiert scheine, aber da mich Gott und seine Natur so viele Jahre mir selbst gelassen haben, so weiß ich nichts Besseres zu tun, als meine dankbare Anerkennung durch jugendliche Tätigkeit auszudrücken. Ich will des mir gegönnten Glücks, solange es mir auch gewährt sein mag, mich würdig erzeigen, und ich verwende

Tag und Nacht auf Denken und Tun, wie und damit es möglich sei."

Diese Exaltation kam dem weiteren Fortschritt außerordentlich zugute. Wenn Goethe bisher immer eines Erlebnisses bedurft hatte, das seine dichterischen Konzeptionen aus dem Seelengrunde, in dem sie ruhten, emporhob, so bildete jetzt die Begeisterung des beglückenden Schaffens, der Rausch, in den ihn ebensowohl die Idee des Ganzen selbst als das selige Vorgefühl der Vollendung versetzten, den in den schöpferischen Äther tragenden Ballon. Zum erstenmal in seinem Leben vermochte er die Poesie zu kommandieren, brauchte er nicht nachtwandlerisch den „unbewußten Trieb" abzuwarten. Man kann dies als ein Steigen oder Sinken betrachten, in jedem Fall war es ein unendlicher Vorteil für den Faust. Ihm selbst kam diese neue Art seines Dichtens sehr merkwürdig vor, und er äußerte sich darüber nach Beendigung seines Werkes mit den Worten: „Durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studiert zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Produktion erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden" (an Wilhelm von Humboldt 1. Dezember 1831).

An der Sonne dieser Verzückung, mit der sich scharfe Überlegung friedlich vertrug, reifte der Faust, der von nun an in den Tagebüchern als Hauptgeschäft, Hauptwerk, Hauptzweck bezeichnet wird, so rasch als es bei dem hohen Alter des Dichters und anderen ihn hemmenden Umständen möglich war. Er arbeitete von der Helena aus zunächst nach vorn. Vom März 1827 bis Februar 1828 entstanden die einleitenden Szenen des zweiten Aktes und der größere Teil des ersten. Das, was er vom ersten fertig hatte (Fausts Wiedergeburt, Erscheinen bei Hofe, Mummenschanz und Beginn der Lustgartenszene), veröffentlichte er Ostern 1828. Zum vierten Mal ein Stück von dem Stück — die Prophe-

zeiung Karl Augusts schien sich zu erfüllen. Er selbst aber verpflichtete sich schelmisch vor dem Publikum durch die Schlußbemerkung: „Ist fortzusetzen". Die Herbst- und Winteranfänge der Jahre 1828 und 1829 bringen die Szenen zu Tage, die auf die klassische Walpurgisnacht vorbereiten. Diese selbst mit ihren fünfzehnhundert Versen wird in raschem Gedeihen von Januar bis Ende Juni 1830 erledigt. Jetzt fehlte nur noch der Schlußstein an dem mächtigen Gewölbe: der vierte Akt. Er drohte dem Werkmeister aus der Hand zu fallen. Einige Monate hatte der Greis, um in seiner Weise auszuruhen, sich anderen Arbeiten zugewandt. Da kam die lähmende Nachricht vom Tode Augusts und bald darauf der furchtbare Blutsturz (26. November). Aber kaum meldet sich das Leben zurück, so lesen wir schon unter dem 2. Dezember in seinem Tagebuch die tröstliche Notiz: „Nachts an Faust gedacht und einiges gefördert."

Im neuen Jahre geht es lebhafter vorwärts, und am 22. Juli 1831 erscheint der bedeutungsvolle Vermerk: „Das Hauptgeschäft zustande gebracht." Neben dem vierten Akt war endlich auch die bisher widerstrebende erste Szene zum fünften Akt (Philemon und Baucis) bezwungen, und so das ganze große Werk bis auf den letzten Vers fertig.

Man möchte glauben, der Dichter hätte, um die Ungeduld des Publikums und die Bitten seiner Freunde zu befriedigen, und um selber am Beifall der Besten und Nächsten, der ihm sicher war, in seinen letzten Lebenstagen sich zu laben, das Neugeschaffene sogleich veröffentlicht. Aber weit gefehlt. Die Bruchstücke hatte er preisgegeben. Das Ganze war ihm heilig. Mehr als der Beifall ihn erfreut, hätte der Tadel, der Mißverstand, ein plumpes Betasten seines Heiligtums ihn verstimmt. Der Tag, erklärte er, sei so absurd und konfus, und er wolle seine Bemühungen um das seltsame Gebäu nicht vom Dünenschutt der Stunden überschütten lassen (an Wilhelm von Humboldt 17. März 1832).

So hielt er das Werk zurück und ergötzte sich lieber wie in früher Jugendzeit heimlich für sich an dem Geschaffenen. Um aber zugleich sich selbst zu hüten vor jeder Versuchung, wieder

aufzulösen, umzugießen und neu zu schmieden, siegelte er das Ganze ein. Doch die Vorsichtsmaßregel half nichts. Zehn Wochen vor seinem Tode befreite er das Manuskript aus der Gefangenschaft, um es wenigstens seiner Schwiegertochter vorzulesen. Dabei ergab sich „neue Aufregung zu Faust in Rücksicht größerer Ausführung der Hauptmotive, die ich, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt hatte“ (Tagebuch 24. Januar 1832). „Und wenn er nicht gestorben wäre“ . . . . so könnten wir mit dem Märchen die Geschichte von dem märchenhaften Werke schließen.

Mehr als sechs Jahrzehnte hatten an ihm gearbeitet. Das Straßburger Münster und das Sesenheimer Pfarrhaus, die Frankfurter Mansardenstube und die Wetzlarer Wiesen, die Offenbacher Gärten und die Schweizer Alpen, die Villa Borghese und die Sixtinische Kapelle, die weimarisch-jenaischen Täler und Berge, der Thüringer Wald und tausend andere Plätze und Winkel, viele der geliebtesten Freunde, weltbewegende Ereignisse hatten seinem Aufbau bald als Beschauer, bald als Gehilfen zugesehen; es war aus dem alten römischen Reich, das es noch verspotten konnte, in den neuen deutschen Bund hineingewachsen, es war bei der ersten französischen Revolution schon alt und bei der zweiten noch nicht vollendet.

Und so glich es am Ende jenen großen mittelalterlichen Domen, an denen ganze Zeitalter sich abgemüht, die romanisch begonnen, gotisch weitergebaut, von der Renaissance und dem Barock ihre letzten Zieraten und Anbauten erhielten, deren edles Innenwerk bald in Halbdunkel sich hüllt, bald in magisch buntem Lichte erglänzt, und die auf dunkler, gewundener Treppe uns zu hohen Türmen führen, von denen wir das heitere Tageslicht schauen und sich unser Blick in unendliche Fernen verliert.

Faust ist eine wirkliche Persönlichkeit gewesen, vielleicht ein Schwabe aus Knittlingen in der Nähe von Bretten, der Heimat Melanchthons, dessen Zeitgenosse er war und der uns von ihm die

relativ zuverlässigste Nachricht hinterlassen hat. Ein seltsamer Kauz, ein Mittelding zwischen einem argen Schwindler und Prahler auf der einen Seite und einem jener genialen Naturphilosophen wie Theophrastus Paracelsus oder Agrippa von Nettesheim andererseits. Aber seine Zeit glaubte an solche Zauberer und Magier und interessierte sich für sie, und so erschien schon vierzig oder fünfzig Jahre nach seinem Tode das erste Faustbuch, die Historia von Doktor Johann Fausten, dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler, gedruckt zu Frankfurt a. M. durch Johann Spies im Jahre 1587. Und kaum ist dieses Volksbuch da, so bemächtigt sich auch alsbald ein Dramatiker des Stoffs: der Engländer Marlowe, ein Vorläufer Shakespeares, schreibt 1589 die erste Fausttragödie. Sie ist Wurzel und Vorbild für alle späteren Faustdramen, ist selbst in allerlei Wandlungen auf die deutsche Volksbühne gekommen und hier bald zum Puppenspiel geworden. In dieser Form hat sie Goethe zum erstenmal kennen gelernt.

Was war es nun, was unserem deutschen und dem stammverwandten englischen Volk die Figur des Doktor Faust so interessant erscheinen ließ, daß es ihn mit einem wahren Kranz von Sagen umwoben und zum gern gesehenen Helden von Volksbüchern und Dramen gemacht hat? Im sechzehnten Jahrhundert hat Faust gelebt, ist er der „weitbeschreite“ geworden, dort müssen also auch die Motive für die Fausttragödie zu finden sein.

Von zwei mächtigen Tendenzen ist jenes Jahrhundert bewegt und erfüllt gewesen, Renaissance und Reformation waren die beiden großen Mächte der Zeit. Im Volksbuch steht die Beziehung zu der religiösen Bewegung des Jahrhunderts im Vordergrund. Faust erinnert an Luther, Wittenberg wird auch ihm als Aufenthaltsort angewiesen. Dort hat er es mit dem Teufel zu tun — nur im umgekehrten Sinn wie Luther. Während dieser auf der Wartburg dem Teufel abwehrend das Tintenfaß entgegenwirft und sich nicht fürchtet, wenn auch die Welt voll Teufel wär', zitiert ihn Faust in seine Zelle, um mit ihm zu paktieren. Er unterliegt ihm, Luther wird mit ihm fertig. Und noch ein zweiter Gegensatz: Faust ist

Magier. Solch ein antichristlicher Magier war schon den Aposteln Petrus und Johannes entgegengestellt worden in Simon Magus, von dem uns die Apostelgeschichte (Kap. 8) erzählt. Zu diesem heidnisch-neuplatonischen Magiertum hat dann das mittelalterliche Christentum die göttliche Magie des Sakraments in Gegensatz gebracht. Luther dagegen ist radikaler, er verwirft alle Magie als teuflisch; wer sich der Magie ergibt, ist verloren, ist dem Teufel verfallen; darum gibt es im sechzehnten Jahrhundert für Faust keine Rettung.

Nun kommt aber auch hier schon die andere Seite. Es ist eine gärende, stürmische, eine gewaltig ringende und gewaltsam sich auflehnende Zeit, in der ein mächtiger Sturm und Drang die Welt durchbraust. Auch Luther hat etwas davon, hat etwas Dämonisches in sich. Aber während er sich Maß und Ziel auferlegt und seine Vernunft in die Schranken der Bibel einengt, sind andere maß- und ziellos, wollen volle Befriedigung für ihre Vernunft durch ihre Vernunft, wollen alles wissen und suchen in ungeduldiger Hast nach einem Zauberschlüssel, der ihnen das Innere der Natur erschließt. So Faust; und daher tritt er schon im ältesten Volksbuch als Vertreter solchen Wissensdranges vor uns, wenn es von ihm heißt: „er name an sich Adlersflügel, wollte alle Gründ' am Himmel und auf Erden erforschen." Daher begehrt er vom Teufel Aufschluß über theologische, aber auch über naturwissenschaftliche Dinge, der Doctor theologiae wird zum Doctor medicinae et rerum naturalium, zum Astrologen und Astronomen, zum Mathematikus und Naturphilosophen. Es ist das sich Losringen und Loslösen von der Theologie und Kirche, das Weltwissen, das dem Luthertum bald ebenso fatal war wie der mittelalterlichen Kirche. Und nun denke man an Hutten und Reuchlin, an Kopernikus und Kepler, an Giordano Bruno und Campanella und vergesse nicht, daß im Zeitalter der Renaissance auch Amerika entdeckt worden ist. Mit diesem Ringen um das Wissen verband sich aber zugleich auch eine Mystik, die nicht nur religiös sich unmittelbar mit der Gottheit einigen, sondern in wieder-

gewonnener Naturfreudigkeit auch philosophisch ins Innere der Natur eindringen und sie von innen heraus erfassen will und in ihrem Wesen sich der Magie ebenso verwandt zeigt, wie sie in ihrer Ungeduld Hilfe von ihr erwartet und Hilfe bei ihr sucht. Daneben steht dann weiter auch hier schon, bei Marlowe sogar fast ausschließlich, das Verlangen nach Macht, der Wunsch alles zu können, wie ja auch für den englischen Renaissancephilosophen Bacon Wissen Macht war. Und zu dem alles Wissen und alles Können tritt als Drittes das alles Genießenwollen oder, wie es im Faustbuch heißt: „ein epikurisch Leben führen". Der Wille zu wissen, der Wille zur Macht und der Wille sich auszuleben — das sind also die drei großen Tendenzen des sechzehnten Jahrhunderts. Und endlich noch etwas: schon im Volksbuch zitiert Faust Alexander den Großen und Helena, die Vertreter der griechischen Welt. Sie werden aus der Vergessenheit des Todes ins Leben zurückgerufen, wie eben damals die schönen griechischen Götterbilder, aus ihren unterirdischen Verstecken hervorgeholt, eine wahre Wiederauferstehung feierten. So verknüpft sich die Neubelebung des klassischen Altertums und der daran sich entzündende Schönheitsdrang dieser dem Mittelalter entwachsenen Menschen mit dem Wissensdrang und dem Lebensdrang der Zeit. Alle diese Tendenzen und Motive sind eingegangen in die Sage vom Doktor Faust.

Mit jener Zeit nun hat die Epoche des jungen Goethe die allernächste Verwandtschaft. Auch sie war eine Zeit der Gärung, voll titanenhaften Trotzes und prometheischer Ungeduld, voll Drang nach Selbstmacht und Selbstherrlichkeit, erfüllt vom Willen zu leben, erfüllt von Sehnsucht nach der Natur, nur daß an die Stelle des Naturwissens zunächst das Naturgefühl tritt im Sinne Rousseaus und mit den Gedanken Spinozas; und endlich auch sie der klassischen Bildung Schritt für Schritt wieder näher rückend, bis es im Neuhumanismus zu einer neuen, höheren und volleren Erfassung des klassischen Ideals kommt.

So mußte im achtzehnten Jahrhundert der alte Fauststoff aufs neue interessieren und locken und zum Gefäß werden, in dem

diese Strömungen der Zeit aufgenommen und gestaltet werden konnten. Und so griff, neben Lessing, fast mit innerer Notwendigkeit auch Goethe darnach — als der größte Sohn seines Jahrhunderts, als der kühnste Vorkämpfer dieses neuen Sturmes und Dranges. Aber es war eben doch eine andere Zeit als die, in der Faust gelebt hatte und zum Helden der Sage und des Dramas geworden war. Daher mußte auch die Fausttragödie des achtzehnten Jahrhunderts eine andere werden; und vor allem — vollendet hat sie Goethe nicht im achtzehnten, sondern erst im neunzehnten Jahrhundert. In diesem beiden liegt, so könnte man fast sagen, das ganze Problem des Goetheschen Faust beschlossen, das sich nun vor uns aufrollen soll. Es führt das noch einmal zurück auf die Entstehungsgeschichte und erinnert uns daran, daß der „Faust“ in drei Schichten vor die Öffentlichkeit getreten ist: zum erstenmal 1790 in den gesammelten Werken als Fragment; das zweitemal 1808 der erste Teil so, wie uns dieser heute vorliegt; und endlich das Ganze nach Goethes Tod 1832 in seiner vollendeten Gestalt — zusammen mit jenem ersten nun auch der größere zweite Teil. Diese Schichtenfolge wollen wir unserer Darstellung zu Grunde legen. Wir reden also zunächst von dem **Fragment von 1790.**

Es bestand der Reihe nach aus folgenden sechzehn Szenen: 1. Monolog Fausts, Beschwörung des Erdgeists, Gespräch mit Famulus Wagner. Nun eine große Lücke und dann 2. Faust und Mephistopheles von den Worten an: „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen,“ also sozusagen mitten im Satz beginnend; im Anschluß daran die Schülerszene. 3. Auerbachs Keller in Leipzig. 4. Hexenküche. 5. Straße. Faust. Margarete vorübergehend. Mephistopheles. 6. In Margaretens Zimmer. 7. Spaziergang: Faust und Mephistopheles. 8. Der Nachbarin Haus. 9. Straße. Faust und Mephistopheles. 10. Garten und Gartenhäuschen. 11. Gretchen am Spinnrad. 12. Marthens Garten — Glaubensbekenntnis Fausts. 13. Am Brunnen. 14. Wald und Höhle. 15. Zwinger: Ach neige! 16. Dom:

Gretchen und der böse Geist. Damit schließt das Fragment, während schon der Urfaust die Gretchentragödie durch die Kerkerszene — aber in Prosa! — zu Ende geführt hatte.

Mit einem großen Monolog Fausts beginnt also, wie bei Marlowe, das Drama. Er enthält die Exposition, stellt Faust dar in der Lage und Stimmung, aus der heraus der Schritt zum Ungewöhnlichen und Übermenschlichen getan und damit die ganze Tragik seines Lebens erst verständlich wird. Schon in den ältesten Gestaltungen des Stoffes haben wir, wie erwähnt, verschiedene Motive, warum sich Faust dem Teufel übergibt — den Wissensdrang, den Wunsch alles zu wissen, und den Lebensdrang, das Verlangen alles zu können und alles zu haben und alles zu genießen. Auch bei Goethe hat der Wissensdrang das erste Wort. Alles Wissens und aller Weisheit voll ist Faust, die vier Fakultätswissenschaften hat er durchaus studiert, gescheiter ist er als alle die Laffen, ihn plagen keine Skrupel noch Zweifel. Aber befriedigt, glücklich gemacht hat ihn dieses Wissen nicht. Darum hat er sich der Magie ergeben, ob ihm durch Geistes Kraft und Mund nicht manch Geheimnis würde kund, daß er erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, schau' alle Wirkenskraft und Samen und tu' nicht mehr in Worten kramen. So spricht der Gelehrte. Die Ungeduld des Wissens ist es, die alle Vermittlung überspringen und direkt in das Innerste der Welt eindringen möchte; schauen will er, wie ja Goethe selbst ein solcher Mann des anschauenden Denkens war: dafür ist die Magie Ausdruck und Symbol. Aber schon klingt auch noch etwas anderes an, der Drang des Wirkens: „bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren," und die Unbefriedigung mit dem ganzen äußeren Dasein: „auch hab' ich weder Gut noch Geld, noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt." Und gerade darauf folgt das ingrimmige: „es möchte kein Hund so länger leben!" Bitterkeit, verbissenster Ingrimm — das also ist die Stimmung, freudlos, öd und leer — so sieht es im Innern dieses gelehrten und angesehenen Universitätsprofessors aus.

Da plötzlich ein anderer, vollerer Ton, anhebend mit den Worten: „O sähst du, voller Mondenschein, zum letztenmal auf meine Pein!" Nicht öd und leer mehr, nein sehnsuchtsvoll, fast hoffnungsvoll klingt es nun, weich, fast sentimental, so daß man an Ossian und die Wertherstimmung erinnert wird. Und auch der Inhalt der Nichtbefriedigung ist ein anderer. Nicht mehr alles wissen will er, sondern die Unnatur seines Gelehrtendaseins, seiner ganzen Existenz ist es, worüber er klagt. Was ich weiß, befriedigt mich nicht, sagte Faust der Gelehrte; das Wissen und Forschen selbst befriedigt mich nicht, sagt dieser Faust. Und darum auch schon äußerlich ein anderer Ton und Stil: dort grimmig und verbissen, darum alles knapp und trocken und schwunglos, hier leidenschaftlich erglühend, darum weich und poetisch und elegisch, dort, wenn man es philosophisch ausdrücken dürfte, alles negativ, hier ganz positiv.

Und daher jetzt auch eine andere Motivierung für den Entschluß, sich der Magie zu ergeben. Nicht oder kaum mehr um eine Fortsetzung und Erweiterung des Wissens ist es ihm zu tun, sondern weg mit allem Wissen und Forschen! Denn Wissen ist Wort, Rauch und Moder, Tiergeripp und Totenbein; was Faust jetzt sucht, ist dagegen Wonne, ist junges, heiliges Lebensglück, ist Mut und Kraft, Wagen und Tragen, ist Befriedigung von Sinn und Gefühl, von Nerv und Adern, von Herz und Brust, ist also mit einem Wort Leben — nicht Wissen allein, auch Fühlen, Fühlen mit Sinn und Herz, nicht Wissen allein, auch Wollen und Handeln, auch Genuß und Tat. Weg also mit der Unnatur des einseitigen Gelehrtendaseins! Natur, Natur! das ruft der Faust, der Mensch, ein ganzer und voller Mensch sein möchte.

Man hat an diesen zwei Stimmungen, zwei Motiven, zwei Stilen Anstoß genommen. Mit völligem Unrecht. In dem Augenblick, wo Faust als Gelehrter Schiffbruch leidet, kommt der Mensch zu Wort; der grimmigen, bitteren Anfangsstimmung folgt die weiche, glühende, sehnsüchtige Grundstimmung, und während sich jene in knappen Worten ausspricht, strömt in dieser der Fluß der Rede breit und in poetischem Bilderschwung dahin. Der Gelehrte ist sich nur

des einen Triebs bewußt, in Faust aber wohnen von Anfang an zwei Seelen. War es bei Goethe anders? Der Professor wird Mensch: ist das undenkbar? Dazu kommt noch etwas Allgemeineres. Der Faust, der sich aus Wissensdrang der Magie ergibt, ist zunächst ein Sohn des sechzehnten Jahrhunderts; die eine Seele in Goethe fühlt sich mit ihm durchaus wesensverwandt. Der Faust, der das Lebensganze sucht und will, ist zugleich auch der Faust des achtzehnten Jahrhunderts mit seiner Wertherstimmung und seinem Rousseauschen Naturdrang; mit ihm ist Goethe durchaus wesenseins. Jener erste ist somit nur das Schwungbrett, mit dessen Hilfe sich Goethe zu der Höhe des zweiten emporschwingt, um vom sechzehnten in das achtzehnte Jahrhundert, von Faust und von der Welt der Renaissance ganz nur zu sich selber und zu seiner Welt des Sturms und Drangs zu gelangen. So ist der Monolog durchaus aus einem Guß, auch wenn zwei Stimmungen darin aufeinander folgen; sie schließen sich ja nicht aus, sondern fordern und motivieren, ergänzen und erklären sich, und finden in dem, was man Mystik nennen könnte, das Band, das sie zur Einheit in eines Menschen Brust zusammenknüpft.

Und nun die Ausführung des Entschlusses, sich der Magie zu ergeben. Erst das Zeichen des Makrokosmus, des Alls, des Ganzen mit seinen drei Teilen, der göttlichen, der Sternenwelt und der sublunarischen Region unseres Planeten, das Zeichen der wirkenden Natur, der natura naturans Spinozas, wo alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt, wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen, vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch all' das All durchklingen. „Aber ach! ein Schauspiel nur!" Warum? „Bin ich ein Gott?" hat er bei diesem Anblick zuerst gefragt; denn wirklich, dieses Ganze ist, wie er später erfährt, nur für einen Gott gemacht; vom Menschen aber ist es nur im Bild und Zeichen, als Schauspiel zu fassen, für ihn ist es nur Sache der Betrachtung, allenfalls befriedigend für den, der sich mit dem Wissen begnügen und bei dem Wissen beruhigen könnte. Der Gelehrte Faust hätte sich vielleicht damit zufrieden

geben können, der Mensch, der in ihm erwacht ist, kann es nicht mehr.

Unwillig wendet er sich daher ab und schlägt das Zeichen des Erdgeists auf. „Du Geist der Erde bist mir näher!“ Um diesen Übergang vom Makrokosmus zum Erdgeist zu verstehen, erinnern wir uns an die allerdings etwas später entstandenen Verse in den „Grenzen der Menschheit“:

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.
Steht er mit festen,
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde —

nun nimmt das Gedicht eine resignierte Wendung; Faust aber resigniert nicht. „Du mußt! Du mußt! und kostet' es mein Leben!“ ruft er in titanischem Wagemut und prometheischem Erkühnen, und so erscheint ihm der Erdgeist. Nicht das All und nicht das Ganze, nicht Himmel und nicht Hölle, nicht ein oberes oder unteres Jenseits, sondern die Erde, die wohlgegründete dauernde Erde ist der Ort, wo Faust Befriedigung hofft und sucht. Das ist der durch und durch diesseitige Geist des modernen Menschen, und es ist der spinozistische Standpunkt der Immanenz, auf den Goethe sich um jene Zeit für immer gestellt hat. Auch die Erde ist Gottes. Und zwar ist dieser Geist zunächst der personifizierte Inbegriff des Naturlebens, der Natur- und Lebenskraft auf dieser Erde, also auch der menschlichen Natur und ihrer sinnlichen Seite. Wenn er aber von sich sagt, daß er auch „im Tatensturm“ am sausenden

Webstuhl der Zeit schaffe und wirke, und wenn ihn Goethe den „Welt- und Tatengenius“ nennt, so liegt darin doch noch ein anderes Höheres: das Menschenleben, die Geschichte, die Welt der Tat und des Handelns mit ihren Leidenschaften und Stürmen gehört auch zu seinem Reich. Dem Naturdrang gesellt sich in Faust der Tatendrang, und beides ist verkörpert im Erdgeist, aber jener steht einstweilen noch im Vordergrund.

Das Ganze der Natur, das Ganze des Menschenlebens — leibhaftig tritt es vor Faust hin, und nun: „Weh, ich ertrag dich nicht!“ Doch nur einen Augenblick faßt diesen Übermenschen ein erbärmlich Grauen, dann rafft er sich zusammen und ruft: „Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!“ Aber von dieser stolzen Höhe stürzt ihn die Antwort des Geistes herab: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!“ „Nicht dir! wem denn?“ so fragen auch wir mit Faust. Dem Erdgeist soll der festen Fußes auf die wohlgegründete dauernde Erde sich stellende Mensch nicht gleichen? Warum denn nicht? Nicht ihm, wem denn? Freilich gleicht er ihm, der Sohn der Erde dem Geist der Erde. Aber dennoch ist er nicht seinesgleichen; denn er ist nur ein Teil, wo jener doch wieder ein Ganzes ist, ist klein, wo jener groß, beschränkt, wo jener relativ schrankenlos ist. Hier liegt zugleich auf seiten Fausts die Schuld und die Tragik des Endlichen: die Schuld, daß und wenn der Mensch ein Übermensch sein will und sich vermißt, es dem Unendlichen gleichzutun, die Tragik, wenn er erkennen muß, daß er nicht das Ganze und kein Unendliches sei. Faust hat den Erdgeist mächtig angezogen, weil sein Streben nach diesem Ganzen ein Natürliches und Berechtigtes ist, aber er hat ihn nicht begriffen, weil er endlich ist. Mit dieser Erkenntnis, diesem Bescheid, dieser Vernichtung seiner höchsten Hoffnungen und Wünsche endet die Erscheinung des Erdgeists, und Famulus Wagner tritt ein.

Er, das Gegenbild Fausts, der trockene Stubengelehrte und Pedant, der sich wirklich nur des einen Triebes bewußt ist, der auch gern alles wissen möchte, aber wozu?, der Bildungsphilister und schwung- und geistlose Aufklärer nach dem Bilde Nicolais,

schal, eitel, leer und doch in seinem ehrfurchtsvollen Aufschauen zu Faust, in seiner satten Selbstzufriedenheit und Wissenszuversicht harmlos und naiv, so daß er im Gegensatz zu Faust komisch wirkt. Daß im Gespräch mit ihm Faust dem leeren Wissen Herz und Gefühl, dem Toten das Lebendige, dem Künstlichen das Natürliche entgegenstellt, ist daher in diesem Augenblick ganz an seinem Platz. Aber so recht er damit hat: wie im Monolog wird er auch hier wieder bitter und pessimistisch und zeigt sich noch hoffnungsloser als zuvor. Namentlich über die Geschichte fallen harte Worte, ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer ist sie ihm, und die Menschen immer dieselben, die wenigen, die ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt. So ungefähr hat später auch Schopenhauer über sie geurteilt; und wenn wir an den Kampf Nietzsches gegen den Historismus unserer Tage denken, so sehen wir, wie allerdings die schaffenden Geister in dem „kritischen Bestreben" des Historikers, zu den Quellen zu steigen, immer etwas wie Hemmung und Fessel empfinden müssen. In diesem Sinn erklärt sich Goethes Abneigung gegen die Geschichte.

Damit schließt die erste Szene; und nun treffen wir im Fragment von 1790 Faust wieder — im Gespräch mit Mephistopheles. Wer ist dieser *Mephistopheles* und wo kommt er her? Es ist der Teufel — er sagt es uns ja gleich in dieser ersten Szene selbst. Und es ist auch so einfach. Mit dem Erdgeist war es nichts, tragisch endigte dieser Versuch, in der Verzweiflung und pessimistischen Verbitterung darüber zitiert Faust den Teufel und übergibt sich ihm. Allein hier kommen Schwierigkeiten. Schon vor dem Eintreten Wagners hören wir ein Wort von Faust, das zu einem solchen Verzweiflungsakt nicht stimmen will. „Es wird *mein schönstes Glück* zunichte! Daß diese Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muß!" Mein schönstes Glück! — was soll das heißen im Munde des zusammenstürzenden, kleingewordenen, verzweifelnden Mannes? Damit müssen wir alsbald das vierzehnte Stück des Fragments „Wald und Höhle" zusammennehmen. „Erhabener Geist, du gabst mir, gabst mir alles, warum

ich bat. Du hast mir nicht umsonst dein Angesicht im Feuer zugewendet," so redet Faust jetzt von jener Erscheinung des Erdgeists; und so fährt er auch fort. Aber dann: „Du gabst zu dieser Wonne, die mich den Göttern nah' und näher bringt, mir den Gefährten." Also auch hier: zu dieser Wonne; aber dazu das Neue: du gabst mir den Mephistopheles, der also — kein Teufel, sondern ein Bote, ein Sendling des Erdgeists ist. Und so hat man es denn durchzuführen versucht, daß in der ganzen alten Dichtung, höchstens die Hexenküche ausgenommen, Mephistopheles ein irdischer Dämon, einer jener koboldartigen Elementargeister sei, wie sie dem Erdgeist zur Verfügung stehen, nicht aber ein Geist der Hölle und des Bösen, nicht der Teufel, wie ihn die Volkssage glaubt oder eine höhere Auffassung sinnbildlich nimmt. Allein diese Deutung, so vielfachen Beifall sie gefunden hat, scheitert zunächst schon an dem Stoff, für den von Anfang an der Bund mit dem Teufel ganz unerläßlich, geradezu das Wesentliche ist. Und bei Goethe selbst sprechen eine Reihe von Stellen dagegen, die sich gerade auch in der ältesten Fassung, im Urfaust: in der Schülerszene, in Auerbachs Keller, in der Gretchentragödie, finden, wo ausdrücklich vom Teufel und von der Hölle die Rede ist. Nur die Prosaszene „Trüber Tag. Feld" weicht scheinbar davon ab. Hier klingt es in der Tat so, als sei Mephisto ein Sendling des Erdgeists. Aber wenn Goethe in dieser frühen Zeit einmal diese Absicht gehabt haben sollte — es ist übrigens auch eine andere Deutung möglich —, so hat er sie jedenfalls alsbald wieder fallen lassen. Dagegen ist mit unserer Auffassung von der teuflischen Natur des Mephistopheles jene vierzehnte Szene „Wald und Höhle", wenigstens in ihrem ersten Teil, nicht zu vereinigen. Sie hat Goethe in Italien gedichtet, und da schreibt er am 1. März 1788: „Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst war der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben: ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden

zu haben." Er glaubt den Faden wiedergefunden zu haben und hat ihn in der ja auch in Italien geschriebenen Hexenküche wirklich gefunden. Dagegen in diesem Monologe nicht. Da kommt ein Fremdes herein, das sieht man schon an der hoheitsvollen Stilisierung der reimlosen Jamben und sieht es an der erst dem Goethe der italienischen Reise geläufig gewordenen Naturauffassung; und so erscheint denn auch Mephistopheles hier anders als sonst, wirklich als vom Erdgeist gesendet; und überdies erfahren wir, daß ihm — ihm, d. h. Goethe, nicht Faust — dort in Italien der Erdgeist alles gegeben habe, um was er ihn bat, recht im Gegensatz zu Faust, dem er nicht alles, geradezu das nicht gegeben hat, um was er gebeten. Daß dieses Stück mit seiner klassischen Färbung ein Fremdling ist in der nordischen Komposition des Faust, das zeigt sich endlich auch noch deutlich daran, daß es wie ein Fremdling wandern mußte. Im Fragment von 1790 steht es hinter der Szene am Brunnen, Gretchen ist also schon gefallen. Wozu aber dann noch die Kuppelei des Mephistopheles im zweiten Teil des Stücks? In der Ausgabe von 1808 scheint es dagegen gleichzeitig gedacht mit dem Lied Gretchens am Spinnrad vor der Verführung und dem Fall da paßt es besser, aber doch auch nur teilweise; und so bleibt die Szene, vor allem aber der Monolog, womit sie einsetzt, sprachlich und inhaltlich ein Fremdling, der nirgends recht heimisch werden kann.

Nun aber jene Worte Fausts beim Eintreten Wagners nach der Enttäuschung mit dem Erdgeist, geben sie nicht dennoch jener anderen Deutung recht? Ja, wenn sie ursprünglich so gelautet hätten! Im Urfaust aber lesen wir: „Nun werd' ich tiefer tief zu nichte, daß diese Fülle der Gesichte der trockne Schwärmer stören muß." Die Fülle der Gesichte bleibt — das entspricht ja den Tatsachen; mein schönstes Glück aber und damit der Stein des Anstoßes ist verschwunden, Faust ist durch jene Fülle der Gesichte vernichtet, und statt daß er sich erholen kann, kommt Wagner und macht ihn vollends ganz zu nichte, indem er ihn an seine unerträgliche Existenz erinnert und ihn wieder zurückschleudert in die ganze Nichtigkeit seines Alltagsgelehrtenlebens. So bleibt der alte Plan der Dichtung und

die alte Deutung des Mephistopheles: die Verbindung mit dem Erdgeist ist mißlungen; in der Verzweiflung darüber ergibt sich Faust dem Teufel, und dieser tritt ihm als Mephistopheles zur Seite. Die Szene dagegen, wo Faust sich der Gaben des Erdgeists rühmt und Mephistopheles als Boten und Sendling desselben bezeichnet, ist von jenem Plane abgewichen, der Monolog „Erhabener Geist" ist Ausdruck von Goethes befriedigter Stimmung in Italien, die in den Faust nicht hineinpaßt.

Also Mephistopheles ist der Teufel, freilich nicht der des Volksbuchs und überhaupt nicht der des sechzehnten Jahrhunderts. Im Fragment definiert er sich noch nicht selber, und bezeichnet ihn der Herr noch nicht als den Schalk, der ihm von allen Geistern, die verneinen, am wenigsten zur Last sei. Aber faktisch ist er schon hier dieser Schalk, sogar in doppeltem Sinn ein Schalk: er spielt mit sich, ironisiert sich selber, und er hat Humor. Was Goethe damit gewinnt, ist klar. In einer Zeit, wo man nicht mehr an den Teufel des sechzehnten Jahrhunderts glaubt, darf auch der gescheite, der aufgeklärte Teufel nicht mehr an sich glauben. Was er aber dadurch an Realität verliert, das wächst ihm an Tiefe der Symbolik, an Bedeutung und Bedeutsamkeit zu. Und zugleich die Kunst des Dichters: er spottet sich selber weg und ist doch da; so lassen wir uns den Teufel gefallen! Fürs zweite aber wird dadurch die unheimliche Atmosphäre der Hölle beseitigt oder doch nur für ahnungsvolle Gemüter spürbar, und an ihre Stelle tritt jene behagliche Stimmung des Humors, die es uns begreiflich macht, wie sich Faust diesen unheimlichen Gesellen doch gefallen lassen kann. Auch Faust gewinnt, indem der Teufel humoristisch wird. Und endlich liegt darin der ganze Optimismus Goethes, der bei ihm zusammenhängt mit seiner natürlich persönlichen Milde, die später zu olympischer Ruhe geworden ist, und zusammenhängt mit seiner pantheistischen, auf Spinoza zurückgehenden Betrachtung sub specie aeternitatis, die die Dinge jenseits von gut und böse zu sehen vermag. Das ist die jedenfalls auch berechtigte Auffassung des Bösen, auch berechtigt namentlich dann, wenn die

andere dunklere und tiefere Betrachtungsweise nicht fehlt; und daß diese nicht fehlt, dafür sorgt alsbald die Gretchentragödie.

Später läßt Goethe den Mephistopheles von sich sagen, er sei ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Im Fragment sagt er das noch nicht, aber er ist es; und so erweist er sich Faust gegenüber. Er will ihn zu Grunde richten und wirkt daneben doch auch anders, ganz anders auf ihn: sagen wir es mit einem Wort — pädagogisch. Mephistopheles wird mit seinem hellen, blitzeblanken Verstand der Erzieher Fausts. Was sagt er ihm denn gleich in der ersten Unterhaltung? Lauter Wahrheiten, die er mit seinem „O glaube mir“ einleitet. Er freilich möchte dadurch diesen hohen Geist von seiner aufs Ganze gerichteten, idealen Höhe herabziehen, von seinem Urquell ablenken, daher stellt er dem Schwärmer und Idealisten voller Illusionen die reale Welt in aller ihrer Nacktheit und Wirklichkeit ohne Illusionen, seinem hochfliegenden Drang nach dem Ganzen die Schranken und Grenzen solchen Strebens, dem aufs Höchste gerichteten Sinn die ganze Niedrigkeit und Gemeinheit des Lebens, dem übersinnlichen Geist die in die Tiefe ziehende Macht der Sinnlichkeit mit unerbittlicher Logik vor Augen. „Verstand gegen Vernunft“ sagt Schiller in seiner Kantischen Sprache treffend. Die Wirkung aber kann (muß nicht) eine andere als die von ihm gewollte und erwartete sein — Heilung des krankhaften Idealismus, Anerkennung des guten Rechts auch der realen Seite, und damit Verzicht auf das Überfliegen, allmähliche Unterwerfung unter die Schranken und Grenzen, die dem endlichen Menschen gesteckt sind. Dabei dachte Goethe wohl an Herder und Merck und ihren Einfluß auf ihn. Teuflisch mochten sie ihm oft vorkommen, wenn sie seine Ideale schonungslos verhöhnten und zertrümmerten, aber recht hatten sie doch! So kann der falsche, der teuflische Realismus für Faust eine Schule des gesunden und wahren Realismus werden.

Ein Schüler tritt auf und gibt Mephistopheles in der Maske Fausts Gelegenheit zu jener köstlichen Persiflage der vier Fakultäten und des ganzen damaligen Universitätsunterrichts. Diese Szene recht-

fertigt nachträglich noch im einzelnen den Überdruß Fausts an Philosophie, Juristerei und Medizin und leider auch an Theologie. Der Spott gegen Collegium Logicum und — dieser bedauerlicherweise allzusehr an der Oberfläche bleibend — gegen die Metaphysik, die revolutionäre, Rousseauisch zugespitzte Unterscheidung von geschriebenen und angeborenen Rechten, von welchen letzteren leider nie die Frage ist, das tiefsinnige Wort vom verborgenen Gift der Theologie und das leichtfertige Gerede über den Geist der Medizin ist so köstlich, daß wir die Studentenspässe über Logis und Kosttisch bei Frau Sprizbierlein, wie sie im Urfaust von frischen Leipziger Erinnerungen her noch Aufnahme gefunden, im Fragment gerne vermissen. Diese Szene ist an die Stelle einer großen Disputation getreten, welche Goethe ursprünglich plante und bei der Faust vielleicht Dinge sagen sollte, die ihn, den Freien, in Konflikt bringen mußten mit den orthodoxen Zöpfen der Universität, so daß er sich genötigt gesehen hätte, Stadt und Amt zu verlassen. Jedenfalls erklärt sich daraus das erste Auftreten des Mephistopheles in der Gestalt eines fahrenden Scolasten.

Und nun auf, hinaus ins weite Land! oder weniger pathetisch „Drum frisch! laß alles Sinnen sein, Und grad mit in die Welt hinein!“ „Wir seh'n die kleine, dann die große Welt.“ Zuerst die kleine, oder wie Mephistopheles es für sich formuliert: „Den schlepp' ich durch das wilde Leben, durch flache Unbedeutendheit.“ Flach, unbedeutend sind sie ja, die lustigen Gesellen in Auerbachs Keller, so daß es klar ist, daß sich Faust unter ihnen nicht gefallen kann; und doch ist es für den abgehenden Universitätsprofessor das Nächstliegende, es einmal mit studentischer Fröhlichkeit zu versuchen. Die Szene ist im Geist der alten Faustsage gehalten, das Fließenlassen der verschiedenen Weine eine Zauberposse, die im Urfaust übrigens nicht von Mephistopheles, sondern von Faust selbst aufgeführt wird, wodurch dieser wenigstens nicht ganz zur Passivität verurteilt ist.

Es folgt die Hexenküche. Diese Szene hat Goethe, wie schon erwähnt, 1788 in Rom gedichtet. Es ist merkwürdig, wie er inmitten der klassischen Welt Italiens, in dem Augenblick, wo er die

Iphigenie in fünffüßige Jamben von klassisch-stilisierter Schönheit umgießt, den nordisch-barbarischen Ton so sicher zu treffen weiß: und doch ist es auch wieder natürlich: der Weimarische Hexensabbat, seine ganze Sturm- und Drangzeit liegt hinter ihm und muß ihm gerade hier in Italien besonders toll und sinnlos vorkommen. Zugleich dämmert aber auch bereits auf, was der Faust-Dichtung mehr und mehr verhängnisvoll werden sollte, die Neigung, allerlei literarische, politische und dogmatische Anspielungen einzuflechten, die in der späteren Fassung dieser Szene allerdings noch vermehrt worden sind. Aber wozu innerhalb des Stücks dieser ganze Hokuspokus? Faust soll durch den Zaubertrank der Hexe verjüngt werden, die Sudelköcherei soll ihm dreißig Jahre vom Leib schaffen. Ob das nötig war? Der Faust, der im Monolog so sehnsuchtsvoll zum Mond empor, so heiß begehrlich der Natur zustrebt, hat ein junges Herz und noch jugendliche Sinne. Aber Studieren macht vor der Zeit alt, und mit diesem überstudierten Mann haben wir es nun nicht mehr zu tun: es ist der Mensch, der Jüngling, der Mann, der der sinnlichen Liebe zum Weib in aller Kraft und Glut sich erschließen soll, und das wird symbolisiert durch den Gang zur Hexenküche. „Ist's möglich, ist das Weib so schön?“ fragt er daher vor dem Bild im Zauberspiegel. Das Weib also, nicht Gretchen, nicht Helena, das Ewig-Weibliche zeigt sich ihm hier, aber zunächst nur in seiner sinnlich reizenden, lockenden und verlockenden Gestalt. Der Teufel glaubt ihn damit zu fangen, aber vielleicht dient gerade das Weib, erst Gretchen, dann Helena dazu, ihn vom Teufel loszulösen und so das Ewig-Weibliche in jenem höheren Sinn vorzubereiten, wonach es ihn hinanziehen und erlösen soll. Dann wäre Mephistopheles jetzt schon die Kraft, die stets das Böse will und doch vielleicht das Gute schafft, wäre jetzt schon der betrogene Teufel.

Und nun zu der Gretchentragödie, einer neuen Variation des beliebten Sturm- und Drangthemas von der „Kindermörderin“. Aber was hat Goethe daraus gemacht? Diese Gretchenszenen sind vielleicht das Höchste von Poesie, was jemals von einem Dichter

geschaffen worden ist, ein Unendliches von Schönheit und Zartheit und zugleich so tief tragisch, der Menschheit ganzer Jammer im engsten Rahmen eines kleinbürgerlichen Lebensschicksals. Zunächst wird die Sinnlichkeit Fausts beim Anblick Gretchens entzündet, wie es im Urfaust heißt: „Das ist ein herrlich schönes Kind, die hat was in mir angezünd't." Kaum hat er sie gesehen, so ist er gleich dabei: „Hör, du mußt mir die Dirne schaffen." So hat der Trank gewirkt, er spricht wie der Hans Lüderlich, spricht schon fast wie ein Franzos. Mephistopheles führt ihn in ihr Zimmer, in ihren Dunstkreis, um seinen Appetit noch mehr zu reizen. Aber wie anders wirkt dies Zeichen auf ihn ein! wie schämt er sich seiner sinnlichen Gier, wie gemein kommt er sich damit vor in diesem irdischen Heiligtum voll Unschuld und Reinheit! Doch ebenso natürlich, daß sein Entschluß „Fort! Fort! ich kehre nimmermehr" dem stärkeren Trieb zum Opfer fällt, zumal da sich der Sinnlichkeit das tiefere Gefühl der Liebe alsbald, wenn auch vorerst nur keimartig zuzugesellen beginnt. Und Gretchen, der ahnungsvolle Engel — ihr ist's nach ihrer Heimkehr so schwül, so dumpfig hie, ahnungsvoll singt sie den König in Thule, das Lied von Treue und von Abschied. Da findet sie das Kästchen. „Was Guckguck mag dadrinne sein?" ruft das Kind aus dem Volk, und an seinem Inhalt kann es sich nicht satt genug sehen, denn „nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles! Ach wir Armen!" Ein gut Stück sozialer Frage mit allen ihren furchtbaren, welterschütternden Konsequenzen drängt sich in dieses eine kurze Wort ungesucht und doch in unmittelbar ergreifender Wirkung zusammen. Dagegen hilft auch die Kirche nicht: „Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeschafft, den hat ein Pfaff hinweggerafft"; denn Gretchen denkt ans Geschmeide Tag und Nacht, noch mehr an den, der's ihr gebracht. Und nun die beiden Kuppler, der Teufel und Frau Marthe, die dem Teufel fast noch über ist. Doch wir stutzen, wie kann Gretchen diese Frau zu ihrer Vertrauten machen? Sie durchschaut ja gleich nachher Mephistopheles, warum nicht auch Frau Marthe? „Ach wir Armen" — das erklärt auch diesmal wieder alles: sie

haben ja keine Freiheit, diese Armen, um sich ihre Freunde nach Belieben zu wählen; „Frau Nachbarin“, damit ist in diesem enggebundenen Kreis das Verhältnis gegeben; und der „akkuraten“, frömmelnden Mutter gegenüber ist diese die Nachsichtige und Freundliche, und da ihr das Gesicht gewohnt ist, so nimmt sie die Freundlichkeit der Kupplerin ohne Mißtrauen für bare Münze. Die erste Zusammenkunft im Garten wird verabredet. Da kommt scheinbar ein Hindernis, Faust soll bezeugen, daß Frau Marthens Eheherr in Padua an heiliger Stätte ruht, und weiß doch nichts davon, er soll also falsch schwören. Sein Bedenken ist freilich bald beseitigt; aber daß sich Mephistopheles in Faust verrechnet hat, zeigt sich doch schon hier. „Lügner, Sophist“ schilt ihn Faust, als ob er nicht eben jetzt ohnedies falsch zu schwören im Begriff stünde „von ewiger Treu und Liebe, von einzig überallmächtigem Triebe“. Aber dagegen Faust: Nein, nein, das kommt von Herzen; „wenn ich empfinde und diese Glut, von der ich brenne, unendlich, ewig, ewig nenne, ist das ein teuflisch Lügenspiel?“ Freilich hat Mephistopheles recht, auf Betörung und Verführung ist es abgesehen; und dennoch hat Faust auch recht: die Liebe ist ein Ewiges, nicht in dem Sinn schlechter, zeitlicher Unendlichkeit, sondern in dem viel höheren Sinn, daß hier das Gemeine, Sinnliche, Endliche hinausgehoben wird über seine Schranken, veredelt, vergeistigt, idealisiert wird zu einem qualitativ Unendlichen, daß in dem Idealismus der echten Liebe der Realismus der Sinnlichkeit doch nicht das letzte Wort behält und Mephistopheles gegen diese Illusionen machtlos ist.

Es folgt der Spaziergang der beiden Paare im Garten, wobei sich Gretchen in ihrer naiven Einfalt, ihrer süßen Unschuld, ihrer vertrauenden Demut, in der Schilderung ihrer kleinen Freuden und Leiden und der schlichten Pflichterfüllung in ihrer engumgrenzten Existenz, und endlich im tändelnden Blumenspiel in ihrer jungen aufkeimenden Liebe entzückend in jedem Strich und Zug vor uns darstellt. Und dann am nächsten Tag die Sehnsucht nach dem Geliebten, wie sie am Spinnrad sitzt, — die Blume der Liebe in vollster Entfaltung, wobei man freilich sagen kann, es seien zu hohe

Worte im Munde dieses „arm unwissenden Kindes"; aber wer möchte auch nur eines davon entbehren?

In der nächsten Szene finden wir sie wieder mit Faust beisammen. Gretchen fragt, bekümmert um das Seelenheil des Geliebten: „Wie hast du's mit der Religion?" und Faust legt darauf sein Glaubensbekenntnis ab, das schon äußerlich ein Meisterwerk ist, in jenem rein und hochpoetischen Stile gehalten wie „Ganymed", „Grenzen der Menschheit", „Das Göttliche". Es ist eine unnachahmlich schöne Einkleidung von philosophischen Gedanken in ahnungs- und stimmungsvolle Fragen, voll Ideen, wie die Schillerschen Gedankendichtungen, und doch lauterste Poesie. Und der Gedankengehalt das Glaubensbekenntnis eines Pantheisten, wie ja Goethe stets ein solcher gewesen ist; und zwar ist dieser Pantheismus Naturpantheismus und Naturmystik, nicht als Philosophie, sondern als wirkliche Religion: „Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott! Gefühl ist alles." Herz, Liebe, ja; aber wie kommt es dann, daß ein Mann so voll Herz und voll Liebe den Mephistopheles neben sich ertragen kann, von dem man sieht, daß er an nichts einen Anteil nimmt, daß er nicht mag eine Seele lieben? Hier liegt der Unterschied zwischen Gretchen und Faust: sie ist wirklich nur Herz und Liebe; in seiner Brust aber wohnen zwei Seelen, er hat den egoistisch-spöttischen Gesellen zur Seite, weil er doch nicht ganz Herz, doch nicht ganz reine, ewige Liebe, weil er als Mann Gefühl und Verstand zugleich ist.

Deutet sich dieser Mangel am Ende schon im Glaubensbekenntnis selbst an? Ja und nein. Dieses pantheistische Bekenntnis ist zugleich Goethes eigener Glaube; also wollte er es sicherlich nicht irgendwie als mangelhaft oder verwerflich darstellen. Aber Zufall ist es doch nicht, daß unmittelbar hinter demselben die Verführung versucht wird und gelingt. Es ist ja psychologisch ganz richtig beobachtet, daß auf solche Momente geistiger Erhebung, vollends wenn sie so ganz gefühlsmäßig sind, ein schlaffes Herabsinken ins Sinnliche folgt, der übersinnliche rasch genug zum sinnlichen Freier wird. Der Mystik droht gerade auch als religiöser

oft genug dieser Absturz zur Sinnlichkeit. Aber es ist doch noch ein anderes. „Du hast kein Christentum,“ sagt Gretchen. Damit deutet sie auf eine Lücke im Glaubensbekenntnis Fausts hin. Sie vermißt darin das Christliche als ein Dogmatisches. Wir übersetzen das in unsere Sprache und sagen, dem Gefühlspantheismus Fausts fehle die sittliche Kraft und Energie, die sittliche Selbstzucht, die Anerkennung des Sittengesetzes und seiner Heiligkeit. Nicht am Pantheismus liegt das, sondern am Naturhaften dieses Pantheismus, daran daß er ein bloß gefühlsmäßiger, bloßer Naturpantheismus und kein ethischer Pantheismus, der Glaube an die liebausteilende Natur nicht zugleich auch der Glaube an eine sittliche Weltordnung ist. So erklärt sich das weichliche Sichnachgeben Fausts, das Siegen des Naturdrangs, des sinnlichen Elements in seiner Liebe. Das Gefährliche dieser gefühlsmäßigen Naturschwelgerei hat Goethe an sich selbst wohl gekannt und ihr bei sich immermehr das harte Wort sittlicher Entsagung entgegengestellt. Faust weiß in diesem Augenblick nichts von Entsagung, darum wird das Gretchendrama zur entsetzlichen Tragödie. Zugleich liegt hier noch eine zweite Differenz zwischen Faust und Gretchen. Es ist die Differenz der Bildung, auf der es ja beruht, daß es von vorneherein nicht auf ein dauerndes Verhältnis abgesehen ist. Das Ende würde Verzweiflung sein, das weiß Faust und weiß doch, daß es ein Ende nehmen muß. Gretchen dagegen glaubt einfach und gibt sich hin: auch sie hat jene Naturseite, sie ist ein Naturkind und ist zugleich ganz Liebe und ganz Glaube, darum ist für sie das Unterliegen etwas ganz Natürliches und Naturnotwendiges; sie muß sich hingeben, denn der Geliebte ist ihre Welt. Das ist freilich eine Schuld, die sich grausam genug rächt; aber der Schuldigere ist doch Faust, Gretchen ist die schuldig-Unschuldige, die Blinde, das Opfer. Am Ganzen aber hat der Teufel „seine Freude dran“. Schneidend klingt dieser Hohn für uns, denen es zuletzt so schwül ums Herz geworden ist: denn wir ahnen, was kommt, doppelt angesichts des Schlafmittels, das Gretchen in ihrer Unwissenheit und Vertrauensseligkeit für die Mutter von Faust angenommen hat.

Gretchen ist gefallen und sieht nun am Brunnen in dem, was Lieschen von Bärbelchen sagt, das Urteil der Welt über sich ausgesprochen. Es ist das Urteil der Sitte über die Rechte, welche sich Leidenschaft und Herz der Welt zum Trotz nehmen zu dürfen glauben. Und schon hier erkennt Gretchen dieses Urteil als ein gerechtes für sich an: „Und bin nun selbst der Sünde bloß."

Von dem vierzehnten Stück „Wald und Höhle" war schon die Rede. Im Monolog finden wir wiederum den Naturpantheismus des Glaubensbekenntnisses in machtvoll prächtigem Klang der Sprache und inhaltlich vertieft durch die in Italien gewonnene Naturanschauung. Der zweite Teil der Szene, in dem Mephistopheles Faust zu dem verlassenen Gretchen kupplerisch zurückruft, die am Fenster steht und die Wolken über die alte Stadtmauer hinziehen sieht — wir sehen sie mit ihr ziehen —, paßt nicht hieher, wenn auch der Ausbruch wilder Reue am Schluß wiederum nur hier an seinem Platze steht. So war doch nur halb geholfen, wenn Goethe die Szene später dem Liede Gretchens am Spinnrad parallel gestellt hat.

Im Zwinger klagt Gretchen der Mater Dolorosa ihre Not und ihren Kummer. Mit der Szene im Dom, die der Urfaust auf die „Exequien ihrer Mutter" verlegt, endigt das Fragment. Wir erfahren hier, daß die Mutter durch sie getötet worden, erfahren aber nicht, wie das geschehen ist. Jedenfalls war es nicht Absicht, sondern ein böser Zufall, ein Ungeschick des Mädchens, und doch unselige schwerste Schuld. Die Höllenqualen der Reue verkörpern sich in der Stimme des bösen Geistes: so sinkt sie ohnmächtig zusammen. „Nachbarin, euer Fläschchen" — mit diesen Worten endigt die gewaltige Tragödie.

Es ist zunächst die Tragödie Gretchens, sie ist die Heldin, ihr Geschick ist tragisch, ihre Unschuld scheitert, und mit ihr scheitert sie selbst nach dem unerbittlichen Gesetz tragischer Notwendigkeit. Welche Bedeutung hat aber diese Tragödie für Faust? Noch wissen wir es nicht, das Fragment von 1790 hat nicht einmal Gretchens Schicksal zu Ende geführt, über Faust läßt es uns ganz im

Dunkeln. Oder doch nicht ganz. In der wiederholt genannten vierzehnten Szene heißt es:

Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauste,
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich den Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben! ....
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn!

Die Schilderung der Liebe des geistig hochstehenden Mannes ist hier ganz unvergleichlich: für ihn ist eine solche Liebe nur eine Episode, ein Idyll; er reißt das einfache Mädchen in seines Lebens Strudel, und sie geht darin unter. Und er —?! Goethe wußte, was er an Friederike von Sesenheim gefrevelt hatte; es war freilich keine Schuld im äußerlichen Sinn wie hier bei Gretchen, aber den Frieden zerstört, das Glück untergraben, das Herz gebrochen — so etwas war es doch oder erschien ihm wenigstens so. Und die Reue darüber, die Gewissens-, die Höllenqualen — hier sind sie objektiviert. In dieser Stimmung schien es ihm, als könnte auch sein Sonnenwagen in die Tiefe stürzen, als könnte er doch zu Grunde gehen und dem Teufel verfallen. Beim Faust des sechzehnten Jahrhunderts war diese Frage von vornherein zu seinen Ungunsten entschieden, der Zauberer gehört in die Hölle. Umgekehrt bei Lessing im Zeitalter der optimistischen Aufklärung, da ruft der Himmel den Teufeln zu: Ihr sollt nicht siegen! Bei Goethe dagegen lag in diesem Augenblick die Sache so einfach nicht: mit Gretchen konnte er zu Grunde gehen und am Ende wie sie selbst zerscheitern. Und doch — die Kraft, die stets das

Böse will und stets das Gute schafft, der gewissenlose Teufel hilft über diese Stimmung hinweg und findet für Faust das rechte Wort: „Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht, stellt er sich gleich das Ende vor. Es lebe, wer sich tapfer hält!" Das ist es! Die Reue ist eine Illusion, meint Mephistopheles, der Lebende hat recht, darum will er Faust, wie er ihn in schwerste Schuld verstrickt hat, so fernerhin zu neuen Episoden, zu neuen Zerstreuungen schleppen. Faust aber hat Illusionen und behält sie, Faust ist Idealist und bleibt es, darum kennt er den Wert der Reue, und darum muß er dem Wort: „Es lebe, wer sich tapfer hält!" etwas anderes entnehmen, eine Lehre, die freilich auch über die Reue hinausführt: daß das Leben, wie es Wunden schlägt, so auch Wunden heilt und daß sich tapfer halten im Leben die einzige Art ist, Schuld zu sühnen. So schlägt sich schon hier eine Brücke vom Leben des Genusses hinüber zum Leben der Tat, von der kleinen Welt hinüber in die große. Faust *kann* diese Lehre den Worten entnehmen, er muß nicht; er *kann* gerettet werden, er muß es nicht. So bleiben wir ungewiß und in Spannung über den Ausgang am Ende des Fragments. Zugleich sind aber hier doch sittliche Momente vollauf, die wir im Glaubensbekenntnis, man könnte vielleicht sagen: im Urfaust überhaupt, noch vermißt haben; hier können wir sie wenigstens finden.

Die schwersten Probleme kommen jedoch erst, wenn wir vom Fragment von 1790 zu den *Zusätzen der Ausgabe von 1808* weitergehen. Drei Partien vor allem kommen hinzu: 1. Der Anfang: Zueignung, Vorspiel auf dem Theater und Prolog im Himmel; 2. die Ausfüllung der großen Lücke: zweiter Monolog Fausts, Osterglocken, Spaziergang vor dem Tor, Beschwörung des Mephistopheles, Wiederkehr desselben und Pakt mit ihm; und endlich 3. der Schluß der Gretchentragödie: die Valentinszene, Walpurgisnacht, Rückkehr Fausts, nachdem er Gretchens Schicksal erfahren, Kerkerszene. Wir beginnen am besten mit dem Dritten, um an das eben Besprochene anknüpfen und so auch unsererseits die Gretchentragödie zum Abschluß bringen zu können.

Mit der Valentinszene hat Goethe nur ausgebaut, was von Anfang an geplant und im Urfaust auch größtenteils schon ausgeführt war. Äußerlich hat sie den Anlaß zu geben, daß Faust als Mörder Valentins die Stadt verlassen muß. Inhaltlich soll sie die Tragik vertiefen: die ganze Familie wird zu Grunde gerichtet, selbst der unschuldige brave Bruder Gretchens wird ein Opfer ihrer unseligen Liebe. Dazu kommt, daß Faust selbst tiefer in die Schuld verstrickt wird: er ist der Verführer Gretchens, die ihrerseits Mutter und Kind tötet, während Faust, wenn auch halb in Notwehr, ihren Bruder ersticht. Und endlich ist sie ein Seitenstück zu Gretchen und Lieschen am Brunnen: zuerst das Gericht der bösen Zungen, der konventionell urteilenden Welt; jetzt das Gericht der Guten über das arme unschuldig-schuldige Mädchen, der Fluch des Braven, der Gretchen vollends ganz entehrt. Gewaltig wirkt das Schlag- und Blitzartige, das durch und durch Dramatische dieser Szene und die Charakterfigur dieses biederen, ehrlichen Landsknechts, einer Gestalt von so realistischer, urwüchsiger Volkstümlichkeit, wie sie Goethe nicht eben häufig gelungen ist. Auch die Analogie zum Clavigo ist bemerkenswert: der Bruder, der für die Ehre der Schwester eintritt, nur daß Beaumarchais dort Sieger bleibt, Valentin hier dem Verführer unterliegt.

Während sich die Geschicke Gretchens erfüllen, eilt Faust mit Mephistopheles zur Walpurgisnacht auf den Blocksberg. So füllt sie gefällig die Pause aus, wobei man dem Dichter nur nicht ängstlich die Zahl der Monate und Tage nachrechnen darf: Gretchen verschwindet dem Zuschauer eine lange Szene hindurch aus den Augen; inzwischen kann geschehen, was geschehen muß. Und auch Faust soll sie, das ist die Absicht des Mephistopheles, aus den Augen, aus dem Sinn kommen. Der Teufel will Faust verderben, darum hat er ihn in den Handel mit Gretchen, in Mord und Totschlag verstrickt, den Untergang, das Ende Gretchens aber soll er nicht mitansehen, das würde ja nur die Reue, die guten Geister in seiner Brust wecken. Also weg mit ihm Und am besten hinein in neue Verwicklungen, in abgeschmackte

Freuden vor allem, immer tiefer hinein in Schuld und Sünde, in Sinnlichkeit und Gemeinheit. So rechnet Mephistopheles, und daher nimmt er Faust mit zum Hexensabbat des Bösen. Aber er verrechnet sich wieder, und diesmal doppelt. Faust soll Gretchen vergessen, und gerade hier erinnert ihn eine Erscheinung, jenes Idol an sie, von dem Mephistopheles freilich leichthin meint: „denn jedem kommt sie wie sein Liebchen vor“; und nicht nur erinnert sie ihn sozusagen theoretisch an die Geliebte, auch ihr Schicksal sieht er in dieser unheimlichen Gestalt verkörpert, wenigstens angedeutet: „Wie sonderbar muß diesen schönen Hals ein einzig rotes Schnürchen schmücken, nicht breiter als ein Messerrücken.“ Der blutige Streif des abgehauenen Kopfes — wie gräßlich, wie entsetzlich! welche Ahnung für die Seele Fausts! Daß es in der Tat die Absicht Goethes war, hier Faust Gretchens Schicksal erfahren zu lassen, zeigt noch deutlicher eine Stelle in den Paralipomena, wo es heißt: „Geschwätz von Kielkröpfen, dadurch Faust erfährt.“ Und so weiß er denn auch unmittelbar darauf in der Szene „Trüber Tag. Feld“ ihr ganzes entsetzliches Geschick.

Das zweite, worin sich Mephistopheles verrechnet hat, ist der Plan, Faust auf dem Blocksberg in Gemeinheit und Sünde zu verstricken und ihn in diesem Sumpfe versinken zu lassen. Wohl scheint es einen Augenblick, als ob Faust sich im Tanz mit der jungen Hexe herabziehen ließe in wüsteste Sinnlichkeit; aber wie ihr ein rotes Mäuschen aus dem Munde springt, da ekelt ihn, wie jeden anständigen und reinlichen Mann vor solchen abgeschmackten Zerstreuungen ekelt, und er läßt die Schöne fahren; überdies fällt ihm in diesem Augenblick Gretchen ein, wie könnte er da noch weiter mit der jungen Hexe sich ergötzen? So rettet ihn Gretchen als sein guter Engel — das Ewig-Weibliche —, und rettet ihn seine eigene bessere Natur vor dem Untergang in gemeiner Sinnlichkeit, den ihm Mephistopheles zugedacht hat. Soweit ist alles in Ordnung. Anders steht es mit der Ausführung. Mephistopheles lädt Faust beim Aufstieg zum Blocksberg ein, dem ärgsten Gedränge zu entweichen, die große Welt sausen zu lassen und sich

in die Stille eines Seitentales zu einem abgesonderten Klub zurückzuziehen. Dagegen meint Faust: „Doch droben möcht' ich lieber sein! Schon seh' ich Glut und Wirbelrauch. Dort strömt die Menge zu dem Bösen. Da muß sich manches Rätsel lösen." Was erwartet er sich also dort? Offenbarungen über das Böse, Lösung des Rätsels vom Bösen. Der alte Wissensdurst erwacht in ihm, er will das Böse nicht bloß erleben und genießen, er will es auch begreifen und philosophisch ergründen. Die Antwort, durch die ihn Mephistopheles davon abbringt: „doch manches Rätsel knüpft sich auch", — ist keine; sie ist für einen grübelnden Geist etwas Selbstverständliches, das ihn nicht abschrecken, sondern eher locken müßte. Aber Goethe wollte uns ursprünglich mit dieser Ausflucht auch nicht abspeisen, sondern Faust wirklich auf die Höhe führen, wo dann eine Offenbarung des Bösen aus Satans Munde stattfinden sollte, eine teuflische Parallele zu Christi Rolle beim Weltgericht. Wir haben Stücke aus dieser Rede Satans in den Paralipomena; aber die ganze Szene ist mit so „frevelhafter Verwegenheit" ausgeführt, ist so gemein — Goethe wetteifert hier mit Aristophanes in Obscönitäten —, daß er mit Recht Bedenken trug, sie in den Text aufzunehmen; und so fiel sie weg. Dazu kommt noch ein Anderes, was damit zusammenhängt. Goethe zeigt hier das Böse fast ausschließlich nur als das Gemeinsinnliche — mit Recht, solang es sich in diesem Moment um Faust allein handelt, den Mephistopheles ja eben in diese Tiefen des sinnlich Bösen herabziehen möchte. Einseitig aber und mangelhaft wäre diese Auffassung im Munde des Satans gewesen, wenn es galt, das Böse als solches begreiflich zu machen, im Gegensatz zum Prolog im Himmel eine Offenbarung der Hölle zu geben; das wäre keine Lösung des großen Rätsels und keine Schürzung neuer Probleme gewesen. Ja noch mehr. Das Gemeinsinnliche ist überhaupt kein teuflisches, sondern nur ein menschliches Böses, darum auch — hier liegt die Möglichkeit der Rettung für Faust — kein unüberwindliches und kein unverzeihliches Böses; und noch weniger natürlich das Böse, das sich in jenem Seitental als ein Reaktionäres, der aufstrebenden

Jugend gegenüber als ein Veraltetes darstellt und uns das Böse in Staat und Gesellschaft zeigen soll. So blieb das Rätsel in der Tat ungelöst, und blieb die Walpurgisnacht ein Fragment. Darin liegt natürlich etwas Unbefriedigendes. Es kommt aber noch ein Zweites hinzu. In ihr haben wir, wenn wir von den paar Anspielungen in der Hexenküche absehen, das erste deutliche Beispiel von jener symbolisierenden, allegorisierenden Art, die uns im zweiten Teil noch viel häufiger entgegentreten wird, von jener Art, allerlei Fremdartiges in den Faust hineinzugeheimnissen und ihn so zur Ablagerungsstätte für ihm nicht zugehörige Gedanken und Anspielungen zu machen. Um eine Offenbarung des Bösen im allgemeinen handelte es sich nicht, sie mußte durchweg Bezug haben auf Faust oder unterbleiben. Daher haben wir den Wegfall jener Szene auf dem Gipfel nicht zu bedauern, weit eher, daß nicht noch manches andere ausgemerzt worden und weggeblieben ist. Am schlimmsten ist es mit dem Intermezzo „Walpurgisnachtstraum oder Oberons und Titanias goldene Hochzeit“, das nichts ist als ein Haufe von Xenien, die aus dem großen Xeniensturm des Jahres 1796 übrig geblieben waren. Es sind literarische und politische Satiren auf Zeitgenossen und Zeiterscheinungen, die mit Faust nichts zu tun haben und um ihrer Zeittendenz willen durchaus vergänglicher Natur sind; um sie zu verstehen, brauchen wir heute einen Kommentar. Hier liegt etwas Bedenkliches, das wir nicht vertuschen und künstlich wegerklären dürfen, sondern als Ungehöriges offen zugeben und preisgeben müssen. Daher ist denn auch der Eindruck der Walpurgisnacht im ganzen kein ungemischt erfreulicher, kein ästhetisch reiner, trotz aller Schönheit und Großartigkeit im einzelnen. Namentlich der Aufstieg Fausts zum Blocksberg, die fieberhafte und tollgewordene Bewegung der ganzen Natur, der wirre Hexenflug, der phantastische Dämmerschein der Szenerie — das ist wirkliche, echte Poesie. Aber der Flug der Phantasie wird allmählich matter und endet schließlich im Sande satirischer Anspielungen. Und auch im Stil gelingt es Goethe nicht durchweg, die alte Kraft und Fülle festzuhalten. Wenn Faust von dem Idol

sagt: „Ich muß bekennen, daß mir deucht, daß sie dem guten Gretchen gleicht,“ so scheint das nicht Faust, sondern in aller Seelenruhe der kühl und vornehm gewordene, hoch und fern über der Sache stehende Dichter zu finden.

Dagegen betreten wir alsbald wieder den heiligen Boden reinster Poesie, höchster Tragik, zuerst in jener einzigen Prosaszene, einem der ältesten Stücke des Faust aus kraftgenialischer, shakespeareatmender Sturm- und Drangzeit. Mit Recht hat Goethe für sie die Prosaform aus dem Urfaust beibehalten: die grellen Töne, in denen Faust seinem Entsetzen über Gretchens Schicksal und seinem Abscheu vor Mephistopheles Ausdruck gibt, durften nicht durch Stilisierung abgeschwächt werden. Darauf das in seiner Kürze so stimmungsvolle und mit grauser Ahnung erfüllende Vorüberbrausen an der unheimlichen Hexenzunft auf dem Rabenstein. Endlich die Kerkerszene selbst: der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an. Hier ist alles durch und durch tragisch, durch und durch poetisch. Sie hat Goethe im Jahre 1798 aus der ursprünglichen Prosaform in Verse umgeschrieben. Er schreibt darüber an Schiller: „Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältnis gegen das andere ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuren Stoffes aber gedämpft wird.“ In der Tat ist es ein Mildern, Umschleiern, Idealisieren; von störenden Füllseln dagegen, die man auch schon darin finden wollte, keine Spur. Wie sicher Goethe die Wirkung zu berechnen wußte, zeigt deutlicher als alles ein Beispiel:

Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe.

Das sind zwei komische Vorstellungen, und doch — wer wagt zu lachen, wer fühlt nicht, wie das Grausige durch dieses scheinbar

Komische verstärkt wird fast bis zur physischen Unerträglichkeit? Das Balladenartig-Singende aber macht es erträglich, weil es in den Mund dieses Kindes aus dem Volke so ganz hineinpaßt.

Die Szene ist aber auch so recht eine Probe zu der Richtigkeit des Lessingschen Gesetzes vom fruchtbarsten Moment, den der Künstler wählen müsse: vor ihr das Grausige des Doppelmords, hinter ihr das Grausige der Hinrichtung; keines erleben wir mit, und doch läßt uns diese Szene beides in schrecklichster Weise nach- und vorauserleben, als müßten wir alles mit leiblichen Augen mit ansehen. Dazu hilft der visionäre, halluzinatorische Zustand Gretchens. Sie ist nicht wahnsinnig, wie es sich unsere Schauspielerinnen meist so bequem zurecht zu machen pflegen, als ob sie Ophelia wäre. Aber was sie schon am Spinnrad gesungen hat: „Mein armer Kopf ist mir verrückt, mein armer Sinn ist mir zerstückt", gilt jetzt noch mehr. Hinausgerückt aus ihrem ganzen äußeren und inneren Dasein, verliebt, verführt, verlassen, in schwerste Schuld verstrickt, in Reue und Verzweiflung, in Todesangst und Höllenqual — so ist freilich ihr armer Kopf verrückt, ihr armer Sinn zerstückt, so weiß sie kaum, wo sie ist und was mit ihr geschehen ist, was sie getan hat. Bald sieht sie daher im Geliebten, der sie befreien will, den Freund, bald einen Fremden, den sie fürchtet, sie sieht ihre Mutter, ihr Kind, das sie ertränkt hat, und sieht, wie die Hölle sich auftut unter ihren Füßen; jetzt glaubt sie glücklich, alles sei ein schwerer Traum, dann wieder erkennt sie entsetzt die gräßliche Wirklichkeit. Das Verbrechen des Kindsmords hat sie nicht begangen als eine Unzurechnungsfähige, aber — juristisch ausgedrückt — mit verminderter Zurechnungsfähigkeit. Und so ist sie auch jetzt nicht wahnsinnig, sie darf es nicht sein; denn was sie jetzt tut, ist ja zugleich Buße, Sühne, Läuterung, Rettung, Erlösung. Sittliches leisten aber kann der Mensch nur, wenn er zurechnungsfähig ist. Freilich ist es fast wie ein physischer Zwang, daß sie Faust nicht folgt. Aber warum? Doch nur, weil die reine, unschuldige Natur in ihr zum Durchbruch gekommen, ihre Reinheit und Unschuld stärker ist als selbst

ihre Liebe; oder weil diese Liebe trotz aller Schuld doch eine reine und unschuldige geblieben ist. Wie sie am Brunnen das Gericht der Welt als ein gerechtes auf sich genommen hat, so nimmt sie, die doch so gerne lebt und leben bliebe und ein so gesundes Grauen hat vor dem Tod, schließlich auch das Strafgericht der irdischen Gerechtigkeit willig und als ein notwendiges auf sich und ergibt sich damit dem Gericht Gottes, um ihre Seele zu retten. So ist sie rührend und erhaben zugleich — rührend in der kindlichen Naturnotwendigkeit ihres Seins, erhaben in der sittlichen Unterwerfung unter das Richtbeil des Henkers, und in ihrer Art fast ebenso groß wie Sokrates im Kerker, aus dem er nicht entfliehen wollte, um nicht unrecht zu tun.

Vollends aber wie Mephistopheles dem Boden entsteigt, der ihr immer unheimlich gewesen ist, da ruft sie zum Himmel, ruft das Kind den Vater im Himmel an, daß er sie rette, und wendet sich damit auch ab von Faust mit dem Wort: „Heinrich! Mir graut's vor dir.“ „Sie ist gerichtet!“ sagt Mephistopheles; „ist gerettet“ tönt es dagegen von oben. Ist gerettet, sagen auch wir, gerettet, weil sie dem Gericht stille hält; damit ist sie schuldig wieder unschuldig geworden. Von Faust aber heißt es: „Her zu mir“ — der Teufel verschwindet mit ihm.

So endet die Gretchentragödie, so der erste Teil des Faust. Ist es damit wirklich aus? ist Faust dem Teufel verfallen, verloren, wie Gretchen gerettet ist? So scheint es, und doch — wir können, wir wollen es nicht glauben. Die Stimme des Ewig-Weiblichen, sie tönt ihm ja nach, „Heinrich, Heinrich!“ ruft verhallend eine Stimme von innen. Die Liebe läßt ihn also nicht los, sie hat seine Seele erfaßt. Wird sie stark genug sein, sie zu halten? oder wird es andere Mittel geben, ihn zu retten? Oder die Frage noch anders gestellt: Hier im Kerker, wo Faust der Menschheit ganzer Jammer anfaßt, wo er pein- und schmerzgequält ausruft: „O wär ich nie geboren!“ — ist er hier noch fester an den Schandgesellen geschmiedet worden, der für Gretchens Jammer nur das entsetzlich wahre und doch ganz teuflische Wort hat: „sie

ist die erste nicht!“ oder ist er ihm nicht vielmehr innerlich fremd geworden und ihm ferne gerückt? Bleibt er dem Teufel verfallen oder hat er hier die Kraft gewonnen, sich von ihm zu lösen? Muß Faust untergehen oder kann er gerettet werden? Diese Frage wird nun zur Grund- und Schicksalsfrage des ersten Teils, sie führt nicht vorwärts zum zweiten Teil, sondern rückwärts zum Anfang des Stücks, in erster Linie zum Prolog.

Wir müssen etwas weiter ausholen. Als Goethe an den Faust herantrat und sich in ihm das Ringen seines Geistes gegenständlich zu machen versuchte, da hat er nicht gewußt, ob der im Sturm dahinfahrende Sonnenwagen seines Daseins die Höhe erreichen oder in die Tiefe stürzen und zerschellen werde, d. h. für die Dichtung, ob Faust dem Teufel verfallen solle oder ob er ihm entrissen und gerettet werden könne, wenn auch das letztere hier wie dort das Näherliegende und das von ihm Erhoffte war. Als er in den neunziger Jahren die Arbeit am Faust wieder aufnahm, hatte sich für ihn das Dunkel erhellt, war die Frage für ihn entschieden: sein Sonnenwagen hatte ihn hinangetragen zur Sonnenhöhe des Lebens, der Sturm und Drang war ausgebraust, der gärende Most war zum feurig-milden Wein geworden, Goethe war gerettet. Damit war doch auch für Faust die Frage entschieden? Allein so einfach lag die Sache für den Dichter nicht. Goethe war inzwischen über den Faust der siebziger Jahre hinausgewachsen, aber der Faust war auch über Goethe hinausgewachsen. Das bedeutet für die Fortführung und Vollendung des Werks zwei große Schwierigkeiten.

Bei Goethe hatte sich in dieser Zeit der bekannte große Stilwechsel, d. h. der Übergang vom Shakespearischen Realismus und Naturalismus zum klassischen Idealismus vollzogen. Es war das ja natürlich kein willkürliches Tun Goethes gewesen, sondern wie der Stil so der Mensch: er war ein anderer, war ruhiger, maßhaltender, immer mehr ein Weiser geworden. Darum findet er nun in der olympischen Ruhe des klassischen Altertums mit seiner maßhaltenden Schöne und seinen typischen Figuren Muster und

Vorbild, weil er darin sich selber wiederfindet. Und dieser klassizistische Goethe war — man mag es bedauern, aber man muß es zugestehen — über Faust hinausgewachsen. Die Form des Faustfragments ist der Hans Sachssche Knittelvers, die Ausdrucksweise natürlich, oft geradezu derb, der Reim schlagend, aber nicht immer rein, zuweilen sogar dialektisch recht unrein. Aber wer hat Zeit, auf dergleichen zu achten? Und muten uns diese kecken Knittelverse nicht an wie Fleisch von eigenem Fleisch, wie Blut von eigenem Blut, als wäre das der echt germanische, der diesem Stoff auf den Leib geschnittene Vers? Das Derbe ist derb, wie die besten Bilder von Rubens derb sind, saftig, kräftig, durch und durch natürlich und echt, nichts Künstliches scheinbar und gerade darum ein Werk höchster Kunst, „gemein“ in jenem besten Sinn des Worts, wie einmal C. F. Meyer von Luther gesagt hat:

Gemein wie Lieb und Zorn und Pflicht,
Wie unsrer Kinder Angesicht,
Wie Hof und Heim, wie Salz und Brot,
Wie die Geburt und wie der Tod.

Und die Verse trotz aller Unreinheit, die wir gar nicht bemerken, deshalb so schlagend, weil alles von Geist funkelt und blitzt und weil in dem Augenblick, wo an die Stelle des Geistes das Herz tritt, die Sprache einen so innigen und herzlichen, einen so vollen und tiefen Klang und Ton annimmt und sich so rein und fein und zart den feinsten und zartesten Gefühlen anschmiegt, daß wir uns Inhalt und Form gar nicht vollendeter ineinandergefügt denken können.

So empfinden *wir* heute über den ersten Teil des Faust. So empfand in den neunziger Jahren der Dichter selber nicht darüber. Schon die Zueignung zeigt uns das: schwankende Gestalten, trüber Blick, Wahn, Dunst und Nebel — das sind die Bezeichnungen dafür. Und so spricht er auch im Briefwechsel mit Schiller von diesem „Dunst- und Nebelweg“, auf dem er eine Zeitlang „herumzuirren“ sich veranlaßt fühle. Eine „barbarische Komposition“ nennt er das Ganze, „Possen“ und „Fratzen“ die Szenen und Gestalten, die uns

heute so ernsthaft und heimlich, um nicht zu sagen: so heilig erscheinen. Und Schiller, der ebenso klassisch ist wie der Freund, gibt ihm recht mit dem „Barbarischen der Behandlung" und nennt auch seinerseits die Fabel „grell und formlos". Aus dieser mißächtlichen Auffassung erklärt es sich vielleicht am einfachsten, wie Goethe damals so unbekümmert mit seinem Faust umgehen und in diese barbarische Komposition so sorglos allerlei nicht dazu Gehöriges einfügen, ihn zur Ablagerungsstätte für eine Anzahl von sonst nicht unterzubringenden Xenien hat machen können.

Was war es aber nun, das diese Hemmung, diese Stilschwierigkeit überwinden half, Goethe geradezu nötigte, sie zu überwinden und ihn immer aufs neue zum Faust zurückführte? Goethe war über Faust hinausgewachsen, gewiß; aber Faust war auch über Goethe hinausgewachsen. Faust war Goethe, als er ihn konzipierte: in ihm hat er sich selbst objektiviert und hat sozusagen Generalbeichte abgelegt. So war im Faust zunächst der Geist des achtzehnten Jahrhunderts lebendig, die Züge der Goetheschen Zeit und das Beste dieser Zeit trug er an sich und in sich. Aber wie jeder bedeutende Mensch, so und zwar in ganz eminentem Sinne so repräsentierte auch Goethe, dieser universalste aller Menschen, das allgemein Menschliche. Je subjektiver und je tiefer er Faust nach seinem Bilde schuf, desto typischer und objektiver mußte daher sein Bild werden. Faust wird zum Bild der ringenden, strebenden, irrenden und sich immer wieder zurecht findenden Menschheit, Faust wird *symbolisch*. Hierin liegt der Schlüssel zum zweiten Teil. Aber verstehen wir das nicht falsch! Symbolisch heißt nicht allegorisch. Dem Allegorischen fehlt es an Leben, an Fleisch und Blut, an Eigenexistenz, es ist nur etwas als Zeichen, das Bild ist Nebensache, das, was es bedeutet, alles, und daher ist Allegorie Sache der Reflexion, ist schlechte Poesie. Dagegen ist gerade die echte Poesie symbolisch: zuerst das anschauliche Bild, etwas für sich, ein rundes, ganzes, volles Individuum; aber daneben noch etwas, was darin liegt und darüber hinausragt, ein Höheres und Allgemeineres, das aber nicht künstlich und reflexionsmäßig hinzu-

getan wird, sondern natürlich, notwendig daraus hervorwächst. In diesem Sinn ist Faust symbolisch, er ist er und ist über sich selbst hinaus Vertreter des Menschlichen überhaupt, und ist das beides ungetrennt in Einem. Und je tiefer die Phantasie des Dichters, desto ideenreicher sein Werk. Ideenreich, aber nicht reflexionsmäßig, und so liegt — sagen wir es gerade heraus — doch notwendig etwas Philosophisches im Faust. Daher kommt es, daß Goethe in seiner klassizistischen Periode auf Faust zurückgreifen konnte und mochte: das Klassische ist typisch, nicht bloß individuell und charakteristisch; und ebenso, daß sein philosophischer Freund, daß Schiller ihn so energisch auf Faust zurückwies und nicht davon loskommen ließ. An der antiken Tragödie war den beiden das Typische ein ganz besonders wichtiger Zug, und typisch, symbolisch war auch der Faust, so individuell, so charakteristisch er auch zunächst sein mochte. So ist das Band zwischen der ersten Konzeption des Faust und dieser erneuten Arbeit an ihm in der antikisierenden Periode unter dem Einfluß Schillers gefunden.

Aber in dem, was Goethe zum Faust zurückführte, lag eine neue Schwierigkeit, lag auch jetzt wieder die Unmöglichkeit, Faust fertig zu machen. Diese Schwierigkeit erkannte Schiller sofort, als Goethe ihm seinen Entschluß mitteilte, wieder an Faust zu gehen. Er schreibt am 23. Juni 1797: „Soviel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung einer symbolischen Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Streben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen, und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstands eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer

Vernunft-Idee bequemen müssen". Schiller sagte damit Goethe nichts Neues; denn er hatte ja in der Tat schon bisher zu leisten angefangen, was er nach Schiller weiterhin in der Fortführung des Werkes leisten sollte. Und doch etwas ganz Neues; denn was Goethe bis dahin unbewußt und unwillkürlich getan hatte, das sollte er nun mit Bewußtsein tun, und das lag nicht in Goethes Dichterart, er sollte zum Philosophen werden, der er doch nicht war. Es ist wirklich so, wie einmal treffend gesagt wurde: „Und diesen Nachtwandler hat Schillers Antwort geweckt; er ist erschrocken, hat gestutzt und vorerst nun gerade recht nicht weiter gewußt." So kam durch Schillers Einfluß die Arbeit am Faust in Fluß, und blieb durch seinen Einfluß der Faust noch einmal Fragment. Und was Goethe unter diesem Einfluß daran gedichtet hat, der Prolog vor allem, der zweite Monolog Fausts und der Pakt mit dem Teufel, das trägt im einzelnen doch Spuren dieser „Duplizität" des Philosophischen und des Poetischen, so gelungen, so herrlich ja natürlich diese Szenen im ganzen auch sind.

Der Prolog ist Ouvertüre und Präludium, aber er weist auch schon hin auf Ausgang und Ende. Im Himmel beginnt es: kann, was im Himmel in Szene gesetzt wird und wofür der Herr sich einsetzt, in der Hölle endigen? Unmöglich. Aber schließt nicht das unmittelbar Vorangehende, das Vorspiel auf dem Theater, dieser lustige Entschuldigungsbrief, mit dem Goethe 1808 den Faust zum zweitenmal als Fragment in die Welt geschickt hat, ausdrücklich mit dem Gegenteil?

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Vom Himmel zur Hölle — steht es da nicht deutlich, daß es im Himmel anheben, in der Hölle endigen soll? So scheint es und kann doch nicht sein; die Menschheit „in der Hölle" endigen zu lassen, erlaubte Goethes Optimismus nicht, Faust der Hölle verfallen zu lassen, erlaubte der Prolog nicht. Und daher wird es

seine Richtigkeit haben, wenn man sagt: es ist der Theaterdirektor, der so spricht. Dieser kennt nur den Stoff, nicht den Gang des Stücks, kennt nur die Schauplätze, die er in seiner Art, in der gewöhnlichen Reihenfolge von oben nach unten ordnet. Aufschluß zu geben, wohin die Fahrt geht, ist nicht seine Sache, das tut erst der Dichter im Prolog.

Mit dem herrlichen Gesang der Erzengel beginnt dieser, einem Hymnus auf die kosmische Ordnung und die wundervolle Harmonie der Welt. Man hat auch hier die Beziehung zum Menschlich-Sittlichen vermissen wollen — mit Unrecht. Dieses stellt sich vielmehr ausdrücklich jenem ewig gesetzmäßigen Gang der Natur als ein Chaotisch-Unsicheres gegenüber, sein Vertreter ist daher Mephistopheles im Gegensatz zum Herrn und seinen unbegreiflich hohen Werken. Dieser aber weiß, daß doch auch das Sittliche etwas dem Natürlichen Verwandtes und Gesetzmäßiges ist, wenn er von ihm sagt:

„Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren."

Damit überträgt er das Naturgesetz der organischen Entwicklung auf die Welt des Sittlichen und reiht es in seiner göttlichen Weisheit an und ein in jene Harmonie der Welt, von der die Engel singen.

Und nun neben den Erzengeln „unter dem Gesinde" auch Mephistopheles, der Teufel im Himmel — ich meine, damit sei schon alles gesagt. Das Böse ist kein Selbständiges, Eigenmächtiges, von dem Allumfasser Losgerissenes, sondern steht geradezu im Dienste Gottes und bildet einen Faktor in seinem Weltplan. Aber wozu ist es dem Menschen beigesellt? Darauf antwortet der Herr:

Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

So betrachtet Goethe das Böse als Stachel der Negation, reizend, wirkend, in seiner Art geradezu schaffend, sub specie aeternitatis

nicht ein Böses, sondern ein Heil, ein Glück oder doch eine Notwendigkeit für die Entwicklung der Menschheit, ein Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts. Das sieht freilich der endliche Verstand des Mephistopheles nicht ein, gegenüber dem unendlichen Optimismus des Herrn ist er der Pessimist, der nicht nur alles herzlich schlecht findet, sondern namentlich eines verkennt — das Werdende, sich Entwickelnde, Fortschreitende. „Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag und ist so wunderlich als wie am ersten Tag“, das ist seine Meinung.

Auf Faust aber weist der Herr selbst hin, seinen Knecht nennt er ihn, und auf den Spott des Teufels, daß dieser ihm auf besondere Weise diene, antwortet er: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.“ Das bezweifelt Mephistopheles und darum bietet er, frech wie er ist, dem Herrn die Wette an: „Den sollt ihr noch verlieren, wenn ihr mir die Erlaubnis gebt, ihn meine Straße sacht zu führen“; und der Herr geht darauf ein: es sei dir nicht verboten, es sei dir überlassen. Eine Wette zwischen Gott und dem Teufel, und das Objekt derselben eines Menschen Seele und Seligkeit — ist das nicht blasphemisch? Gegen diesen Vorwurf ist Goethe gedeckt, dieser kühne Gedanke stammt ja nicht von ihm, es ist die Einleitung zum Buche Hiob, die ihm Vorbild und Recht dazu gegeben hat. Höchstens darüber könnte gestritten oder kann auch nicht gestritten werden, welcher Prolog erhabener und tiefer sei, der unsrige im germanischen Faust oder der biblische im hebräischen Hiob.

Was wetten aber nun die beiden? Mephistopheles sagt: Gott wird den Faust verlieren, ich werde ihn dahin bringen, daß er Staub frißt und mit Lust, werde ihn von seinem Urquell abziehen und auf meinem Wege mit herabführen, ich werde ihn verderben. Dagegen der Herr: Du, Mephistopheles, mußt schließlich beschämt bekennen: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Das ist der Inhalt der Wette; und daß Gott recht behält, wer zweifelt daran? trotz der Antwort des Mephistopheles: „Schon gut! Nur dauert es nicht lange.“ Wir

wissen noch nicht, wie die Wette gewonnen wird; aber daß sie zu Gunsten des Herrn sich entscheiden muß, daß Faust gerettet wird, steht von jetzt an fest. Nur eines kommt in die Quere, worauf eine in den Ideengehalt sich versenkende, philosophische Fausterklärung ganz besonders scharf, vielleicht allzu scharf hingewiesen hat. Der Herr überläßt Faust dem Teufel mit den Worten: „Solang er auf der Erde lebt, solange sei dir's nicht verboten; es irrt der Mensch, solang er strebt.“ Wenn dem so ist — und es ist so —, dann läßt sich die Wette für Faust als Individuum überhaupt nicht entscheiden, dann ist eine immanente Lösung hier auf Erden unmöglich, und es bleibt nichts übrig als der gewaltsame deus ex machina, die willkürliche Aufnahme Fausts in den jenseitigen Himmel. Damit hat dann freilich der Teufel das Nachsehen, aber wir sind von der Richtigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Lösung nicht überzeugt.

Faust ist aber auch Vertreter der Menschheit, um sie geht in Wahrheit der Kampf zwischen Himmel und Hölle, zwischen gut und böse, und die Aufnahme in den Himmel ist nur ein mythisches, ein poetisches Bild, das sichtbare Symbol für die Überzeugung des Optimisten, daß ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt sei, ein Bild des Vernunftglaubens, daß die Menschheit Gottes ist und nicht des Teufels, d. h. daß trotz aller Scheinerfolge des Bösen das Gute in der Welt schließlich doch siegen muß, weil der Urquell des Menschen gut und nicht böse, der Dämon in seiner Brust der Dämon des Guten und nicht der Teufel ist. So wäre zwischen philosophischem Gedanken und poetischem Bild alles in Ordnung, wenn nur jenes Wort des Herrn nicht die Illusion störte. Solang er auf der Erde lebt, strebt der Mensch nicht nur, sondern er irrt auch: das ist die philosophische Wahrheit. Ihr gegenüber hilft aber dann kein Bild, keine symbolische Aufnahme in den Himmel mehr, sondern nur die ebenso philosophische Überzeugung von dem doch immer wieder sich durchsetzenden Guten auf Erden. Da kann nicht der Willkürakt einer Himmelfahrt, sondern könnte

nur etwa die Erprobung und Bewährung Fausts in allergrößter Versuchung die Entscheidung bringen. Aber auch dagegen bliebe immer wieder das Wort des Mephistopheles in Geltung: schon gut! nur dauert es nicht lange, bliebe immer noch die Frage: gibt es eine vor jedem Unterliegen, vor jedem Fall sichere Tugend? Oder anders gewendet: der Herr verläßt sich aufs Streben, der Teufel aufs Irren. Wir glauben dem Herrn, glauben, daß im Streben selbst die Möglichkeit der Erlösung für die irrende, sündige Menschheit liegt, weil es ein Werden, Sich-entwickeln, Fortschreiten gibt, woran nur der reaktionäre Teufel nicht glaubt. Aber in diesem Glauben stört es uns, wenn der Herr selbst vom nicht endenden Irren redet und damit auf eine jenseitige Lösung vertröstet, wo wir eine diesseitige fordern und erwarten. Dadurch ist zwischen philosophischem Ideengehalt und poetischem Bild ein Zwiespalt gesetzt, der den meisten freilich nur in dem Gefühl zum Bewußtsein kommt, daß diese Wette etwas von den alten logischen Schulwitzen der Sophisten an sich habe, ein unlösbares Dilemma sei. Und das ist schade. Denn sonst ist hier alles so herrlich — das hochpoetische Pathos des Gesangs der Erzengel, das geistfunkelnde Gespräch zwischen dem Herrn und dem Teufel und das humoristische Ineinanderspielen des Endlichen und des Unendlichen, das die schärfsten Gegensätze vermittelt und erträglich macht und in dem Schlußwort: „es ist gar hübsch von einem großen Herrn, so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen“ seinen bezeichnenden Ausdruck findet.

Auf den Prolog folgt die Exposition, die wir schon kennen — erster Monolog Fausts, Beschwörung des Erdgeists, Gespräch mit dem Famulus Wagner. Dann aber klaffte im Fragment von 1790 und noch etwas weiter im Urfaust eine große Lücke. Wie kommt Mephistopheles zu Faust? Diese Frage galt es zu beantworten. Zunächst durch einen neuen Monolog Fausts, der in dem Entschluß zum Selbstmord gipfelt. Ob auf den ersten langen Monolog so rasch ein zweiter folgen durfte, kann man von rein dramatischen Gesichtspunkten aus fragen; und doch würde man schwerlich auf dieses Be-

denken verfallen sein, wenn nicht auch inhaltlich dieser zweite Monolog mit dem ersten eine gewisse Ähnlichkeit hätte und wenn er nicht — der Stilwechsel macht sich geltend — für den Entschluß, den er motivieren soll, etwas zu stilisiert und ruhig, zu lyrisch weich, also doch vielleicht um eine Nuance zu wenig kräftig ausgefallen wäre. Fürs erstere erinnern wir an die erneuten Klagen über der Urväter Hausrat, fürs zweite an den Schluß dieser Klagen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last; nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen." Wer so allgemein zu reden, also so vom Individuellen zu abstrahieren vermag, der ist nicht reif zum Selbstmord, der kann noch fertig werden mit dem Leben. Lyrisch aber sind namentlich die Worte, mit denen Faust die Phiole herunterholt; der junge Goethe hätte dabei realistischer, leidenschaftlicher, verzweifelter gesprochen. Aber schön sind sie, und schließlich ist doch noch einmal Form und Inhalt zur Einheit gebracht.

Denn was will Faust mit dem Selbstmord erreichen? Nicht wie ein Verzweifelter aus dem Leben wegfliehen, sondern zum letzten kühnen Mittel greifen und so mit einem Schlage gewinnen, was sich ihm bei der Beschwörung des Erdgeistes versagt hat, sich vermessen „die Pforten aufzureißen, vor denen jeder gern vorüberschleicht". Alles oder nichts! und der Tod die Pforte zu dem einen oder zu dem andern — das ist doch wieder der alte himmelstürmende, titanische Faust, da fehlt es doch nicht an Kraft, wie er ja gerade seine Manneswürde durch diese Tat beweisen will.

Aber wie er nun die Schale an den Mund setzt, da ertönt Glockenklang und Chorgesang, des Osterfestes erste Feierstunde verkündigend, und — Faust ist gerettet, das Leben, die Erde hat ihn wieder. Hier gilt es zunächst einen Einwand zu beseitigen. Der Zufall, könnte man sagen, spiele dabei die Hauptrolle, und das sei undramatisch: einen Augenblick später und das Gift war getrunken trotz Ostermorgen und Osterfeier. Und zur Verstärkung dieses Bedenkens könnte man an die immer wieder aus dem Rahmen aller übrigen herausfallende Szene „Wald und Höhle"

erinnern, wo Mephistopheles zu Faust sagt: „Und wär' ich nicht, so wärst du schon von diesem Erdball abspaziert.“ Möglich, daß Goethe schon 1788 (damals entstand ja diese Szene) an einen Selbstmordversuch Fausts gedacht und beabsichtigt hat, ihn durch das Dazwischentreten des Mephistopheles zu verhindern. Dann wäre der „Zufall“ mit den Osterglocken vermieden gewesen, aber dafür auch eine Fülle von Schönheit verloren gegangen. Also Goethe zog den „Zufall“ vor, der übrigens im Drama nur da verwerflich ist, wo er an die Stelle des Motivs tritt, nicht da, wo er zur Entwicklung eines Motivs dient wie hier. Nicht daß die Osterglocken tönen, ist wichtig, sondern wie sie in diesem Augenblick auf Faust wirken. Übrigens hat Goethe schon durch Wagner diesen „Zufall“ ankündigen lassen — „morgen als am ersten Ostertage“; und vorbereitet ist der Anbruch des Morgens im vorangehenden Monologe Fausts: dem Anbruch eines neuen Tags drängt sich symbolisch seine Brust entgegen, wie um ihn her tatsächlich der neue Tag heraufdämmert. Und endlich könnte man sagen: Osterzeit, Frühlingszeit muß es sein, nur in ihr ist schon der erste Monolog verständlich mit seiner Frühlingssehnsucht hinaus ins weite Land, hinein ins Leben mit neuerwachendem Naturgefühl. So ist schließlich auch der Zufall wohl motiviert.

Doch wichtiger ist die andere Frage: wie wirkt dieser Zufall auf Faust? wodurch läßt er sich vom Selbstmord zurückhalten? Scheinbar am nächsten liegt es zu sagen: es ist ein Anlauf, zum alten Kinderglauben zurückzukehren; den Mann, dem das Wissen keinen Halt mehr bot, hält in diesem Augenblick die Religion. Aber dagegen hat Goethe so unmißverständlich als möglich Verwahrung eingelegt, wenn er Faust sagen läßt:

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt.

Nicht der Glaube also ist es, der ihn im Leben festhält; er fehlt ihm ja; sondern süße, selige Jugenderinnerungen sind es: „an diesen

Klang von Jugend auf gewöhnt, ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben." „Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle vom letzten ernsten Schritt zurück." Auch das ist vorbereitet im vorangehenden Monolog, wo Faust durch die Bilder des kristallnen Pokals an manche Jugendnacht erinnert wird. Allerdings hat Goethe den Osterliedern einen Inhalt gegeben, der auch auf Faust Beziehung hat, und eine tiefere symbolische Bedeutung in sie hineingelegt, die dem Leser mehr noch als dem Hörer im Theater verständlich wird. Aber Faust selbst entnimmt ihnen nichts als die Klänge der Jugenderinnerung. Wie diese zum Band werden kann, das ins Leben zurückzieht, diesen sittlichen Halt, dieses bleibend Wertvolle, das in den Erinnerungen an Kindheit, Heimat, Elternhaus liegt, das haben wir alle schon erfahren und gesegnet, und wären wir auch inhaltlich noch soweit über alles einzelne, auch über den Glauben unserer Kinderjahre hinausgewachsen.

Das Leben hat ihn wieder, und so tritt Faust in dieses Leben hinein, wie es sich am Ostertag vor den Toren der Stadt entfaltet. Meisterhaft ist, wie hier mit wenigen Strichen diese Welt der Philister und Studenten, der Soldaten und Handwerksburschen, der Mägde und Bürgermädchen in ihrer harmlosen oder verfänglichen Lust und Freude, in ihren kleinen Listen und Intriguen so anschaulich geschildert wird.

Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.

Und Faust all' dem so fern, so hoch erhaben über diese Freuden, und ihnen doch auch wieder so menschlich nahe, so tolerant und verständnisvoll; denn noch zittert etwas von der Weichheit der vergangenen Nacht und des inhaltreichen Morgens in ihm

nach. Und dazu kommt nun auch noch der Dank des um ihn im Dorfe sich scharenden Volkes für das, was er als Arzt in den bösen Tagen der Pest getan. Aber während Wagner seine Brust geschwellt glaubt „bei der Verehrung dieser Menge", fühlt sich Faust beschämt und gedemütigt: da war er der tätig Liebe beweisende, und doch — „so haben wir mit höllischen Latwergen weit schlimmer als die Pest getobt." „Ach! unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden, sie hemmen unsres Lebens Gang." In dieser Stimmung schaut er der untergehenden Sonne nach, und in wunderbarer Weichheit wachen alle die kaum beschwichtigten Geister der Niedergeschlagenheit und Unbefriedigtheit, der Sehnsucht und des ungemessenen Strebens wieder in ihm auf. „O daß kein Flügel mich vom Boden hebt!" Nein, das Leben, in das er heute zurückgekehrt ist, ist für ihn doch kein Leben; während sich alles um ihn her nur eines einzigen Triebes bewußt ist, wohnen in seiner Brust zwei Seelen, die unter sich im Widerspruch stehen. In dieser Stimmung faßt ihn aufs neue die Sehnsucht nach Geisterhilfe, daß sie ihn aus dieser Enge des Wissens und der ganzen Existenz hinwegführe zu einem neuen bunteren und reicheren Leben, die Sehnsucht nach einem Zaubermantel, der ihm in diesem Moment nicht feil sein sollte um einen Königsmantel. Und das ist nun der rechte Augenblick für die Hölle, an ihn heranzutreten, ihn zu locken, ihn zu verführen. Längst schon zieht sie magisch leise Schlingen zu künftigem Band um seine Füße, jetzt ist sie da, ein Pudel gesellt sich zu ihm, Mephistopheles überschreitet mit Faust die Schwelle seines Studierzimmers.

Ein neuer Monolog Fausts als dritter ist nun doch entschieden des Guten zu viel, und das, worin er gipfelt, unmöglich: die Sehnsucht nach „Offenbarung, die nirgends würdiger und schöner brennt als in dem Neuen Testament". Wie Goethe auf diesen Gedanken kam, ist klar: Neues Testament und Teufelsbeschwörung, Himmel und Hölle, diese Kontrastwirkung war ihm willkommen. Aber für Faust ist dieser Versuch unmöglich. Ihm fehlt der Glaube, das sagt nicht der Stimmungsmensch Faust,

sondern mit aller Klarheit der Forscher, der Philosoph, der Wissende in den vorangegangenen Monologen. Er kann den Versuch machen, ob nicht das Studieren, das Wissen im stande sei, die aufgewühlte Leidenschaft, den Trieb nach Genuß noch einmal zu beschwichtigen; aber zum Glauben, zur Offenbarung kann er nicht zurückkehren wollen. Freilich könnte man sagen, der Prolog des Johannesevangeliums, um den es sich handelt, sei selbst Wissen, ein Stück alexandrinischer Religionsphilosophie, nicht Glaube; aber das ist kaum ernsthaft zu nehmen. Und überdies ist die Auslegung, die Faust versucht, der Gegensatz von Wort und Sinn, von Kraft und Tat — trotz der Beziehung auf Fichte — weder philosophisch klar noch rein poetisch, also eine jener Stellen, wo das Philosophische und das Poetische sich nicht zur vollen Einheit zusammenschließen wollen.

Nun folgt die Beschwörung des Mephistopheles. Er erscheint in Hundsgestalt, aber Salomonis Schlüssel reicht nicht aus, keines der vier Elemente steckt in dem Tiere, er ist eben kein Sendling des Erdgeists, sondern wirklich ein Flüchtling der Hölle: als solcher muß er sich Faust zu erkennen geben, damit dieser mit vollem Bewußtsein tut, was er tut. Die zweite Gestalt, die er annimmt, ist die eines fahrenden Scolasten. Das hängt mit jenem schon erwähnten Plan eines großen Disputationsaktes zusammen, bei dem wohl Mephistopheles versuchend und zu unbesonnenen Äußerungen verführend an Faust herantreten sollte. Aber auch abgesehen davon: zum Professor Faust kommt der Teufel in der zu dieser Sphäre passenden Gestalt; wie er ihn dann ins neue Leben mitnehmen will, erscheint er zum dritten Mal als flotter Junker.

Und nun definiert sich Mephistopheles selber als einen „Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Ein Teil —? und steht doch ganz und als Ganzer vor uns. Damit gewinnt Goethe sofort den realistischen Gegensatz gegen das ungemessene, ins All und auf das Ganze gehende hyperidealistische Streben Fausts. Und wie fein ist dieses zweideutige „das Gute

schafft“, wobei der Teufel selbst an die Verneinung und Vernichtung dessen denkt, was ist und als solches wert ist, daß es zu Grunde geht und damit zu seinem Rechte kommt, während wir an jene positiv schaffende, reizende und wirkende Seite des Bösen denken, von der der Herr im Prolog gesprochen hat. So sagt der Teufel alles und doch nicht alles, sagt weder zu viel noch zu wenig. Und er wird sich schon noch weiter geltend machen und noch deutlicher explizieren, Faust soll ihn noch ganz anders kennen lernen: „die nächsten Male mehr davon!“

Aber warum kommt es nicht sofort zum Pakt mit ihm? warum geht er davon? Faust will ihn doch zurückhalten. Als ob ein Mann wie Faust so ohne weiteres zu gewinnen wäre, als ob der Teufel nicht mancherlei Künste spielen lassen müßte, um ihn zu fangen! So ist dieses Retardieren und Zaudern philosophisch vollauf berechtigt: die Hölle lockt erst und reizt, ehe sie verführt und zu Falle bringt, und dabei gewinnt sie durch Versagen mehr als durch sofortiges Gewähren. Und auch die Dichtung gewinnt dadurch. Wie hübsch, daß Mephistopheles wegen des Drudenfußes auf der Schwelle nicht wieder hinaus kann, so erfährt Faust, daß auch die Hölle ihre Rechte hat und daß sich somit ein Pakt mit ihr würde schließen lassen; auch den Teufel kann man fangen, da läßt sich's wagen. Ein gefährliches Spiel! aber warum nicht? geht er einmal in die Falle, warum nicht auch ein zweites Mal? Endlich gibt dieser Zug Anlaß zu jener Traumvision, die Faust das Bild einer herrlichen Natur vorzaubert, in der ein göttergleiches Geschlecht ein wonniges Leben führt. Wie mit dem Pinsel Böcklins sind diese Gefilde der Seligen und Genießenden gemalt. Erregend und einlullend zugleich wie gewisse Partien in Wagnerschen Opern wirkt der Geistergesang, mit süßem Zauber nimmt er alle Sinne gefangen und versenkt Faust in ein Meer des Wahns. So wird die sinnliche Lust in ihm aufgewühlt und entfesselt, und als er mit lechzenden Lippen aufwacht, ist — Mephistopheles verschwunden. Ist das nicht wahrhaft satanisch ersonnen und wahrhaft poetisch durchgeführt?

Natürlich kommt der Teufel wieder, zum Abschluß des von Faust gewünschten Paktes. Die Aufgabe Goethes war hier nicht leicht, die Szene so zu gestalten, daß ohne merkbare Fuge das im Fragment von 1790 schon vorhandene Endstück an das Neugedichtete angeschoben werden konnte; daher ist es auch einer der spätesten Abschnitte des ersten Teils. Wie aber ist die Aufgabe gelöst? Was Ton, Haltung, Stil anlangt, so gehört es fraglos zum Großartigsten und Gewaltigsten im Faust. Alle Register des Pathos und der Leidenschaft, des Geistes und Witzes, der Ironie und verstandesmäßigen Schärfe sind gezogen und stilistisch ein wahrhaft Höchstes von dramatisch-packender Kraft und Leidenschaft erreicht, ein Meisterstück in jeder Beziehung. Nur eines gibt Anlaß zu Bedenken: der unsichtbare Geisterchor nach dem Fluche Fausts. Seine Schönheit wird niemand bestreiten, auch nicht das Passende, auf den leidenschaftlichen Ausbruch Fausts ein solches musikalisches Intermezzo folgen zu lassen, das beruhigend, sänftigend wirkt fast wie ein griechischer Chorgesang. Aber es ist wie mit den drei Monologen, es kommt nun doch zu oft: der Gesang der Erzengel im Prolog, der Ostergesang, der Chor der Geister bei der Beschwörung, dann nachher um Faust einzuschläfern und jetzt dieser neue Geisterchor. Man hat nicht mit Unrecht von opernhaften Elementen in diesen Partien gesprochen. Gesungen wird ja auch im Urfaust und im Fragment; aber da gehört es zum Realistisch-Volkstümlichen des Faust, nicht anders als wie im Leben selbst gesungen wird. Hier dagegen treten Gesänge an die Stelle des Dialogs, und damit tritt wie in der Oper Musik an die Stelle der Poesie. Dieses Opernhafte gehört jedenfalls nicht zu der ursprünglichen Stilrichtung des Faust, sondern ist ein deutliches Zeichen von dem Stilwechsel, von dem schon die Rede war. Wenn es noch mehr zunehmen sollte, wie das im zweiten Teil wirklich der Fall sein wird, so wäre hier doch etwas Bedenkliches im Anzug.

Aber wie steht es mit dem Inhalt der Szene? Ist damit wenigstens alles in Ordnung, das Alte und das Neue ohne Bruch und Zwiespalt miteinander verbunden? Man hat es bestritten

und sich bis zu der Behauptung verstiegen, hier „sei fast jedes Wort ein Widerspruch". Darum gilt es, näher darauf einzugehen. Mephistopheles findet Faust in völliger Mutlosigkeit, hat er doch nichts als Enttäuschungen erfahren, alles ist ihm mißlungen, nicht einmal den Teufel vermochte er festzuhalten. Und nun steht dieser doch wieder vor ihm und will ihn abholen, hinein ins Leben, damit er „losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei". Damit wäre ja Fausts Wunsch erfüllt: fliegen wollte er, einen Zaubermantel wünschte er sich, er soll ihn haben. Aber Faust kann sich nicht freuen, nicht einmal zu dem Gedanken aufschwingen, daß ihm noch Wünsche gewährt, ihm noch Befriedigung zu teil werden könnte. Er ist so nüchtern und ernüchtert, daß er alle Illusionen durchschaut und das Leben, weil es voll ist von Illusionen, für absolut wertlos erklärt. Aber kennt denn Faust das Leben? Nein, er kennt nur einen Teil, sagen wir: ein Drittel davon, das Wissen und das Erkennen; was er dabei erlebt hat — „dafür ist mir auch alle Freud' entrissen" —, das überträgt er nun unbesehen auf das Leben überhaupt und urteilt darüber wie ein Pessimist. Und doch kennt er weder das Leben als Genuß (zweites Drittel) noch das Leben als Tat und als Wirken (drittes Drittel), darum bleiben diese Teile auch an der Peripherie seiner Betrachtung. Als Mann des Wissens tritt er dem Leben gegenüber, glaubt es zu durchschauen und zu kennen und entdeckt nun überall Täuschung, Illusion, Enttäuschung. Also im Wissen keine Freud', weil wir nichts wissen können; darum dekretiert er: auch am Leben keine Freud', weil selbst die Ahnung jeder Lust mit eigensinnigem Krittel gemindert, selbst die Schöpfung unserer regen Brust mit tausend Lebensfratzen gehindert wird, weil wir auch da überall auf Abzüge und Schranken, auf Hindernisse und Unvollkommenheiten stoßen. Mit dem Wissen war es nichts, also wird es mit dem Genuß auch nichts sein. Sterben mitten im Genuß ist das einzige, weil das Leben doch nur zeigt, daß es auch mit jedem neuen Genuß wieder nichts gewesen ist. Da kommt der Stich des Teufels: „Und doch hat jemand einen braunen Saft in jener Nacht nicht ausgetrunken": auch Faust hat

noch Illusionen, und diese Illusionen haben ihn im Leben festgehalten. Nun aber bricht er los:

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog,
So fluch' ich allem, was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt.

Eins um das andere verflucht er, was sonst als Quelle von Lust und Freude gilt, als Glück und Lebensgut wertvoll erscheint, um schließlich mit den fürchterlichen Worten zu enden:

Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben
Und Fluch vor allem der Geduld —

der Hoffnung, die uns mit ihren Illusionen von Lebensstation zu Lebensstation weiter täuscht, dem Glauben, der uns Mut und Kraft gibt zu leben und den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, und vor allem der Geduld. Faust hat keine, weder im Wissen, da er alles auf einmal wissen und mit einem Schlag ins Innere der Natur dringen möchte, noch für das Leben die Geduld, die tausend Lebensfratzen mit ihren Hemmungen beiseite zu schieben und eins ums andere zu erstreben, keine Geduld mit einem Wort, um Realist zu sein. „Alles oder nichts" — das ist es wieder, und weil er nicht alles und alles auf einmal haben kann, will er gar nichts. So denkt und fühlt aber nicht der Pessimist, sondern der maß- und schrankenlose Idealist: ihn hört man schon heraus aus der elementaren Heftigkeit seines Fluches, ihn auch inhaltlich heraus aus dem Rütteln an den Kerkergittern des realen Lebens, an dem er sich wund reibt und in dessen Schranke und Maß er ein Attentat sieht auf sein ideales Streben. Noch kann er nicht entbehren, noch will er nicht entsagen. Und so wenden sich denn auch „die Kleinen von den Meinen", wie Mephistopheles diese Geister nennt, mit ihrem Gesang nicht an den Pessimisten, sondern an den Idealisten:

sie haben seine Maß- und Rastlosigkeit richtig erkannt, das Titanische, Himmelstürmende wohl herausgefühlt und locken ihn darum zum Beginnen eines neuen Lebenslaufs. Aber in ihren Worten, die ja nur die inneren Stimmen in Faust selbst objektivieren, klingt eben darum selbst auch ein Ideales durch und an, wie die Ahnung, daß es Mephistopheles doch nicht so leicht werden dürfte, mit diesem mächtigen Erdensohn fertig zu werden.

Mephistopheles aber, als wäre nichts geschehen, als hätte Faust nicht eben alle Illusion verflucht, kommt jetzt mit dem Vorschlag zum Pakt, und Faust geht darauf ein. Wie ist das möglich, eben jetzt möglich? Fluch dem Glauben — das ist eines. Das Drüben kann ihn wenig kümmern; davon will Faust nichts weiter hören, ob es auch in jenen Sphären ein Oben oder Unten gibt. Auch darüber hat er keine Illusion, darum kann er es wagen. Freilich ist damit auch für uns wieder die Gefahr nahe gerückt, aus der Illusion herausgerissen zu werden: wenn es kein Drüben gibt, dann kann es Faust allerdings wagen, dann ist Mephistopheles jedenfalls betrogen. Jedenfalls? Muß denn die Hölle drüben sein? gibt es nicht eine Hölle schon hier auf Erden, und wird sie Faust nicht erfahren und erleben, z. B. im Kerker bei Gretchen, wo ihn der Menschheit ganzer Jammer anfaßt? Ja, aber ob es so gemeint ist? Vielleicht nicht. Aber wer hat in diesem Augenblick Zeit, darüber nachzudenken, wo es so atemlos vorwärts geht und wir in der Spannung auf den Pakt die Möglichkeit, aus der Illusion zu kommen, für dieses Mal glücklich überwinden?

Allein wenn Faust keine Illusionen mehr hat, hat er auch keine über das Angebot des Teufels, und so fragt er denn auch: „Was willst du armer Teufel geben?“ Und dennoch geht er darauf ein. Was erwartet er sich denn von dem Bunde mit ihm? Eigentlich nichts, eben darum kann und darf er ihn eingehen. „Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben, von deinesgleichen je gefaßt?“ Mephistopheles wird mit ihm doch nicht fertig werden, so verläßt sich auch Faust, wie der Herr im Prolog, aufs

Streben, dieses sein Streben ist zu hoch, als daß es der arme Teufel je befriedigen könnte. Darauf hin kann er im stolzen Trotze mit ihm abschließen, weil er der Unendlichkeit der Kraft und der Dauer seines Strebens sicher ist. Ist dieses unendlich, so kann es nie befriedigt werden. Aber warum dann doch die Verbindung? muß er sie nun nicht als wertlos und überflüssig ablehnen? Er will sich betäuben, er will den Taumel, um sich und seinen Schmerz, seines Herzens Nichtbefriedigung zu vergessen, sie in wilder Jagd nach Genuß zum Schweigen zu bringen. Und diese wilde Jagd braucht er. Sein Wesen ist Streben, Streben heißt sich betätigen, also braucht er Stoff zur Betätigung, braucht er diese Rastlosigkeit: „darum stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit; nur rastlos betätigt sich der Mann." Also ein Diener dieses rastlosen Strebens soll Mephistopheles werden, dazu ist er ihm eben recht und ist er ihm gut genug. Und der Inhalt dieses Strebens? Lust? Ja, aber auch das Gegenteil, Schmerz: „Du hörest ja, von Freud ist nicht die Rede, dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten Genuß." Also auch da wieder — alles oder nichts. „Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen." Damit sind wir von der neuen Dichtung in die alte hinübergekommen, ohne Bruch, ohne Fuge, ganz naturgemäß und völlig unbemerkt.

Allein wir sind mit der Szene noch nicht zu Ende, von Faust geht es nun zu Mephistopheles. Faust will auch im Lebensgenuß und in der Lebensbetätigung ein Ganzes und ein Höchstes, er will alles und will Unendliches. Deswegen muß er auch hier unbefriedigt bleiben. Das kann Mephistopheles nicht wollen, deshalb muß er dämpfen, mäßigen, ernüchtern, während er zuerst zu reizen und zu locken hatte. Das ist kein Widerspruch. Fausts Pessimismus war ja von Anfang an Idealismus, daher jene maßlose Leidenschaft des Fluchs. Da galt es für Mephistopheles, dem Übermaß der Illusionslosigkeit entgegenzuwirken, also das Leben lockend darzustellen und zum Leben zu locken. Jetzt enthüllt sich diese Maßlosigkeit als das, was sie von Anfang an ist, als Maß-

losigkeit des Strebens und Wollens; nun muß er dieses zu dämpfen suchen, die Lauge des Spottes, des realistisch nüchternen Verstandes über den Idealisten ausgießen, zur Selbstbeschränkung raten. Selbstbeschränkung aber ist für den Teufel Verzicht auf alles Hohe und Ideale, Beschränkung auf die Sphäre des Niederen und des Gemeinen. Denn was will er? Diesen hohen Geist von seinem Urquell ablenken, ihn Staub fressen lassen und mit Lust, also mit einem Wort: den Idealismus in ihm ertöten, und das beste Mittel dazu — er sagt es uns selbst:

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n.

So gescheit ist Mephistopheles, daß er weiß, daß ein solcher Geist nicht so leicht zu ruinieren, die Sprungfeder desselben nicht auf einmal zu lähmen ist; also muß er zunächst auf sein rastloses Streben eingehen. Aber was er ihm zum Schmausen vorsetzt, es soll darnach sein: wild, flach, unbedeutend, gemein. So hofft er ihn abzulenken, herabzubringen, geistig zu ruinieren, bis er flügellahm, matt und blasiert nun wirklich seine Lust daran findet, Staub zu fressen. Also nicht darauf kommt es an, wie lange Faust auf der Jagd nach dem Glück da und dort verweilt, sondern darauf, ob er dieser Jagd selbst, dieser rastlosen Selbstbetätigung seines Geistes jemals überdrüssig wird und übersättigt und ermattet überhaupt Halt machen, ganz aufhören will, weiter und vorwärts zu streben. Denn Blasiertheit ist die Todsünde gegen den heiligen Geist des Lebens und des Strebens.

So schließen sie, jeder in seinem Sinn, die Wette, den Pakt, den Faust auch jetzt, „seine Rednerei nur gleich so hitzig übertreibend“, in die Worte kleidet:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!

Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!
Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Und nun frage ich: Hat Mephistopheles in irgend einem Augenblick der Gretchentragödie diese Wette gewonnen, um von den flachen Burschen in Auerbachs Keller nicht zu reden, bei denen er sich doch unmöglich gefallen konnte? Durch sinnliche Liebe wollte der Teufel Faust hinabziehen in Schlamm und Schuld; und statt dessen erwacht in Faust jene ewig unendliche Liebe, die nicht in Sünde bleiben und nicht in Schuld untergehen läßt, erwacht der Idealismus der Liebe. Und es erwacht noch etwas — das Bewußtsein der Schranke und der Notwendigkeit des Maßes und der Selbstbeschränkung. Fliegen können wollte Faust, losgebunden und frei sein; aber in dem „losgebunden" liegt noch ein anderes: los von allen Schranken der Sittlichkeit. Wohin aber solche schrankenlose Freiheit führt, soll er schaudernd bald erfahren und ebenso erfahren, was es mit dem Wunsche auf sich hat, der Menschheit Weh auf seinen Busen zu häufen: der Menschheit ganzer Jammer hat ihn wirklich angefaßt, aber um welchen Preis?! In der Gretchentragödie sind ihm die zwei Seelen in seiner Brust aufs neue zum Bewußtsein gekommen, der innere Zwiespalt zwischen dem derben Realismus der Sinnlichkeit und der idealen Höhe einer unendlichen Liebe. Und angesichts dieses Zwiespalts sollte Mephistopheles die Wette gewonnen haben, die Faust so formuliert hat: „Kannst du mich schmeichelnd je belügen, daß ich mir selbst gefallen mag". Ob

sich Faust dort im Kerker selbst gefallen hat?! Also wenn man nicht kleinlich und ganz äußerlich an der Fassung: „Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön!" haften bleibt, sondern das Ganze und Sinn und Geist des Ganzen auffaßt, so ist von einem Widerspruch, den man auch hier hat finden wollen, keine Spur, so ist die Wette so richtig formuliert, daß man wird sagen müssen: in ihr erst komme das Wesen Fausts zu seiner vollen Entfaltung, ohne Bruch und ohne Fuge und ohne einen andern Gegensatz als den im Wesen Fausts, im Wesen des Menschen selbst liegenden.

Noch eines ist aber damit auch innerhalb des Stückes klar geworden, wie es schon außerhalb desselben durch den Prolog klar war, daß das teuflische „Her zu mir" am Schluß des ersten Teils nicht das Ende sein kann; und so werden wir vom ersten weiter geführt und hinausgewiesen auf eine Fortsetzung, wie sie nun im zweiten Teil des Faust auch wirklich vorliegt.

In Auerbachs Keller und in Gretchens Kammer und zum Hexensabbat des Bösen auf dem Blocksberg hatte Mephistopheles Faust geführt. Dort war es flach genug, aber eben deshalb konnte sich Faust dort nicht gefallen; hier lernte er, wohin das „losgebunden, frei" führt, wenn es zur Freiheit vom Sittengesetz wird und der Mensch sich von Sitte und Pflicht losbindet; und obgleich er der Sinnlichkeit erliegt, findet er in der Liebe zu Gretchen doch noch etwas anderes Höheres und Reineres, das seinem idealistischen Urquell durchaus entspricht. So beginnt er sich innerlich loszulösen von dem Schandgesellen, den er sich bisher zum Begleiter hat gefallen lassen. Im Schicksal Gretchens erkennt er, daß die Schrankenlosigkeit und Maßlosigkeit des Wollens und Strebens den Menschen in die Tiefe führt. Der Menschheit höchste Lust und höchste Pein hat er kennen gelernt, aber dabei die Wahrheit des Wortes erfahren, das er später selbst ausspricht: Genießen macht gemein!

Aber wie viel er auch gelernt hat, fertig ist er noch nicht; der Kursus ist um ein ferneres Drittel weitergeführt, aber das letzte Drittel fehlt noch. Faust, der das Ganze will, „achtet den

Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich", solange er dieses Letzte noch nicht durchgemacht hat. Er glaubt ja an das Wort: „Nur rastlos betätigt sich der Mann", also vorwärts, hinein in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit! Nach dem Wissen und Genießen muß nun das Handeln und die Tat, nach der kleinen der Gang durch die große Welt kommen. Oder, wie Goethe selbst sagt, er muß seinen Helden aus der bisherigen „kummervollen Sphäre in höheren Regionen durch würdigere Verhältnisse durchführen"; bedenklicher formuliert: „die Behandlung muß aus dem Spezifischen mehr in das Generische gehen". Ganz bestimmt aber fordert Schiller: „Es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde". Wie wird es Faust damit gelingen und in der großen Welt ergehen? und wie wird es vor allem Goethe damit gelingen und mit der so hoch aufquellenden Materie ergehen? wird er den „poetischen Reif" finden, der sie zusammenhält?

Goethe war Faust, Faust war Goethe; wenn auch, wie wir gesehen haben, jeder über den andern hinausgewachsen war, so blieben sie im Grunde ihres Wesens doch immer eins. Hierin lagen für die Fortführung des Werkes günstige und ungünstige Momente. Günstige, da doch auch Goethe auf die Höhen der Menschheit gestellt, an der Seite eines Fürsten in der großen Welt und für sie schaffen und wirken konnte, als Staatsmann und Minister, als Theaterdirektor und was alles er sonst noch war. Aber auch ungünstige, sofern Goethes ganze Natur, und je länger je mehr, auf eine beschaulich-ruhige, in sich abgeschlossene Tätigkeit und Arbeit an sich selbst und der eigenen harmonischen Ausbildung angelegt, von der Aufregung und Unruhe des politischen Lebens, von der Bemengung mit der Masse sich gerne fernhielt und er für die Stürme und Leidenschaften, teilweise sogar für die wichtigsten Erscheinungen und Fragen der Politik wenig Interesse hatte. Zur Zeit des Götz und des Egmont fehlte ihm, dem nichts Menschliches fremd war, auch dieses nicht; wenn er damals den Faust zu Ende gebracht hätte, wäre es ihm wohl leichter gefallen, seinen

Helden auch durch diese Lebenssphäre hindurchzuführen. Man hat daher an eine Beteiligung Fausts an den Bauernkriegen des sechzehnten Jahrhunderts gedacht, und heute möchte es besonders nahe liegen, ihn uns als Vorkämpfer solcher sozialen Bestrebungen und Kämpfe vorzustellen. Für den Goethe der späteren Zeit aber war es gerade und vor allem diese „Schwierigkeit der politischen Aufgabe", die ihn immer wieder zögern und die Arbeit zurückschieben ließ. Das Politische war ihm, seit der französischen Revolution vollends, unsympathisch, diese Seite des Lebens fast gar verschlossen, als er an die Fertigstellung des zweiten Teiles herantrat. Was ihn dagegen in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, in denen er unter Schillers treibendem Einfluß ans Werk ging, interessierte, das war die Herausarbeitung des reinen Menschentums, die Verwirklichung eines bestimmten Bildungsideals, das wir mit dem jetzt so verschliffenen Namen der Humanität nur annähernd und mit dem des Neuhumanismus viel zu einseitig bezeichnen würden. Und im Fortgang der Jahre trugen dazu auch noch die umgebenden Zustände das Ihrige bei. Die Befreiungskriege brachten dem Deutschen nicht die Einheit und die Erlösung von der Zersplitterung seines Vaterlands; die Reaktion legte sich alsbald lähmend auf alles, den jugendlichen Oppositionsversuchen der Burschenschaft und des süddeutschen Liberalismus stand Goethe ohnedies kühl und ablehnend gegenüber. Dagegen war der ästhetisch-literarische Kampf zwischen Klassizismus und Romantik, zwischen Antik und Mittelalterlich noch nicht ausgefochten, und Goethe suchte, so entschieden er auch am Klassischen festhielt, doch aus beiden und über beiden ein drittes Höheres, das moderne Bildungsideal zu gewinnen und in sich zur Darstellung zu bringen. Außerdem interessierten ihn die Fragen der mehr und mehr emporsteigenden Naturwissenschaft aufs lebhafteste; und — hier kommt das Soziale doch noch — auch die auf Maschinen und Technik, auf Kanälen und Schiffahrt sich aufbauende Kulturarbeit der neuen Zeit entging seinem hell in die Ferne blickenden Auge nicht und regte ihn zu lebhafter Anteilnahme auf. Wir kennen das von Wilhelm Meister her. Nun war Faust auch darin über

Goethe hinausgewachsen, daß er zu einem „Generischen“, einem Typus und Vertreter der strebenden und ringenden Menschheit geworden war. Diese Menschheit aber war doch keine andere, als die seiner, d. h. der Goetheschen Zeit, nur daß er scharfsichtiger als andere auch das schon sah, was nur erst keimartig in ihr angelegt war und erst allmählich sich über sie hinaus entfalten sollte. Daher mußte er die Zeitinteressen, so wie sie an ihn herantraten und auf ihn wirkten, in Faust zur Darstellung bringen und durch ihn repräsentieren lassen. Über die Schranken seiner Zeit aber kann auch der universalste Geist immer nur einen Schritt, eine Spanne hinausschreiten und hinausgreifen. Zum politischen Handeln wird es darum der Faust der zwanziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts schwerlich bringen können, weil damals politisch nicht gehandelt wurde. Darin liegt die zeitliche Schranke dieses zweiten Teils.

Das Gesagte zeigt aber noch eine andere Gefahr. Über der symbolisch-„generischen“ Bedeutung des Faust ging für Goethe die Notwendigkeit verloren, ihn in einer bestimmten Zeit, im sechzehnten Jahrhundert etwa festzuhalten. Er läßt ihn mit der Vergangenheit und mit der Zukunft, mit dem Mittelalter wie mit dem neunzehnten Jahrhundert sich berühren, er macht ihn gewissermaßen zeitlos, wodurch dann das Persönliche und das Dramatische verliert, was das allgemein Menschliche und das Bedeutsame gewinnt.

Und nun zum Inhalt dieses zweiten Teils. Er zerfällt in zwei Hauptmassen: die Verbindung Fausts mit Helena und das Ende des inzwischen zum Strandfürsten gewordenen Faust. Mit jener haben es die drei ersten, mit diesem letzteren der vierte und der fünfte Akt zu tun.

Nach der Fausts Innerstes mit den Höllenqualen der Schuld und der Reue durchwühlenden Kerkerszene finden wir ihn zu Anfang des zweiten Teils schlafsuchend und schlaffindend unter den Gesängen Ariels und seines Elfenchors; denn „ob er heilig, ob er böse, jammert sie der Unglücksmann“. Das heißt: in der Einsamkeit, am Busen der Natur findet der Flüchtling, der Unbehauste,

der Unmensch ohne Zweck und Ruh die verlorene Ruhe wieder, neues Leben und neue Kraft, „zum höchsten Dasein immerfort zu streben“. Der schöne Monolog beim Anblick der aufgehenden Sonne zeigt ihn uns gereifter und zeigt ihn vor allem sich beschränkend, verzichtend auf das Ganze, eine Resignation des überfliegenden Idealismus bahnt sich an. Den vollen Anblick der Sonne erträgt er nicht, mit ihrem Bild im Regenbogen eines Wassersturzes muß er sich begnügen: „am farbigen Abglanz haben wir das Leben“. Was die Szene soll, ist somit klar. Aber ob es genügt, Fausts Befreiung von Reue und Schuldbewußtsein auf diese opernhafte Weise, seinen Entschluß zu neuem Leben auf Grund schwerster Erfahrung in dieser kurzen Szene darzustellen und ihn im Umgang mit der Natur so einfach gesunden zu lassen, daß er, gebadet im Tau aus Lethes Flut, Gretchens kaum mehr gedenkt, das wird man doch fragen müssen. Das Ethische fehlt, und ethisch sollte doch die Wirkung der Gretchentragödie auf Faust sein, gerade in diesem dritten, dem Handeln gewidmeten Drittel durfte die Beziehung zum Sittlichen nicht fehlen.

Unmotiviert bleibt jedenfalls der Entschluß, an den Kaiserhof zu gehen, wo wir ihn mit Mephistopheles in der zweiten Szene finden. Hier geschieht dreierlei. Mephistopheles, der sich als Hofnarr einführt, eröffnet dem Kaiser, dessen Finanzen zerrüttet und dessen ganzes Reich in Auflösung begriffen ist, der sich aber unbekümmert darum nur amüsieren will, die Aussicht auf ungezählte Schätze; dieses Versprechen wird eingelöst durch die Anfertigung von Papiergeld, das sich freilich alsbald als Teufelsgeld enthüllt und seinen Besitzern keinen Segen bringt. Das zweite ist der Mummenschanz, den Faust im Hintergrund zu dirigieren scheint, ähnlich wie Goethe am Weimarischen Fürstenhof, namentlich in den ersten Jahren, vielfach solche Feste arrangiert hat. Er ist voll Anspielungen und Allegorien, die ohne Kommentar nicht zu verstehen sind, aber künstlerisch schön aufgebaut und voll theatralischer Anschauung, so wie sich Goethes Phantasie ein solches Hoffest wohl einmal verwirklicht träumen mochte. Auch fehlt die Beziehung zu

der Handlung des ersten Stückes nicht. Endlich das dritte, die Heraufbeschwörung der Helena.

Was soll nun zunächst die Papiergeldszene, bei der Goethe wohl John Laws Gründungen und der Assignatenschwindel in Frankreich als Vorbilder dienten? Faust Anlaß geben zum Handeln, zum Eingreifen in das politische Leben, in die Not des Staats. Aber handelt Faust wirklich? Mephistopheles ersinnt den Plan und führt ihn auch aus, Faust ist passiv assistierend und fügt höchstens ein paar pathetische Worte hinzu, aus denen hervorgeht, daß auch er den Schwindel nicht durchschaut. Aber noch ein weiteres, über Faust hinausreichendes steckt darin: es ist ein Zeitbild von dem Übergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit, vielleicht nicht ohne leise Polemik gegen die romantische Verherrlichung dieser Epoche und die romantische Geschichtsklitterung von der Zusammengehörigkeit des Thrones mit dem Altar. Zu der Not des Landes stehen die üppigen Feste des Hofes in üblem Gegensatz. Der Geist der Regierung ist der feudale, mittelalterlich dumpfe, reaktionäre, wie ihn der Kanzler so drastisch zum Ausdruck bringt:

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter neu entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Dem gegenüber vertreten Faust und Mephistopheles den modernen Geist. Aber wo dieser in das verfaulte Alte eindringt, da wirkt er zunächst nur weiter zersetzend und zerstörend, wie im Mummenschanz das Gold verderblich wirkt, und Abenteurer und Schwindler gewinnen die Oberhand. So rasch geht es also

mit dem Fortschritt nicht, es muß erst der Boden vorbereitet, die Geister müssen erst gebildet, die Menschen erst erzogen werden, und zwar ästhetisch erzogen werden, wie sich ja auch Schiller die Erziehung zum wahren Staat als eine ästhetische gedacht hat. Diesen Bildungskursus hat also die Zeit und hat Faust, der die Zeit repräsentiert, zu durchlaufen. Aus dem Mittelalter geht es zur Neuzeit hindurch durch Humanismus und Renaissance, d. h. durch die Wiederbelebung des klassischen Altertums und seiner Schönheit: — Helena muß heraufbeschworen werden.

Zunächst freilich handelt es sich dabei nur um das Amüsement des Kaisers, das Schöne soll unterhalten — das ist seine erste Erscheinungsweise im Mummenschanz; nur zu diesem Zweck soll auch Helena mit Paris vorgeführt werden. Aber Helena zu zitieren ist nicht so leicht. Mephistopheles kann es nicht, der Geist der Vernichtung ist kein Geist der Wiederbelebung, und zugleich ist der nordische Teufel das Prinzip der Häßlichkeit, dem die Gestalten des Altertums — „ein widrig Volk“ — nicht zusagen. Daher muß diesmal Faust selber heran, Mephistopheles kann ihm nur den Weg weisen und den Schlüssel geben; hinab zu den Müttern muß er selber.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt so wunderlich.

Wirklich haben wir hier eines der Geheimnisse des zweiten Teils. Wer sind diese Mütter? Auf eine Stelle bei Plutarch ist die Konzeption zurückzuführen; Plutarch war Platoniker, und das Reich der Mütter ist im wesentlichen das Reich der Ideen Platons, oder wie es Schiller genannt hat, das Reich der Gestalten, das Reich der Schatten. Diese Ideen sind die ewigen Urbilder aller Dinge und zwar, in der späteren Ausdeutung, die Urbilder aller Einzeldinge. Wenn diese in unserer Welt untergegangen sind, bleiben doch ihre idealen Urbilder bestehen. Diesem Reich der Gestalten aber stehen bewahrende, diese Gestalten mütterlich schützende Gottheiten vor, welche also sozusagen der Mutterschoß für alle Einzeldinge sind und den Lebens- und ebenso natürlich auch den Wiederbelebungs-

prozeß zu vermitteln haben, ob nun des Lebens holder Lauf sie natürlich oder ob der kühne Magier sie wunderbar zum Licht hinaufruft. So muß denn auch Faust zu den Müttern, wenn er als Magier Helena ans Licht führen will; denn bei ihnen ist auch ihr Urbild aufbewahrt. Daß das alles gesucht und künstlich ist, ist zuzugeben; und was der Gang zu den Müttern, in diese „Einsamkeiten“, in die ewige leere Ferne des Nichts für Faust zu bedeuten hat, ob sich seine Hoffnung, in diesem Nichts das All zu finden, mit Helena verwirklicht, das wird nicht recht klar.

Aber jedenfalls bringt nun Faust die Verkörperung der klassischen Schönheit, Helena in ihrer urbildlichen, also höchsten und vollkommensten Gestalt herauf und führt sie dem Hofe vor. Während aber dieser mit dem Ideal nichts anzufangen weiß, sondern geistlos darüber witzelt und medisiert, wird Faust von dem Anblick dieser Schönheit, die zunächst nur zur Ergötzung zitiert war, tief innerlich ergriffen; sie ist es, der er hinfort die Regung aller Kraft, den Inbegriff der Leidenschaft, Neigung, Liebe, Anbetung, Wahnsinn zollt. So ist er doch noch der alte, der maß- und schrankenlose Idealist mit seinem Alles oder Nichts auch hier der Schönheit gegenüber. Er sucht Helena festzuhalten, doch das geisterartige Wesen geht in Dunst auf, wie er es fassen will, es geht ihm wie mit dem Erdgeist, und wie bei ihm, stürzt Faust auch hier zusammen. Und auch darin hat er sich als der Alte gezeigt: er hat nicht die Geduld des langsamen Erarbeitens, in schnellem Ansturm soll es erobert werden. Aber so läßt sich die Schönheit, läßt sich das klassische Ideal nicht gewinnen, und darum bedarf es eines längeren Weges, um zum Ziel zu kommen. Dazu dient der zweite Akt.

Es ist der wunderlichste der fünf Akte mit dem Homunculus und der klassischen Walpurgisnacht. Mephistopheles hat den ohnmächtigen Faust in seine alte Behausung zurückgebracht, in das Reich des Wissens oder, weil Wagner jetzt als Leuchte der Wissenschaft darin haust, in das Reich der Gelehrsamkeit. Dieser Mann des gelehrten Wissens arbeitet eben an einem ungeheuerlichen Projekt, das allerdings auf Gedanken der Renaissance, auf Paracelsus

zurückgeht: er will in der Retorte einen künstlichen Menschen machen, und in dem Augenblick, wo Mephistopheles bei ihm eintritt, und, wie es scheint, beschleunigt durch sein Dazwischenkommen, gelingt das große Werk, das chemische Menschlein ist fertig, ein Geistmännlein ohne Fleisch und Blut, fast ohne Leib, aber als Produkt der Gelehrsamkeit geistig durch und durch, gescheit, intelligent, auch gleich selbst gelehrt und als Vertreter der Gelehrsamkeit der Renaissance von vorn herein mit der „Tendenz zum Schönen und förderlich Tätigen" behaftet. Als Polyhistor weiß er natürlich auch von Griechenland und kennt sich dort aus; daher kann er Faust seine klassischen Träume deuten, die es mit Leda und dem Schwan, also mit der Erzeugung der Helena zu tun haben, und kann ihn nach und durch Griechenland führen. So ist er für Faust in diesem Augenblick der rechte Mann, aus seiner Hand, „der Hand der Wahrheit", wird er der Dichtung, der Schönheit Schleier empfangen. So etwa muß man sich Wesen und Zweck des Homunculus denken, und das Ganze wäre auch so übel nicht ersonnen, wenn es nur nicht einen Stich ins Komische hätte. Nicht Faust macht ihn, sondern Wagner: der Gedanke, daß diese Famulusnatur, diese gelehrte Impotenz, ohne zu zeugen, einen Menschen machen soll, reizt unwillkürlich zum Lachen, macht das Gemächte notwendig lächerlich. Und das wird nicht besser, sondern schlimmer, wenn wir hören, daß Goethe zu dieser Konzeption veranlaßt wurde durch die Behauptung eines Schellingschen Naturphilosophen, der zufällig auch Wagner hieß, daß es der Chemie sicher noch gelingen werde, durch Kristallisation Menschen zu bilden.

Sonst ist der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nur klein, hier soll es umgekehrt sein. Homunculus erfüllt seine Aufgabe und führt Faust in das klassische Land der Schönheit, wie die philologische Gelehrsamkeit die westeuropäischen Völker, die moderne Menschheit tatsächlich zum klassischen Ideal geführt hat. Er selbst aber findet dort sein Ende, und dieses Ende ist tragisch-schön: er zerschellt am Muschelwagen der Galatea, der Göttin der Schönheit, vermutlich weil er nun nicht mehr nötig ist, wie die Gelehrsamkeit

des Humanismus nur solange nötig erscheint, bis die Schönheit der humanen und humanisierten Menschheit verwirklicht sein wird. Aber im einzelnen bleibt das Schicksal und Ende dieses wunderlichen Zwergleins freilich unklar, und man versteht, wie andere zu anderen Deutungen, so um nur eine freilich ganz unmögliche anzuführen, zu der Deutung des Homunculus als der Verkörperung der Lebensenergie und des heroischen Sehnens nach Gestaltung gekommen sind. Solche Unklarheiten und das Gesetz, daß, was sich einmal lächerlich gemacht hat, nie mehr erhaben und tragisch wirken könne, beeinträchtigen diesen, wie schon gesagt, gut ersonnenen Gedanken, daß der Weg zur Schönheit durch die Gelehrsamkeit hindurchführe, deren endlich lächerliche Seiten man dabei mit in den Kauf nehmen müsse. Am anschaulichsten gestaltet ist in der Szene der inzwischen zum Baccalaureus avancierte Schüler des ersten Teils, auch er freilich der Träger von allerlei Anspielungen gegen die Burschenschafter und ihr Goethe wenig sympathisches Auftreten, und vor allem gegen Fichte und dessen subjektiven Idealismus. In seiner jugendlichen Keckheit und Naseweisheit ist dieser Jüngling ganz köstlich charakterisiert, das eine humordurchsättigte Wort des Mephistopheles: „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist“, wiegt vieles unerfreulich Allegorische reichlich auf.

Homunculus und Mephistopheles bringen den noch immer ohne Bewußtsein daliegenden Faust nach Hellas zur klassischen Walpurgisnacht. Es ist der Jahrestag und das Feld der Schlacht von Pharsalus, in der die Freiheit der antiken Welt ihr Ende fand und das Kaiserreich siegte, das das klassische Altertum schließlich in die neue christliche Welt überzuführen bestimmt war. Daher ist die klassische Walpurgisnacht „republikanisch“, wie ihr Gegenstück im Norden „monarchisch“ war. So ist das gespenstische Leben und Treiben gerade auf diesem Boden und gerade in dieser Nacht trefflich motiviert. Bedenklich dagegen ist der selbst auch nach Gelehrsamkeit schmeckende Versuch, in der Aufeinanderfolge der aufgeführten Gestalten etwas wie den Entwicklungsgang der alten Kulturwelt aus den unförmlichen von Ägypten und dem

Orient herübergenommenen Bildungen heraus zur freien hellenischen Schönheit, die sich auf und um den Muschelwagen Galateas her offenbart, zur Darstellung zu bringen. Das Bedenklichste aber ist, daß Goethe hierbei auch wissenschaftliche Streitfragen, die ihn zufällig interessierten, mythologisch den durch Schelling angefachten Streit um die Kabiren und vor allem naturwissenschaftlich den Kampf zwischen der vulkanistischen und der neptunistischen Richtung in der Geologie in satirischer Form hereinspielen läßt und schließlich geradezu das Ganze unter Verspottung der Vulkanisten zu Gunsten des neptunistischen Standpunktes gestaltet. Was hat das mit Faust zu tun? Ihn verlieren wir ohnedies allzu sehr aus den Augen. Mephistopheles geht Häßlichem und Lüsternem nach, Homunculus sucht Körperlichkeit, um sie beim Zerschellen an Galateas Muschelwagen — man weiß nicht recht, ob zu finden oder zu verlieren; doch wohl das Letztere.

Faust aber hat nur einen Gedanken, nur ein Ziel — er sucht in dem Gewühl antiker Gestalten und Gespenster Helena. Er findet sie nicht. Aber Chiron, der als Erzieher Heroen auf den rechten Weg gebracht und Helena selbst auf seinem Rücken getragen hat, bringt ihn zu Manto, der liebsten ihm aus der Sibyllengilde. Und da diese „liebt den, der Unmögliches begehrt", so führt sie Faust hinab zu Persephoneia, wie sie „einst den Orpheus eingeschwärzt", damit er — diesmal aus der Unterwelt — die Helena heraufhole. Hier fehlt aber gerade die Hauptsache. Goethe wollte diese Szene an dem Hoflager der Proserpina ausführen, namentlich dachte er an eine große rhetorische Leistung von Manto oder von Faust selbst, wodurch Proserpina bewogen werden sollte, die Helena ins Leben hinaufzulassen. „Was muß das für eine Rede sein", hat er zu Eckermann gesagt, „da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird!" Allein diese Szene blieb ungeschrieben — leider! Denn die Entschuldigung, daß die Voraussetzungen zu dieser Wiederbelebung gegeben seien und deshalb der Vorgang selbst ohne Schaden hinter der Szene bleiben und als „Schlußfolgerung" von den Miterlebern des Vorangehenden ergänzt werden könne,

reicht nicht aus. Goethe wollte ja, das beweist ein Entwurf von 1826, diese Szene ausführen; weil er es nicht getan hat, so ist es nun doch „zu lakonisch“ geworden, es klafft hier merklich eine Lücke, plötzlich und unvermittelt steht Helena zu Anfang des dritten Akts vor dem überraschten Zuschauer.

Helena, diese klassisch-romantische Phantasmagorie, war zunächst als Zwischenspiel gedacht, jetzt bildet „das Stück“ den wichtigen dritten Akt, „Gipfel und Axe“ des zweiten Teils. Es ist der Form nach eine griechische Tragödie im Prachtgewand des antiken Trimeters, mit Chor, Chorführerin und Chorgesang. Aber der Inhalt, ist er auch griechisch? Sehen wir zu. Helena steht mit ihren Frauen auf spartanischem Boden, eben heimgekehrt von Troja erwartet sie vor ihrem Palast Menelaos, der sie vorausgeschickt hat. Da erscheint Mephistopheles in der Gestalt der Phorkyas, der häßlichsten Gestalt der griechischen Mythologie, die er sich in der Walpurgisnacht geborgt hat, als Schaffnerin der Königsburg. Er erschreckt die Fürstin durch die Drohung, daß Menelaos sie zur Strafe für ihre Untreue zum Opfer ausersehen habe und treibt sie dadurch in die Arme Fausts, der als Herzog germanischer Scharen sich im Norden von Sparta festgesetzt hat und nun die Flüchtigen in seiner Burg aufnimmt und sie gegen einen Angriff des Menelaos beschützt. Zum Lohn für diese Rettung gewinnt er die Liebe Helenas und erfreut sich in Arkadien seligsten Liebesglücks. Dem Bund, kaum daß er geschlossen ist, entsproßt ein Knabe, Euphorion, und dieser, kaum daß er geboren ist, wächst und spricht, singt und springt. Aber weil er keine Gefahr, keine Schranke, kein Maß kennt, so stürzt er nur zu schnell, ein zweiter Ikarus, von der rascherklommenen Felsenhöhe herab und — „laß mich im düstern Reich, Mutter, mich nicht allein“ tönt es aus der Tiefe. Der Sohn zieht die Mutter sich nach. Mit den Worten: „Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich“, umarmt diese Faust, „das Körperliche verschwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.“ Dieses Gewand trägt Faust „über alles Gemeine rasch am Äther hin,“ auf Wolken entschwebt er. Die Dienerinnen

aber, die Mädchen des Chors, ziehen es in echt antiker Lebens- und Naturfreudigkeit vor, statt der Königin aufs neue in den Hades zu folgen, zu der ewig lebendigen Natur zurückzukehren und sich in Baum-, Quell-, Berg- und Rebennymphen zu verwandeln. So endet diese Phantasmagorie. Was hat sie zu bedeuten?

Zuvörderst fragen wir: was ist Helena, ein lebendiges Wesen, ein Mensch mit Fleisch und Blut oder ein Schemen, ein Geist, ein Phantasma? Erlebt sie alles wachend und mit Bewußtsein oder wie im Traum? Vielleicht keines, vielleicht beides zugleich, sagt sie doch selber: „und werde selbst mir ein Idol“; „welche denn ich sei, ich weiß es nicht.“ Und Faust, der Faust des sechzehnten Jahrhunderts ein Mann des Mittelalters, — die Festsetzung der Ritter in Griechenland fällt bekanntlich ins Jahr 1204 — und zugleich ein ganz moderner Mensch; so laufen drei Zeiten durcheinander. Vollends aber, wie kommt er mit der spartanischen Königin zusammen? Ist das ein Spuk, ist's Wirklichkeit? Wir wissen es nicht. Nur was diese Vereinigung bedeutet, ist klar — die Verbindung von klassischer und mittelalterlicher Poesie. Faust lehrt die Griechin die germanische Reimform und lehrt sie, daß nur was in der Poesie von Herzen geht, auf Herzen wirken kann; er selbst aber gewinnt von ihr bleibend Kleid und Schleier, die Hülle der Schönheit, die ihn über alles Gemeine am Äther hinträgt. Aus ihrer Verbindung aber entspringt Euphorion, der Vertreter der modernen Dichtung, an dem sich jenes Prinzip bewahrheitet und dem selbst Mephisto-Phorkyas bezeugt:

Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll.

Es ist die Überlegenheit der modernen Kunst durch die Innerlichkeit des Gefühls auch über die Antike, von der sie nur die Formen borgt:

Laß der Sonne Glanz verschwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden,
Was die ganze Welt versagt.

Aber ist Euphorion wirklich der Vertreter der modernen Poesie? Ist das nicht Goethe selbst? Wir wissen schon, Euphorion ist Byron, der übrigens auch im ersten Akt im Knaben Lenker stecken soll. Von ihm erklärte Goethe: „Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und nicht romantisch, sondern er ist wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben." So werden wir uns dabei zu beruhigen und damit zu befreunden haben. Indem aber Euphorion-Byron halb visionär von der Höhe aus dem Kampf der Griechen gegen die Türken zuschaut, sogar den Kanonendonner einer Seeschlacht hört und als Philhellene den Neuhellenen zu Hilfe strebt, bildet er dadurch ein neues Verbindungsglied zwischen der antiken und der modernen Welt.

So umspannt der Faust wirklich seine dreitausend Jahre von der Eroberung Ilions bis zum Fall von Missolunghi. Damit wirbelt aber auch alles untereinander, Poetisch-Anschauliches und Symbolisch-Allegorisches, Persönlich-Individuelles und allgemein Menschliches, Unhistorisch-Märchenhaftes und Zeitgeschichtliches einerseits, Geschichtsphilosophisches andererseits. Zeit und Raum, Versmaß und Stil, Dichtung und Wahrheit, alles ist in einandergeschlungen — wirklich eine kühne Phantasmagorie. Blieb sie, wie es ursprünglich geplant war, ein bloßes Zwischenspiel, etwa wie Oberons und Titanias goldene Hochzeit in der ersten Walpurgisnacht, so könnte man sich das Märchenhafte natürlich wohl gefallen lassen. Nun ist sie aber schließlich zu einem integrierenden Bestandteil des Dramas geworden, der ganze zweite Teil spitzt sich auf sie zu und gipfelt in ihr, — da müssen wir doch fragen, welche Bedeutung und welchen Wert sie für Faust habe.

Wie diese Vermählung mit der griechischen Heroine auf ihn wirken soll, ist klar. Das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan, das Antik-Schöne löst ihn mehr und mehr los von der mittelalterlich-häßlichen Spukgestalt des Mephistopheles-Phorkyas, das ideal Schöne befreit ihn von dem Sinnlichen. So soll er aus dieser Verbindung

gehoben, gereinigt, befreit hervorgehen und endlich durch den Untergang des maß- und schrankenlosen Euphorion seinerseits auf Maß und Schranke hingewiesen werden, wie sie im Hellenentum in schönster Harmonie verkörpert sind; darum ruft er dem Unbändigen zu: „Nur mäßig! mäßig! Bändige! bändige überlebendige heftige Triebe!“ Er soll mit einem Wort durch die ästhetische Bildung sittlich erzogen, durch die ästhetische Harmonie zum sittlichen Maß geführt werden. Aber tritt das im Drama irgendwie zu Tag? Was tut denn Faust? Er errettet Helena; mit Beziehung darauf heißt es:

Nur der verdient die Gunst der Frauen,
Der kräftigst sie zu schützen weiß.

Aber ist das nötig? ist die Nachricht vom Heranrücken des Menelaos nicht eitel Lug und Trug? und wenn nicht, so überläßt er ja den Kampf den Führern seiner Scharen, nachdem sie seine Befehle vernommen, er selbst hat keinen Teil daran. Das Einzige, was wirklich geschieht, ist die Erzeugung des Euphorion, aber auch sie ist symbolisch-allegorisch, hat höchstens ästhetische, keine sittliche Bedeutung; die Liebeständelei in ihrer antiken Naivität —

Nicht versagt sich die Majestät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Übermütiges Offenbarsein —

wirkt eher sittlich anstößig. Oder zeigt sich die Wirkung dieser harmonisierenden Erziehung vielleicht als Nachwirkung? Ein einziges Wort des Mephistopheles deutet darauf hin:

Man merkt's, du kommst von Heroinen.

Das ist alles, das ist aber entschieden zu wenig. Und darum leistet die Helenatragödie nicht, was sie leisten sollte, innerhalb des Dramas für Faust leisten müßte. Für diesen dramatischen Ausfall entschädigt auch der Reichtum an Schönheit und Pracht nicht, den dieser Akt unstreitig enthält.

Wir kommen zum Schluß. Der vierte Akt führt Faust wieder an den kaiserlichen Hof. Doch geht ein Vorspiel voran,

das endlich einmal zurückweist auf die Geschehnisse des ersten Teils. Faust einsam in einsamer Natur, auf dem Hochgebirge, wird durch die verschwebenden Wolkengewänder der Helena, die ihn hergetragen haben, an „jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut“, also doch wohl an Gretchen erinnert. Ein Gespräch mit Mephistopheles über den Vulkanismus droht, wird aber noch rechtzeitig abgelenkt durch ein an die Versuchung Jesu — ausdrücklich wird auf Matthäus 4 verwiesen! — erinnerndes Angebot des Teufels, Faust von den Ländern, die er überflogen, eines zum Genuß zu überlassen. Aber Faust, der in sich „Kraft zu kühnem Fleiße“ fühlt, erklärt: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm;“ er will nichts Fertiges, sondern etwas Selbsterrungenes, Selbsterarbeitetes, eine Küstenstrecke will er dem Meere abgewinnen, die zwecklosen Elemente sich untertan machen, den Raum für menschliche Kulturarbeit erweitern. Und dieser Arbeit gegenüber, die ihn lockt, findet er in stolzem Herrschergefühl das stolze Wort: „Genießen macht gemein!“ So sind wir nun endlich beim letzten Drittel, nach dem Wissen und Genießen beim sich Betätigen angekommen.

Aber noch ein anderes verbindet sich damit. Faust will sich auch deshalb selbst Land und Volk schaffen, weil die politische Welt so, wie sie besteht, die Staaten, die da sind, wert sind, daß sie zu Grunde gehen. Das zeigen die Verhältnisse im Reiche des Kaisers, das in Anarchie zerfallen ist. Dabei schwebten Goethe die Zustände im alten Deutschen Reich, aber auch in Frankreich zur Zeit Ludwigs XV. und der beginnenden Revolution vor, die Schilderung wird zum frei kombinierten Zeitbild. Dem Kaiser, dem das Teufelsgeld nicht gut bekommen, ist ein Gegenkaiser erstanden und es fällt ihm schwer, sich seiner zu erwehren. Das ist eine willkommene Gelegenheit für Faust, sich jenen von ihm gewünschten Küstenstrich als Lehen zu gewinnen — zum Lohn für geleistete Hilfe. Dazu und nur dazu mischt er sich ein, oder vielmehr Mephistopheles an seiner Statt, dieser tut wieder einmal alles. Ausdrücklich lehnt Faust ab, „da zu befehlen, wo er nichts versteht“; und doch war er zuvor Ritter gewesen und hatte durch seine Führer den Sieg über den —

freilich vielleicht nicht wirklichen Menelaos davongetragen! Mit Hilfe der drei „allegorischen Lumpe“, des Raufebold, Habebald und Haltefest, und als diese nicht zureichen, mit Hilfe eines Blendwerks von Wassergüssen, ausgetretenen Strömen und Bächen gewinnt Faust auch diesmal für den Kaiser den Sieg, und erhält dafür zwar wenig Dank, da die Kirche den Teufelsspuk verdammt und wie beim Schmuckkästchen für Gretchen zeigt, daß sie, sie allein ungerechtes Gut verdauen kann; aber er erhält doch den gewünschten Strand. Leider fehlt die Szene der Belehnung, die Goethe ursprünglich geplant und teilweise schon entworfen hatte: sie wäre notwendiger gewesen, als die Einsetzung von fünf Kurfürsten in Anlehnung an die goldne Bulle Karls IV.

Im fünften Akt sehen wir Faust als Strandfürst und Herrscher über das dem Meer abgewonnene Land, als großen Handelsherrn und kühnen Ingenieur. So ist der erste Teil dieses Aktes erfüllt von ganz moderner Luft. Was Faust hier schafft, ist gut, was er geleistet hat, ist groß; in diesem Werk, das er den Elementen abgerungen hat, erfüllt sich das Sophokleische Wort: „Viel des Gewaltigen ist, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch“. Aber daß Zauberei und Menschenopfer dazu nötig gewesen, wie Baucis erzählt, das zeigt, daß auch diese Taten und Werke als menschliche unvollkommen sind, daß auch ihnen das Kainszeichen des Bösen aufgedrückt ist; oder weiter gefaßt: die Siege der Kultur vollziehen sich nicht ohne Gewaltakt, Zerstörung und Schuld, ihr Weg geht über Menschenglück rücksichtslos hinweg. Seeraub bezeichnet die Spuren ihres Umsichgreifens, das Hüttchen von Philemon und Baucis, das im Gebiet von Fausts Besitz die Arrondierung des Ganzen hindert und seiner Macht Schranken setzt, wird nicht gütlich, wie er es wünscht, sondern durch Mord und Brand dem Seinigen einverleibt. Für das erstere hat Faust nur ernste Stirn und düstern Blick — „er macht ein widerlich Gesicht“; für das zweite den Fluch — „dem unbesonnen wilden Streich, ihm fluch' ich!“ Aber er kommt damit zu spät. Faust hat in seiner Ungeduld die Gewalttat hervorgerufen; daß sie gewalttätiger, böser

geworden ist, als er gewollt, — daß es so kommen kann, daß es so zu kommen pflegt, das muß der Mensch und muß vor allem der Herrschende und Gebietende wissen.

Aus dem Rauch und Dunst der niedergebrannten Hütte erheben sich vier Quälgeister — Mangel, Schuld, Sorge, Not; aber nur eine von ihnen darf eintreten, „die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüsselloch bei Faust ein," und ehe sie ihn verläßt, haucht sie ihn an, so daß er erblindet. Hier müßte alles klar sein, und ist doch alles ganz dunkel. So konnte die seltsame, aber geistreiche und fruchtbare Deutung aufgestellt werden, daß der altgewordene Faust die magische Gabe des Genies verloren habe und nun als gewöhnlicher Mensch und nüchterner Philister der Sorge anheimfalle, die die produktive Tätigkeit des Genies lähme und den Menschen zur Hölle bereite; damit sei für ihn die Wette verloren, sei Faust dem Teufel verfallen; gerettet aber könne er nachträglich doch noch werden, weil diese seelische Erblindung Fausts — „auf Altersschwäche beruhe". Dagegen spricht fast Punkt für Punkt der Wortlaut dieser und der folgenden Szenen. Vor allem das eine ist klar, die Loslösung von der Magie ist nicht ein Abfall ins Philisterhafte, sondern ein Fortschritt zum Besseren, Reineren. Freilich „noch hat er sich ins Freie nicht gekämpft"; aber er wünscht es doch und will es wenigstens:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen;
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein!

Die Sorge aber — sollte sie mit ihrer „schlechten Litanei" von Mephistopheles gesandt sein? — sie kann ihn noch einmal nicht klein kriegen, im Weiterschreiten ihn nicht aufhalten:

Doch deine Macht, o Sorge, schleichend groß,
Ich werde sie nicht anerkennen.

Wohl drückt sie ihm äußerlich das Zeichen ihrer Macht auf, sie haucht ihn an, er erblindet. „Allein im Innern leuchtet helles

Licht,“ gerade der erblindete Faust arbeitet sich ins Helle durch, was er gedacht, er eilt es zu vollbringen. Dabei scheint er, los von der Magie, auch vom Teufel endgültig sich lösen zu wollen, der schließlich nur noch sein Diener gewesen ist bei allerlei Zauber- und Gaukelsachen; nicht mit dem Teufel, nur mit dem „Aufseher“ seiner Arbeiter hat er es am Schlusse noch zu tun. Die Hauptsache aber, das Höchsterrungene der Sorge gegenüber — er kennt sich jetzt, wo es zu Ende geht, er hat die Maßlosigkeit seines Strebens begriffen und sie damit überwunden.

Ich bin nur durch die Welt gerannt.
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren,
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.

Selbsterkenntnis ist Selbstbefreiung und Selbstbeschränkung, weise Selbstbeschränkung aber ist das Gegenteil von dem, was Mephistopheles mit ihm gewollt hat. In dem Augenblick, wo Faust erklärt:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick,

hat Mephistopheles die Wette definitiv verloren. Er hat ihn nicht dahin gebracht, daß er beruhigt je sich auf ein Faulbett legen wollte, er hat ihn in keinem Augenblick mit Genuß zu betrügen vermocht. Faust verließ sich ihm gegenüber aufs Streben, und sein Streben hörte nimmer auf.

Lemuren graben Fausts Grab, während er dem Sumpf fruchtbaren Boden abzugewinnen, aufs neue vielen Millionen Kolonisten Räume zu erschließen hofft. In dieser Aufgabe als Aufgabe sieht er voll Freude ein Höchstes, sieht er — die Individualethik wird wie im Wilhelm Meister zur Sozialethik — sich eins mit freiem Volk auf freiem Grunde und genießt damit wirklich

den höchsten Augenblick, so wie ihn eben ein Mensch seiner Art genießen kann. Dabei schließt sich Poetisches und Philosophisches noch einmal zu vollster Einheit zusammen, wenn er sagt:

Ja diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so vollbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick.

Auch dem Wortlaut nach ist hier klar, daß Mephistopheles die Wette verloren hat, Faust gerettet ist. Es ist ja nur ein Wunsch, nicht ein wirklich Erreichtes: „möcht' ich sehn, dürft' ich sagen“; und es ist kein wirkliches Genießen, nur ein Vorgefühl davon. Der Teufel ist um diesen hohen Geist betrogen, weil er ihn nicht hat fassen, sein ideales Streben nicht hat zum Stillstand bringen können, weil alles, was er tat, um ihn zum gemeinen und blasierten Genießling zu machen, nur dazu gedient hat, seinem Streben neue Nahrung zu geben und ihn innerlich vom Bösen frei zu machen. Mephistopheles ist mit seiner bösen Weisheit für Faust wirklich der Erzieher geworden zur echten und guten Weisheit. Freilich hat auch der Herr recht behalten mit seinem „es irrt der Mensch, solang er strebt“; auch das hat sich an Faust bewahrheitet bis zuletzt.

Aber ein „Verweilen“ war es doch, wenn auch nur ein hypothetisches, ein „Genießen“ war es doch, wenn auch nur „im Vorgefühl“, und darum — „die Uhr steht still. — Der Zeiger fällt. — Er fällt, es ist vollbracht. — Es ist vorbei“. Faust ist tot. Um so mehr muß aber nun noch öffentlich dokumentiert, sinnlich anschaulich

gemacht werden, daß Mephistopheles trotz dieses Scheines, der für ihn spricht, auf die Seele Fausts kein Anrecht hat, daß dieser wirklich gerettet ist. Das geschieht durch die beiden letzten Szenen, Grablegung und Himmelfahrt. Ob die Art, wie hierbei die himmlischen Heerscharen fertig werden mit Mephistopheles und seinen Teufeln — Mephistopheles entbrennt in sinnlich-pathologischer Liebe zu den holden Engelknaben — ganz geschmackvoll ist, darf jedenfalls gefragt werden. Was Goethe damit will, ist klar. Die Liebe siegt, sie überwindet alles, selbst die Hölle, diese freilich in der Weise der Hölle; und Mephistopheles bleibt dabei in seiner Rolle, wenn er es, sich selber ironisierend, anerkennt und mit den Worten sich beklagt:

Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht.
Ich habe schimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, schmählich! ist vertan,
Gemein Gelüst, absurde Liebschaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.

Aber haben wir dabei auch den vollen Eindruck, daß Mephistopheles dieses Verlieren, Faust das Gerettetwerden verdient hat? Darüber muß die letzte Szene entscheiden. Faust wird von Engeln emporgetragen und von himmlischen Heerscharen in Empfang genommen.

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Gretchen tritt für ihn ein, und der Chorus mysticus zieht endlich die Summe des Ganzen, indem er schließt:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis,

Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Befriedigt dieser Schluß? Das ist die letzte Frage. Ihre Beantwortung nötigt uns, einen Blick auf den ganzen zweiten Teil, auch auf Form und Stil desselben zurückzuwerfen, und dient so zugleich als Schlußkritik des Ganzen. Was man an dem Schluß des Goetheschen Faust getadelt hat, ist, daß er allzu gotisch-romantisch ausgefallen sei, daß der aus dem Geist des Protestantismus herausgeborene und so auch von Goethe übernommene und behandelte Stoff hier am Ende ins Katholische umgebogen werde. Und es ist wahr, die ganze christliche Welt des Mittelalters, Legenden, Marienkult, Purgatorium, Scholastik — alles ist da. Das ist in der Tat ein Herausfallen aus dem ursprünglichen Geist und Stil. Aber der Vorwurf dringt noch tiefer. Zunächst führt diese Gestaltung des Schlusses auf einen Widerspruch innerhalb des letzten Aktes selbst. Noch eben hat sich Faust fest und entschieden auf den diesseitigen Standpunkt gestellt:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor! wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet;
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm;
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?

Nach diesem frischen, fröhlichen Diesseitigkeitsbekenntnis eines modernen Menschen kann es uns unmöglich wohl werden in jener weihrauchdurchdufteten, dumpfen Atmosphäre des mittelalterlichen Vorhimmels; da klafft das Philosophische und das Poetische wieder einmal weit auseinander. Aber, wird man sagen, ein solcher Akt der Jenseitigkeit war notwendig, um die Rettung Fausts zu konstatieren und anschaulich zu machen, wie zu Anfang der Prolog ja auch im Jenseits spielt. Gewiß; aber wer denkt bei dieser

majestätischen Ouvertüre an Jenseitigkeit? Auch in anderem Sinn gilt von ihr das Wort, wie hübsch es sei vom Herrn, so menschlich hier zu sprechen! Im Stil des Prologs gehalten wäre Fausts Aufnahme in den Himmel schön, groß, herrlich gewesen, während dieser Legendenhimmel mit seiner Mater gloriosa, seinen Büßerinnen, seinen Engelchören, seinem Pater profundus und Doctor Marianus uns nicht nur nicht in die Illusion hineinführt, sondern dieselbe geradezu stört und statt symbolisch eben nur allegorisch wirkt, also kalt läßt. Goethe selbst scheint das gefühlt und ursprünglich vielmehr daran gedacht zu haben, in einer großen Gerichtsszene im Stile Michelangelos durch Christus als Reichsverweser oder durch den Herrn selbst die Rettung Fausts proklamieren zu lassen. Schade, daß er das nicht ausgeführt hat; denn nun vermissen wir eben das Wort, das ausspricht, daß Faust von Rechtswegen gerettet sei; darauf wies der Prolog hin, das haben wir ein Recht zu erwarten.

Das führt aber noch einmal tiefer. Die Aufnahme Fausts in den Himmel soll ein bloßes Symbol sein, so ist es von Anfang an gedacht, und der Chorus mysticus spricht es auch ausdrücklich aus: „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“, ein Symbol für den Gedanken einer Selbsterlösung durch sittliches Streben; d. h. Faust muß erlöst sein, ehe er in den Himmel kommt. Wie steht es damit? „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Hat Faust strebend, sittlich strebend — denn darum handelt es sich in der Welt des Handelns — sich bemüht? hat er sich in diesem Sinne selbst erlöst? Das war die Absicht Goethes, mußte sie sein, einen solchen Erziehungs- und Entwicklungsgang Fausts darzustellen; dazu mußte dieser hinein ins große Leben, mußte handeln und handelnd sich betätigen und sich bewähren. Wo hat er das getan? Am kaiserlichen Hof hat er Papiergeld gemacht, Feste dirigiert, Helena zitiert; doch das meiste davon tat nicht einmal er selber, Mephistopheles tat es für ihn. In der klassischen Walpurgisnacht, zu der ihm der von einem andern gemachte Homunculus den Weg zeigt, wird die Gelegenheit, ihn vor Proserpina

wenigstens eine große Rede halten zu lassen, in letzter Stunde sozusagen versäumt. Mit Helena, die er kaum im Ernst gegen Menelaus zu schützen hat, zeugt er den Euphorion: das ist allegorisch gemeint, aber auch hinter dieser Allegorie liegt kein Sittliches, höchstens der Gedanke einer ästhetischen Erziehung der Menschheit, die allem, also auch dem Sittlichen, vorangehen müsse; aber so wie es dasteht, fehlt dieser Nachsatz, es ist eine ästhetische, keine ethische Allegorie. Im vierten Akt überwindet Faust eine an ihn herantretende, freilich nicht allzuschwere Versuchung; den Sieg über den Gegenkaiser aber gewinnt in Wahrheit wieder Mephistopheles mit Hilfe der drei „allegorischen Lumpe" und allerlei Blendwerk der Hölle; wohl aber wird er dafür belohnt und mit dem Strande belehnt. Damit hat er nun endlich Gelegenheit zu sittlicher Betätigung, und wirklich ist er im fünften Akt zur Erkenntnis durchgedrungen, daß Genießen gemein mache und daß sittliches Handeln mit anderen und für andere — „Gemeindrang" — das Wertvollste und Höchsterrungene sei. So sehen wir ihn als Herrscher Kulturarbeit leisten in großem Stil und in freiem Geist. Aber indem Goethe das „generisch" Richtige voranstellt, daß die Kultur nicht ohne Gewaltsamkeit ihren Weg geht, und auch hier wieder und immer noch Faust die Benützung von Zauberkräften zur Verfügung stellt, seine Loslösung von der Magie über bloßes Wünschen nicht hinauskommen läßt, so tritt das Sittliche seines Tuns doch wieder zurück; wir sehen wohl, daß er sittlich geworden ist, aber das Werden selbst haben wir nicht miterlebt. Damit fehlt die Motivierung für seine Erlösung, diese ist wenigstens nicht genügend motiviert.

Der sittlich gewordene Faust wird erlöst; allein die sittliche Tat hat fast durchweg gefehlt, und daher muß der Schlußakt unbefriedigt lassen. So wird es uns nicht klar, daß und warum der Herr seine Wette gewonnen hat. Der Teufel wird überrumpelt, wenn nicht gar betrogen, Faust kommt unverdienter Weise, aus bloßer Gnade in den Himmel: so muß es dem erscheinen, der nicht auf das Wollen, sondern auf das Vollbringen sieht, und

dramatisch kann darauf allein gesehen werden. Freilich bedarf Faust wie jeder Mensch der Gnade, der verzeihenden Liebe, wie sie ihm hier zu teil wird. Aber eine Begnadigung ohne sittliche Vermittlung, ein äußerlicher, ein nicht innerlich, nicht sittlich motivierter Gnadenakt ist mittelalterlich-kirchlich, nicht modern-sittlich. Goethe aber stand auf diesem, nicht auf jenem Standpunkt. Und so ist der Vorwurf berechtigt, der Schluß des Faust sei zu katholisch oder richtiger: er sei zu kirchlich, statt daß er rein menschlich und rein sittlich sei. Daß Goethe das letztere gewollt hat, zeigt das wundervolle: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen"; aber in dem Ausstattungsmäßigen und Opernhaften dieser Schlußszene gehen selbst diese Worte auf der Bühne verloren. Und verstärkt wird der Eindruck des Unverdienten noch durch einen Zug. Als hätte der Dichter gefühlt, daß nicht alles in Ordnung, daß Faust immer noch nicht fertig, immer noch nicht erzogen genug sei, kommt nicht nur das ästhetisch Anstößige vom Erdenrest — „er ist nicht reinlich" —, sondern schließlich auch noch der Gedanke der seligen Knaben nach:

Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Es braucht gar nicht erst des Spottes über Faust „als himmlischen Knabenlehrer", um das den Schluß selbst wieder Hinausschiebende in diesen Worten erkennen zu lassen: jetzt endlich soll er — gewissermaßen nachträglich — etwas leisten!

In dem Gesagten liegt aber auch schon ein Hinweis auf Stil und Form dieses Schlusses und des zweiten Teiles überhaupt oder doch großer Partien darin. An die opernhaften Elemente, die sich von Anfang an finden und am Ende häufen und drängen, braucht nur noch einmal erinnert zu werden: gerade dadurch wird dieser Himmel katholisch, während im protestantischen Himmel des Prologs Wort und freie Rede vorherrscht. Auch das ist schon gesagt, daß im zweiten Teil vieles dunkel und unverständlich bleibt. Es hängt zusammen mit der Häufung von Allegorischem. Allegorisch aber ist nicht poetisch, und die Notwendig-

keit eines Kommentars erhöht ebensowenig wie bei Dante die Freude und den Genuß. Mit dieser Neigung zum Allegorisieren hängt dann aber auch die Sprache dieses zweiten Teiles zusammen. Bei aller Schönheit im einzelnen hat doch eine gewisse Großartigkeit die Einfachheit verdrängt, die Sprache hat etwas Gespreiztes und Verschnörkeltes, der vielberufene „Altersstil“ Goethes macht sich wirklich spürbar. So wirkt z. B. entschieden komisch die Stelle im ersten Akt, wo Faust von Mephistopheles den Schlüssel und die Anweisung erhält zu seinem Gang zu den Müttern: „Faust macht eine entschieden gebietende Attitüde mit dem Schlüssel. Mephistopheles ihn betrachtend: So ist's recht! Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht.“ Oder man höre bei der Grablegung Fausts im fünften Akt den Chor der Rosen streuenden Engel:

Rosen, ihr blendenden,
Balsam versendenden!
Flatternde, schwebende,
Heimlich belebende,
Zweiglein beflügelte,
Knospen entsiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entsprieße,
Purpur und Grün!
Tragt Paradiese
Dem Ruhenden hin.

Ist das noch einfach, ist das noch schön? Man wendet wohl ein, über den Geschmack sei nicht zu streiten. Gut! Aber dann ließe sich vielleicht so sagen: Wer den Stil des ersten Teiles für schön hält, dem kann dieser großartige und oft recht krause Stil des zweiten Teiles nicht gefallen; und wem dieser gefällt, der kann für die Kraft und einfache Schönheit, für die strotzende Derbheit und rein menschliche Zartheit des ersten Teiles unmöglich den rechten Sinn haben. Und darum, wer den ersten Teil für ein „Höchsterrungenes“, für ein Allerhöchstes von Poesie hält, der darf sich durch die Pietät gegen Goethe nicht abhalten lassen, es aus-

zusprechen, daß er am zweiten Teil nicht dieselbe ungemischte Freude haben kann — am zweiten Teil als Ganzem, inhaltlich sowohl als stilistisch. Denn daß er reich ist an einzelnen Schönheiten, darüber ist kein Streit; ja gerade wer dem Ganzen kritisch und skeptisch gegenübersteht, wird sich um so mehr des Einzelnen freuen, wo er ein Schönes findet und anerkennen darf.

Doch damit dürfen wir nicht schließen, sondern müssen — wir werden dadurch auch dem zweiten Teil gerecht werden können — noch einen Blick auf das Ganze werfen. Faust ist nicht die Verkörperung einer abstrakten Idee, sondern ein Mensch, ein Individuum und daher als Held des Dramas menschlich fühlend, menschlich strebend und, weil er dabei auf Hemmungen stößt, in seinem ungeduldigen Idealismus tief verletzt, verbittert und verzweifelt. Gewaltsam nach dem versagten Lebens- und Tatengenuß, nach dem All und nach dem Ganzen greifend bleibt er unbefriedigt, weil er so maß- und schrankenlos sein Leben durchstürmt, bis er in harmonisch-schöner Bildung und in sittlich-sozialem Tun Maß und Selbstbeschränkung findet und sich bescheiden lernt. So ist Faust, und so war Goethe. Daher ist der Faust das Lebenswerk des Dichters. Darin liegt schließlich allein die Einheit dieses „inkommensurabeln“ Werkes, das — mit Götz vergleichbar — die Geschichte Fausts dramatisiert und ihn wie im Epos ein ganzes Menschenleben vor unseren Augen durchlaufen läßt. Dabei wächst aber dem Dichter das Drama über das Geschick dieses Individuums hinaus und wird zum Zeitbild, ja noch mehr zum Welt- und Menschheitsbild. Faust, dieser große Einzelne, dieser geniale Mensch ist nun der Mensch und der Repräsentant der Menschheit; seine Tragödie wird dadurch zur Menschheitstragödie, sein Drama zum Drama des Menschen, seine Rettung und Aufnahme in den Himmel zum Bild für den Sieg des Guten in der Geschichte. So ist das Individuelle zum allgemein Menschlichen erweitert. Darin liegt die Größe des Stücks, lag aber auch für den Dichter die Schwierigkeit der Vollendung und Zusammenfassung des Ganzen zu einer geschlossenen dramatischen Einheit. Denn wenn das Dramatische

im Urfaust stark lyrisch gefärbt war, so nimmt es im zweiten Teil geradezu epische Gestalt an.

Aber auch die unfehlbare Wirkung des Faust beruht auf jener Erweiterung zum allgemein Menschlichen. Weil wir in diesem einzigen Stück alle uns selbst und unser Streben und Erleben nach dieser oder jener Seite hin dargestellt finden, ist es als Fleisch von unserem Fleisch und als Bein von unserem Bein uns immer aufs neue interessant. Und dieses Interesse veraltet nie, kann nie veralten; denn je mehr wir leben, je mehr wir fortschreiten im Wissen und Handeln, in Sieg und Niederlage, im Guten und Bösen, je weiter wir vordringen zu den Höhen der Menschheit und je tiefer wir hinabblicken in die Tiefen des menschlichen Lebens und des menschlichen Herzens mit seinen dunklen Schatten des Bösen und des Leids und mit seinem sieghaften Kern von Güte und Kraft, desto mehr wachsen wir mit Goethes Faust innerlich zusammen, desto mehr wird er uns eine Offenbarung eigenen Lebens und Strebens, desto mehr müssen wir ihn lieben.

Wohl uns, wenn es dann vor allem die zwei Worte sind, die wir verstehen und ihm für uns entnehmen, das stolze Wort: „Genießen macht gemein“, und das köstliche Wort: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“ So ist der Faust schließlich doch ein tief sittliches Werk, das uns schützt gegen allerlei böse Geister und uns jenen sittlichen Idealismus erschließt, der es lernt und lernen muß, festen Fuß zu fassen auf dem realen Boden der diesseitigen Welt und in ihr unsere Aufgaben und Pflichten, unsere Leiden und Freuden zu finden, das Evangelium der Versöhnung des modernen Menschen mit dem Leben auf Erden und mit dem Göttlichen, das sich darin offenbart, das optimistische Glaubensbekenntnis von einem Sieg des Reiches Gottes auf Erden.

20. Letzte Lebenszeit und Ende.

Im November 1830 hatte ein Blutsturz Goethe dem Tode nahe gebracht. Aber es war wunderbar, wie sich der Einundachtzigjährige von dieser schweren Attacke erholte. Sie war ihm nur eine Mahnung, die kurze Spanne Zeit, die ihm nach menschlicher Berechnung noch vorbehalten sein konnte, aufs intensivste auszukaufen und in jeder Beziehung sein Haus zu bestellen. In diesem Sinn schrieb er an Knebel: „Da wir, mein Teuerster, mit gutem Glück über diesen Sturz hinausgekommen sind, so wollen wir der Tage genießen, die uns noch gegönnt sein mögen, es auch an Tätigkeit für uns und andere nicht fehlen lassen."

Und an solcher Tätigkeit ließ er es denn auch wirklich nicht fehlen. Das beweist seine Arbeit am vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, der jetzt erst zum Abschluß kam und die Erzählung seines Lebens bis zu seinem Eintritt in Weimar fortführte, und das beweist vor allem die Vollendung des Faust, von der wir ja Näheres gehört haben. Erst als dieses „Hauptgeschäft" fertig war, konnte er zu Eckermann sagen: „Mein ferneres Leben kann ich nun als reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde einerlei, ob und was ich noch tue." Aber das war wirklich nur das „Hauptgeschäft". Daneben ging das „Oberaufsichtliche" weiter, d. h. sein Anteil an der Staatsverwaltung, soweit er sich einen solchen vorbehalten hatte. Und es blieben die alten Interessen, blieb ihm, wie er selbst sagt, „der Sinn, das Gute, Schöne und Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen". Im Vordergrund standen wie

immer Kunst und Natur. Dort zeigte er sich durch das Viele, das ihm von allen Seiten zukam und vorgelegt wurde, zu lebhafter Anteilnahme angeregt und auch seinerseits bemüht, anzuregen und zu fördern. Hier interessierte ihn weit mehr als die Julirevolution der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire: er freute sich, daß durch den letzteren die „synthetische“ Behandlungsweise der Natur auch in Frankreich zur Anerkennung gebracht wurde, und hoffte, daß nun auch dort bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie siegen werde; er sah darin den Triumph seiner eigenen Sache, die Anerkennung seiner Bestrebungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet. Eine französische Übersetzung seiner Metamorphose der Pflanzen schickte er an die Akademie der Wissenschaften nach Paris und war dankbar für die wohlwollende Aufnahme, die sie fand. Und neben den fortgehenden eigenen Arbeiten und Studien zur Metamorphose, zur Farbenlehre, zur Geologie und Meteorologie las er „zur Stärkung und Kräftigung“ die Dialoge Galileis und fand diese Lektüre „höchst auferbaulich“; denn hier liegt ja „das Weihnachtsfest unserer neueren Zeit“.

Dazu kam dann noch die niemals abreißende Neigung, sich mit fremden Literaturwerken bekannt zu machen, wobei er freilich nicht immer auf Erbauliches stieß. Ganz besonders abfällig urteilte er über Viktor Hugos Notre-Dame de Paris: „eine Literatur der Verzweiflung, woraus nach und nach alles Wahre, Ästhetische sich von selbst verbannt“. Dagegen erfreute er sich an der Lektüre der Biographien Plutarchs und an Euripides, für den ihn ebenso das große und einzige Talent, wie das grenzenlose und kräftige Element, worauf er sich bewegt, mit Bewunderung erfüllte.

So blieb sein Leben ein Leben voll Tätigkeit und Arbeit. Und da ihm seit dem Tode Augusts auch das „Hausväterliche“ wieder zugefallen war, so fehlte es dabei nicht an allerlei kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten, recht als sollte ihm auch darin nichts Menschliches fremd bleiben. Bei der Entlassung einer Köchin atmet er auf: „von dieser Last befreit konnt' ich an bedeutende Arbeiten gehen.“

Zeit aber hatte er für alles dieses Große und Kleine, weil sein Leben nach außen ohne Störung dahinging — „still und gefaßt“, wie er selber sagt. Und doch schauten in seinen Klosterfrieden gar viele fremde Augen, die Zahl der Besucher, die den berühmten Mann sehen und ihm ihre Huldigung darbringen wollten, wurde auch in dieser allerletzten Zeit nicht geringer. Neben den Bekannten und Freunden aus Weimar und Jena, die bei ihm aus- und eingingen, kamen Neugierige und Verehrende aus ganz Deutschland, aus der ganzen zivilisierten Welt. Der vornehmste Gast in diesem letzten Jahr war der König von Württemberg, ein durch und durch gescheiter, aber ganz poesieloser Mann; umsomehr hat Goethe sich gefreut, daß sich derselbe bei ihm „scheint gefallen zu haben“. Der erlauchteste seiner Gäste war Alexander von Humboldt, dem er „für einige Stunden offener freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar“ war, und an dem er ebenso die ungeheure Masse seiner Kenntnisse wie „die unglaublichen sozialen Einwirkungen“ bewunderte. Der liebste Umgang aber waren ihm die Nächsten, die Schwiegertochter Ottilie, von der er rühmt, daß sie immer unterhaltend stets Neues bringe, und die Enkel, von denen Wölfchen sich ganz besonders im Zimmer und im Herzen des Großvaters einzunisten wußte. Es ist rührend zu sehen, wie der große Mann sich um diese kleine Menschenwelt kümmert und welche Wichtigkeit er dem beimißt, was sie tun und treiben, was sie reden und urteilen.

So verbrachte er die ganze letzte Zeit am liebsten im eigenen Haus, selbst Spazierfahrten wurden nicht regelmäßig unternommen. Nur ein einziges Mal noch — über die Zeit seines letzten Geburtstages im August 1831 — verließ er Weimar und verbrachte ein paar Tage in Ilmenau. Noch einmal besuchte er hier die alten wohlbekannten Plätze voll Erinnerungen aus jugendlichen Tagen und freute sich besonders, sie den Enkeln, die er mitgenommen hatte, zeigen zu können. In dem einsamen Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn rekognoszierte er die Verse, die er dort einst an die Wand geschrieben hatte:

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Den 7. September 1783. Goethe.

Ja, warte nur, balde ruhest du auch! wiederholte er in sanftem, wehmütigem Ton und trocknete sich dabei die Tränen, die über seine Wangen flossen. Den Ovationen entging er freilich auch in dieser ländlichen Stille nicht; aber sie hatten hier etwas Ursprünglicheres und waren ihm daher weniger lästig.

Im Gefühl, daß er sich der dem Menschenleben gesetzten Grenze raschen Schrittes nähere, bestellte er auch äußerlich sein Haus; seine „Testamentssorgen" ziehen sich durch manche seiner Briefe und zeigen, wie zart und treu er derer gedachte, die ihm im Leben nahe gestanden. So bestimmte er den Ertrag seines Briefwechsels mit Zelter, dessen Herausgabe er selbst noch vorbereitete, für die unverheirateten Töchter des Freundes. Vom Sterben selbst redete er freilich nicht gerne: dazu war er ein zu gesunder Mensch, und dazu gab ihm das Leben noch zu viel, als daß er sich in Todesgedanken hätte versenken mögen. Am Unsterblichkeitsglauben hielt der des Lebens nicht müde Gewordene, wie wir wissen, fest. Praktisch aber dachte er darüber so: „Ein tüchtiger Mensch, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenkt und der daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken hat, läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser". Und auch an seiner Weltanschauung hatte der längst schon zum Weisen Gewordene nichts Wesentliches mehr zu ändern: er blieb der fromme Pantheist, der er seit seinen jungen Jahren gewesen war. Nur dem Christentum gegenüber hatte er etwas gut zu machen. Nicht als ob er seine persönliche Stellung dazu hätte ändern wollen. Die Offenbarung des Göttlichen im Mensch-

lichen und Sittlichen stand ihm nach wie vor nicht höher als die Offenbarung des Höchsten in der Sonne, dem Licht und der zeugenden Kraft Gottes, vor ihr beugte er sich ebenso, wie er Christus, der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit, anbetende Ehrfurcht zu erweisen bereit war. Auch seine Abneigung gegen das Kreuz, bei dem ihm ästhetisch und religiös nicht wohl werden konnte, blieb nach wie vor die alte. Und in der Kirche sah er jetzt wie früher etwas „Gebrechliches und Wandelbares“, in ihren Satzungen fand er „gar viel Dummes“. Aber historisch war er in gewissen Zeiten seines Lebens, vor allem in den Jahren nach der Rückkehr aus Italien, dem Christentum bei weitem nicht gerecht geworden. Da gab ihm Eckermann elf Tage vor seinem Tode Gelegenheit, von den Evangelien zu bezeugen, daß „in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam sei, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist“. „Über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird der menschliche Geist nicht hinauskommen.“ Wie das gemeint ist, zeigt uns ein Wort über jene Erzählung des Neuen Testaments, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm auf den Wellen entgegenkommend einzusinken beginnt: „Es ist dies eine der schönsten Legenden, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Mut im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringstem Zweifel sogleich verloren sei.“ So frei und so rein menschlich konnte er, der in seiner Weise selbst ein Mann des „Glaubens“ war, auch das Wunder, dieses liebste Kind des Glaubens, gelten lassen. Diese Anerkennung der sittlichen Hoheit und Kraft des Christentums ist zugleich ein Beweis dafür, wie sein Pantheismus längst schon inhaltsreicher, allseitiger geworden war und neben dem Natürlichen das Sittliche zu gleichen Rechten in sich aufgenommen hatte. „Denn das selbständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag.“ Nun erst war Goethe ganz fromm, nun erst konnte er sagen: Alles ist Gottes

So war eine letzte Lücke ausgefüllt, der Tod konnte kommen. Und er kam zu rechter Zeit, ehe das Alter, das freilich auch an ihm nicht ganz spurlos vorübergegangen war, den kräftigen Körper zermürbte und den sieghaften Geist zerstörte. In den rauhen Märztagen des Jahres 1832 erkältete er sich; am 16. mußte er sich legen. Der letzte Eintrag in sein Tagebuch heißt: „Den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht“. Es war ein Katarrhfieber, das sein Arzt, der Hofrat Vogel in Weimar, alsbald bedenklich ansah. Doch erholte er sich zunächst noch einmal und nahm bereits seine gewohnten Beschäftigungen wieder auf, da stellten sich in der Nacht vom 19. auf den 20. Frost und heftige Brustschmerzen ein, Beklemmungen erfüllten ihn mit Angst und quälender Unruhe, seine Gesichtszüge verzerrten sich, das Antlitz wurde aschgrau, die Augen traten tief in ihre Höhlen zurück und blickten trübe und matt. Auch das Bewußtsein verdunkelte sich, die lichten Zwischenräume von Besinnung kamen seltener und wurden kürzer; das Sprechen fiel ihm schwer und wurde undeutlich. Der Tod konnte jeden Augenblick eintreten. Welches seine letzten Worte waren, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Zu seiner Schwiegertochter soll er gesagt haben: „Nun Frauenzimmerchen, gib mir dein gutes Pfötchen“; dem Diener rief er zu: „Macht doch den zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme“. Daraus hat man dann symbolisch das oft zitierte „Mehr Licht!“ als Goethes letztes Wort herausgenommen. Als die Zunge den Dienst völlig versagte, malte er mit dem Zeigefinger der rechten Hand Zeichen in die Luft, mit Bestimmtheit wollen die Anwesenden den Buchstaben W erkannt haben. Um ½12 Uhr — es war der 22. März 1832 — „drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls, und es währte lange, ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entrissen sei. So machte ein ungemein sanfter Tod das Glücksmaß eines reich begabten Daseins voll“ — mit diesen Worten schließt sein Arzt den Bericht über die letzte Krankheit Goethes.

Die Nachricht von seinem Tode weckte in Weimar und in der

ganzen nächsten Umgebung allgemeine Teilnahme, und so war es natürlich, daß viele das Antlitz des großen Toten noch einmal zu sehen wünschten. Man gab diesem Verlangen nach, obgleich es nicht in Goethes Sinn gewesen war. So wurde er denn im Erdgeschoß seines Hauses feierlich aufgebahrt, angetan mit einem Kleid von weißem Atlas in alt Florentiner Form, das Haupt mit Lorbeer gekrönt. Eine schwarze Sammetdecke mit Silber besetzt bedeckte den unteren Teil des Körpers bis zur Brust. In der Vorhalle war Goethes Wappen aufgehängt, ein sechseckiger silberner Stern im blauen Felde. Über der schwarz drapierten Türöffnung waren in silbernen Lettern die Worte aus Hermann und Dorothea angebracht:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen!
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln,
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung:
Beiden wird zum Leben der Tod.

Das Begräbnis fand am 26. März abends 5 Uhr statt, der Sarg sollte in der fürstlichen Gruft neben dem von Schiller beigesetzt werden. Viele Tausende füllten die Straßen und die Fenster, selbst die Dächer und die Bäume der Allee, durch die der Zug hinging, waren besetzt. In der Grabkapelle sang ein Chor die von Goethe gedichteten, von Zelter in Musik gesetzten Verse:

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat;
In dem Vergangenen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland.
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

Die Grabrede hielt der Generalsuperintendent und Oberhofprediger Röhr. Sie entsprach nach unserem Empfinden der Bedeutung dieser Stunde nicht ganz. Der Kanzler von Müller übergab den Sarg mit Worten des Dankes dem großherzoglichen Oberhofmarschall. Kurze Zeit darauf schloß sich das Grab über dem, was sterblich war an Goethe.

Das Wort, das er selbst wenige Tage vor seinem Tode von der untergehenden Sonne gesagt hat: „Auch im Scheiden groß“, schwebt als Motto über seinem Ende, wie über der ganzen letzten Zeit seines Erdendaseins. Groß und schön war er wie im Leben so auch noch im Tode.

Im Augenblick seines Todes empfand sein Volk bei weitem nicht die volle Bedeutung des Verlustes, es konnte noch nicht ermessen, was es an Goethe besessen und nun mit ihm verloren hatte. Auch wir haben das erst lernen und haben allerlei Vorurteile überwinden und verscheuchen müssen, die damals noch bestanden. Daß Goethe unmoralisch und egoistisch, daß er undeutsch und unfromm gewesen sei, diese ganz verständnislosen Vorwürfe haben sich, wie schon zu seinen Lebzeiten, so noch mehr unmittelbar nach seinem Tode vernehmen lassen. Wir wissen heute, wie ungerecht und haltlos gerade diese Anschuldigungen waren. Darüber brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren.

Und auch zusammenfassen können wir hier nicht noch einmal in wenigen Sätzen, was er gewesen ist und geleistet hat. Das hat ja eben dieses ganze Buch darzulegen gesucht. Aber daß Goethe als Dichter, als Künstler, als Mensch ein Besitz war für uns Deutsche von geradezu unendlichem Wert, weil er unserem Volk seine geistige Macht- und Weltstellung im neunzehnten Jahrhundert schuf und gewährleistete, das wenigstens dürfen wir zum Schlusse noch hervorheben. Was sein Faust an erschütternder Tragik und an Ideenfülle in sich birgt, darein können sich Dichter und Philosophen miteinander teilen; seine Lyrik bleibt jung und

morgenschön, wie am ersten Tage, da sie entstand, und erschließt uns eine Welt des Schönen; durch Prometheus, Iphigenie und Hermann und Dorothea vermittelte er uns den Zugang zum klassischen Altertum; im west-östlichen Divan faßte er im Geiste Herders zwei Welten universalistisch in eine zusammen; er führt zu Spinoza zurück, wie dieser war auch er voll Religion, und er führt zu Darwin vorwärts und öffnet uns in Natur und Geschichte den Blick ebenso für das Ganze, wie für Werden und Entwicklung des einzelnen. Über allem aber schwebt die Idee reiner Menschlichkeit als die Sonne, die wir nur nicht pedantisch in Gestalt einer systematischen Weltanschauung bei ihm suchen dürfen, sondern deren farbiger Abglanz uns aus allen seinen Dichtungen und — was noch mehr ist — aus seiner ganzen Persönlichkeit entgegenstrahlt.

So reicht er, der Unpolitische, dem anderen Großen unseres Volkes im neunzehnten Jahrhundert zu gemeinsamem Tun die Hand. Ohne Goethe kein Bismarck! ohne Goethe kein Deutsches Reich! Daß die Deutschen politisch ein Volk werden konnten, dazu mußten sie erst geistig ein Volk sein und als ein Volk sich fühlen — gemeinsam in Sprache, gemeinsam in Bildung und — so möchten wir gerne hinzufügen dürfen: gemeinsam auch im Glauben. Ein solches einheitliches Volk haben unsere Dichter und Denker und hat allen voran Goethe geschaffen als der vollkommenste Repräsentant deutscher Kunst und deutscher Art überhaupt, und auch für unser Glauben hat er uns das Vermächtnis hinterlassen, überall ein Göttliches anzuerkennen und darum auch allem Menschlichen, wo immer es uns begegnet, gerecht und milde zugleich Ehrfurcht zu erzeigen; denn auch der Mensch ist Gottes.

So ist Goethes „reine Menschlichkeit" schließlich doch das Ziel, dem wir zustreben müssen. In diesem Sinne war er der erste Statthalter im Reiche des deutschen Geistes, der erste Reichskanzler im geistig geeinten Deutschland, wie Weimar durch ihn unsere erste geistige Reichshauptstadt geworden ist.

Aber Goethe gehört nicht nur seinem Volk, er gehört auch

der Welt. Neben Homer und Shakespeare ist er der einzige Weltdichter, der seine eigenste nationale Sprache spricht und doch für alle Völker und — dürfen wir heute schon hinzufügen: für alle Zeiten verständlich ist.

Denn was ihn vor allen, auch vor den anderen Größten unseres Volkes auszeichnet, das ist eben dieser universale Zug seines Dichtens und Schaffens, und ist die Vollständigkeit seiner eigenen menschlichen Natur, die nicht bloß eine, und wäre es wie bei Luther die tiefste oder wie bei Bismarck die umfassendste Seite unseres Daseins repräsentiert, sondern das Menschliche so reich, so allseitig, so ganz zur Darstellung bringt, wie vor ihm und nach ihm seinesgleichen nicht gewesen ist. So war er wirklich der „menschlichste aller Menschen", und darum galt es auch ihm selbst als der höchste Ruhmestitel, daß es von ihm einst heißen möge: „Denn ich bin ein Mensch gewesen." Daraufhin beanspruchte er, daß sich das Tor des Paradieses vor ihm auftue. Und daraufhin steht er uns allen so nahe, und dadurch steht er doch wieder so hoch über uns allen. Er war, was wir alle sind und was wir doch alle erst werden müssen, er war, nehmt alles nur in allem, ein Mensch.

So lebt Goethe unter uns fort — unsterblich, wie alles Große unsterblich ist, lebendig wirkend und Leben schaffend, immer er selbst und immer mehr der Unsrige, je mehr wir ihn zu dem Unsrigen machen wollen und machen lernen.

Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend!

Anmerkungen.

Abkürzungen.

W. = 1. Abteilung der Weimarischen Goetheausgabe, poetische, biographische und kunstwissenschaftliche Werke.
NS. = 2. Abteilung der Weimarischen Ausgabe, naturwissenschaftliche Schriften.
Tb. = 3. Abteilung der Weimarischen Ausgabe, Tagebücher.
Br. = 4. Abteilung der Weimarischen Ausgabe, Briefe.
Hempel = Hempelsche Goetheausgabe.
DW. = Dichtung und Wahrheit.
FDH. = Berichte des Freien Deutschen Hochstifts.
GJ. = Goethejahrbuch.
Vjschr. = Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte.
G. u. Sch.Arch. = Goethe- und Schillerarchiv in Weimar.
SGG. = Schriften der Goethe-Gesellschaft.
Kürschner = Kürschners Goetheausgabe.

Die am Schlusse mit dem Vermerk [Z.] versehenen Anmerkungen haben Herrn Professor Theobald Ziegler zum Verfasser. Die von Seite 700 bis Seite 706 abgedruckten Anmerkungen zum Kapitel „Goethe als Naturforscher" stammen sämtlich vom Verfasser dieses Kapitels, Herrn Professor S. Kalischer.



S. 2. *Die Veränderung.* Alle urteilten so. Henriette von Egloffstein berichtet in ihren Memoiren, als sie Goethe zuerst 1795 gesehen, habe er der Schilderung, die die begeisterten Lobredner von ihm entworfen, weder in physischer noch in moralischer Hinsicht geglichen. . . . „Als ich seinen ehemaligen Lobrednern meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, *beteuerten diese einstimmig,* es sei seit seiner Abreise nach Italien eine solche Veränderung mit ihm vorgegangen, daß selbst seine intimsten Freunde keine Spur des früheren Menschen mehr an ihm zu entdecken vermochten. Dazu gehörte insbesondere der wohlwollende, nachsichtsvolle Hildebrand von Einsiedel. . . . Goethe schien mir zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, schroff, wortkarg, spießbürgerlich steif, und so kalten Gemütes wie ein Eisschollen." (GJ. 6, 62 f.) — „*Beteuerten diese einstimmig.*" Charlotte von Schiller bei Düntzer I, 336; Sophie Brentano bei Erich Schmidt (Karl Weinhold zum 26. Oktober 1893 S. 6). — — — Schon die letzten Briefe aus Italien ließen erkennen, daß er „kalt gegen seine Freunde geworden sei"; vgl. Goethes Mutter an Fritz von Stein bei Ebers-Kahlert S. 102; ferner Kanzler von Müller, Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit, S. 12. „Gleichgültigkeit gegen die Menschen" mit nach Hause gebracht SGG. 5, 118; „immer noch kalt, wie er es gegen jeden ist. Er ist ein sehr unglücklicher Mensch. Muß beständig mit sich in Unfrieden leben" rc. Bischof F. Münter, 5. Juli 1791, GJ. 18, 115.

S. 4. *Ohne sich selbst zu geben.* Diese veränderte Sachlage tritt auch deutlich in seinen *Briefen* hervor. Sie sind — mit den früheren verglichen — in den nächsten Jahren kühl, trocken, sachlich, kurz. Nur die nach Italien gerichteten und die an den Herzog sind von einem wärmeren Grundton durchzogen. Erst nach der Verbindung mit Schiller durchweht sie wieder eine allgemeinere Wärme, ohne daß jedoch das frühere Sicherschließen wiederkehrt.

S. 7. *Begriff den Lehrer und folgte ihm.* „Übrigens studier' ich die Alten und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen will", 3. März 1790 (Br. 9, 184). — Ein anderes Motiv für seine Anknüpfung mit Christiane war sicher die Verzweiflung; vgl. 25, 70 (Hempel).

S. 7. Christiane Vulpius. Heinrich Voß bei Gräf, Goethe und Schiller, S. 103, 161. Über Christiane vgl. auch (Ludecus) Aus Goethes Leben und die sehr anschauliche Charakteristik im Büchlein von Goethe S. 29 ff., ferner das Urteil der Frau Knebels bei Biedermann 4, 63 f., Charlottens von Schiller bei Saitschick, Goethes Charakter S. 35, Johanna Schopenhauers bei Christianens Tode GJ. 15, 323, Elisas von der Recke 13, 143; Riemer I, 357 u. I, 58. Gries in Diezmanns Aus Weimars Glanzzeit S. 26. — Christiane Sophie Vulpius, geboren 1. Juni 1765, war die Tochter des Weimarischen Amtsarchivars Vulpius. Ihr Bruder Christian August Vulpius (1762—1827) — vgl. über ihn Gödekes Grundriß² V, 511 bis 514 —, fruchtbarer Romanschriftsteller, Sagen- und Altertumsforscher, ist der Verfasser des seinerzeit vielgelesenen Romans „Rinaldo Rinaldini" (1798). Goethe nahm sich seiner schon vor der italienischen Reise an und beschäftigte ihn später am Theater; 1805 wurde er Bibliothekar. — Auch Christianens jüngere Halbschwester Ernestine und die Tante Juliane Auguste Vulpius (beide † 1806) nahm Goethe bald ins Haus.

S. 8. Angenehme Gewohnheit. „Es ist einer eigenen Betrachtung wert, daß die Gewohnheit sich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenschaft setzen kann; sie fordert nicht sowohl eine anmutige als bequeme Gegenwart, alsdann aber ist sie unüberwindlich . . . Sie besteht gegen alles Widerwärtige . . ." Vgl. 29, 237 (Hempel). — Den Kampf, sie abzuschütteln, schildert die Elegie Amyntas (September 1797). — Zeitweise von dem Verhältnis gedrückt. „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe." 7. September 1796. (Br. 11, 188 an Frau von Stein.)

S. 16. Von Garve bis Seydlitz. Garve urteilte (wohl unter dem Einfluß Schuckmanns) bald darauf in einem Briefe an Weiße richtiger.

S. 19. Gage von fünf bis acht Talern. Vgl. C. A. H. Burkhardt, „Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung, 1791—1817"; Pasqué, „Goethes Theaterleitung in Weimar"; — Br. 17, 137. — Amalie Malcolmi fing mit zwei Talern an, Br. 10, 223; vgl. Pasqué II, 234.

S. 20. Den ersten Bühnen Deutschlands. In Leipzig stellte man bei dem Gastspiel 1807 die Weimarische Truppe über die Dresdener. Vgl. Wahle, SGG. 6, 295. — Immermann, der als Student seit 1813 die Vorstellungen in Halle und Lauchstädt sah, urteilte: „Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt. Die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle, und formgebend für meine ganze spätere Zeit sind diese Eindrücke gewesen. Es war eine Musik des Vortrags, ein Reigentanz des Ganges und der Geberden, der Äther der Poesie selbst, wodurch der große Dichter seine Anstalt zum

Abdruck der eigenen harmonischen Brust gemacht hatte" (K. Immermann, Sein Leben u. s. Werke, Berlin 1870. I, 19). — Vgl. ferner das Urteil Joh. Schopenhauers, die von Hamburg und München kam, bei Düntzer, Abhandlungen I, 117 f.

S. 28. An Österreich den Krieg erklärt. Genauer dem Könige von Böhmen und Ungarn. [Zum Kaiser gekrönt erst am 14. Juli; vgl. Häusser I, 320.]

S. 39. Wie die Klettenbergin. Goethe nennt sie auch „schöne Seele", Br. 10, 47, 11.

S. 49. Mädchen von Oberkirch. Vgl. zum Stoff, was der Revolutions-Almanach 1795 berichtet, S. 281: „Auf dem Thüringerwalde, in dem Gebiete eines der sächsischen Herzogtümer, erschien 1794 ein Mann, der aus einem der dasigen kleinen Walddörfer gebürtig war. Er zeigte sich in den Schenken im Sanskulottenkostüm mit einer roten Mütze in der Tasche und auf dem Kopf . . . . Er versicherte, daß die Zeit des Regierens nun an die Untertanen gekommen sei . . . . . und trug darauf an, Fürsten und Regenten, Obrigkeit und Klerisey zum Lande hinauszujagen." Er wird von den Köhlern und Holzhackern verhauen. — „Der alte Münster zu Straßburg, Erwins großes Denkmal, mußte im November 1793 eben diese Farce [Einsetzung des Kultus der Vernunft] mit sich vornehmen lassen. Ein Jude bestieg die Kanzel und redete zu der Menge revolutionären Unsinn, und einem Zeitungsgerüchte nach wurde ein schönes Bauernmädchen, das so viele deutsche Vernunft hatte, sich zu weigern die französische vorzustellen, auf Befehl der Nationalkommissarien guillotiniert" (ebd. S. 329).

S. 56/57. Natürliche Tochter. Größere Sorgfalt der Metrik: auf je 369 Verse 1 Sechsfüßler; in der Iphigenie auf 229, im Tasso auf 150 (vgl. FDH. 14, 327).

S. 59. Die Putzszene ist für die Entwicklung der Handlung überflüssig, aber nicht für die Entwicklung des Charakters der Eugenie. Sie muß Vorsicht, Selbstbeherrschung lernen, wenn ihre spätere Rolle gelingen soll. Zur Begründung der Schuld ein zu kleines Mittel.

S. 66. Erscheint sie unter ihnen. Vgl. Scenarium W. 10 S. 445. Im dritten höchst dürftig skizzierten Stück, ebenda.

S. 67. Mißlungen sind. In den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter dient die Anknüpfung nur als Einleitung. — Das „Märchen" vielleicht auszunehmen, wenn man seiner Deutung sicher wäre. — Hermann und Dorothea ist keine Revolutionsdichtung.

S. 71. Die Allgemeine Literaturzeitung zahlte für den Bogen 15 Taler Honorar. Vgl. Reichlin-Meldegg, Paulus I, 191.

S. 77. Spinozist. Über die Datierung von Goethes erster Be-

kanntschaft mit Spinoza handelt sehr umsichtig, aber für die vorweimaranische Zeit doch allzu skeptisch Robert Hering, Spinoza im jungen Goethe, Leipzig 1897. Er zeigt namentlich auch, daß man Goethes eigenem Bericht darüber in Dichtung und Wahrheit kritisch gegenüberstehen muß. Das erste Spinozastudium Goethes fällt sicher in den Anfang der siebziger Jahre; am intensivsten aber war es, in Gemeinschaft mit Herder, in der Mitte der achtziger Jahre; ein drittes Mal kehrte Goethe zu Spinoza im Jahre 1812 zurück. Spinozist aber ist er, nachdem er es einmal geworden, auch bis an sein Ende geblieben — in dem Sinn, wie er sich schon in Straßburg zu dem pantheistischen Grundgedanken bekannt hat: separatim de deo et natura rerum disserere difficile est. Deshalb konnte er auch nie Theist werden; der Glaube an einen persönlichen Gott bedingt ja den Glauben an einen von der Natur unterschiedenen Gott, und gegen keine Vorstellung hat Goethe so heftig polemisiert wie gegen diese. Nur im Gott des Alten Testaments sah er übrigens einen solchen persönlichen Gott; deshalb nennt er jede theistische Religiosität, z. B. die seiner Mutter, „alttestamentlich“. [Z.]

S. 80. Willensfreiheit. In Beziehung darauf hat Goethe im Ausdruck wohl gelegentlich einmal geschwankt, was bei der Mehrdeutigkeit des Begriffs erklärlich ist. Sachlich war er immer Determinist. Dafür nur ein paar Belegstellen. An Schiller schreibt er 31. Juli 1799: „Unter anderen Betrachtungen bei Miltons verlorenem Paradies war ich auch genötigt, über den freien Willen, über den ich mir sonst nicht leicht den Kopf zerbreche, zu denken; er spielt in dem Gedicht, sowie in der christlichen Religion überhaupt, eine schlechte Rolle. Denn sobald man den Menschen von Haus aus für gut annimmt, so ist der freie Willen das alberne Vermögen, aus Wahl vom Guten abzuweichen und sich dadurch schuldig zu machen; nimmt man aber den Menschen natürlich als bös an oder, eigentümlicher zu sprechen, in dem tierischen Falle unbedingt von seinen Neigungen hingezogen zu werden, so ist alsdann der freie Wille freilich eine vornehme Person, die sich anmaßt, aus Natur gegen die Natur zu handeln. Man sieht daher auch, wie Kant notwendig auf ein radikales Böse kommen mußte und woher die Philosophen, die den Menschen von Natur so scharmant finden, in Absicht auf die Freiheit desselben so schlecht zurechte kommen und warum sie sich so sehr wehren, wenn man ihnen das Gute aus Neigung nicht hoch anrechnen will.“ Zu Eckermann sagt er über die Kantische Freiheitsidee (Januar 1827): „Ich habe vor dem kategorischen Imperativ allen Respekt, ich weiß, wieviel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem.“ Der tiefste Grund seines Determinismus lag in seinem „Dämonischen“: „aus Natur gegen die Natur“ handeln zu wollen erschien ihm als Anmaßung, er handelte aus seiner innersten Natur

heraus notwendig und im Einklang mit Gott-Natur. Seine Leugnung des freien Willens war aber eben darum auch in seiner Religiosität begründet; das zeigt sich in demselben Gespräch mit Eckermann, dem die obige Stelle entnommen ist, wenn es heißt: „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist." [Z.]

S. 89. Von dem Satz aus. Diese Partie der Spinozistischen Ethik (V, 19 ff.) muß Goethe besonders geliebt haben. Als er im Februar 1786 verstimmt ist, liest er die Ethik von hier an als „seine größte Erbauung zum Abendsegen" (Brief an Herder vom 20. Februar 1786).

S. 92. Goethe und Kant. Karl Vorländer hat in einer Reihe von Artikeln über „Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwickelung" (Kantstudien Bd. 1 u. 2, 1897/98, und Goethe-Jahrbuch Bd. 19, 1898) versucht, Goethe weit näher an Kant heranzurücken, als dies bis dahin allgemein üblich war, er macht ihn geradezu zu einem Jünger Kants. Dieser Auffassung, die auf der neukantischen Tendenz, alles Große auf den Namen Kants zu taufen, beruht, ist in keiner Weise beizustimmen; und es ist bedauerlich, daß sich auch Otto Harnack in seinem schönen Buch „Goethe in der Epoche seiner Vollendung", 2. Aufl. 1901, dafür hat gewinnen lassen. Dagegen hat Vorländer sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er die Stellen, die für dieses Verhältnis in Betracht kommen, nahezu vollständig gesammelt und es durch ihre Zusammenstellung jedem ermöglicht hat, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden. [Z.]

S. 100. Schelling. In welchem Sinn sich Goethe durch Schellings Naturphilosophie angezogen fühlte, zeigt wohl am deutlichsten eine Vergleichung seines Tiefurter Aufsatzes über die Natur mit Schellings Gedicht „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens" aus dem Jahr 1799. Vgl. dazu Th. Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen des 19. Jahrhunderts, 2. Aufl. 1901, S. 71 ff. [Z.]

S. 110. Goethe scheint die Räuber bald nach dem Erscheinen gelesen zu haben. Vgl. Weltrich, Schiller I, 856.

S. 112. Nicht jeder Gegensatz muß trennen. Vgl. das schöne Geständnis Goethes Br. 7. Juli 1796.

S. 113. In der naturforschenden Gesellschaft. Ich habe die Unterredung, die Goethe schildert, zusammengezogen mit der, über die Schiller 1. September 1794 berichtet. Es können aber auch mehrere gewesen sein. — Das Gespräch über die Urpflanze mit Düntzer auf den 31. Oktober 1790 (GJ. 2, 182) zu legen, ist schon deshalb unmöglich, weil Schiller damals Kant noch nicht kannte. Vgl. Jonas, Schillers Briefe 3, 136.

S. 119. Bund mit Schiller. „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut

als aufgehört hatte." 6. Januar 1798 (Br. 13, 7). Vgl. auch den Brief an Wilhelm von Humboldt vom 19. Oktober 1830.

S. 125. Xenien. Goethe hat später den öffentlichen und schonungslosen Angriff auf die alten Freunde, die ihn still trugen, durch liebevolle Denkmäler in „Dichtung und Wahrheit" wieder gut zu machen gesucht.

S. 131. Vorname des großen Briten. Daß der Vorname nach Shakespeare gewählt ist, beweist Wilh. Meister W. 15, 183, und daß er bei Künstlers Vergötterung („Du wirst Meister sein") zugleich an Shakespeare gedacht hat, darüber vgl. Dramen ed. Schröer I, 230. — Herder hatte Goethe als den deutschen Shakespeare gefeiert.

S. 123/33. Daß die Theaterlaufbahn Wilhelms in der ersten Fassung siegreich enden sollte, beweist schon der Ausdruck „Sendung". Ihn ironisch zu nehmen, halte ich für übel angebracht, und daß das Werk ursprünglich mit Erfüllung der theatralischen Mission, also mit Wilhelm als glücklichem Theaterdirektor abschließen sollte, geht wohl auch daraus hervor, daß Wilhelm Marianne heiraten sollte. Vgl. 21, 329 (Hempel).

S. 147. Mignon und den Harfner symbolisch aufzufassen, dazu berechtigt uns Goethes Äußerung zum Kanzler von Müller: der ganze Roman sei durchaus symbolisch; hinter den vorgeschobenen Personen liege durchaus etwas Allgemeineres, Höheres verborgen. Burckhardt S. 36.

S. 153. Das Problem der Oper und des Ballets sollte ihn augenscheinlich auch beschäftigen. Vgl. Tb. 1, 216.

S. 157. Bekenntnisse der schönen Seele. Mit Dechent (Goethes schöne Seele, 1896, und FDH. 13, 10 ff.) eine Selbstbiographie der Klettenberg als Grundlage anzunehmen, dazu sehe ich keinen Anlaß. Warum sollte Goethe diese Quelle (in DW. 27, 199 und an Schiller 18. März 1795) verschwiegen und dafür andere angegeben haben? Aus Schriftstellereitelkeit? Das will auch Dechent nicht behaupten. Aus Rücksicht für lebende Nachkommen? Aber er enthüllte ja in DW., daß die schöne Seele identisch mit der Klettenberg sei. Die genauen Zeitangaben und die Parallelen erklären sich hinreichend aus den Unterlagen. So bleibt nur das von D. willkürlich vorausgesetzte Versprechen der Geheimhaltung der Hauptquelle (FDH. 13, 12). Im übrigen muß auch D. zugeben, daß der letzte Teil frei erfunden und das übrige stark überarbeitet ist.

S. 168. Beständig in seiner Entwicklung vorwärts gegangen ist. Ja, es schien dem Dichter in späten Jahren manchmal, als ob dieses Ergebnis die Haupttendenz seines Romans gewesen wäre, während es doch nur eine nebenher abfallende Moral ist.

S. 174. Umkehr in Wilhelms Anschauungen ausgesprochen. Schiller fand, daß durch das schöne Naturverhältnis zu Felix und durch die Verbindung mit Nataliens edler Weiblichkeit dieser Zustand geistiger Gesund-

heit hinreichend garantiert sei (8. Juli 1796). Aber die Verbindung mit Natalien und die Wirkung des Naturverhältnisses zu Felix wird gerade durch die Reise aufgehoben. Auch Schiller urteilte am 9. Juli anders. — Schiller war ganz entzückt von dem Charakter Wilhelms (5. Juli 1796).

S. 181. Verzehrte die Maske. Goethe erkannte allmählich diese seine Eigenheit, vgl. 24, 37 (Hempel).

S. 184. Daß Goethe Goeckings Emigrationsgeschichte benutzt, dafür spricht, daß er, wie schon Düntzer Einl. S. 5 gesehen hat, die wenige Seiten vorher stehende Erzählung von dem umstürzenden Wagen verwertet hat. Goeckings vollkommene Emigrationsgeschichte I, 671 f. in dem Kapitel „von den Spuren göttlicher Vorsehung".

S. 185. Dichter des höchstpersönlichen Erlebnisses. Rat an junge Dichter: „Fragt euch bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte und ob dies Erlebte euch gefördert habe". 29, 231 (Hempel). — „Da alles, was von mir mitgeteilt worden, auf Lebenserfahrung beruht", 23. September 1827. (An K. J. L. Iken, Pniower, Faust S. 201.)

S. 195. August 1795. Nur dieser kann verstanden werden, wenn er im Dezember 1796 vom vergangenen August als Zeit der Handlung spricht. Denn im August 1796, wo die Franzosen das südliche und mittlere Deutschland bis nahe an den Thüringer- und Böhmerwald in ihrer Gewalt hatten, konnte der Rhein nicht mehr, wie es in der Dichtung geschieht, als ein „allverhindernder Graben" bezeichnet und das rechtsrheinische Gebiet noch als in tiefem Frieden befindlich geschildert werden. Dagegen war dies im August 1795 noch der Fall. Bis dahin hatte tatsächlich der Rhein — von den kurzen Streifzügen Custines im Spätjahr 1792 abgesehen — sich als Wall bewährt, ja gerade im Jahre 1795 schienen ihn die Franzosen als solchen dauernd anzuerkennen. Sie lagen seit Beginn des Jahres ruhig hinter dem Flusse und schienen mit dem linken Rheinufer, das sie (bis auf Mainz und Luxemburg) seit Ende des vorigen Jahres im Besitz hatten, sich begnügen zu wollen. Erst im September trugen sie plötzlich den Krieg auf das rechte Ufer. Desgleichen konnte im August 1795 gesagt werden: „alles deute auf Frieden". Unter Vermittlung Preußens, das schon im April mit der französischen Republik sich vertragen hatte, hatte auch das Reich Friedensunterhandlungen angeknüpft und im August eine Friedensdeputation ernannt, die die weiteren Verhandlungen führen sollte.

S. 195. Straßburg, Frankfurt, Mannheim. Die Reihenfolge im Texte nach der Wichtigkeit der Städte. Der Wirt selbst scheint nach den näheren Epitheta, die Mannheim empfängt, nur dieses gekannt zu haben.

S. 209. Nirgends als Bäuerin charakterisiert. Schlegel bemerkte auch den Widerspruch (Keck, Goethes Hermann und Dorothea S. 87). — Um die Rede des ersten Bräutigams zu verstehen und so wiederzugeben,

dazu gehört eine Höhe der Bildung, die man bei einem Bauernmädchen nicht voraussetzen dürfte.

S. 213/14. Die Verse zu streichen vergessen. Cholevius, Einleitung und Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea, S. 225 erklärt es etwas anders, aber auch als Redaktionsfehler. Vgl. jedoch Br. 12, 90, 26 f. in Verbindung mit S. 92 ff. Goethe hätte aber doch durch ein Wort das absichtliche Schweigen sowie das Staunen des Pfarrers motivieren müssen.

S. 220. Diese Zeugnisse vermehren. Schon ein Jahr nach „Hermann und Dorothea" entwarf nach Lili und Maria von Monbrisson Gottfr. Schweighäuser in einem langen Lehrgedicht das Ideal eines Weibes. — Das schönste Zeugnis aber von dieser seltenen Frau und der in ihr wie in Dorothea wohnenden Vereinigung von feinstem Zartgefühl mit Kraft und Stärke der Seele legen ihre Briefe ab. — Ein sittlicher Grundton. Goethe wehrt sich in der Elegie Hermann und Dorothea gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit. In Hermann und Dorothea stellt er die Ehe, die in Wilhelm Meister sehr locker gezeigt und die durch sein eignes Beispiel erschüttert war, als etwas Hohes, Herrliches dar. Die kleine Andeutung, die die Fabel gab, von einem Gegensatz zwischen Vater und Sohn aus Anlaß der Heirat, vertiefte er zu einem Gegensatz, der durch das ganze Leben ging. Aber gerade daran konnte sich die sittliche Kraft bewähren.

S. 232. Nürnberg. Aus der kühlen Ausdrucksweise in dem Briefe an Schiller 12, 355 erhellt, daß er von der Kunst nicht sehr begeistert war.

S. 234. Freigut Oberroßla. 3 Kilometer westlich von Apolda. Es umfaßte 54 Hektar und wurde von Goethe zum Preise von 13 125 Gulden erstanden. (Vgl. Anderlind in der Wiss. Beil. der Leipziger Ztg., 24. August 1899, Nr. 98.)

S. 237/38. Bedeutung des Charakteristischen. Meyer urteilt über das Charakteristische in der Kunst und sein Verhältnis zum Schönen genau so (vgl. Harnack, Klass. Ästhetik d. Deutschen S. 207, 212). Goethe und Meyer machen im Gegenteil dem Romantiker den Vorwurf, daß er alles Charakteristische, Tüchtige, Kräftige unterdrücke (W. 49[1], 23). Charakter muß jedem Kunstwerk zu Grunde liegen, Ital. Reise, 24, 444 (Hempel). — Begeisterung für Dürer schon in Deutscher Baukunst und auf der italienischen Reise (München). — Keinen Gegensatz zwischen dem Charakteristischen und dem Schönen. Auch keinen Gegensatz zwischen Form und Inhalt. Die Form mußte auch ihm aus dem Inhalt herauswachsen (vgl. oben S. 408). Ebenso in der Natur: sie ist weder Kern noch Schale. Eine Form von außen heranbringen, um dadurch ein leeres Kunstwerk zu etwas zu machen, mußte für ihn ein ungeheuerlicher Gedanke sein.

S. 242. Im Jahre 1799 veröffentlichte der Berliner Physiker Achard

die von ihm nach den Entdeckungen Marggraffs vervollkommnete Methode, aus Runkelrüben Zucker zu gewinnen. Goethe interessierte sich lebhaft für die Versuche Göttlings (des Jenenser Chemikers), nach den Angaben Achards Zucker herzustellen. (A. W. Hofmann, „Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirme der Hohenzollern“, 1881, und Scheibler, Aktenstücke zur Geschichte der Rübenzuckerfabrik in Deutschland, 1875). — Der Geheimrat Voigt war der Kollege Goethes im Geheimen Conseil; ein höchst befähigter Beamter, die Hauptstütze Goethes in allen Verwaltungsangelegenheiten.

S. 245. Die Rezension von Böttiger über die Aufführung des „Jon“ ironisiert stark die Dichtung, lobt aber die Aufführung außerordentlich. Die Kritik der Aufführung schließt mit dem Satze: „Was vermag der ernste, gute Wille nicht, wenn er von nicht gemeinen Kräften unterstützt und von dem belebenden Hauche eines Genius durchdrungen wird, von dem geleitet zu werden, jedes teutschen Künstlers erster und höchster Stolz sein müßte.“ (Böttiger, Kl. Schriften I, 340—346.) — Es ist möglich, daß Goethe den ihm und den Schauspielern schmeichelhaften Schluß nicht gelesen hat. Denn er schreibt: „Sie schicken mir ihn ‚halbgedruckt‘“.

S. 259. Minna Herzlieb. „Da Madame Frommann mit ihrer Tochter diesen Herbst verreist war, und ihre Pflegetochter, Minchen Herzlieb, allein zu Haus blieb, so ist er [Goethe] fast jeden Tag zu der gegangen, um ihr ihre Einsamkeit zu verplaudern — sie ist so recht sein Liebling, wie man uns erzählte“, schreibt Adele Blumenbach nach einem Sommerbesuch in Jena am 27. November 1820 an Therese Huber. (Goethefestschrift zum hundertfünfzigjährigen Geburtstag des Dichters, herausgegeben von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag, 1899, S. 111 f.)

S. 260. Abend des 1. Dezember. Das Datum nach SGG. 14, 307.

S. 261. Indem sie seine Huldigungen nur mit ruhigem Wohlgefallen aufnahm. Vgl. Erich Schmidt im Spielhagen-Album (Leipzig 1899) S. 5 ff. — Die Wahlverwandtschaften. Handschriften sind nicht vorhanden, was auffällig ist. Daß die Druckhandschrift zu Grunde ging, ist erklärlich. Aber das Konzept dazu und die Handschrift der ersten Fassung und die vielen Schemata!

S. 262. Die Grundzüge der Dichtung aufgingen. Nur darauf kann es sich auch beziehen, wenn Goethe am 16. Dezember schreibt: „Ich habe mir manches zu arbeiten vorgesetzt, daraus nichts geworden ist, und manches getan, woran ich nicht gedacht hatte, d. h. also ganz eigentlich das Leben leben.“ Denn für das Dutzend Sonette, das er improvisierte, wäre der Ausdruck zu schwer. — Angebliche Quellen der „Wahlverwandtschaften“. Nach Langguth, Sonntags-Beilage der Voss.Ztg.

vom 12. April 1896 ist Wilhelmstal bei Altenstein, nach Valentin, Festschrift des Hochstifts 1899 S. 44, das Diedesche Schloß Ziegenberg bei Nauheim Schauplatz der Wahlverwandtschaften. — Urteil Therese Hubers GJ. 18, 126 ff. — „Laß mich erwähnen, daß ich in meinen Wahlverwandtschaften bemüht war, die innige, wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen“ (an Zelter 5, 381). — Die Quelle zu den Wahlverwandtschaften will Morris in einer Erzählung aus 1001 Nacht entdeckt haben, dagegen Seuffert in Vjschr. Bd. II, 467 in einer Geschichte von Wieland.

S. 282. Katholisierende Romantik. „J'aime mieux que le catholicisme me fasse du mal, que si on m'empêchait de m'en servir pour rendre mes pièces plus intéressantes,“ 27. Januar 1804 (Euphorion 7, 525). Dachte G. damals an St. Joseph II. oder schon an die Wahlverwandtschaften? (aus Anlaß Schelling-Schlegels?) oder an den Faustschluß?

S. 284. Als Heilige sterben. Er selber nennt sie in einem Briefe an Frau von Stein „heilige Ottilie“, 9. Mai 1809.

S. 285. Das Unbefriedigende in der Charakterzeichnung Ottiliens hat auch Spielhagen erkannt. „Ihre Eigenschaften, psychische und physische, machen sie zu einem Unikum, dessen Empfindungsweise schon immer mühsam zu ergründen, zuletzt inkommensurabel wird.“ (Magazin f. Lit. 1896, Nr. 13.)

S. 286. Auf ein Wunder verwiesen. Und zwar auf ein Wunder, das, wie wir meinen, weder in unserer Erfahrung liegt oder doch so vereinzelt, daß es den Charakter des Unverständlichen behält, noch, wie bei der Heilung des Orest, sich aus unserer Erfahrung logisch fortentwickelt. — „Von selbst ohne Vorsatz zu ihm hinbewegt.“ Darüber, daß Goethe selber so etwas an sich erfuhr: wie er in den Gassen von Weimar herumirrt ꝛc. vgl. Eckermann III, 136 ff. „Warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.“ Vgl. auch Möbius, Das Pathologische bei Goethe, S. 121 f., und Geschichte der Farbenlehre 36 [1], 162 (Kürschner).

S. 288. Widrige Vorstellung. Goethe muß später selbst diese Vorstellung gehabt haben. Denn er bekannte, er könne Eduard nicht leiden. Wie aber soll es ihn befriedigt haben, Ottilie mit einem Manne vereinigt zu sehen, den er nicht leiden konnte? — Während der Arbeit war ihm dies verdeckt, weil er in Gedanken Eduard mehr von sich lieh, als aufs Papier überging.

S. 292. Eine mildere Praxis gelten lassen. Vgl. Brief an Schubarth 7. November 1821. — Ehrfurcht vor der Ehe. Wir haben noch andere Belege für diese Stimmung aus jener Zeit. Der eine gehört dem Jahre 1803 an: im 4. Akt der „Eugenie“ heißt es von der Ehe

> .... Große Gunst
> Hat es vor Gott und Menschen. Heil'ge Kräfte
> Erheben's über alle Willkür. VV. 2085 ff., 2140.

Winckelmann, W. 46, 33: „Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmut wird lächerlich." — „Die glücklichen Gatten" 1804 veröffentlicht. — Es ist auch bezeichnend, daß die erste Dichtung, an die er nach seiner Eheschließung herangeht, die Wanderjahre, mit der Schilderung der glücklichsten und reinsten Ehe beginnt, der Ehe St. Josephs (geschrieben 1807).

S. 296. Schellings Festrede. Schelling schreibt bei Übersendung der Rede: „Wie viel ich Ihrem Unterricht und der von Ihnen ausgegangenen Lehre verdanke, liegt am Tage." SGG. 13, 250, vgl. ebd. LXXXIV.

S. 297/98. Pandora. Schelling, der in seiner Rede die zum Selbst- und Vollbewußtsein gekommene Weltseele im Menschen kurzweg Seele nennt und diese von den unentwickelten Stufen der Weltseele, dem Naturgeist und dem besonnenen Geist, unterscheidet, sagt: „Die Seele weiß nicht, sondern sie ist die Wissenschaft, sie ist nicht gut, sie ist die Güte, sie ist nicht schön, wie es auch der Körper sein kann, sie ist die Schönheit selber." Setzt man statt Seele Pandora, so ist deren Wesen damit ausreichend definiert.

S. 299. Das sittlich Gute ist mit dem Schönen und Wahren unzertrennlich verbunden. „Bei seinem [Zelters] redlichen, tüchtig bürgerlichen Bemühen war es ihm ebensosehr um sittliche Bildung zu tun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja ihr verkörpert ist und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann" (35, 157). „Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn" (Sprüche 690). „Der Mathematiker ist nur insofern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet" (Sprüche 950).

S. 307. Bilder von Liebesglück, Reichtum ꝛc. Die Deutung der Bilder VV. 101—111 ergibt sich aus VV. 376—383.

S. 317. Bezeichnete eine gewisse Stelle. Daß der Tadel der „gewissen Stelle" nicht mit dem Tadel der Vermischung der Motive identisch sein kann, wie Müller meint, ist klar. Denn für diese Vermischung, die sich durch den ganzen zweiten Teil hindurch zieht, wäre er höchst seltsam. Auch paßt darauf ebensowenig der Vorwurf „nicht naturgemäß" und „unwahr", wie die Bemerkung Goethes zu Müller und Kohlrausch (Biedermann 8, 307) von der versteckten Naht; denn diese Naht ist nichts weniger als versteckt.

S. 320. „Das ist ein Mann!" „Das wunderbare Wort, mit dem der Kaiser mich empfing" (Br. 20, 230 und Riemer, Briefe S. 325).

S. 326 ff. u. 334/35. Goethe sah es als seine patriotische Pflicht an,

das „heilige Feuer deutscher Kunst“ ꝛc. zu schüren. Vgl. Cohen, Autographen-Katalog, Fernow an Böttiger II, 279 Nr. 139 und Goethe an Knebel 24. November 1813. — Das Deutschtum keine Einbuße erlitten. Bis zur Revolution. „Noch bewahrten die Einwohner ihr vollkommen deutsches Wesen, noch hingen sie an ihren angestammten Sitten und Einrichtungen“ (Lorenz-Scherer, Gesch. d. Els. S. 169).

S. 330. Akademie in Berlin. Merian begrüßte Nicolai bei seiner Aufnahme in die Akademie mit den Worten: „Personne n'ignore combien l'Allemagne vous doit, et combien vous avez contribué à en perfectionner la langue et la littérature dans le siècle où nous sommes.“ (Harnack, Gesch. d. Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften, I, 2, 534 Anm. 1.). Goethe wurde am 31. Juli 1806 zum auswärtigen Mitglied, 1812 zum ordentlichen auswärtigen gewählt. 1799 am 24. Januar, wurde Nicolai als außerordentliches Mitglied der Akademie aufgenommen, Kotzebue am 27. Januar 1803 (also bald nach der Übersiedlung aus Weimar). Kotzebue wurde 1812 Ehrenmitglied (!), Nicolai 25. Oktober 1804 ordentliches. (Auch Biester war Mitglied der Akademie seit 9. April 1798.)

S. 335. Gespräch mit Luden. Schiller dachte ebenso, vgl. FDH. 17, 2, 40 f. Goethe schrieb 1810 in der Geschichte der Farbenlehre der deutschen Nation in der Befähigung für Kunst und Wissenschaft die erste Stelle zu, vgl. 36¹, 97 (Kürschner).

S. 336/37. Goethe bei Körner mit Arndt am 21. April 1813. Theodor Körner war schon am 13. April abmarschiert und befand sich am 21. April in Leipzig (vgl. Peschel-Wildenow, Theodor Körner und die Seinen II, S. 43 ff. u. S. 237).

S. 339. In „Epimenides' Erwachen“ ist Epimenides Goethe selbst; nicht, daß er, wie Loeper zur Widerlegung dieser Ansicht meint, die Zeit von 1806—13 untätig verschlafen, sondern er hat durch den Glauben an Napoleon, durch sein Versenken in Dichtung und Wissenschaft und durch seine eigene gute Lage „die Nacht des Jammers überschlafen“, V. 854. Er hatte sich narkotisiert. — Auch Treitschke sieht in Epimenides Goethe. — Das Bild Napoleons behält seine großartige Kraft, aber diese gilt ihm nicht mehr als Ausfluß göttlicher, sondern teuflischer Macht, die selbst Liebe und Glauben sich untertänig gemacht.

S. 341. „Mystische Zunge und Dolmetsch der Geheimnisse“. Goethe eignet sich diese Namen selber zu in Offenb. Geheimnis, 41.

S. 351. Abschiedsbesuch. Den Eintrag im Tagebuch: „Besuche. Marianne R.“ löse ich auf: Marianne Rosette (Städel).

S. 361. Er fühle sich nicht wohl. Daß dies Ausrede war, beweist sein Brief an den Herzog, wo er als Grund die Dringlichkeit des Stein versprochenen Promemoria angibt.

S. 367. Sein eignes doppeltes Wesen wieder. Vgl. W. 29, 9, 8 u. 17, 5; 28, 311, 6 u. 22.

S. 368. Wahrheit. Goethe mied deshalb anormale Stoffe in der Dichtung, weil sie zu weit von dem Wahren ablagen, nach dem sein Sinn unablässig strebte. W. 28, 144.

S. 379. Leipziger Lyrik. Die aus dem Leipziger Liederbuch, teilweise mit neuen Überschriften und kleinen Änderungen in die Gesammelten Werke aufgenommenen Gedichte — elf an der Zahl, nämlich: „Die schöne Nacht", „Glück und Traum", „Lebendiges Andenken", Glück der Entfernung", „An Luna", „Brautnacht", „Schadenfreude", „Unschuld", „Scheintod", „Am Flusse", „Die Freuden" — sind, obschon sie der Dichter bei der späteren Sammlung seiner Gedichte zwischen die Erzeugnisse jüngerer Epochen einschob, als Denkmäler jener Leipziger Zeit doch leicht zu erkennen.

S. 387. Paria. Vgl. Eckermann III, 211. Der Paria muß jedoch teilweise schon 1811 vorhanden gewesen sein, vgl. Br. 22, 44.

S. 390. Ein Lieblingsmotiv des Dichters. Vgl. Türck, Fausterklärung, S. 66.

S. 391. Erlkönig. Im Tagebuch werden schon unter dem 5. August 1781 Arien zur „Fischerin" erwähnt. Die „Fischerin" wurde am 28. Juli 1782 aufgeführt. — Zur Quelle vgl. noch GJ. 21, 263.

S. 394. Daß auch der „untreue Knabe" wahrscheinlich schon 1771 entstanden ist, dafür spricht, daß er, wie das Heidenröslein, Umbildung eines Volksliedes ist, wie sie Goethe im Elsaß für Herder sammelte, und daß er es unter dem Sommer 1774 als ein schon länger vorhandenes Besitztum erwähnt: „es wäre ihm nur selten über die Lippen gekommen."

S. 395. Das mögliche Schicksal Mariannens von Willemer. Vgl. Burdach, GJ. 17, 28.

S. 411. Kompositionen Goethescher Gedichte. Aus sehr früher Zeit schon liegen Kompositionen Goethescher Gedichte vor. Die lyrischen Versuche des Zwanzigjährigen, die unter dem Namen: Leipziger Liederbuch bekannt sind, erschienen bei ihrer ersten Veröffentlichung im Jahre 1769 zugleich mit der Musik Bernhard Theodor Breitkopfs*) (vgl. Bd. I S. 88), und zwei Monate später wurde Georg Simon Löhleins Melodie zum „Neujahrsliede" gedruckt. Dann traten längere Pausen ein, die sich daraus erklären, daß Goethe seine Lieder meist zerstreut in Zeitschriften erscheinen ließ. So findet sich von 1770 bis 74 keine, von 1775 bis zum Ende der achtziger Jahre verhältnismäßig nur wenig Musik mit Goetheschen Texten — darunter die der nicht sehr bedeutenden Tonkünstler André,

*) Goethes Name ist in diesem Breitkopfischen Hefte weder auf dem Titelblatte noch bei den Liedern selbst erwähnt.

Kayser, von Seckendorff, J. F. Reichardt, denen der Dichter die Ehre erwies, seine Lieder noch vor ihrer Drucklegung zur Komposition zu senden. Ganz anders wurde es, als in den Jahren 1789, 1800, 1806 die größeren Sammlungen der Goetheschen Gedichte erschienen. Von nun an gab es wenige Musiker, die den Wert dieser Schätze nicht erkannten, und von Fachleuten wie Liebhabern ist Goethes Mahnung „Nur nicht lesen, immer singen“ wohl beachtet worden. Außer Shakespeare hat kein Dichter irgend eines Kulturvolkes die Komponisten so stark und tief angeregt wie Goethe, und seine Lieder haben durch Mozart und Beethoven, Reichardt und Zelter, Schubert, Schumann und Mendelssohn, Loewe, Robert Franz und Brahms eine Verbreitung gefunden, die ihnen ohne die Schwingen dieser Musik sicher nicht in gleichem Maße beschieden gewesen wäre. Auffallenderweise fehlen allerdings einige musikalische Meister in der Komponistenreihe: Gluck wurde durch Goethes Lieder zu keiner Schöpfung mehr angeregt, während er am Abend seines Lebens noch sieben der schönsten Klopstockschen Oden betonte (um Goethes auf Glucks Iphigenie gebrauchtes Wort zu wiederholen); auch Phil. Em. Bach hat sich Goethes Lyrik entgehen lassen, und Joh. Abr. Peter Schulz, der Autor der „Lieder im Volkston“, beschränkte sich auf die Musik zum Götz, von der er im Drucke nur ein einziges, wenig bedeutendes Stück veröffentlichte. Joseph Haydns Liedern merkt man es nicht an, daß der Meister sechs Jahrzehnte hindurch das Glück hatte, Goethes Zeitgenosse zu sein, und eigentümlicherweise hat auch der literarisch gebildete Karl Maria von Weber in seinen Gesängen unsere klassischen Dichter vollständig über den Müchler, Gubitz, Castelli und Genossen vernachlässigt. Ein günstiges Geschick wollte es, daß Mozart wenigstens ein Goethesches Gedicht zugeführt wurde: Das Veilchen, das in seiner Hand zu einer der schönsten Blüten lyrisch-dramatischer Musik geworden ist. Der erste große Musiker aber, der ganz unter Goethes Bann stand und in seine Werke tief eindrang, war Beethoven. Außer der Musik zum Egmont hat er drei Stücke aus Faust, je eines aus Claudine und dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern und neunzehn Lieder teils skizziert, teils vollendet, darunter Meisterwerke wie: Freudvoll und leidvoll, Kennst du das Land, Wie herrlich leuchtet mir die Natur, Wonne der Wehmut. Und noch mehr als selbst Beethoven ist Schubert Goethe nahe gekommen, „dessen so herrlichen Dichtungen er wesentlich seine Ausbildung zum deutschen Sänger verdankt“, wie Schuberts intimster Freund Spaun in einem an Goethe gerichteten Briefe vom Jahre 1817 schreibt. Es sind nicht weniger als achtzig Kompositionen, die Schubert zu Goethes Texten geschrieben hat; hier braucht nur erinnert zu werden an: Gretchen am Spinnrad und Schäfers Klagelied (im Alter von siebzehn Jahren komponiert), Erlkönig, Nähe des Geliebten, Wandrers Nachtlied, Rastlose Liebe, Jägers Abendlied, An den Mond, Der Fischer,

Der König in Thule (diese alle im Alter von achtzehn Jahren komponiert, zugleich mit siebenunddreißig anderen Goetheschen Texten), ferner Geheimes, die Lieder des Harfners, der Mignon, der Suleika ꝛc. Höchst erstaunlich wird es immer bleiben, wie der junge Meister auch aus den gewaltigen, für die Komposition so spröden Gedichten wie: Grenzen der Menschheit, Prometheus, Gesang der Geister über den Wassern, An Schwager Kronos Musik förmlich herauszuschlagen vermocht hat. — Nicht ganz so glücklich war in seinen sechsundzwanzig Kompositionen Robert Schumann, dessen Faustszenen allerdings die bei weitem schönste Musik enthalten, die bisher zum zweiten Teil des Dramas geschrieben ist. Von Mendelssohns vierzehn Werken ist die erste Walpurgisnacht hervorzuheben, eines der besten oratorischen Werke des neunzehnten Jahrhunderts, dann die Ouvertüre Meeresstille und glückliche Fahrt, das Sonett Die Liebende schreibt und die Quartette: Auf dem See, Frühzeitiger Frühling, Die Nachtigall sie war entfernt. Spohrs elf Lieder sind fast sämtlich unbedeutend, und auch Karl Loewe, der dreiundvierzig Kompositionen zu Goethes Gedichten geschaffen hat, steht in den meisten nicht auf der Höhe seiner besten Schöpfungen; aber es sind doch auch einige Meisterstücke unter ihnen wie: Erlkönig, Der getreue Eckart, Hochzeitlied. Robert Franz' sieben und Franz Liszts neun Lieder sind leider recht ungleich, während Johannes Brahms in vierzehn Werken auf seiner vollen Höhe steht: hervorzuheben sind das herrliche Fragment aus der Harzreise im Winter, der Gesang der Parzen, das Wechsellied zum Tanz und die Verse aus Jery und Bätely und Alexis und Dora. Und da bereits vom Faust die Rede war, so seien noch die Kompositionen des Fürsten Radziwill, Karl Eberweins, C. G. Reißigers, Julius Rietz, Eduard Lassens, P. J. v. Lindpaintners, L. Schlössers, H. H. Piersons, H. Litolffs, H. Zöllners, A. Bungerts genannt, ferner Hector Berlioz' dramatische Legende „Damnation de Faust" (ungoethisch, aber voll großer musikalischer Schönheiten, die Gestalt des Mephisto genial erfaßt), Gounods melodiöse, außerordentlich verbreitete Oper Faust, Liszts Faust-Symphonie, Rubinsteins „Faust, ein musikalisches Charakterbild für Orchester", Arrigo Boitos Oper Mefistofele, von Richard Wagner endlich „Sieben Kompositionen zu Goethes Faust" (Manuskript in Wahnfried) und das sehr hervorragende Werk „Eine Faustouvertüre".

Wie sehr Goethe auch auf die übrigen Tonkünstler gewirkt hat, mögen nachstehende statistische Aufzeichnungen erweisen, bei denen wohlgemerkt nur von den Kompositionen der Gedichte die Rede ist, nicht auch von der Musik zu den zahlreichen Singspielen, Dramen ꝛc. Gedruckte Kompositionen liegen vor zu den Liedern: Die schöne Nacht 9, Tischlied 9, Es war ein fauler Schäfer 10, Der Musensohn 12, Der Junggesell und der Mühlbach 12, Der Rattenfänger 12, Ergo bibamus 13, An die Erwählte 13, Heiß mich nicht

reden, heiß mich schweigen 14, Es war eine Ratt' im Kellernest 15, Auf dem See 16, Mit einem gemalten Bande 16, Geistesgruß 16, So laßt mich scheinen 16, An die Türen will ich schleichen 16, Wer sich der Einsamkeit ergibt 17, Nachgefühl 17, Die Bekehrte 17, Es war einmal ein König 18, Sehnsucht 18, Ach neige, du Schmerzensreiche 19, Vanitas 19, März 20 (?), Der Sänger 21, Trost in Tränen 22, Neue Liebe, neues Leben 23, An Mignon 23, Die Spröde 26, Freudvoll und leidvoll 27, Meeresstille und glückliche Fahrt 30, Wonne der Wehmut 30, Frühzeitiger Frühling 30, Schäfers Klagelied 30, Ihr verblühet, süße Rosen 30, Bundeslied 31, Wer nie sein Brot mit Tränen aß 32, An die Entfernte 32, Das Veilchen 35, Blumengruß 37, Schweizerlied 38, Jägers Abendlied 40, Meine Ruh ist hin 43, Nachtgesang 43, An den Mond 45, Erster Verlust 48, Erlkönig 48, Mailied (Zwischen Weizen und Korn) 50, Mailied (Wie herrlich leuchtet mir die Natur) 54, Heidenröslein 56, Der Fischer 58, Der König in Thule 58, Nur wer die Sehnsucht kennt 64, Rastlose Liebe 66, Mignon (Kennst du das Land) 75, Gefunden 79, Nähe des Geliebten 85, Wandrers Nachtlied (Über allen Gipfeln) 107, Wandrers Nachtlied (Der du von dem Himmel bist) 117. —

Die sehr große Zahl Goethescher Gedichte, die weniger als neunmal in Musik gesetzt worden sind, ist in diesem Verzeichnis unbeachtet geblieben.

Welchen Einfluß der Dichter auch auf die Musiker der jüngsten Zeit ausübt, ergibt sich aus der Tatsache, daß Richard Strauß noch Wandrers Sturmlied und Pilgers Morgenlied, Hugo Wolf aber nicht weniger als 53 größere und kleinere Goethesche Gedichte komponiert hat. [M. F.]

S. 412. Aus eigenstem Trieb. Campagne in Frankreich, W. 33, 189. — Dichtung und Wahrheit. Erster Teil. Viertes Buch. W. 26, 187.

S. 413. Über Tierschädel. Physiognomische Fragmente, W. 37, 347 f. — Es ist nichts in der Haut ... Anfang des Gedichtes „Typus", W. 3, 119. — Vorlesungen. Sie wurden nach dem Tagebuch am 16. Januar 1782 beendet.

S. 414. 27. März. Brief an Frau von Stein. — Ephemerides. W. 37, 90 f. — Pantheistische Neigungen. Vgl. Dichtung und Wahrheit. Erster Teil. Erstes Buch. W. 26, 63 ff. — Spinozas Ethik. Das. Dritter Teil. Vierzehntes Buch. W. 28, 288.

S. 415. Und es ist das ewig Eine ... Aus dem Gedicht „Parabase" (W. 3, 84), das, natürlich ohne diese Überschrift, das Motto zu dem „Ersten Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" bildete. — In dem einzelnen Fall. „Was ist das Allgemeine? Der einzelne Fall." NS. 11, 127 (Sprüche in Prosa. H. Bd. 19 Nr. 899). — Gegenständlich tätig. Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort. NS. 11, 58.

S. 416. Anschaun, wenn es dir gelingt ... Letzte der drei

Strophen des Gedichtes „Genius, die Büste der Natur enthüllend", seit 1833 auch in die „Zahme Xenien", VI, aufgenommen. — Der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt. Brief an Knebel vom 17. November 1784. — Keine Schneidezähne. Br. von Sömmerring an Merck vom 8. Oktober 1782; Briefe an Merck, herausg. von Wagner, S. 354 f. — Ihre großen Maximen. Zur Morphologie, NS. 8, 122.

S. 416. Ihre Gewandtheit. NS. 11, 165.

S. 417. Die große Freitätigkeit der Natur. NS. 6, 327 f. — Je nach der Gestalt der Tiere. NS. 8, 94, 120. — Also bestimmt die Gestalt . . . Aus dem Gedicht. „Metamorphose der Tiere", auch unter dem Titel *ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ*. W. 2, 90. — Dem Straßburger Studenten. Vgl. I, 107.

S. 418. An Merck 19. Dezember 1784. — Man könnte alsdann mehr ins einzelne gehen. NS. 8, 102. — Spricht Goethe die Überzeugung aus. Brief an Knebel [17. November] 1784.

S. 419. Votre ami. Briefe an Merck S. 469 f. — Und von Sömmerring. Brief an Merck 13. Februar 1785.

S. 420. Zur Naturwissenschaft. Die naturwissenschaftlichen Einzelarbeiten ließ Goethe 1817—1824 in einer Zeitschrift unter dem Titel: „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie, Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden" erscheinen, der noch zwei Separattitel beigegeben wurden, deren einer, „Zur Morphologie", vorzugsweise botanische und osteologische, deren anderer, „Zur Naturwissenschaft überhaupt", namentlich geologische, meteorologische und optische Aufsätze umfaßt, die je zwei Bände bilden. — Auf dem rechten Wege. Vgl. Brief an Frau v. Stein 2. Oktober 1783 und „Knebels literarischer Nachlaß" II, 236. — Aus denen er einmal nichts lernen kann. Brief an Merck 11. Oktober 1780. — In der Botanik. Brief an Merck 8. April 1785. — Auffindung eines allgemeinen Grundgesetzes. Eckermann, Gespräche I, 232.

S. 421. Den Charakter des Erlebten. Vgl. Zur Morphologie, NS. 6, 207; Einwirkung der neueren Philosophie, NS. 11, 49; Campagne in Frankreich, W. 33, 31. — Urpflanze. W. 6, 121. — Alles aufgeschlossener. Brief an Knebel 18. August 1787.

S. 422. Welche Reihe von Anschauung. „Bedeutende Fördernis ꝛc." NS. 11, 62. — Entwickelt sich alles von innen heraus. SGG. 2, 114. — Die mannigfaltigen besonderen Erscheinungen. Schicksal der Handschrift. NS. 6, 132.

S. 423. Erforschung des normalen Ganges der Pflanzenentwickelung. Man hat Goethes Metamorphosenlehre auch dahin miß-

verstanden, daß er eine Umwandlung fertiger Organe in andere angenommen habe; andere wiederum wollten die Zulässigkeit des Begriffes Metamorphose bestreiten, wenn jene Annahme nicht gemacht würde. Demgegenüber ist es immerhin von Interesse, daß Umwandlungen vollkommen fertiger Organe einer Pflanze in Gebilde von ganz anderer Struktur und Funktion, nämlich von Blütenblättern in Laubblätter, wirklich vorkommen. Vgl. Winkler, „Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft", 1902, Bd. XX, S. 494 bis 501. — Jedes Lebendige ist kein einzelnes. Zur Morphologie, NS. 6, 10.

S. 424. Das zweite Stück über die Metamorphose. Brief an Knebel 9. Juli 1790; NS. 6, 279. — Als Goethe mit seiner Schrift im Jahre 1790 hervortrat. Müller, Goethes letzte literarische Tätigkeit, S. 54.

S. 425. Nichts könne werden, als was schon sei. Campagne in Frankreich, W. 33, 197.

S. 426. Nirgend ein Bestehendes. NS. 6, 9 f. — Den höchsten Punkt organischer Tätigkeit. Das. S. 305.

S. 427. So wie die wahre Geschichte. NS. 9, 275 f. — Als die genetische. NS. 6, 303. — Einer unserer größten Naturforscher: Virchow in Lexis, „Die deutschen Universitäten" 1893; 2, 250. — In gedachtem Jahre. NS. 6, 386.

S. 428. Du kennst meine alte Manier. SGG. 2, 223, 240, 333. — Daß wir zuletzt beim Kunstgebrauch. Einleitung in die Propyläen, W. 47, 14 f. — Die menschliche Gestalt. Das. S. 13.

S. 429. Non plus ultra. Italienische Reise, Rom 5. und 10. Januar 1788 und 23. August 1787. — Der Künstler. Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil. W. 47, 82. — Mit Entzücken nachgehangen. Entstehen des Aufsatzes über Metamorphose der Pflanzen. NS. 6, 395. — Auf dem Wege zu erforschen. Italienische Reise, Rom 18. Januar 1787. Vergl. Anhang zur Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini, XVI. W. 44, 384 f.

S. 429 f. Columbisches Ei. Italienische Reise, Rom 6. September 1787.

S. 430. Abgrund der Kunst. Brief an Karl August 25. Januar 1788. — Sehr Ernst. Brief an Knebel 28. Januar 1789. — Das gesetzmäßige Lebendige. Campagne in Frankreich, W. 33, 234. — Würdigste Auslegerin. Vgl. Maximen und Reflexionen über Kunst, W. 48, 179; „Sprüche in Prosa" Nr. 214. — Manifestation geheimer Naturgesetze. Das. (Nr. 197.) — Kritik der Urteilskraft. Vergl. Einwirkung der neueren Philosophie, NS. 11, 47 ff.

S. 431. Ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk. Campagne in Frankreich, W. 33, 154. — Abhandlung. NS. 7, 217.

S. 432. Fehler. NS. 6, 173, 277. Es ist nicht ohne Interesse, mit letzterer Stelle die folgende bei Spinoza zu vergleichen: Es geschieht nichts in der Natur, was man ihr als Fehler anrechnen könnte; denn die Natur ist immer dieselbe und überall eine, und ihre Kraft und ihr Tätigkeitsvermögen ist dasselbe, d. h. die Gesetze und Regeln der Natur, nach welchen alles geschieht, und aus der einen Gestalt in die andere verwandelt wird, sind überall und immer dieselben, und sonach muß es auch eine und dieselbe Weise geben, die Natur der Dinge, welche es auch sein mögen, zu verstehen, nämlich durch die allgemeinen Gesetze und Regeln der Natur. (Ethik, dritter Teil, S. 89 der Übersetzung von Berthold Auerbach.) — Versuch über die Gestalt der Tiere. NS. 8, 261.

S. 433. Morphologie eine neue Wissenschaft. Vgl. NS. 6 293, 446.

S. 434. Große Schwierigkeit. NS. 6, 312 f. — Was ist nun der Typus? Den Gegenstand einer ähnlichen Streitfrage bildet der von Goethe einigemal gebrauchte Ausdruck „Urpflanze“. Oben S. 421 ist darauf hingewiesen worden, daß ihm der Begriff der Metamorphose „damals“, d. h. kurz vor der italienischen Reise und in Italien selbst „unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte.“ Allein diese Bemerkung läßt sich schwer völlig in Einklang bringen mit Äußerungen aus jener Zeit über die Urpflanze, die keine andere Deutung zulassen, als daß Goethe darunter ein konkretes Gebilde verstanden habe. Dies wird bestätigt durch einen — nicht abgesandten — Brief an Nees von Esenbeck, der in dem vor kurzem erschienenen 27. Briefbande unter Nr. 7486 veröffentlicht und wahrscheinlich Mitte August 1816 entworfen worden ist: „In den Tagebüchern meiner Italienischen Reise werden Sie nicht ohne Lächeln bemerken, auf welchen seltsamen Wegen ich der vegetativen Umwandlung nachgegangen bin: ich suchte damals die Urpflanze, bewußtlos, daß ich die Idee, den Begriff suchte, wonach wir sie uns ausbilden konnten.“ Ich finde hierin eine Bestätigung meiner Auffassung, die ich in meinen Arbeiten zur Hempelichen Ausgabe, deren freie Benutzung ich mir hier und da gestattet habe, über die Urpflanze dargelegt habe. (Vgl. 33, LXVI ff.) Darnach hat Goethe, wie eben auch obige Briefstelle bezeugt, ursprünglich unter der Urpflanze die Stammform der Pflanzenwelt verstanden, aber er sah bald ein, daß es eine unerfüllbare Vorstellung sei, „unter dieser Schar“ der ihm in Italien neu entgegentretenden Gebilde, wie er aus Palermo, 17. April 1787 schreibt, die Urpflanze „entdecken“ zu können, und er mußte sich begnügen, die Urpflanze, nach der er in der Natur gesucht hatte, als sein eigenes Geschöpf zu bilden (Neapel 17. Mai 1787). Die Frage nach

dem Begriff der Urpflanze, der offenbar in Goethes Gedankengang eine Umwandlung durchgemacht hatte, steht in ganz untergeordnetem Zusammenhange mit der Frage über seine Stellung zur Abstammungslehre überhaupt, die nach anderen Gesichtspunkten entschieden werden muß.

Ein einziges Mal gebraucht Goethe auch den Ausdruck „Urtier": „wie ich früher die Urpflanze aufgesucht, so trachtete ich nunmehr, das Urtier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Tiers" (NS. 6, 20). Diese Äußerung widerspricht durchaus nicht der hier dargelegten Auffassung; die Annahme gemeinsamer reeller Stammformen, aus denen die verschiedenen Geschlechter sich entwickelt haben, wird dadurch in keiner Weise ausgeschlossen. Auch Darwin spricht von dem „Urtypus aller Säugetiere", von dem „allgemeinen Plane", nach dem sie gebildet seien (Entstehung der Arten, übers. von Bronn. Dritte Aufl. S. 510).

S. 435. Goethe bekennt. Geschichte meines botanischen Studiums. NS. 6, 390 f. — Unauflösbar schien mir die Aufgabe. Das. S. 117. — Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen. Italienische Reise, Padua 27. September 1886. — Er ist überzeugt. NS. 6, 120. — Und umzuschaffen das Geschaffne.... Aus dem Gedicht „Eins und alles". W. 2, 81.

S. 436. Pflanzen und Tiere in ihrem unvollkommensten Zustande. NS. 6, 13. — Wer weiß. Biedermann, Goethes Gespräche 2, 263. — Die Frage Warum? Eckermann, Gespräche 2, 191.

S. 437. In lebendiger Fortpflanzung. NS. 6, 185. — Die Natur kann zu allem. Riemer, Briefe von und an Goethe S. 311.

S. 439. Alles was entsteht, sucht sich Raum. NS. 11, 156. (Spr. in Prosa Nr. 981).

S. 440. Die Bildung selbst. NS. 8, 75.

S. 441. Granit NS. 9, 171.

S. 442. Die Weltanschauung aller solcher. Eckermann, Gespräche 3, 37. — Er traut auch der Natur zu. NS. 10, 87.

S. 444. Schweizer Gletscher. NS. 10, 52. Über die Eiszeit äußert sich Goethe sehr oft: Geologische Probleme, NS. 9, 253. Herrn von Hoffs geologisches Werk, das. 280; 10, 93, 95, 267. Auch in den Wanderjahren, II. Buch, IX. Kapitel, W. 25, 28. — Allgemeine Geschichte der Natur unter der Überschrift [„Bildung der Erde"], NS. 9, 268.

S. 445. Erbittet er sich von Rom aus. SGG. 2, 230. — Den ganzen Komplex der Witterungskunde. Wolkengestalt nach Howard, NS. 12, 7.

S. 446. Instruktion. NS. 12, 203. — Brieflich. Goethes Briefwechsel mit Schultz S. 275. — Über seine Dichterwerke. Eckermann 2, 59. —

Ich bin dadurch zu einer Kultur gelangt. Brief an Frau von Stein 11. Mai 1810.

S. 447. Abhandlung von den farbigen Schatten, NS. 5¹, 101.

S. 448. Der Lichtseite. Campagne in Frankreich, W. 33, 260.

S. 450. Die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben. Konfession des Verfassers, NS. 4, 291.

S. 451. Das klare, reine, ewig ungetrübte Licht. NS. 11, 96 (Sprüche in Prosa, Nr. 994).

S. 452. Die Gegensätzlichkeit der Farben findet Goethe überall in der Natur, auch in der Pflanzenwelt, und es ist für unsere Auffassung charakteristisch, daß er dabei auch auf die subjektive Forderung des Gegensatzes hinweist. So sagt er in einem handschriftlich erhaltenen Aufsatz über Pflanzenfarben, der in Band 5² der W. A. veröffentlicht werden wird: „Der Gegensatz von Grün und Roth wird höchst merkwürdig bey den monstrosen Tulpen: ein Theil des wunderlich eingezackten ja mit Sporen versehenen Blattes bleibt am längsten grün und diese Theile gehen sodann unmittelbar in das schönste höchste Roth über, gerade wie es bey allen chemischen Umwendungen zu beobachten ist und bey der subjectiven Forderung des Auges ebenfalls statt hat. So genau hängen die Wirkungen der Natur zusammen."

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf die Entdeckung hingewiesen, die Goethe in § 678 mitteilt, daß die Phosphoreszenz nur durch blaues und violettes Licht, oder wie wir sagen, nur durch den brechbareren Teil des Spektrums hervorgerufen wird. Diese Entdeckung machte er bereits 1792, wie aus dem Brief vom 2. Juli an Sömmerring hervorgeht. Mehrere Niederschriften hierüber haben sich erhalten, insbesondere auch der Entwurf eines Vortrages über diesen Gegenstand, der gleichfalls in 5² zur Veröffentlichung gelangt.

S. 452. Die Lehre von den farbigen Schatten. NS. 5¹, 115.

S. 453. Beim Sciroccohimmel. Konfession des Verfassers, NS. 4, 291.

S. 454. Daß die Harmonie in dem Auge des Menschen zu suchen ist. Vgl. Diderots Versuch über die Malerei, W. 45, 293 f. Es sei auch noch auf den „Spruch in Prosa" (Nr. 719) hingewiesen: „Wer zuerst aus der Systole und Diastole, zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Prinzipien des Kolorits entdeckt." Nun dieser Entdecker ist Goethe selbst. — Den glücklichen Rückweg zur Kunst. Konf. d. Verf. NS. 4, 308.

S. 456. Erfand im Fluß der Rede am gewissesten. Camp. in Frankr. W. 33, 197. — Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes. S. 395.

S. 457. Es ist vielleicht nicht anmaßlich. Zur Morphologie, NS. 6, 20 f. — Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. Herausgegeben von Karl Bruhns. I, 417 f. — Nur beide zusammen. Analyse und Synthese, NS. 11, 70. — Durch die Pendelschläge. NS. 6, 354. — Er warnt auch den Forscher. Das. S. 349. — Gründlichkeit im Beobachten. NS. 11, 44.

S. 458. Idee ist nach Goethe Resultat der Erfahrung. NS. 11, 158 („Sprüche in Prosa“ Nr. 1016).

S. 459. Das ist die wahre Symbolik. „Sprüche in Prosa“, Nr. 273. — Alle Manifestationen des menschlichen Wesens. Ernst Stiedenroth, Psychologie 2c. NS. 11, 75. — Ohne Einbildungskraft. Eckermann 3, 196. — Goethes Denkweise ist die ideelle. Leben und Verdienste des Doktor Joachim Jungius, NS. 7, 120. — Angeborene Anschauungsweise. Tag- und Jahreshefte, 1811, W. 36, 72. — Das Wahre ist mit dem Göttlichen identisch. Versuch einer Witterungslehre, NS. 12, 74.

S. 460. Erhebung ins Unendliche. NS. 6, 348. — Fragment. Das. S. 302.

S. 461. Helmholtz in der Biographie von Leo Königsberger II, 399. — Exakte sinnliche Phantasie. Ernst Stiedenroth 2c. NS. 11, 75. — Poesie und Wissenschaft. Zur Morphologie, NS. 6, 139, 167.

S. 469. Zu der Romantik. Das Hauptwerk über die Romantik, in dem auch Goethes Verhältnis und Beziehungen zu der älteren Generation derselben eingehend behandelt sind, ist „Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes“ von R. Haym. 1870. Dazu kommen neuerdings Bd. 13 und 14 der „Schriften der Goethe-Gesellschaft: Goethe und die Romantik. Briefe mit Erläuterungen.“ Herausgegeben von Karl Schüddekopf und Oskar Walzel. 1898 u. 99. In den beiden Einleitungen zu dieser wertvollen Sammlung steht natürlich das Persönliche im Vordergrund. Doch kommen auch die sachlichen Berührungspunkte und Differenzen zur Sprache. Dem zusammenfassenden Wort der Herausgeber: „statt sich der Übereinstimmung und ihrer fruchtbaren Folgen zu freuen, schiebt man Zeugnisse der Verstimmung und der Entfremdung in den Vordergrund und verwirft oder vergißt die weit reicheren und erfreulicheren Belege der Einhelligkeit“ konnte sich freilich auch diese Biographie des Dichters nicht anschließen. Von Goethe gilt der Romantik gegenüber vielmehr das Wort Luthers, mit dem er sich von Zwingli schied: „Wir haben einen andern Geist.“ Es ist der Geist der Gesundheit, wie es Goethe selbst so klassisch formuliert hat; im Vergleich mit ihm ist das Romantische wirklich „das Kranke“ (Eckermanns Gespräche mit Goethe vom 2. April 1829). [Z.]

S. 478. Daß Goethe keine formelle Entlassung einreichte, beweist

der Ausdruck des Großherzogs „Äußerungen" und der Goethes „zuvorgekommen". — Der Krach erfolgte schon am 20. März (vgl. Dembowsky, Mitteilungen über Goethe u. s. Freundeskreis, Wiss. Beil. z. Programm des Königl. Gymnasiums zu Lyck 1888/89 S. 8). Die Aufführung fand am 12. April statt. Der Brief vom 31. März an Frau v. Stein lehrt, daß er noch auf einen Ausgleich hoffte.

S. 483. Die so gut wie Ablehnung war. Nach einer Mitteilung, die Ulrike als Greisin Herrn v. Loeper machte, hätte sie geantwortet: wenn die Mutter es wünsche. GJ. 8, 182.

S. 490. Gespräche mit Goethe. Jeder durfte zunächst nur über das mit Goethe sprechen, was ihn anging, bis G. von selber auf andere Themen überging. Wer ihn ablenken wollte durch unzeitgemäße oder ungeschickte Fragen, dem gegenüber umgab er sich mit einem Geheimnis „ou mystifiait impitoyablement le malheureux questionneur", Soret S. 46.

S. 492. Goethes Enkel. Walther, Freiherr von Goethe, widmete sich der Musik; er hat mehrere Kompositionen, namentlich für Gesang, veröffentlicht. Er lebte unvermählt als Kammerherr in Weimar und starb 1885 in Leipzig, nachdem er in seinem Testamente den Nachlaß des Großvaters der Fürsorge der Großherzogin Sophie von Sachsen anheimgegeben hatte, die daraufhin das 1896 eröffnete „Goethe- und Schillerarchiv" in Weimar gründete. — Wolfgang, Dr. juris, betätigte sich philosophisch und dichterisch. Er starb 1883 als preußischer Legationsrat und weimarischer Kammerherr. Mit Walther ist die Familie Goethe erloschen.

S. 493. Ottilie von Pogwisch. „Mme de Goethe avait fini par renoncer presqu' entièrement à la société, pour consacrer toutes ses soirées à son beau-père et pour l'accompagner dans ses promenades" (Soret S. 47). Er lobt außerordentlich ihre Hingebung in Krankheitsfällen, sowie ihre geistreiche und originelle Unterhaltung.

S. 496. Gegen die Jugend noch vermehrt zu haben. Müller nennt am 4. Juli 1824 Goethes jetzige Mitteilungsfähigkeit und -lust zehnfach gesteigert (Dembowsky S. 25).

S. 502. Mochte sein Ruhm vom Mississippi .... Herzog Bernhard fand den „Faust" bei einem Indianer in Ober-Karolina (Goethe an Zelter 28. März 1829).

S. 504. Aufführung der Iphigenie. Goethe wohnte der Vorstellung bis zum 3. Akte bei („Goethes goldner Jubeltag" S. 40).

S. 508. Letzte Äußerung der Frau v. Stein über Goethe. Charlotte v. Stein läßt Ende 1825 für den Enkel Korneliens, Alfred Nicolovius, das Jugendbild „Ihres von uns so hoch verehrten lieben Großonkels", das bei ihr hing, kopieren und freut sich, den Enkelneffen ihres

alten Freundes Goethe „noch vor dem ihr bevorstehenden Salto mortale“ kennen gelernt zu haben.

S. 521. Ist Bergmann geworden. Merkwürdige Ähnlichkeit mit Karl v. Raumer. Dieser erzählt von sich in seiner Geschichte der Pädagogik II, 340: „Die traurige Zeit von 1806 hatte mich krampfhaft ergriffen, menschenscheu gemacht und ganz gestimmt, mich der einsamsten Gebirgsforschung zu ergeben.“

S. 526. Zur Unterhaltung eingestreut. In der ersten Ausgabe standen die beiden Novellen am Schlusse, d. h. also in der Mitte, sie sollten zum 2. Bande reizen. Jetzt, wo das sozial-politische Element und die Makarien-Episode eingeschoben wurde, kamen sie an den Anfang.

S. 548. Verfassung im Geiste germanischen Individualismus. Für den Anfang wohl etwas staats-sozialistisch, weil der Boden verteilt wird ꝛc. Aber der germanische Individualismus wird bewiesen durch die Abneigung gegen die Hauptstadt und dadurch, daß „nur Gleichheit in den Hauptsachen gefordert wird“ (W. 25, 213, 22). Wenn Harnack S. 222 auf Grund der Strophen 25, 224 einen strengen Staatssozialismus findet, so ist dies eine irrtümliche Auffassung. Dort ist ja ein alter Staat! Also zu interpretieren: durch dich gelangen wir zur Frau. — Obrigkeit, die als kollegial gedacht zu sein scheint. Auch die Führung des „Bandes“ ist kollegial:

Du verteilest Kraft und Bürde
Und erwägst es ganz genau,
Gibst dem Alter Ruh und Würde,
Jünglingen Geschäft und Frau.

S. 548. Bestrafung von Verbrechen. Widerspruch: 213, 10: ... finden sie es nötig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworene zusammen; 214, 15: ... bestrafen darf nur eine zusammen berufene Zahl.

S. 549. „Mein Acker ist die Zeit“, war ein alter Spruch Goethes. „... ob ich gleich gestehe, daß mir mein altes Symbol immer wichtiger wird:

tempus divitiae meae, tempus ager meus“

(Br. 12, 99 an Fritz von Stein, 26. April 1797).

S. 558. Sich aus dieser entwickelt haben. W. 24, 244, 15 (2. Buch, 1. Kap.). „Sich entwickeln“ ist perfektisch zu nehmen; sonst gibt es keinen Sinn. Wenn es andrerseits 24, 240, 2 heißt, die Ehrfurcht bringe niemand auf die Welt mit, so ist damit nur gemeint als leicht oder gar von selbst sich entwickelnde Kraft. Der Keim dazu muß vorhanden sein, sonst könnte er nicht durch die Ehrfurchtsreligionen entwickelt werden. „Was im Menschen nicht ist, das kömmt auch nicht aus ihm“ hat Goethe wiederholt bekannt. Damit stimmt es überein, daß Goethe an anderer Stelle (29, 721 H.) dem Menschen eine angeborene Neigung zur Ehrfurcht zugesteht,

daß er sich den Satz zueignet: Il y a une fibre adorative dans le cœur humain (29, 312 H.) und daß er 242, 14 (vgl. auch Trilogie der Leidensch. 79 f.) die „besonders Begünstigten" nur insoweit in Gegensatz zu den andern stellt, als bei jenen die Ehrfurcht sich aus ihnen selbst entwickele.

S. 576. Gestaltung des ersten Monologes. Die angeblich erst auf „der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" ruhenden VV. 86 ff. auch schon in Straßburg. Die VV. 90—94 wird ihm Herder mehr als einmal zugerufen haben.

S. 579. Urfaust — so nennt man die älteste Fassung des Faustfragments, wie es Goethe im November 1775 mit nach Weimar gebracht und wie es sich in einer Abschrift des dortigen Hoffräuleins Luise von Göchhausen erhalten hat. Aufgefunden wurde dieses für die Geschichte und das Verständnis des Faust gleich wichtige Manuskript 1887 in Dresden bei dem Großneffen des Fräuleins, Major von Göchhausen, durch Erich Schmidt, der es noch im gleichen Jahr unter dem Titel „Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift" herausgegeben hat. — Über die Handschriften und ersten Drucke des Faust gibt derselbe in der großen Weimarischen Ausgabe von Goethes Werken, 1. Abt., Bd. 14 und 15, 2 ausführliche Nachricht. Über die letzteren ist das Notwendigste oben im Text selbst mitgeteilt. Nur das sei hier nachgetragen, daß die Tragödie zum erstenmal vollständig erschienen ist noch im Todesjahr Goethes im 41. Band der Cottaschen Taschenausgabe (Goethes nachgelassene Werke. Erster Band 1832). [Z.]

S. 585. Goethe und Lord Byron. „Über Goethes Verhältnis zu Byron" handelt der Aufsatz von A. Brandl im Goethejahrbuch Bd. 20, 1899; dazu vgl. E. Köppels Biographie Lord Byrons in den „Geisteshelden", Bd. 44, 1903. [Z.]

S. 587. Abschluß der „Helena". Ich eigne mir die Interpretation von Pniower (Faust, S. 191) an, daß Goethe den erhaltenen Abschluß der Helena, W. 15^2, 176 ff., meinte.

S. 592. Das erste Faustbuch. Über die Volksbücher, Christoph Marlowes Fausttragödie, die deutschen Volksspiele und Lessings Faustdichtung gibt Kuno Fischer, Goethes Faust. 4. Aufl. Bd. 1. 1902, eingehenden Bericht. Vgl. auch W. Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust. 1878. [Z.]

S. 597. Anstoß genommen. Wilh. Scherer, Aufsätze über Goethe, 1886, will auf Grund von Stilunterschieden, Widersprüchen, verschiedenen Voraussetzungen den ersten Monolog Fausts in zwei Partien zerlegen, von denen die erste älter sei als die zweite. Gegen diese Hyperkritik wendet sich der Text. [Z.]

S. 602. Ein Sendling des Erdgeists. Kuno Fischer hat diese

Ansicht von Mephistopheles als einem Sendling des Erdgeists im zweiten Band seines oben zitierten, sonst vielfach grundlegenden Werkes über Goethes Faust entwickelt. Ich halte sie nicht für richtig, da sie einer ganzen Reihe von Stellen gerade in der „alten Dichtung" Gewalt antun muß, um sich auch nur auf einen Augenblick behaupten zu können. Daher meint denn auch neuerdings Minor (Goethes Faust, 1. Bd., 1901, S. 225) freilich mehr deutlich als höflich: So „fallen alle die windigen Hypothesen zusammen, nach denen Mephistopheles ursprünglich nicht als Teufel, sondern als Diener des Erdgeists eingeführt worden sei. Ein Faust ohne den Bund mit dem Teufel ist ein Unding oder ein Unsinn, der Goethe nie eingefallen ist und nie einem Dichter einfallen konnte, er ist eine frostige Gelehrtentiftelei." Soweit gehe ich freilich nicht; in der Szene „Wald und Höhle" ist es dem Dichter, vielleicht mit Beziehung auf einen älteren Plan, wirklich „eingefallen", aber auch nur in ihr: in der ganzen alten Dichtung, so wie sie uns schon im Urfaust vorliegt, ist Mephistopheles wirklich Teufel. — Sehr schön ist die große Abhandlung von Max Morris über „Mephistopheles" im Goethe-Jahrbuch Bd. 22 und 23, 1901/2; nur ist leider auch ihm — „das weiß man seit lange!" — Mephistopheles der Sendling und Untergebene des Erdgeists. [Z.]

S. 606. Einer großen Disputation. Den Plan dazu geben die Paralipomena 11—20 (Weimarische Ausgabe von Goethes Werken, Abt. 1, Bd. 14). Die im Text geäußerte Vermutung über den Zweck der Szene beruht freilich nur auf dem unsicheren Grund der Schlußworte: „Majorität. Minorität der Zuhörer als Chor." [Z.]

S. 613. Wie sie selbst zerscheitern. In den Straßburger Goethe-Vorträgen (1899) hat Th. Ziegler die Frage, ob Goethe von Anfang an die Rettung Fausts beabsichtigt oder ob er ihn der Hölle habe verfallen lassen wollen, eingehender erörtert. Daß diese Frage im Urfaust und im Fragment noch unentschieden war, erhöhte die dramatische Spannung. [Z.]

S. 622. Weiter ausholen. Dazu vgl. Fr. Vischer, Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts, 1875, S. 151. Dieses Buch, zusammen mit der Verteidigung desselben in Vischers „Altes und Neues", H. 2, 1881, ist wohl das Tiefste, was über Faust geschrieben worden ist. Den Einfluß Vischers wird man im Texte vielfach spüren; deshalb sei hier besonders auf ihn als „Quelle" hingewiesen. [Z.]

S. 638. Fast jedes Wort ein Widerspruch. So Johannes Niejahr: „Die Osterszenen und die Vertragsszene in Goethes Faust", Goethe-Jahrbuch Bd. 20, 1899, S. 190. Er beginnt seinen Aufsatz mit den auffallenden Worten: „Die Kritik hat sich bisher mit den Stücken des ersten Teils des Faust, die der abschließenden Epoche der Dichtung angehören, nur

wenig beschäftigt". Als ob man nicht seit Fr. Vischer wüßte, welche schwierigen Probleme hier liegen. Aber darum darf man doch nicht in jeder Schwierigkeit einen Widerspruch sehen. [Z.]

S. 650. Stelle bei Plutarch. In Plutarchs Biographie des Marcellus cap. 20 ist von Müttern, die die Griechen als Göttinnen verehrten, die Rede. Sie hatte Goethe wohl im Auge, als er Eckermann (II, 118) „verriet, daß er beim Plutarch gefunden, daß im griechischen Altertum von Müttern als Gottheiten die Rede gewesen." [Z.]

S. 652. eines Schellingschen Naturphilosophen. Johann Jakob Wagner aus Ulm, Professor in Würzburg, 1775—1841. Er soll diese Ansicht im Kolleg vorgetragen haben. So H. Düntzer, Goethes Faust, II. Teil, 1851, S. 119. [Z.]

S. 653. Deutung des Homunculus. Veit Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt, 1894, S. 154 ff.: Goethe faßte „den Homunculus ausschließlich als vorläufige und daher an das Glas gebundene Verkörperung der Lebensenergie auf und ließ diese nach einer wirklichen Verbindung mit stofflichen Elementen und einer formgebenden Gestaltung streben". Ebenso in seiner nachgelassenen Schrift „Die klassische Walpurgisnacht", 1901, S. 82 ff. Das Ende des Homunculus deutet er als „Vermählung des Homunculus mit dem Meer" und bezeichnet als Grundmotiv der klassischen Walpurgisnacht „eine Wiederbelebung, die zu einer wirklichen Existenz führen soll." [Z.]

S. 661. Die seltsame Deutung der Sorge ist von Hermann Türck, Eine neue Fausterklärung (II. Zwei der größten Menschenfeinde), 1901, aufgestellt worden; vgl. auch seine Abhandlung „Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust", Goethe-Jahrbuch Bd. 21, 1900. Das Verdienst dieser geistreich durchgeführten, aber unhaltbaren Ansicht liegt darin, daß die Fausterklärung hinfort genötigt ist, mit der Gestalt der Sorge sich ernstlicher, als dies bis dahin der Fall war, zu beschäftigen und sich um die Lösung des durch sie gestellten Problems zu bemühen. [Z.]

S. 661. er wünscht es doch. Daß Goethe ursprünglich daran dachte, Faust nicht nur wünschend, sondern tatsächlich der Magie den Abschied geben zu lassen, zeigen allerlei Entwürfe, in denen es das eine Mal heißt: „Magie hab' ich schon längst entfernt, die Zaubersprüche (Zauberformel) williglich verlernt"; ein andermal in Prosa: „ich mühe mich, das was magisch zu entfernen!" Schließlich beließ er es beim bloßen Wünschen. [Z.]

S. 662. Sozialethik. Diese altruistische, soziale Seite der Kulturarbeit kommt im Faust nur andeutungsweise zu Wort, bei weitem nicht so energisch und entschieden wie in den Wanderjahren. Die Dichtung wurzelt eben doch allzu fest im 18. Jahrhundert. Um so erfreulicher ist, daß sie, als die modernste Tendenz, wenigstens nicht ganz fehlt. In der Betonung der Frei-

heit („auf freiem Grund mit freiem Volke") kehrt Goethe gewissermaßen zu seinen Anfängen im Götz und im Egmont zurück. [Z.]

S. 665. Alles ist da. Der Aufbau des Himmels in der letzten Szene geht auf die Camposanto-Bilder in Pisa zurück, die Goethe aus einem Kupferwerk von Lasinio gekannt hat (Annalen zu 1818, Ende). Vgl. G. Dehio, Alt-Italienische Gemälde als Quelle zu Goethes Faust, Goethe-Jahrbuch Bd. 7, 1886. [Z.]

S. 670. Die Einheit dieses inkommensurabeln Werks liegt einzig und allein in der Person und dem Entwicklungsgang des Dichters, den er den Helden desselben nacherleben läßt. Schließlich gibt das auch der Verteidiger der „künstlerischen" Einheit der Faustdichtung, V. Valentin, in dem obengenannten Werk zu, wenn er sagt: „Die übertreibende Anwendung des Epischen im sogenannten zweiten Teile neben der aus dem Urfaust mit herüber genommenen starken Anwendung des Lyrischen im sogenannten ersten Teil und der echt dramatisch gestalteten epischen Motivierung, wie sie in beiden Teilen in vielen einzelnen Szenen und im Gesamtgange der ganzen Dichtung erscheint, berechtigt wohl, von einer mangelnden Einheit des dichterischen Stiles zu sprechen." Und sehr gut heißt es gleich darauf: „Wie im Urfaust Höhepunkt an Höhepunkt sich reiht, ohne daß das Bedürfnis empfunden würde, die das Einzelne zu ursächlichem Zusammenhange sich reihenden Zwischenglieder motivierend darzulegen, so reiht sich im zweiten Teil Motiv zu Motiv, ohne die Höhepunkte durch eingehendere Behandlung kräftiger und für den unmittelbaren Eindruck zu ihrer Erklärung als solcher Höhepunkte deutlicher zu markieren." — In alledem liegt auch die Schwierigkeit einer Aufführung dieses zweiten Teils, die durch die notwendigen Kürzungen noch erheblich vermehrt wird. Man hat mehr den Eindruck eines seltsamen und schwerverständlichen Spektakulums als einer großen und gewaltigen Dichtung. Und so wird das Theater dem Faust nie ganz gerecht. Denn im ersten Teil sind die Schauspieler nur selten im stande, die ganze Fülle und Tiefe der Goetheschen Gestalten zur Darstellung zu bringen; namentlich der Darsteller des Faust ist vor eine geradezu unlösbare Aufgabe gestellt. Auch Goethe selbst hatte beim ersten Teil das Gefühl, daß er nicht bühnengerecht sei, und so sind seine eigenen Versuche, ihn in Weimar zur Aufführung zu bringen, an der Schwierigkeit der Sache gescheitert. Zum erstenmal wurde ein solcher 1819 in Berlin durch den Fürsten Radziwill privatim vor der Hofgesellschaft unternommen, 1820 fand die erste öffentliche Aufführung in Breslau statt — beidemale in ganz fragmentarischer Gestalt. Vollständig wurde der erste Teil 1829 in Braunschweig durch den Theaterdirektor August Klingemann zum erstenmal aufgeführt; ihm folgten im gleichen Jahr, zu Goethes 80. Geburtstag, eine Reihe anderer Bühnen nach, vor allem auch die in Weimar, hier natürlich doch nicht ganz ohne Mitwirkung des Dichters.

Damit war der erste Teil für die deutsche Bühne bleibend gewonnen. Der zweite Teil war von Goethe von Anfang an mit Beziehung auf „die Freude der Zuschauer an der Erscheinung", also mit Rücksicht auf die Bühnenwirksamkeit gestaltet worden. Aber erst 1849, zur Feier von Goethes 100. Geburtstag, wurde in Dresden unter Gutzkows Leitung die Helenatragödie zur Aufführung gebracht, der ganze zweite Teil fünf Jahre später durch Wollheim da Fonseca in Hamburg. Das Gesamtwerk aber mit seinen beiden Teilen mußte noch einmal zwanzig Jahre warten, bis es 1875 in Weimar durch Otto Devrient auf einer dreigeteilten Mysterienbühne zur Darstellung kam, wobei dieser zugleich die Absicht und die Hoffnung hatte, den Plan des Ganzen als einer einheitlichen Dichtung dem Publikum deutlich zu machen. Heute wird der Faust, der erste Teil häufiger, der zweite selten, auf allen größeren Bühnen Deutschlands aufgeführt, ohne daß sich jedoch die Hoffnung Devrients verwirklicht hätte. Aus dem ersten Teil gehen gerade die Kenner meist nicht voll befriedigt weg, weil die Schauspielkunst so hoffnungslos hinter der gewaltigen Dichtung zurückbleiben muß; und vor dem zweiten Teil sitzt man als vor einem Unverstandenen und vielfach Unverständlichen und ist höchstens gespannt, wie weit die Theatertechnik mit der ihr hier gestellten Aufgabe fertig wird. Vgl. W. Creizenach, Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust, 1881. [Z.]

S. 677. Sein Arzt. Die letzte Krankheit Goethes, beschrieben und nebst einigen andern Bemerkungen über denselben, mitgeteilt von Dr. Karl Vogel, Großherzogl. Sächsischem Hofrate und Leibarzte zu Weimar. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. Berlin 1833. [Z.]

S. 678. Feierlich aufgebahrt. Darüber haben wir einen ausführlichen Bericht von Oberbaudirektor Coudray, der die Ausstellung und Beisetzung zu ordnen hatte, in „Goethes drei letzte Lebenstage. Die Handschrift eines Augenzeugen herausgeg. von Karl Holsten. Heidelberg 1889." Vgl. auch Dr. Karl Wilhelm Müller, Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden, nach den Mitteilungen seiner Freunde dargestellt. Jena 1832. [Z.]

Zu den Titelbildern. Das dem Porträt in Band I zu Grunde liegende Gemälde von Joh. Heinr. Wilhelm Tischbein (1751—1829) entstand während Goethes Aufenthalt in Rom. (Vgl. Bd. I, S. 390.) Am 29. Dezember 1786 schrieb Goethe an Frau von Stein: „. . . Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen." Und am 27. Juni 1787: „Mein Porträt wird glücklich; es gleicht sehr, und der Gedanke gefällt jedermann." Das Original befindet sich jetzt im Städelschen Institut in Frankfurt a. M. — Das Titelbild des zweiten Bandes ist eine

Gravüre nach dem Gemälde von Joseph Stieler (1781—1858), das auf Veranlassung König Ludwigs I. von Bayern gemalt wurde und sich jetzt in der Münchener Neuen Pinakothek befindet. König Ludwig I. war ein begeisterter Verehrer des Dichters. An Goethes 78. Geburtstage überraschte er ihn mit seinem Besuch in Weimar, und ein Jahr später (1828) sandte er seinen Hofmaler nach Weimar mit dem Auftrag, das Bildnis des Dichters für des Königs Privatsammlung zu malen. — Die Inschrift des Blattes, das Goethe auf dem Porträt in der Hand hält, entstammt einem Gedichte Ludwigs „An die Künstler". Die Verse lauten:

Ja! wie sich der Blume Flor erneut
Durch den Samen, den sie ausgestreut,
Zieht ein Kunstwerk auch das andre nach.
Aus dem Leben keimet frisches Leben,
Das zum Werk gewordene Gefühl
Wird ein neues künftig herrlich geben
Selber nach Jahrtausenden Gewühl.

Im Herbst 1818. Ludwig.

Register.

(Das Register erstreckt sich auf beide Bände. Die arabischen Ziffern ohne Beifügung einer römischen bedeuten die Seitenzahlen des ersten Bandes; die Verweisungen auf den zweiten Band sind durch eine römische II kenntlich gemacht.)

Franz Grillparzer.

Sein Leben und seine Werke

von

August Ehrhard,

Professor an der Universität zu Clermont-Ferrand.

Deutsche Ausgabe

von

Moritz Necker.

Mit 12 Porträts und 2 Facsimiles.

1902. 34 Bog. 8°. Geh. 6 ℳ 50 ₰. Eleg. geb. 7 ℳ 50 ₰.

„Man liest es mit Genuß von der ersten bis zur letzten Seite ... ein scharf umrissenes, aus dem besten Material, den authentischen Äußerungen nämlich, hergestelltes Bild von der Persönlichkeit Grillparzers nach der menschlichen, wie nach der künstlerischen Seite hin. ... Die biographischen Kapitel, von geradezu romanischer Klarheit und Eleganz, ... geben ein Bild von dem Lebensgange, wie den Gesinnungen des weichen, unwirschen Mannes, das man so gerne auf sich wirken läßt wie die Züge der reichlich beigegebenen Porträts." **„Neue freie Presse, Wien."**

„Nicht nur die umfangreichste, sondern auch mit die beste Arbeit über Grillparzer." Prof. **Joh. Volkelt** in „Bühne und Welt".

„Das sehr hübsch ausgestattete Buch ist entschieden als die beste der bisherigen Grillparzer-Biographien zu rühmen und zu empfehlen." Prof. **Max Koch** im „Janus".

„Sollte in keiner Bibliothek eines Deutschlehrers, in keiner Lehrer- und in keiner Schülerbibliothek fehlen." Dr. **Ad. Matthias** in „Monatsschr. f. höhere Schulen".

„Die deutsche Bearbeitung ist noch wertvoller als das ursprüngliche Buch. Schon die sehr schön ausgeführten Bilder- und Facsimile-Beigaben aus den Schätzen des Grillparzermuseums bilden eine wirkliche Bereicherung; aber auch der Text zeugt durchgängig von dem liebevollen Bemühen Ehrhards wie Neckers sich mit dem früher Erreichten noch nicht zufrieden zu geben." **„Litterar. Centralblatt."**

„Wir haben nun die Würdigung eines deutschen Dichters empfangen, die seiner Bedeutung in biographischer wie kritischer Hinsicht gleich gerecht wird." **„Westermanns Monatshefte."**

Henrik Ibsen

von

Roman Woerner.

In zwei Bänden.

Erster Band. 1828—1873.

1901. VII, 404 S. 8°. Geh. 8 M.; in Leinenband 9 M.

„Woerners Buch ist nicht nur gründlich, es ist auch gut. Wir erfahren alles, was für eine Vorbereitung für die einzelnen Dramen wissenswert ist, Menschliches und Künstlerisches."

Fritz Mauthner (Berl. Tageblatt.)

„Roman Woerner hat seine Aufgabe glänzend gelöst; nicht etwa nur als Philologe und Litterarhistoriker . . . sondern auch als feinfühliger Aesthetiker, der das innerste Wesen der modernen Dichtung mit glücklichem Instinkt erfaßte und zum Ausgangspunkt einer fruchtbaren Kritik machte. Und endlich als gestaltender Künstler, insofern er den Werken des Dichters beständig dessen Leben als Kommentar unterlegte und all' die tausend Fäden, die jede Dichtung als Beichte, jeden poetischen Charakter als Krystallisierung eines inneren Erlebnisses des Schoffenden erkennen lassen, für jedes Auge sichtbar machte. Aber das Alles ohne Künstelei, ohne alles geistreichelnde Hineininterpretieren mit wohlthuender Einfachheit, mit einer überzeugenden Selbstverständlichkeit . . . Eine wohlthuende Wärme durchdringt das ganze Buch . . . Man merkt überall, daß aufrichtige Liebe zu einem Großen Roman Woerner die Feder führt. . ."

Edgar Steiger („Litterar. Echo.")

„Ein ganz vortreffliches Buch, das wir von Kapitel zu Kapitel mit steigendem Interesse gelesen haben. . . Es ist ganz selbständig, es geht weder von einer Überschätzung noch einer Unterwertung des großen nordischen Dichters aus, sondern der Verfasser tritt einfach mit klarem ästhetischem Verstande und mit rein wissenschaftlichen Principien ruhig an Ibsens Leben und Werke heran. Wir erwarten mit Vergnügen den zweiten Band; wenn er sich auf der Höhe des ersten halten wird, so dürfte Woerner „das Buch über Ibsen" geschrieben haben."

Dr. **Alb. Geßler** (Basler Nat.-Zeitung.)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München.

Dr. **Adolf Matthias,**

Geh. Reg.-Rat und vortragender Rat im Kultusministerium zu Berlin.

Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin?

Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.

4. Auflage.

284 S. Elegant gebunden 4 M.

Wie werden wir Kinder des Glücks?

2. Auflage.

220 S. 8°. In Geschenkband 4 M.

Lebensbücher voll edler Kraft und Feinheit, welche nicht der modernen Kulturphrase dienen, sondern der wahren menschlichen Kultur, und welche eine noch viel weitere Verbreitung verdienen, als sie bereits gefunden haben. Der bekannte Ethiker Friedrich Paulsen nennt Matthias' „Benjamin" „ein Buch voll gesunden Menschenverstandes und schlichter Weisheit, voll ernsten Sinnes und guter Laune". Es sind davon rasch 4 starke Auflagen nötig geworden.

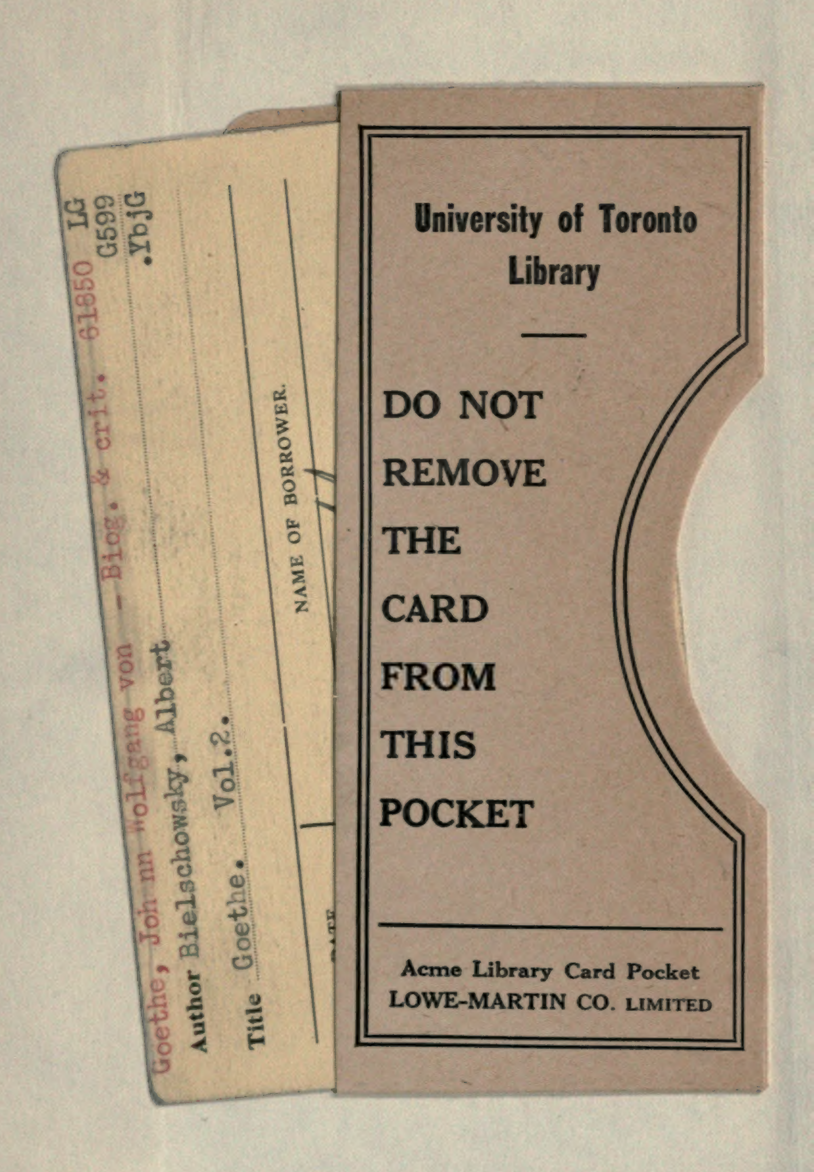
Frauentrost.

Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen.

1.–4. Abdruck. 127 Seiten eleg. kart. 1 M 80 ₰

Verständlich und verständig will dies reiche und reine Buch eine Vertiefung und Verinnerlichung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern, eine klarere Erkenntnis und eine gerechtere Beurteilung weiblichen Wesens und Wertes anbahnen. Nicht im Sinne der modernen Frauenemanzipation, noch weniger im Sinne des maßlos mißverstandenen und mißbrauchten „Er soll dein Herr sein" versucht dies in vollendet schöner Sprache geschriebene Buch, dem Weibe zu geben, was des Weibes ist, und im Weibe das Weib zu befreien.

744.


Goethe, Johann Wolfgang von — Biog. & crit. 61850 LG
G599
.YbjG
Author Bielschowsky, Albert
Title Goethe. Vol.2.
NAME OF BORROWER.
University of Toronto Library
DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED